




HARVARDIANA
ET
VE RI
TAS
CHRISTO
ECCLESIAE
ACADEMIA IN NOV ANG

Die

Epigonen.

Erster Band.

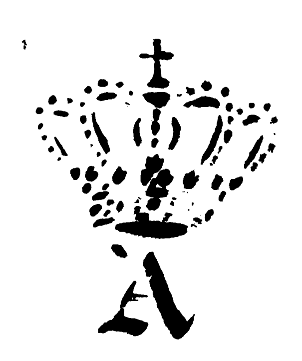
Leipzig,
Druck und Verlag von Otto Wigand.
1846.

Die

Epigonen.

Erster Band.

Leipzig,
Druck und Verlag von Otto Wigand.
1846.



An

Arnold Ruge.

Heute, mein lieber Freund, sind es gerade drei Jahre, daß ich Ihnen den Schlag *mittheilte* der unsere Jahrbücher getroffen. Fröhlich und heiterer Dinge fand ich Sie in Halle im Kreise alter Freunde, bemüht, Herwegh humoristischen Trost zuzusprechen wegen seiner unwillkührlich beschleunigten Heimreise: Sie ahnten es nicht, daß Sie alsbald selber solche Tröstungen brauchen könnten.

— — — — — — —

Wir machten noch einen Rettungsversuch, obschon wir wußten, daß die Zeit noch nicht gekommen, das deutsche Volk und seine Vertreter von dem innigen Zusammenhang ihrer allgemeinen Wünsche und unserer wissenschaftlich kritischen Arbeiten zu überzeugen, und obschon wir uns selbst sagten: daß wenn dies auch gelänge, es dennoch unmöglich sein würde, den im Schicksalsbuch zu Frankfurt geschriebenen Richterspruch umzustoßen. Aber wir wollten die Richtigkeit unserer Ansicht beweisen — und die sächsische Kammer hatte sie bald glänzend gerechtfertigt! —

In unserm theuren Vaterlande lebten kaum dreihundert Männer die der plötzliche gewaltsame Todesfall ernstlich berührte. Man nahm kaum Notiz davon und gewiß Niemand würdigte die Mühen, Kämpfe und Plackereien die wir bestanden.

Aber wir trösteten uns und riefen einander im Stillen zu: le roi est mort, vive le roi! —

Sie zogen fort, das Herz voll Zorn und fest gewillt, aus freien Höh'n Ihre Gedankendonnerkeile auf alle Schlafmützen Deutschlands zu schleudern.

Sie scheiterten! Sie mußten scheitern. Auch an der Seine giebt es nur wenige Spartaner und mit dem fanatischen Communismus konnten Sie nicht Hand in Hand gehen. Wer könnte das auch? Ist nicht die Freiheit die schöne Tochter der Bildung und bleibt nicht jedes Bemühn, der Menschheit einen bestimmten Zustand gewaltsam aufzudrängen, den man im eignen einsamen Hirn ausgeheckt, eine beschränkte und dünkelvolle Barbarei, welchen klangvollen Namen man diesem Zustande auch beilegen mag? Doch auch ihn wollen wir gewähren lassen; denn vermag er der Welt auch nicht das Glück zu bringen, das er verheißt, so wird er doch im Zusammenwirken mit anders gerichteten Kräften seinen Theil beitragen zur Entwickelung der Geschichte. —

Während Sie an der Seine nähere und entferntere Geistesverwandte aufsuchten und studirten, bittere und süße Erfahrungen machten, endlich am Züricher See Ihre Hütte aufschlugen, um uns mit der Frucht Ihrer Muße, den Studien und Erinnerungen oder „zwei Jahre in Paris" zu beschenken, sicher einer der bedeutendsten Erscheinungen, welche die deutsche Presse in jüngster Zeit in die Welt geschickt, habe ich im lieben Vaterlande, wo das Leben noch immer so einförmig und todesmüde dahin schlich, den Versuch gemacht, eine Vierteljahrsschrift in censurfreien Bänden zu begründen und mich bemüht, die zersprengten Kräfte unserer Jahrbücher und ihren Nachwuchs zu neuer Arbeit in entsprechendem, wenn auch wesentlich anderem Sinne auf's Neue zu vereinigen.

Es ist mir schlecht bekommen! Mein Glaube, Deutschland könne und dürfe sich der Hoffnung überlassen sich demnächst die ganze Preßfreiheit wiedergegeben zu sehen, ist zerronnen. Ja, mein Freund, wir sind schon oft recht dumme Teufel gewesen und haben geglaubt — gehofft — geharrt — blos weil wir es wünschten, während doch nicht das geringste Zeichen uns dazu berechtigte. Nur mit Schamröthe nehme ich den ersten Band meiner Vierteljahrsschrift, — der am 1. May 1844, frisch und gesund, voll Muth und Zuversicht, in die Welt sprang, — zur Hand, und lese die Zeilen:

„Zwar wissen wir, der Sommer ist es nicht,
Noch Größres bleibt die künft'ge Zeit uns schuldig,
Nach dem das Herz sich sehnet ungeduldig
Gleichwie das Auge nach dem Licht.
Doch kommt auch dies! Die Knospe muß ja reifen,
Es muß der Kern die Hülle von sich streifen,
Der Wille führt die Thaten doch herbei:
Und immerdar ein Sommer folgt dem Mai!"

Spurlos ging dieses Buch an der deutschen Literatur vorüber; nicht eine Feder begrüßte es! Wie verblendet mußte ich sein, um nicht gleich enttäuscht zu werden? Und sind wir's jetzt?

Von all' den Reformen, die Deutschland so lange schon erwartet, von mündlich öffentlicher Rechtspflege, Preßfreiheit und Theilnahme am Staate überhaupt, kann ja keine Rede sein, wo Adel und Klerus die einzigen Stützen des Thrones sind und bleiben sollen; wo trotz aller konstitutionellen Redensarten der Wille des Volkes, und selbst wenn er sich wiederholt einstimmig ausspricht, unbeachtet über die Breter zieht und spurlos verhallt. Und nennen wir die Lüge Lüge, das Dogma der Kindheitszeit kindisch, die Gewalt Gewalt, den Mord Mord, so verfährt man noch ebenso wie die Athener die den Anaxoras verbannten und sein Buch verbrannten weil es durch die Lehre, daß in der Natur Gesetze herrschen, das Ansehen der Götter untergrabe.

Ja, mein Freund, ich bin abermals verboten. Kaum 18 Monate gelang es mir die Existenz eines Werkes zu fristen, das in Bänden über 20 Bogen erschien, und rein wissenschaftlich gehalten wurde. Wie könnte Deutschland da noch einen Augenblick wähnen, die gegenwärtige Macht sei im Stande die Preßfreiheit zu gewähren, wo selbst diese Form von ihr mit dem Interdikt belegt wird.

Sie werden mir erwidern: das hätt' ich Ihnen vorher sagen können!

Meine Antwort darauf ist: dieser erste Band der

„Epigonen."

So lange es noch Blei zu Lettern in der Welt giebt, so lange mein Wille noch eine Setzerhand, einen Preßbengel in Bewegung zu setzen vermag, so lange gehört meine ganze Kraft der Emporbildung meines Volkes zur Freiheit. Es ist doch keine Sisyphusmühe, und wenn uns der lastende Stein, den wir abwälzen wollen, auch zehnmal entgleitet, endlich erreichen wir dennoch den Gipfel und lassen ihn jenseits in die Tiefe rollen.

Ich erwarte Sie bald auf diesem Kampfplatze, und hoffe Sie im Frühjahr an den Ufern der Pleiße wiederzusehen

Ihr

Otto Wigand.

Die Epigonen.

An großen Wendepunkten angelangt gleicht die Geschichte einem guten Redner, der wenn er zu sprechen beginnt, den Sinn seiner ganzen Rede in einen kurzen schlagenden Satz zusammendrängt, dessen Worte er absichtlich so auffallend, so paradox als möglich wählt, um die Aufmerksamkeit der Hörer zu fesseln und ihnen sein Thema unvergeßlich einzuprägen. In wenigen Jahren wickelt sich dann eine Reihe ungeheurer Ereignisse ab, deren Uebergänge zu einander so schroff, deren Intervalle der Zeit nach so gering, aber der Länge des Weges nach, den die thatenzeugende öffentliche Meinung von einem bis zum andern zurückzulegen hat, so riesig sind, daß es scheint, als hätte das Volk, welches dabei im Vordergrund der Bühne steht und die Hauptrolle spielt, plötzlich geistige Siebenmeilenstiefel angezogen. Bald aber ist die große Rednerin Geschichte mit ihrem Thema fertig, mit dessen Ausführung sie vielleicht Jahrhunderte zu thun hat. Die welterschütternde Bewegung wird mit derselben reißenden Schnelligkeit rückläufig und scheint sich in kurzer Frist auf das Gründlichste selbst widerlegt zu haben. Doch dies ist nur Schein. Sie holt nur aus um an das Vorhandene, Geltende anzuknüpfen, und Schritt vor Schritt den unwiderleglichen Beweis zu führen, daß die Behauptungen im Thema, richtig gefaßt, nicht so schroff und wunderbar sind, als sie klangen und mit ihrer Wahrheit das ganze gegenwärtige Leben bereits thatsächlich durchdrungen haben.

Als ein solches schroff ausgedrücktes Thema steht an der Schwelle unseres Zeitalters die Revolution. Von allen vorwärts gerichteten Bestrebungen der Gegenwart ist auch nicht eine, die nicht in

ihr, zuweilen nur mit sparsamen, aber immer mit deutlichen und energischen Zügen angedeutet wäre. Natürlich; denn sie war ja der ausnahmslose gewaltsame Bruch mit der ganzen Vergangenheit, und wovon sich Frankreich losriß, davon suchen wir uns jetzt langsam Schritt vor Schritt aber gründlich abzulösen.

Frankreichs beste Köpfe sind dem Geiste der Revolution, welcher die ganze alte Welt auflöste mehr oder minder untreu geworden. Die Einen machen einen Strich mitten durch das größeste Jahrzehend ihres Landes und erklären sich bis zu demselben, d. h. bis zum Beginne des Konvents, für die unbedingten Jünger ihrer Lehren, verwerfen aber Alles, was über ihn hinausliegt als eine exaltirte Bewegung, die ihr vernünftiges Ziel überflogen. Die Andern sind gerade die Männer der Republik, predigen begeistert das Lob des Konvents und verwünschen weiter nichts, als die Bestrebungen des verbündeten Europas, die ihn zu seinen blutigen Uebertreibungen genöthigt und denen sie einzig und allein den schmählichen Untergang ihres Ideals schuld geben. Doch auch sie brechen den Stab über den momentanen Gipfelpunkt der Bewegung, über den allerdings barocken und fratzenhaften Vernunftgottesdienst und Atheismus und den Schwindel der vollendeten Gleichheit, ohne die Natur und den Zusammenhang dieser Erscheinungen zu begreifen. Noch andere endlich sehen die ganze Revolution an als das verunglückte Experiment der Philosophie, ihre Grundsätze auf politischem Wege zu verwirklichen, für einen gescheiterten Versuch, der die Unmöglichkeit und Unwahrheit des so gestellten Themas, vor allen aber die Ohnmacht politischer Reformen überhaupt beweise, die Menschheit zu beglücken, was man jetzt vielmehr, mit völliger Gleichgültigkeit gegen die Staatsform, durch philosophische Konstruktion der Gesellschaft, durch den Socialismus, erarbeiten müsse und könne. Diese vergessen es so ganz, welches Grundwesen eigentlich ohne Ausnahme in allen den alten Lebensgestaltungen und Zuständen steckt, welche die Revolution aus ihren Angeln geschleudert hat, wenn es auch mehr oder minder verkappt war, daß sie gerade dieses Wesen für das Wesen ihrer eigenen socialistischen Bestrebungen erklären, für die sie stets mit Eifersucht die Eigenschaft der Christlichkeit in Anspruch nehmen.

Wir haben die Erbschaft jenes großen Kerngedankens angetreten, den Frankreich, nur einzelne Früchte desselben würdigend, als Uebertreibung verschmäht. Wir haben ihn zu dem unsrigen gemacht, nachdem wir uns zuvor klar geworden, warum er bei seinem ersten Durch-

bruch noch nicht zu siegen vermochte, und nachdem wir so erkannt, daß es falsch ist, die Restauration für eine Widerlegung der Revolution zu halten.

Die Restauration ist freilich eine Widerlegung der Revolution, aber nicht eine Widerlegung ihres Wesens sondern nur ihrer Fratze.

Wer mag es leugnen daß Robespierre's Dekretirung des höchsten Wesens — denn schon unter ihm beginnt ja die Restauration — und noch mehr Napoleon's erfolggekrönte Herstellung des Kultus, eine Widerlegung des Anacharsis Klootzischen[1]) Atheismus und Vernunftkultus war?

Aber welche Vernunft setzte man an die Stelle Gottes und wie war man atheistisch? Es war ein religiöser Atheismus und Natur und Vernunft stiegen auf den Thron in Gestalt eines zur Hälfte nackten zur Hälfte komödiantenhaft ausstaffirten Weibsbildes!. Freilich wurde der kurze Traum der Freiheit kräftig widerlegt von dem Säbel in der Faust eines kühnen Soldaten, aber diese Freiheit, sie war eben nur der wilde Traum von ihr, eine sich selbst knechtende Fieberphantasie von der Zukunft, die dem Despotismus den Pfad mit Menschenköpfen pflasterte.

Die Revolution war das Kind der Aufklärung und die Aufklärung war noch keinesweges die wirkliche Klarheit, sondern nur das erste Durchsichtigwerden der dichten Nebel der Tradition. Sie war noch nicht die gründliche Ueberwindung der fesselnden Dogmen und der auf ihnen beruhenden Zustände, noch nicht ihre Auflösung durch Erkenntniß ihres Wesens, sondern nur das Gefühl ihres Drucks und ein vorläufiges, man kann sagen voreiliges Abschütteln derselben.

Voltaire und sein Zeitalter verspotteten die Dogmen und stießen sie von sich, erkannten sie aber nicht, konnten sie nicht erkennen. Doch die mysteriöse Macht die sie höhnten, von der sie mit einem Ruck mühelos frei zu sein glaubten, fand nicht allein in ihnen selbst noch manchen geheimen Zufluchtswinkel sondern lebte besonders in der Menge noch kraftvoll fort und als ihre Ideen den Versuch machten, sich in Thaten zu übersetzen, mußten sie schnell genug die zähe Stärke der vernachlässigten und nur scheinbar abgeworfenen Fesseln erfahren.

Die Aufklärung wußte nur zu verneinen, aber noch nichts oder doch nur selbst wieder Haltloses, Phantastisches, wie z. B. einen nie dagewesenen seeligen Naturzustand, eine Religion des reinen Herzens

---

1) Es ist höchst bedeutsam, daß ein Deutscher diese Rolle spielte.

an die Stelle zu setzen. Sie verwarf die Dogmen, aber anstatt ihre Naturgeschichte zu erforschen, sagte sie irrthümlich, sie seien Unsinn, und ließ so das große Räthsel ungelöst, wie die Menschenvernunft zweier Jahrtausende in ihnen ihre Befriedigung habe finden können, weil sie selbst es nicht zu errathen vermochte. Was sollte das Volk dazu sagen wenn z. B., wie es in der Periode der Aufklärung in Deutschland vielfach vorgekommen ist, der aufgeklärte Herr Pastor, der mit Gottes Wort nichts mehr anzufangen wußte und es ohne Weiteres bei Seite legte, ihm Sonntags eine Predigt hielt über den Kleebau, über die Klauenseuche, über Bienenzucht, über die beste Manier Schweine zu mästen und dergleichen mehr? Auch war die Aufklärung, abgesehen von ihrer Unvollständigkeit, auf viel zu enge Kreise beschränkt, um schon eine dauernde neue Schöpfung hervorbringen zu können. Die Wissenschaften, ihre Vermittler, waren noch fast ausschließlich den Gelehrten zugänglich, eben so die feineren Genüsse des Lebens, welche die aufblühende Kultur darbot und die bei denen, die ihrer theilhaftig zu werden vermochten, einen Hauptanstoß gaben zum Bruch mit der Satzung. Die geistige und leibliche Stellung des Volks hatte sich gegen die im Mittelalter und der Reformationszeit fast gar nicht geändert und wie konnte es sich in gleich gebliebenen Zuständen auf die Dauer losreißen von dem Glauben an himmlische und irdische Autoritäten, der mit ihnen in der innigsten Verbindung stand? Ferner, muß man fragen, war denn die Wissenschaft von der Natur und die Macht über die Natur durch die Erfindungen schon ausgebildet und stark genug, um das vom Dogma gebotne Geständniß der menschlichen Unwissenheit, um die von der Religion verlangte Demuth gegen eine geheimnißvolle, jeden Augenblick mit möglichen Gefahren hereindrohende Macht, so wie jetzt stolz ablehnen zu können durch einen Hinweis auf die errungene Erkenntniß des Alls und der Wunderunmöglichkeit, auf die Ueberwältigung der Elemente durch die List der Mechanik?

Allerdings beruhte die Aufklärung auf wissenschaftlicher Erkenntniß, auf der Verschönerung des irdischen Lebens durch die von Industrie und Welthandel gewährten und verallgemeinerten Genüsse; allein weder war jene Erkenntniß ausreichend, dem Geiste der alten Zeit den Grund unter den Füßen aufzulösen, noch war diese Verallgemeinerung der Lebensgenüsse ausgedehnt genug, um auch die Massen dem Irdischen zuzuwenden und sie demnächst zu einer vernünftigen Gestaltung ihres Staatslebens, zur Erringung und Festhaltung eines neuen Rechtszu-

standes zu bewegen, von dem sie selbst noch gar keine, die Praktiker der Aufklärung aber, die Männer der Revolution, nur eine abenteuerliche Vorstellung hatten, wenn sie auch sehr gut wußten, was verneint, was abgeschafft werden müsse.

So mußte denn die Revolution mit allem Positiven, mit allen ihren Neuschöpfungen nothwendig scheitern.

Mit ihrer Negation aber, mit der Vernichtung des Leibes, in dem der alte Geist gewohnt, hat sie triumphirt und ist sie nur scheinbar gescheitert.

Freilich ist dieser Geist zurückgekehrt, aber er ist, was das leiblos Zurückkehrende nur sein kann, ein revenant. Die Monarchie war unter der Charte ein Schatten, der sich nur auf den Schlachtfeldern von Leipzig und Waterloo am Herzblut des eignen Volks einen kurzen Lebensschein getrunken, gleich den Schatten im homerischen Todtenreich, und die Monarchie ist ein Popanz unter dem Barrikadenkönig der Bourgeoisie, die ihre Geldsäcke nicht besser zu sichern wußte, als hinter dem schnell gekrönten Nabob des Landes. Die Kirche wurde freilich wieder hergestellt durch das Napoleonische Konkordat, aber als was? Als eine Puppe in der Hand des Diktators, die er bald zu Knalleffekten und pompösen Aufzügen brauchte, bald wieder in den Winkel warf und mit Füßen trat. Eine Kirche, die vom Gnadengehalt des Staats lebt, ist eben — pensionirt. Die Revolution hat der Kirche sowol in Frankreich durch die Konfiskation der Güter der Geistlichkeit, als in Deutschland durch ihre unmittelbare Folge, die Säkularisation der Kirchenstaaten zu Gunsten der weltlichen Fürsten, für immer den Leib genommen, und sie, wie es schon die Reformation theilweise gethan, zu einer unsichtbaren, in der wirklichen Welt haltlosen verflüchtigt.

Nur eine Arbeit blieb noch zu thun. Dieser Geist, der sich vergeblich bemühte, wieder Fleisch zu werden, der mannichfache Vermummungen versuchte, um unter den Lebendigen Aufnahme und Daseinsrecht zu erlisten, der als Romantik und Rokoko die letzten Scheintriumphe feiert, dieser Geist mußte des mysteriösen Wesens, durch das er noch immer die Herzen beschlich, entkleidet, in seiner innersten, dem ganzen Sinn der neuern Zeit schnurstracks entgegenstehenden Natur erkannt, bei seinem rechten Namen gerufen und beschworen, vom neuen Geiste begriffen und so in ihn zur ewigen Ruhe bestattet werden.

Diese Arbeit, die Ergänzung der französischen Revolution und die Anbahnung ihrer Vollendung, hat der deutsche Geist übernommen und zum großen Theile durchgeführt.

Damit ist nicht gemeint, daß die übrige Welt nur zugesehen habe. Im Gegentheil, man könnte es eher noch behaupten von den Deutschen, die sich jener Leistung unterzogen, daß sie Zuschauer gewesen. Alle gebildeten Völker arbeiteten zusammen auf das eine Ziel los, ohne es im Auge zu haben. Sie ließen jenen Geist scheinbar ungestört sein Wesen treiben, ohne mit Bewußtsein feindliche Gesinnungen gegen ihn zu hegen, führten aber mittlerweile den Riesenbau der jetzigen Kultur auf, in der sich die Wissenschaft den bisherigen Thron der Allwissenheit, die Industrie und Mechanik die Stelle der Allmacht, der vertausendfältigte irdische Lebensgenuß den Rang und die Würde der himmlischen Seeligkeit erobert hat. Wir aber haben, diese großen Erscheinungen überschauend, ihren Sinn, ihre tiefe Gesammtbedeutung, ihre geräuschlos aber unwiderstehlich vernichtende Gewalt begriffen, ausgesprochen und in eingestandner feindlicher Absicht gegen die alte Welt geltend gemacht.

Den Verlauf dieser Arbeit und ihre Phasen von Hegel bis jetzt hier darzulegen, ist nicht meine Absicht, zumal es in A. Ruge's Studien und Erinnerungen (II. Bd. S. 1—134) mit schöner Schärfe und Durchsichtigkeit geschehen ist.

Hier fragt sich's nur, wie weit sie gediehen ist, welchen Wendepunkt sie erreicht hat und welche neue Bahn wir gegenwärtig einzuschlagen haben.

Die Religion ist erkannt als das Surrogat der Natur- und Selbsterkenntniß hinsichtlich ihrer Dogmen, als das Surrogat eines befriedigend geordneten Lebenszustandes hinsichtlich ihrer Gebote und Verheißungen. Wir haben mit ihr und der Theologie unmittelbar eigentlich nichts mehr zu schaffen und können sie hinter uns liegen lassen, um ruhig zuzusehen, wie allmälig das auf den Höhen der Wissenschaft Errungene in die Tiefen hinabdringt und zum Eigenthum der Masse verarbeitet wird. Wir dürfen nicht ungeduldig werden, wenn das Volk uns weit hinten nachhinkt, nicht glauben, daß jene große Arbeit erfolglos an ihm vorübergegangen sei. Es folgt uns, langsam zwar, aber sicher; das beweist die religiöse Bewegung der Gegenwart, welche, wie anderwärts ausführlich gezeigt wurde, sich selbst noch unklar darü-

der, aber nichtsdestoweniger unverkennbar demselben Ziele der völligen Befreiung zustrebt. Hat einmal der Kopf das Licht der Welt erblickt, so ist das Schwerste der Geburt überstanden.

Die Philosophie ist erkannt als eine abstrakte Form der Religion, als eine Art Mythologie, die an Stelle menschenähnlicher Phantasiegestalten, leiblose Allgemeinheiten, Ideen setzt, sie in die unverstandene Welt hineinlegt, um diese aus ihnen herauszuerklären; als das Surrogat einer allgemeinen wirklichen Wissenschaft, die alle Wissenschaften zu einem gegliederten Ganzen zusammenfaßt. Diese Erkenntniß aber ist noch weit davon entfernt, so gründlich verarbeitet und zu so weiter Annahme gebracht zu sein, wie die der Religion. Noch selten ist sie mit unumwundenen Worten ausgesprochen worden. Hier ist zweierlei zu thun: erstens aus der ganzen Geschichte der Philosophie den Beweis dafür zu führen, zweitens das zu verwirklichen, wovon sie das Surrogat ist, die allgemeine Wissenschaft. Zu Letzterem sind jüngst bedeutende Ansätze gemacht. Die populären Darstellungen der einzelnen Wissenschaften sind die Vorarbeiten dazu, und Bücher, wie Burmeister's „Geschichte der Schöpfung" und neuerdings das herrliche Geschenk, das Deutschlands größter wissenschaftlicher Heros, A. v. Humboldt, uns mit der gesammelten Erndte seines langen und ewig jungen Lebens im „Kosmos" gemacht hat, die ersten Versuche, die ganze Errungenschaft der menschlichen Forschungen zu einer Wissenschaft zusammenzufassen. Auf diesem Gebiet ist noch unendlich viel zu thun, und hierher haben sich die Kräfte hauptsächlich zu wenden, die sich durch Religion, Theologie, Philosophie völlig hindurchgearbeitet haben, denn sie bringen hiezu ein neues Licht mit, durch welches Naturlehre und Geschichte, als eine und im Wesen dieselbe Wissenschaft, eine ganz neue Wirksamkeit gegen das erlangt, was sie bisher und in den Händen Andrer gleichgültig bei Seite liegen ließ.

Der Glaube an die Philosophie als eine wirkliche Wissenschaft und wirksame Förderin des Menschenwohls ist aber noch sehr allgemein verbreitet und durchdringt die meisten Bestrebungen der Gegenwart mit seiner leiblosen Allgemeinheit und Verkehrtheit, so richtige und materiell begründete Zwecke dieselben auch theilweise verfolgen mögen. Liberalismus, Sozialismus, Kommunismus sind nichts anderes als neue Inkarnationen der Philosophie und was an ihnen Phrase, bodenlose Phantasterei, hochtrabender, aber hohler Idealismus, tugendsame Gewaltthätigkeit gegen die Menschennatur, kurz was an ihnen verkehrt

und verdreht ist — und es ist nicht der kleinere Theil — das ist eitel Philosophie.

Das Wesen der Philosophie ist der Irrthum, daß das Allgemeine das Erste, Höhere, Bessere und daher Maßgebende gegen das Einzelne sei. Sie ist blind für die Entstehung des Gedankens, der Idee, des Artbegriffs, und anstatt einzusehen, daß er aus der unendlichen Menge von Einzelwesen durch Zusammenstellung und Symbolisirung ihrer Aehnlichkeiten abgeleitet ist, macht sie ihn zu der Substanz, aus dem das Einzelne geworden, zum Schöpfer, zum Gesetz, zur Richtschnur des Letzteren. Sie hat somit eine und dieselbe Wurzel mit der Religion, und wie diese das Ich, den lebendigen bestimmten Menschen verachtet, als sündlich verdammt um nur dem Geiste Werth beizumessen, so erklärt Jene, die Philosophie, das Einzelne und die Einzelnen für unwahr und will sie knechten unter einer allgemeinen Wahrheit. Diese Knechtung, welche sie eine Befreiung nennt, ist beim Liberalismus die angestrebte Vernichtung der Persönlichkeit in die Substanz des Staats hinein, der allein Herr, Wille und Gesetz sein soll; beim Sozialismus und Kommunismus der Gewaltversuch, das Aufgeben seiner selbst zum Hauptgenuß zu machen und an Stelle der naturnothwendigen Selbstsucht, welche, angemessen geordnet, zur Gesammtbefriedigung führen kann, eine chimärische allgemeine Menschenliebe zur Haupttriebfeder alles Handelns zu machen. — Dies sollen natürlich und flüchtig andeutende Umrisse sein. Ihre Ausführung ist eben die Arbeit die noch als Aufgabe vor uns liegt.

Das ist der Weg, endlich fertig zu werden mit allen Fesseln der verkehrten Gedankenwelt. Sie wird endlich überwunden sein, die Zeit ist nicht fern, und wir können dann ablassen von dieser wilden Jagd im grauen Nebel der Theorie hinter den gespenstischen Phantasiegestalten her, die für so viele noch immer als der eigentliche Kern in den wirklichen Dingen stecken. Schon geht ein mächtiges heißes Verlangen durch alle Herzen, endlich einmal zu handeln, statt immer und ewig zu grübeln, endlich einmal dem vollen pulsirenden Leben ans Herz zu stürzen und in sinnlicher Thatkraft die fleischlosen Wolkengebilde zu vergessen die wir so lange Zeit in überschwänglicher und krankhafter Sehnsucht als Göttinnen der Wahrheit mit unsern Irionsarmen zu umfassen suchten. Es giebt keine ewige Wahrheit, es giebt keine bleibende Vernunft: heute und hier ist dies wahr und vernünftig, morgen und dort jenes, und das Alte unwahr und unvernünftig geworden. Nicht darum ist und wird also das alte Dogmengebäude abgetragen, um die Menschen-

welt in ein neues hineinzumauern. Wie der Erdball, seine Jahresbahn beschreibend, zugleich aber im Gefolge der Sonne durch den Weltraum eilend und vielleicht mit dem unbekannten Centralpunkt dieser Bewegung wieder in einer dritten begriffen, niemals wieder an denselben Ort gelangt, so verläuft auch die Geschichte in einer nie in sich zurückkehrenden Linie, was man auch reden mag von ihren Kreisen, und daraus, daß unser Geschlecht bisher ohne ein solches Glaubensgerüst nicht bestehn konnte, folgt nicht, daß es auch für alle Zukunft so sein muß. Es ist Mann geworden und was bisher galt, ungültig; es wird fortan auf den eignen Füßen, nicht auf heiligen Krücken gehn und stehn und sich durch nichts bestimmen lassen als durch eigne Erkenntniß und jedesmaliges Bedürfniß. Mit der Erkenntniß der steten Flüssigkeit der Welt, die keinen folgenden Augenblick bleibt wie sie war und in jedem Nu wird, wie sie noch nie gewesen, gelangt der Mensch zu dem Bewußtsein daß sein Geschlecht eine eben so stetige Bewegung ist, daß es unaufhörlich in neue Zustände eintritt und daß er es daher fortan aufgeben muß, die ewige Flucht der Gestalten fesseln und den Brauch von heute in Satzungen für die Zukunft umwandeln zu wollen, die seine Enkel nur zu chinesisch lebendigen Mumien verzerren würden.

Diese Einsicht in das stete Fließen und Zerinnen der Zustände, dies Bewußtsein der ewigen Verjüngung des Menschen- und Völkerlebens ist unsere Waffe gegen das alternde Recht der Ueberlieferung, und sie ist unwiderstehlich. Sie haben wir errungen als die Epigonen der Revolution und vor ihr müssen die Mauern der heiligen Stadt zusammenbrechen, an der die Kraft des vorigen Geschlechts gescheitert.

Die deutschen Universitäten.

Von

F. von Florencourt.

Es fehlt keinesweges an größern und kleinern Werken über deutsche Universitäten in unserer Literatur. Dieser Gegenstand bildete von jeher einen so bedeutenden tiefeingreifenden Theil unseres Nationallebens, und nahm daher auch das Interesse aller Vaterlandsfreunde so sehr in Anspruch, daß es zu verwundern gewesen wäre, wenn die Literatur, dieser Spiegel des Volkslebens, ihn nicht aufgenommen und mit Liebe bearbeitet hätte. Wenn ich es dennoch nicht für überflüssig halte, diese vielen Werke noch um Eins zu vermehren, so halte ich es für passend, einige Andeutungen über die Gründe vorherzuschicken, die mich dazu bestimmen.

Es ist ein bekannter Ruhm unserer Literatur, den sie selbst bei jeder Gelegenheit hervorhebt und vielleicht wohl etwas zu hoch anschlägt, daß sie es eben in der abstracten Philosophie besonders weit gebracht habe und in dieser Beziehung dem Geistesleben aller andern civilisirten Völker voraus geeilt sei. In wie weit dieses ein Vorzug zu nennen sei, darüber will ich meine besondere Ansicht hier nicht äußern; aber selbst wenn ich diesen Vorzug im allervollsten Maaße anerkennte, so kann ich mir doch nicht verhehlen, daß die abstracte Anschauung und namentlich die abstracte Behandlung und Darstellung der Gegenstände nur die *eine* Seite der Sache bildet, und daß man auch der konkreten Anschauung und Auseinanderlegung der Dinge ihr Recht widerfahren

lassen muß, wenn sie in ihrer lebendigen Wirklichkeit und Wahrheit erscheinen sollen. Der Abstraction, der Subsumption des Mannichfaltigen unter einfachere und durchgreifendere Gesichtspunkte, der Scheidung des Allgemeinen von dem Besondern kann der menschliche Geist sich auf keinem Gebiete des Wissens entschlagen; aber er darf dieses Allgemeine nicht einseitig zur alleinigen Hauptsache erheben, wenn er die Wissenschaft, die ja, wie das Leben selbst, aus einer organischen, wunderbaren Durchdringung von Einheit und Mannichfaltigkeit besteht, nicht wieder aufheben und zu einem inhaltlosen Nichts verflüchtigen will. Beide Momente, in ihrer gegenseitigen Durchdringung, müssen vielmehr immer zu gleicher Zeit im Auge gehalten werden, und in der Vernachlässigung dieser Anforderung, glaube ich, liegt ein Hauptmangel unserer Literatur überhaupt.

Unsere literarischen Producte zerfallen in zwei Classen, in sogenannte streng wissenschaftliche, bei denen über dem abstracten, mit großer Schulängstlichkeit ausgearbeiteten Formalismus der lebendige concrete Inhalt zu sehr zurücktritt, oder häufig ganz verloren geht, und auf der andern Seite in sogenannte nicht wissenschaftliche, in welchen eine Masse von Stoff, wie er eben zufällig ungeordnet und anorganisch im Wege liegt, ohne alle leitende Gedanken todt und formlos aufgehäuft und zusammengepackt ist. Die Werke, welche in der richtigen Mitte liegen, welche mit dem Gerippe auch Fleisch und Blut uns geben; sie sind noch immer selten, — eben so selten, wie die wirklichen, ganzen Menschen, in denen sich jene beiden Urpole auf wahrhaft organische Weise durchdringen. Unsere Literatur zerfällt noch immer zu sehr in zwei todte, von einander geschiedene Momente, von denen jeder in seiner schroffen Sonderung von dem andern gleich nichtig ist, in abstracten Formalismus, in aprioristische Construirerei und in gedankenlose Notizenkrämerei. Es soll nicht geläugnet werden, daß dieser Mangel in der letzten Zeit lebhaft anerkannt worden, und daß ein sichtbares Streben vorherrscht, ihn sowohl auf allen übrigen Feldern des Daseins als auch besonders in der Literatur zu überwinden. Aber sehr glücklich sind diese Bestrebungen, aus abstracten Denkern und pedantischen Schulfüchsen auf der einen Seite und aus rohen Empirikern auf der andern Seite ein Volk von ganzen, gesunden, intuitiven Menschen zu schaffen, bis jetzt noch nicht gewesen. Wie im Leben die Charaktere, welche ja eben aus der Mannichfaltigkeit in die Einheit, oder aus der Einheit in die Mannichfaltigkeit bestehen, noch immer am Tage mit der

Laterne zu suchen sind, so haben wir auch noch immer wenig Schriftsteller, wie einen Justus Möser, Göthe, Dahlmann u. s. w., bei denen alle Factoren des theoretischen und praktischen Wissens so organisch durchwachsen sind, daß das geschickteste logische Secirmesser sie ohne gewaltsame Zerreißung nicht trennen könnte. Eine historisch gewordene Krankheit läßt sich durch die bloße Erkenntniß derselben noch nicht heilen, so schnell lassen inveterirte Schäden, die dem ganzen Haushalte des Individuums bereits eine verkehrte abnorme Richtung gegeben haben, sich nicht ausmerzen, zumal wenn die Bedingungen, unter denen sie entstanden sind, die Verhältnisse und Afterproductionen, welche wieder aus ihnen hervorgegangen sind, noch größtentheils in voller Blüthe und Kraft fortbestehen. Der Lebensprozeß eines Volks gehört zu den langdauerndsten, die wir hier auf der Erde kennen, und so entwickeln sich seine Krankheiten auch nur nach und nach und seine Heilungen müssen ebenfalls nach Jahrzehnten und Jahrhunderten gerechnet werden.

So kommt es denn auch, daß jene Heilbestrebungen, deren ich erwähnte, oft einen gar ohnmächtigen, lächerlich verkehrten Anblick gewähren. Da sind zum Beispiel unsere jungen Philosophen, die Nachfolger Hegels. Sie haben die Krankheit erkannt, wie sie versichern, sie wollen aus der todten Abstraction heraus, sie predigen die That, das Leben, die Berechtigung des Sinnlichen, des Concreten u. s. w. Aber der Schulzopf der Abstraction hängt ihnen dabei nach wie vor hinten. Nichts zeigt wohl deutlicher, wie schwer es ist, aus ererbten Uebelständen herauszukommen, als jene zahlreichen Schutzschriften für das Leben in seiner mannichfaltigen Frische, mit denen uns jetzt so viele junge Leute beschenken, Schutzschriften, die in Form und Behandlung wo möglich noch abstracter und speculativer sind, als die Werke unserer Professoren und Schulmänner, die sie bekämpfen wollen. Die guten Leute haben einmal mit der Muttermilch die theoretische Schuljacke angezogen, und während sie dieselbe Andern gar gerne ausziehen möchten, merken sie nicht, daß sie selbst bis über die Ohren zugeknöpft in derselben stecken. Sie sind und bleiben Schulmeister im allerschlimmsten Sinne des Wortes, und behandeln das Publicum wie eine Schaar unmündiger Kinder, die ihnen gegenüber auf den Bänken sitzt.

Diese schulmeisterliche Art zu schreiben hat unter andern die Eigenthümlichkeit, daß sie Alles, auch das, was sich von selbst versteht, vorher zu deduciren müssen glaubt, daß sie nie in die Mitte ihres Ge-

genstandes gleich hineinspringt, sondern erst auf unendlichen Umwegen durch zahllose Vorausschickungen bei der Sache anlangt. Sie glaubt bei dem Publicum auch nicht die einfachsten Begriffe voraussetzen zu dürfen, wenn sie verstanden werden will. Und wenn sie über einen Tisch, über einen Baum, über ein Pferd schreibt, so weiß sie das nicht anders anzufangen, als wenn sie diese Gegenstände zuvor definirt und deren Stellung zur übrigen Welt feststellt. Sie nennen das „gründlich," „wissenschaftlich," und merken nicht, daß es eigentlich eben erst recht ungründlich und unwissenschaftlich ist; denn daß sie bei diesem Aufbauen a priori doch immer eine Unzahl von Mittelgliedern überspringen, eine Unzahl von Trugschlüssen machen müssen, wenn sie überhaupt vom Flecke kommen wollen, das sehen sie nicht ein, oder wollen es sich wenigstens nicht eingestehen. Nichts ist leichter, geistloser und willkührlicher, als diese Manier zu deduciren. Nichts dagegen schwieriger, einen großen Reichthum von Geist voraussetzender, als jene Darstellungsweise, welche sogleich mit der eigentlichen Sache beginnt, mit wenigen Worten den Leser auf den beabsichtigten Standpunkt stellt, alle allgemeinen Begriffe und concreten Kenntnisse, die man billiger Weise voraussetzen muß, übergeht, und sich nun mit Energie, Klarheit, mit künstlicher Anordnung in der rechten Mitte des Abstracten und Concreten bewegt, so weit es eben Zweck und Gegenstand erfordern. Alle civilisirten Völker und namentlich die Franzosen, sind uns in dieser Beziehung weit voraus. Aber freilich gehört dazu auch ein Publicum, bei dem man etwas voraussetzen kann, welches Geistesthätigkeit genug besitzt, um Andeutungen selber weiter auszuführen, den Zusammenhang, der ja nie ganz vollständig sein kann, eben weil er unendlich ist, zu suppliren, und die Consequenzen des Schriftstellers, die er unmöglich alle selber ziehen kann, nach rück- und vorwärts und nach allen Seiten hin, auf eigne Hand sich weiter auszubilden. Ein solches Publicum besitzt Deutschland noch nicht, oder es ist wenigstens sehr klein. Es ist durch die Eselsbrücke pedantischer Schuldeduction einmal verwöhnt; es verlangt einmal, daß man Nichts, absolut Nichts bei ihm voraussetzen solle, nicht einmal den gewöhnlichsten Menschenverstand und die alltäglichste Erfahrung. Es will Alles schematisirt und systematisirt, wenigstens in der Form. Und wird diesem seinen Verlangen Genüge geleistet, so mag Einer noch so alltägliche, hundertmal dagewesene Dinge zu Markte bringen, er mag noch so viele verdeckte Verstöße gegen die Logik, noch so viele unbewußte oder bewußte Unred-

lichkeiten sich erlauben, er gilt immer für einen gelehrten, wissenschaftlichen Mann, für einen gründlichen Denker. Denn das Publicum ist viel zu faul, ihn zu controlliren und ihm nachzudenken. Die geistreichsten Schriftsteller der Franzosen, denen es an Klarheit und Schärfe des Gedankens, an philosophischer Einheit ihrer Persönlichkeit mit der Welt, gewiß nicht fehlt, sie würden, wenn sie in Deutschland schrieben, von jedem Studenten, der ein Collegium logicum belegt und seine Nase einmal in einen Band Hegel oder in eine Nummer der deutschen Jahrbücher hineingesteckt hat, hochmüthig über die Achsel angesehen werden, blos weil sie die geistlose, lügnerische, in Deutschland hergebrachte Schulform verschmähen.

Es ließe sich gar viel über dieses Unwesen heuchlerischer Pedanterie sagen, aber es führt von unserm Gegenstande zu weit ab. Daß es Themata giebt, die vorzugsweise abstract behandelt werden müssen, eben weil sie abstracter Natur sind, soll damit gewiß nicht geläugnet werden. Nach dem Gegenstande muß sich die Behandlung richten. Ist er aber ein vielfach gegliederter, aus einer Masse wirklicher concreter Lebensverhältnisse zusammengesetzter, hängt er nach allen Seiten mit den wichtigsten Beziehungen des gesammten Nationallebens, wie sie historisch geworden sind, mit der Regierung und der Justiz, mit der Erziehung und der Kirche, mit dem Handel und dem Gewerbe, mit dem Familienleben, der öffentlichen Sitte, dem Volksgeiste, kurz mit dem Charakter der jetzigen Menschen und mit den innern und äußern Zuständen der Deutschen aufs Engste zusammen, so würde er gewiß nicht erschöpfend und fruchtbringend behandelt werden können, wenn man vorzugsweise immer nur seine abstracte Seite herauskehrte und es dagegen unterließe, mit seiner concreten Wirklichkeit, wie er in zahllosen Verästelungen sich vor unsern Augen ausbreitet, sich mit ihm zu beschäftigen.

Ein solcher Gegenstand nun sind die Universitäten. Sie sind keine blos abstracte Idee, sondern sie sind historisch entstandene und auf eine Menge wirklicher Zustände und Bedürfnisse basirte Anstalten. Es genügt daher keineswegs, wenn man immer nur ihre allgemeine Idee ins Auge faßt, und in blos allgemeinen Grundzügen entwickelt, was eigentlich ihr Begriff und ihr höchstes Ideal sei. Man muß auch ihre wirklichen Zustände nach allen Seiten hin beschreiben, ihre Mängel aufdecken, und zwar so speciell, wie möglich, und untersuchen, wie bei gegebenen Umständen, mit den jetzt lebenden Menschen und Ver-

hältnissen, sie verbessert und wie sie jener höhern, ihnen zu Grunde liegender Idee möglicher Weise näher gebracht werden könnten.

An solchen Werken, welche die verschiedenen einzelnen Zustände der Universitäten, wie sie in der Wirklichkeit bestehen, aus einander legen, das Veraltete ausscheiden, dem noch Lebensfähigen mit Berücksichtigung der Umstände Rath und Hilfe angedeihen lassen, hat es in diesem Jahrhunderte fast gänzlich gefehlt. Eben die geistreichsten Schriftsteller in diesem Fache, wie Fichte, Schleiermacher, Steffens u. s. w., halten sich nur an die Entwickelung idealer Begriffe, z. B. an die Freiheit der Wissenschaft, an den Zusammenhang aller Wissenschaften unter einander u. s. w., und ziehen daraus ihre eben so idealen Forderungen für die Universitäten. Die Folge davon ist gewesen, daß man das Alles ganz vortrefflich gefunden hat, was sie sagten, daß Niemand ihnen widersprach und ihre theoretischen Begründungen herzlich gern anerkannte; daß es aber auch Niemand einfiel, die große Kluft, die sie zwischen der Universität, wie sie ist, und zwischen der Universität, wie sie — vielleicht — sein sollte, selber unausgefüllt gelassen hatten, mit einer Brücke zu überbauen und in Wechselwirkung mit einander zu setzen. Die Theorie erkannte man an, in der Praxis ließ man es beim Alten.

Ich habe es daher nicht für unnütz gehalten, einmal den entgegengesetzten Weg einzuschlagen. Ich werde mit den wirklichen, bestehenden Zuständen beginnen, und diese meinen Lesern möglichst lebendig vor Augen zu führen suchen. Natürlich werde ich bei Beurtheilung derselben auch die höhere Idee als Maßstab anlegen, — denn wie ließe sich überhaupt sonst urtheilen? —, aber ich werde einen solchen sogenannten theoretischen Theil nicht vollständig ausgearbeitet vorausschicken, sondern nach Umständen und bequemer Gelegenheit, wo es eben nöthig scheint, die allgemeine Reflexion einflechten und das höhere, sittlich politische Ziel andeuten. Daß ich auf diese Weise nichts Vollständiges und Erschöpfendes geben kann, versteht sich von selbst. Jeder Organismus, und sei er der kleinste, ist überhaupt aus einer Unendlichkeit von Bestandtheilen zusammengesetzt. Ich werde daher nur die Verhältnisse, die mir theils am geläufigsten sind und anderntheils als besonders wichtig erscheinen, herausgreifen und sie auf meine Weise behandeln. Ein nach allen Seiten hin erschöpfendes Werk beabsichtige ich nicht zu liefern, und vermag es auch nicht; aber ich glaube, das vermag Niemand. Das Buch soll weiter Nichts sein, als ein Beitrag, der

wichtige Zustände des Universitätslebens bespricht, zum Nachdenken darüber, zu Entschlüssen und Thaten anregt. An eine äußerlich, streng wissenschaftliche Form und Folge der Gegenstände werde ich mich daher auch nicht binden.

Die meisten Werke, welche die Zustände der deutschen Universitäten enthalten, sind von Professoren geschrieben. Dies ist ein zweiter Grund, weshalb ich mein Werk nicht für überflüssig halte. Unsere deutschen Professoren sind mehr gelehrt, wie lebenskundig. So natürlich dieses auf der einen Seite ist, so sehr ist es auf der andern Seite zu beklagen. Besonders zu beklagen ist es namentlich, daß sie die Stimmungen, die Verhältnisse und die Bedürfnisse der studirenden Jugend gar wenig kennen. Obgleich sie mit derselben täglich verkehren, in den Hörsälen, vor Gericht u. s. w., obgleich sie dieselbe beständig unter ihren Augen herumwandeln sehen, und ihnen nicht leicht eine äußere Thatsache verborgen bleibt, welche dieselbe anbetrifft, so ist die daraus erwachsene Kenntniß doch immer nur eine durchaus oberflächliche, welche in das innere Geistesleben und die zu Grunde liegenden, tieferen individuellen und allgemeinern Motive nicht eindringt. Ein organischer Zusammenhang, wie zwischen den ältern und jüngern Mitgliedern einer Corporation im Leben stattfinden sollte, ist nicht vorhanden. Hingabe, Vertrauen, ein sich Hineinversetzen in die strebenden Jünglingsseelen findet von Seiten unserer Professoren nicht statt. Zu einem Verhältniß, wie Pythagoras oder Sokrates zu ihren Schülern hatten, sind sie im Entferntesten nicht fähig, wiewohl sie in ihren öffentlichen Manifestationen gern darauf anspielen. Woher es kommt, daß dieser lebendige Zusammenhang aufgehoben ist, das wird sich im Verlaufe dieses Werkes an verschiedenen Orten herausstellen. Genug, die Sache verhält sich einmal so; die studirende Jugend hat ihr eigenthümlich abgeschlossenes Geisterleben in sittlicher, rechtlich politischer und wissenschaftlicher Beziehung, in dessen innern Kern das Auge des Professors nicht hineindringt; es erblickt nur die äußere Schale. So ist es denn auch zu erklären, wie jene Werke, welche von Professoren ausgingen, die studirende Jugend im Allgemeinen herzlich wenig angeregt und gefördert haben, eben weil sie nicht aus den Lebenskreisen derselben hervorgegangen und nicht aus den innern Zuständen derselben erwachsen waren. In allen sittlichen und rechtlichen Fragen, welche auf sein tägliches Thun und Treiben Bezug hatten, blieb der Student einzig und allein auf sich selbst und seine Commilitonen angewiesen. Der belehrende Rath seiner Professoren

wurde von ihm nur mit ironischem Achselzucken aufgenommen, denn es fehlte demselben die erste Bedingung, die zu jeder Belehrung nöthig ist, die wahrhafte Verständniß des Gegenstands, über welchen man belehren will. An dieser Unkunde, an dieser pädagogischen Unfähigkeit sind selbst die Bemühungen derjenigen Männer größtentheils gescheitert, welche ausnahmsweise eine warme Hinneigung zu der studirenden Jugend haben, und die den sittlichen Organismus, zu welchem Professoren und Studenten mit einander verwachsen sein sollten, theoretisch vollkommen anerkennen, z. B. die Bemühungen Scheiblers. Daß übrigens die sittlichen und rechtlichen Verhältnisse der Studirenden unter sich sowohl, als nach Außen zu den verschiedenen Staatsbehörden, zu den Professoren, so wie zu den sämmtlichen übrigen Menschen von großer Wichtigkeit sind, daß auf ihre gesunde und zweckmäßige Entwickelung gar Vieles, ich möchte sagen, Alles ankommt, wenn die Anstalt der Universität ihren schönen Zweck für die Einzelnen und für das Ganze erreichen soll, das wird wohl von Niemand in Abrede gestellt werden können, und wird selbst von allen Behörden bis zum deutschen Bundestage herauf hinlänglich anerkannt. Denn wozu würde man sonst eine so große legislative, administrative und polizeiliche Thätigkeit gerade auf diesem Gebiete entfaltet haben? Eben diese angedeuteten Verhältnisse der studirenden Jugend sind ja so recht eigentlich die Grundbedingungen, von denen das Gedeihen derselben abhängt, ohne deren zweckmäßige Organisation die angestrengtesten Bemühungen selbst der vortrefflichsten Professoren völlig wirkungslos bleiben müssen. Sie sind die Atmosphäre, in welcher der Student lebt und athmet, und wenn diese verfault und verpestet ist, so werden selbst die gesundesten Nahrungsmittel, welche der Professor ihnen reicht, ebenfalls in Gift verwandelt werden. Wenn Unsittlichkeit, Roheit und Lüge in dem täglichen Verkehre der Studirenden unter einander herrscht, wenn eine gemeine und egoistische Lebensauffassung sich bei ihnen eingebürgert hat, und bei ihnen vom esprit de corps gehalten und getragen sich unwiderstehlich auf jeden Neuankommenden forterbt, wenn der Sinn für Recht, für Religion, für das Schöne und Wahre überhaupt im gegenseitigen Aufeinanderwirken der Einzelnen jeden Augenblick abgestumpft und mit Füßen getreten wird, wie kann man da wähnen, daß die Saamenkörner der Wissenschaft und der Wahrheit, welche die Professoren in einzelnen Stunden auf gut Glück hin ausstreuen, selbst wenn sie reichlicher und keimfähiger wären, als sie häufig sind, auch nur einen

[illegible] Doch umgekehrt, wenn alle [illegible] Richtung auf [illegible], wenn alle ihre Be- [illegible] zerschlagen, um das ur- [illegible], wenn die moralische [illegible] Gartenboden gleicht, [illegible] jeder Stumpf ausgetrock- [illegible], wenn Wärme und Licht [illegible] zu welchem [illegible] das Kümmerlichste und abgestor- [illegible]!

[illegible] der innern und äußern [illegible] aller wissen- [illegible] wirklich ein, daß [illegible] Vorträge zu hören, [illegible] polizeiliche Vorschriften und [illegible], turbulente, ewig bewegte [illegible], dem es an so vielen [illegible] Sitte, an dem [illegible] Charaktere noch [illegible] durch die Erfahrung [illegible] kann der Staat allerdings [illegible]; er kann auch An- [illegible], welche den guten Willen ha- [illegible] Geist dazu mitbringen; [illegible] Diesen guten Willen, diesen rech- [illegible] Geist zu erzeugen, das vermag er nicht. Das muß er schon der [illegible] überlassen, mit der er es so väterlich gut meint. Keine [illegible] und geistlosere Regierungskunst, als wenn man weiter nichts [illegible] eine Menge Strafgesetze zu häufen auf jede äußere scheinbare [illegible] und weiter Nichts, als immer neue und neue Professo- [illegible] zu creiren. Wer mit solchen äußerst wohlfeilen Maßregeln [illegible] des Volks und der Menschheit, das höchste Stadium [illegible] zu erledigen glaubt, nun für den ist freilich das Regieren [illegible] Sache; es bedarf dazu keines großen Genies und keiner gro- [illegible] man überhaupt unsern heutigen Regierungs- [illegible] Vorwurf machen kann, daß sie die innere Macht [illegible] Einrichtungen viel zu hoch anschlagen und [illegible]

jene zweite Potenz, die innere, freie Productivität, als etwas Unwesentliches betrachten, so trifft sie dieser Vorwurf doch auf keinem Gebiete mehr, als auf dem Gebiete der Kirche, der Schule und der Universität, eben weil diese mehr in das Bereich eines innern, freien Geisteslebens fallen, während so manche andere Zweige des allgemeinen Staatslebens, wenn auch freilich immer nur bis zu einem gewissen Grade, mehr unter die Botmäßigkeit mechanischer Controlle und eines äußern juridischen Gesetzes gehören.

Wenn alle jene großen Opfer, die der Staat den Universitäten bringt, nicht umsonst verschwendet sein sollen, wenn die Anstrengungen so vieler gelehrter Männer nicht vergeblich, wenn so viele wissenschaftliche Anstalten dem Volke und der Menschheit wahrhaften Nutzen bringen sollen, so sind moralische Bestrebungen, moralische Anstrengungen von Seiten der Studirenden zur Regelung ihrer socialen und rechtlichen Verhältnisse unter einander und zur Förderung eines edlern Gemeingeistes, der ihr ganzes Zusammenleben durchweht und durchdringt, unumgänglich nothwendig. Dieser gute Wille, dieses Streben läßt sich aber nicht von Außen in sie hineinbringen; es muß aus ihnen selbst, aus ihrem freien Entschlusse erzeugt werden. Auch haben sie selbst das immer gefühlt. Die Geschichte der letzten dreißig Jahre legt ein ehrenvolles Zeugniß davon ab, wie sehr sie sich abgemüht und ihre besten Kräfte daran gesetzt haben, um ihr kleines Gemeinwesen zu jenem Grade sittlicher Würde zu erheben, den ihr Bewußtsein sowohl in Beziehung auf ihre eigne Förderung, als auf die Förderung derer, die nach ihnen kommen würden, als erstes Erforderniß anerkannte. Nichts ist rührender, als das doppelte Ankämpfen der Bessern in unserer studirenden Jugend, gegen die von den Vorfahren ererbten Sünden und gegen die neuen, moralischen Schäden, die man ihnen aufzubringen suchte. Auch ist dieser Kampf nicht ganz vergeblich gewesen, wiewohl sie wenig Dank dafür geerndtet haben, und wiewohl Mancher unter ihnen ein Opfer dieser gar zu schweren Aufgabe, die von keiner Seite Unterstützung fand, sondern vielmehr mit ihrer natürlichen Schwierigkeit und mit der Feindschaft der Mächtigen dieser Erde zugleich zu ringen hatte, ein Opfer geworden ist. Statt Unterstützung zu finden, haben sie nur Hemmnisse und Verfolgungen von Seiten des Staats erfahren müssen. Und so ist es denn nicht zu verwundern, daß ihre im Allgemeinen vortrefflichen Absichten sich weder zur innern Klarheit noch zu vollständigen äußern Resultaten siegreich haben durchkämpfen können. Es ist nicht zu ver-

wundern, wenn häufig Muthlosigkeit und Ermattung eintrat, und wenn ihre Anstrengungen der Arbeit des Sisyphus glichen, dem der Stein immer wieder aus den Händen rollte, wenn er ihn eine Strecke heraufgeschoben hatte.

Abgesehen von der feindseligen Stellung der Behörden gegen diese Bestrebungen haben die Studirenden noch mit ganz eigenthümlichen Schwierigkeiten, die in ihrer Lage an sich schon begründet sind, zu kämpfen, sobald sie die Verhältnisse unter sich im Sinne der Cultur des neunzehnten Jahrhunderts reformiren wollen. Aber diese Schwierigkeiten wären keinesweges unüberwindlich, wenn die Staatsregierung den jungen Leuten wohlwollend unter die Arme griffe, statt sie auf jedem Schritte zu stören. Es sind dieses besonders zwei, die ich hier kurz andeuten will.

Zuerst ist es die Unreife des Alters, womit sie die Universität betreten. Jünglinge, die eben aus dem Schulzwange entlassen sind, können unmöglich klare Begriffe und feste männliche Zielpunkte in Beziehung auf ihre eigne ethische Bestimmung sowohl, als auf die Bestimmung ihres gesammten Vereins haben. Bis dahin hatten sie sich nicht selber geführt, sondern sie wurden geführt. Und jetzt sollen sie sich nicht allein plötzlich selber leiten, sondern sie sollen auch als die Gesetzgeber und Regierer eines Gemeinwesens plötzlich auftreten. Sie sollen die moralischen Bedürfnisse dieses Gemeinwesens klar durchschauen, und die Verhältnisse desselben zur übrigen Welt mit Sicherheit ins Auge fassen und mit richtigem Tacte nach allen Seiten hin abgrenzen und vertheidigen. Das ist kein allmähliger naturgemäßer Schritt, wie ihn der stete Gang einer gesunden, organischen Entwickelung erfordert, sondern es ist ein Sprung in einen ganz entgegengesetzten, unvorbereiteten Zustand. Die Folge davon ist, daß der Jüngling einer Menge von Mißgriffen ausgesetzt ist, daß er erst lange hin und her irrt, und mit seinen eignen Zuständen willkührlich experimentirt, ehe er so denkt und handelt, wie es die Aufgabe der Universitätsverhältnisse erfordert. In diesen Mißgriffen und Mißverständnissen, die sowohl auf Kosten der eignen Individualität, als auf Kosten der Gesammtheit geschehen, erschöpft sich die beste Zeit und die beste Kraft. Kommt man endlich nach langen, verwirrenden Kämpfen zum klaren Bewußtsein seiner Aufgabe und seiner Pflichten, gewinnt man endlich die Standpunkte, von welchen man aus die Pfade und Zielpunkte überschaut, hat man einigermaßen mit seinen Mitstrebenden sich verständigt, so ist ein großer Theil der kurzen Periode abgelaufen, die für das Uni-

versitätsleben bestimmt war, und die bis dahin in den Hintergrund zurückgedrängten Anforderungen auf Vorbereitung zum weitern bürgerlichen Staatsleben machen sich mit so mahnender Nothwendigkeit gelten, daß der Jüngling sich genöthigt sieht, den Kreis des öffentlichen Lebens, in welchem er sich eben erst orientirt hatte, alsbald wieder zu verlassen, sich einsamen Studien hinzugeben und eben in dem Momente seine Thätigkeit für das Gemeinwesen aufzugeben, wo sie erst anfing wirkungs- und segensreich zu werden. Er tritt vom Schauplatz ab, und überläßt Jüngern seine Stelle. Wäre es in den kleinen staatlichen Verhältnissen des Universitätslebens, wie in dem großen Staatsleben der Völker, wo eine Generation wieder auf die Schultern der andern Generation tritt, wo die Errungenschaft der Vorfahren nicht verloren geht, sondern sich bleibend einprägt in die Gemüther und in die Institutionen des Volkes, wo auf solche Weise jener fortlaufende Prozeß entsteht, den man den historischen Fortschritt nennt, so wäre dieses Verhältniß, wo der Aeltere ab-, und der Jüngere eintritt, nicht störend für die Fortbildung des studentischen Lebens. Aber dem ist nicht so; und hier kommen wir sogleich auf den zweiten Punkt, der einen wahrhaften, bleibenden Fortschritt des Universitätslebens so sehr erschwert.

Es fehlt nämlich das conservative Element im Leben der Studirenden. Die Generationen wechseln so schnell, daß die frühere nicht Zeit hat, durchgreifende Verbesserungen einzuführen und in Sitte und Gesetz zu fixiren, sondern daß sie es in der Regel nur bei den ersten Ansätzen dazu bewenden lassen muß. Die folgende Generation tritt nun mit derselben Unreife und Unklarheit an diese eben erst sich vorbereitende Reform, die meist nur noch gar nicht in der Wirklichkeit, sondern erst in der Erkenntniß und in der Ueberzeugung der Vorgänger existirte, wieder heran. Sie findet kein feststehendes Gesetz, keine eingelebte Sitte vor; sie ist also gezwungen ganz denselben Weg der willkührlichen Experimente, Mißgriffe und Mißverständnisse wieder durchzumachen, auf welchem die Vorgänger den Tribut ihrer Neuheit entrichten mußten; und auch sie sieht sich genöthigt wieder abzutreten, wenn sie ungefähr sich zu denselben Standpunkten durchgekämpft hat, wie die frühern. So kommt es denn, daß uns das Zusammenleben der Studirenden ein fortwährendes Schauspiel unruhigen, geistigen Treibens, lebhafter Anstrengungen, unzähliger guter Vorsätze darbietet, ein beständiges Gähren von ethischen Motiven und Kräften, was aber fast gänzlich ohne Resultat bleibt. Ein kreisender Berg, der höchstens

eine Maus gebiert. Die Jungen fangen da wieder an, wo die Alten aufgehört haben, und kommen nicht weiter. So kommt es namentlich auch, daß keine einzige neue Idee, und sei sie noch so zeitgemäß und vortrefflich, noch so sehr im tiefsten, moralischen Bedürfnisse gegründet, recht haften und auf die Verhältnisse eingreifend wirken will, während dagegen solche Verhältnisse, Gebräuche und Vorurtheile, die einmal auf fester unzweifelhafter Ueberlieferung beruhen, und sein sie noch so widersinnig und unsittlich, den moralischen Anforderungen der Jetztzeit widerstrebend, unerschütterlich fest stehen und in vollster Integrität sich fort und fort erben. Denn wie es an nachhaltiger Kraft gebricht, um das Neuere, Bessere einzuführen, so gebricht es auch an nachhaltiger Kraft, um das veraltete Schlechte von Grund aus zu beseitigen. Jene beiden Momente jedes gesunden Lebens, Erhalten und Erneuern, Stabilität und Progression, sie sind freilich auch im Leben der Studenten vorhanden, aber in keiner gesunden organischen Mischung; sie fallen unvermittelt aus einander; auch hier berühren sich die äußersten Extreme und der zu große Wechsel erzeugt eben auf der andern Seite die unverbesserlichste Starrheit.

Dieser wahrhaft hoffnungslose Zustand wäre nun keineswegs unheilbar, wie denn das Leben ja überhaupt für jede Krankheit, das es erzeugt, auch wieder sein Heilverfahren in sich trägt, für jedes Gift sein Gegengift, sobald man es nur frei schalten und walten läßt, und nicht das Gegenmoment naturwidrig unterdrückt. Das unschätzbare Gut einer bleibenden, haftenden öffentlichen Meinung, die in demselben Maße das Veraltete ausscheidet, als das Neuere, Bessere in sich aufnimmt, ließe sich für die Studentenwelt gar wohl gewinnen. Was diese für sich allein, wenn sie in streng von der übrigen Welt abgeschlossenen Kreisen sich bewegt, nicht erreichen kann, das könnte ihr werden, wenn ihr Ideenkreis die bis dahin mit einer ehernen Mauer umgebenen Schranken durchbräche und Verbindungen einginge, theils mit dem öffentlichen Volksbewußtsein im Allgemeinen, theils und besonders mit den Lehrern der Universität und mit den Bürgern der Universität. Das Studentenleben muß öffentlich werden, die Bestrebungen der studirenden Jugend mit deren Resultate müssen vor den Augen des ganzen Volks offen aus einandergelegt werden, und dadurch sich ein warmes, theilnehmendes Interesse erobern. Der Vater, wenn er seinen Sohn zur Universität sendet, muß denselben nicht ferner in ein ihm selbst völlig unbekanntes Land schicken; er muß diese Zustände schon früher

verfolgt haben und ein gewisses Verständniß derselben dem Jünglinge eröffnet haben können. Auch das übrige Publicum muß wissen, wie die Sachen dort stehen, damit der Jüngling nicht völlig unvorbereitet an sie heran tritt.

Die Lehrer der Universität zumal müssen wieder in ein näheres Verhältniß zu den Gemeinleben der Studirenden gebracht werden. Sie müssen Rather und geistige Theilnehmer desselben sein, ohne dadurch die Unabhängigkeit und Freiheit im Mindesten zu beeinträchtigen. Sie sind einmal das bleibende Personale auf der Universität und daher vorzugsweise berufen zu dem Momente der Stabilität, welches die geistige Ueberlieferung vermittelt und an welches sich jeder Anfangspunkt eines ethischen Fortschrittes wie an einen festen Anker ankettet. Die gesammte Bevölkerung der Universitätsstädte sollte überhaupt mehr in sittlich organischen Zusammenhang mit dem Studentenleben gesetzt sein. Aber dazu gehört freilich einmal, daß unsere Professoren mehr geistes- und jugendfrische lebenstüchtige Charaktere werden, mehr Pädagogen im höchsten und edelsten Sinne des Worts, als sie jetzt sind. Sie müssen aufhören blos handwerksmäßige Pedanten zu sein, denen es an Liebe zu den Jünglingen, an innerer Verwandschaft zu deren Entwickelungsgange, an Verständniß ihrer innern und äußern Zustände fehlt. Es gehören dazu moralische und gesetzliche Anknüpfungspunkte, mannichfaltige Verbindungsbrücken, durch welche das Leben der Studirenden in Wechselwirkung mit jenen treten kann. Dieses Alles fehlt jetzt gänzlich, und es ist schwer dasselbe zu erzeugen, wenn auch nicht unmöglich.

Und andrerseits gehört dazu eine völlige, gesetzlich anerkannte Oeffentlichkeit des Gemeinde- und Staatslebens der Studentenschaft. Bevor sich der Staat zu dieser Anerkennung nicht ehrlich entschließt, bevor er nicht alle ihm zu Gebote stehenden Mittel anwendet, um das jetzige heimliche Treiben in vollständige Oeffentlichkeit umzuwandeln, so lange wird es den ethischen Bestrebungen der Bessern unter den Studirenden stets an nachhaltiger Kraft fehlen, um siegreich durchdringen und dauernde Reformen schaffen zu können.

Sobald diese Oeffentlichkeit erst gewonnen ist, so wird sich auch ein zweites conservativ progressives Element entwickeln. Neben der mündlichen öffentlichen Meinung wird sich auch eine schriftliche bilden; es wird eine Literatur über das Studentenleben entstehen, an deren Ausbildung Professoren mit Studenten sowohl, als auch das gesammte deutsche Volk in fröhlicher Wechselwirkung arbeiten wird. Diese Lite-

ratur wird die reichliche, unversiegliche Quelle sein, aus der die neu zütretende, studirende Jugend lebendige historische Ueberlieferung schöpft, aus der sie sich vollständige Uebersicht dessen, was bereits erstrebt und geleistet ist, holen kann, und aus der sie immer neue Ermunterung zu fortgesetzter Arbeit empfängt. Aus einer solchen Literatur wird den Studirenden auch die schöne Gewißheit erwachsen, daß ihre Anstrengungen für ein edleres Gemeinleben nicht völlig vergebens sind, nicht gänzlich von den unruhigen Wogen der Zeit wieder weggespült, sondern eingezeichnet werden in das Bewußtsein der kommenden Generationen. Aber freilich, so lange ein geordnetes Verbindungs- und Staatsleben der Studirenden noch gesetzlich verboten ist, so lange seine Aeußerungen sich noch hinter verschlossenen Thüren verkriechen müssen, statt auf offnem Markte sich frei und fröhlich zu entfalten, so lange bleibt das Alles nur ein frommer Wunsch; so lange kann sich weder eine fördernde Literatur, noch eine fördernde öffentliche Meinung über dieses in das innerste moralische Herz unseres Volkslebens tief eingreifende Verhältniß bilden. So lange steht der gute Wille der Studirenden ohnmächtig und verlassen da, ohne Unterstützung der Intelligenz, der Erfahrungen und der moralischen Haltung der Nationalcultur.

Wenn das Studentenleben, vermöge des überschnellen Wechsels, dessen seine persönlichen Bestandtheile unterworfen sind, auf der einen Seite nur wenig geeignet ist, sich den Prozeß eines steten historisch organischen Fortschrittes zu bilden, weil auf der wechselnden Welle seiner Bevölkerung die Keime der Gesinnungen und Vorsätze sich nicht festwurzeln, nicht zu ausgebildeten Früchten fester Sitte, bleibender moralischer Stimmung, hergebrachter Convenienz und gültigen Gesetzes werden könnten, so gewährt es auf der andern Seite aber auch einen unendlich biegsamern und geschmeidigern Stoff für ethische Reformen, als das ungleich zähere und verknöchertere allgemeine Staats- und Bürgerleben darbietet. Einmal kommen hier alle jene zahllosen Rücksichten des Eigenthums, der Nahrungssorgen und der Habsucht, des Standes und Ranges, und wie sie sonst alle heißen mögen, die sich gleich einer ehernen Mauer der Einführung moralischer Reformen entgegenstellen, Rücksichten, an denen schon so manche edle, glühende Begeisterung sich vergeblich den Kopf zerschellt hat, wenig oder gar nicht in Betracht. Diese Rücksichten, die bis zu einem gewissen Grade gut und in der Natur begründet sind, sie haben offenbar im heutigen Volksleben dergestalt überhand genommen, das kleinliche, materiell thierische Ich drängt sich überall so überwiegend

hervor, und weiß auch das reinste, geistigste Motiv so schnell in das schmutzige Bereich des niedrigen Vortheils herabzuziehen, daß man kaum weiß, wie sich edlere Ideen noch Bahn brechen sollen. In dieser Beziehung gewährt das Studentenleben einen schönern und wahrhaft erquickenden Anblick. Hier gilt der Mensch allein noch das, was er vermöge seines ethischen Gehaltes noch werth ist. Vornehm oder gering, arm oder reich, das sind Unterschiede, die der Student nicht kennt. Hier hat die Sittlichkeit, die Wahrheit noch ihre volle ursprüngliche Kraft und keine schmutzig weltlichen Hindernisse stellen sich ihrer Entwickelung unüberwindlich entgegen, wenn sie auch nicht völlig fehlen. — Und sodann ist dieser geistige Kern der deutschen Jugend auch noch nicht so abgetödtet für jeden sittlichen Schwung, für das Verständniß höherer allgemeinerer Ideen, wie die Mehrzahl des Volks, welches Jahr aus Jahr ein in der Tretmühle handwerksmäßiger Beschäftigung, gleichviel ob hinter dem Pfluge oder in der Actenstube, die eigentliche Psyche in sich abgetödtet und nur für d a s noch Sinn und Verstand behalten hat, was es mit Händen greifen, mit dem Rücken fühlen oder mit Thalern zählen kann. Das jugendliche Zusammenleben unserer Studirenden würde ein wahres Gegengift gegen diese hereinbrechende Barbarei in sich schließen, es würde unversiegbare Schätze von Freiheit und Rechtssinn, von Frömmigkeit und Gefühl für das Schöne über die ganze Nation immer von Neuem ausströmen, es würde einen ewigen Verjüngungsprozeß derselben in sich schließen, wenn die innern Keime weise gepflegt würden, und in voller Unabhängigkeit sich entwickeln könnten.

Auch in dieser Beziehung habe ich einen Beitrag zu der künftigen Literatur, von der ich eben gesprochen, von Seiten eines alten Studenten nicht für ganz unnütz gehalten. Ich sage eines alten Studenten. Denn dieses Buch ist in der That so recht eigentlich aus den Bedürfnissen und Anschauungen, aus dem Ideenkreise des Studentenlebens hervorgewachsen. Es ist von keinem Professor, sondern von einem Studenten im eigentlichsten Sinne des Wortes geschrieben. Ich bin lange Student gewesen, viel zu lange für meine künftige bürgerliche Laufbahn. Dieses kleine Staatsleben der Studentenwelt mit seinem leidenschaftlichen Triebe nach idealer Lebensgestaltung seiner eignen Verhältnisse, es zog mit unendlicher Macht von dem ersten Augenblicke mich an, wo ich in dasselbe eintrat. Mein ganzes Wesen ging in demselben auf; ich lebte nur für die Ausbildung der Studentenverhältnisse. Lange Jahre verweilte ich in demselben, ohne daran erinnert zu werden, daß es auch noch später

außerhalb dieser Kreise für den Mann eine Thätigkeit und eine Wirksamkeit gäbe, die das Leben von ihm fordere. Ich wurde Mann, und ich blieb Student. Meine ersten Jugendgenossen verschwanden nach und nach um mich herum, eine neue Generation umgab mich, ohne daß es mich mahnte. Eine zweite, dritte und vierte Generation stieg in das Grab des bürgerlichen Lebens; ich merkte es nicht im leidenschaftlichen Eifer für meine studentlichen Zwecke. Wohl Vielen ist der Uebergang aus diesem rein menschlichen, jugendlich frischen, kleinen Staatsleben, wo man als voller Zähler gilt, als freie Persönlichkeit, in die bureaukratische Actenstube, wo man nur Maschine ist, unendlich schwer geworden. Sie haben länger darin verweilt, als es dem natürlichen Laufe der Jahre, die ihr unerbittliches Recht fordern, und den äußern Bedingungen ihres künftigen Berufs angemessen war. Wenige aber haben so lange ausgeharrt, mit Schmerzen ausgeharrt, wie ich. Welche äußere und innere Nachtheile mir auch diese überreife Stellung zu Wege gebracht hat, — denn man versündigt sich nie ungestraft an den natürlichen Bedingungen der Lebensverhältnisse —, so ist sie doch auf der andern Seite auch wieder von eigenthümlich ethischem Einflusse auf meinen Charakter gewesen. Diese rücksichtslose Lust an der Wahrheit, die nur einzig und allein durch die Wahrheit siegen will und der Kraft der Wahrheit Alles zutraut, dieses ausschweifende persönliche Selbstgefühl, welches der ganzen Welt den Fehdehandschuh hinwirft, so bald es von einer Ueberzeugung getragen ist, diese schönste Seite des Studententhums hat sich so tief in meinen eignen Charakter hineingedrückt, und ist mit den innersten Fasern desselben so verwachsen, daß ich noch jetzt als älterer Mann, auf dessen Haupte bürgerliche Verhältnisse und Familiensorgen so gut lasten, wie auf jedem andern, trotz aller mir später gewordenen Kenntniß der Wirklichkeit und gegen meine bessere Einsicht wie eine Art Donquixote bei dem geringsten Anlasse die Lanze gegen Alles einlege, was mir mißfällt. Ich berechne dabei weder meine eignen Kräfte, noch die Kräfte der Gegner. Mein Urtheil ist älter geworden, mein Temperament ist studentisch geblieben. Gleich einem alten ausrangirten Cavalleriepferde gehen die burschikosen Gewohnheiten wieder mit mir durch, sobald ich nur die Trompete höre. Ich möchte wohl Rücksichten nehmen, aber ich vergesse sie jeden Augenblick. Der persönliche Werth eines Menschen ist mir Alles, sein Stand, seine Stellung Nichts, absolut Nichts. Kein Kaiser kann mir eine freundliche Miene abgewinnen, wenn ich ihn nicht schätze, und vor dem Bettler demüthige ich mich,

sobald ich die überlegene Persönlichkeit anerkenne. Wie der Student bin ich noch immer ein Kind des Augenblickes, der sich dem Momente gänzlich hingiebt, ohne die kommende Stunde zu bedenken. Das ist gewiß ein schlimmer Widerspruch, der tausend Verlegenheiten erregt, unzählige Collisionen veranlaßt, und nie zur Ruhe kommen läßt, — ein alter, kränklicher, hypochondrischer Mann mit Frau und einem halben Dutzend Kinder in bürgerlichen Verhältnissen und mitten unter Philistern und doch au fond, eine leichtsinnige, genußsüchtige, begeisterte Studentenseele.

Mein Buch wäre gewiß besser, frischer und erschöpfender geworden, wenn ich es vor zehn Jahren geschrieben hätte. Mit dem Plan dazu habe ich mich schon seit zwanzig Jahren herumgetragen, aber wie es zu gehen pflegt, wenn man eine zu große Last auf die Schultern nehmen will, man macht sich gar nicht daran, und läßt sie liegen. Ich wollte etwas Erschöpfendes über Universitäten schreiben, ich wollte Alles und Jedes, die ganze Welt hineinziehen. Wäre eine so allumfassende Behandlung irgend eines Gegenstandes auch überhaupt möglich, so war ich wenigstens nicht der Mann dazu; es fehlte mir an Ruhe und an Zurückgezogenheit. Jetzt haben sich meine Blicke seit längerer Zeit mehr den größern Kreisen des Staats- und Volkslebens zugewendet. Von dort her empfange ich jetzt meine geistigen Impulse, meine Wünsche und Hoffnungen, meinen Aerger und meine Verzweifelung. Die frischen Eindrücke des Studentenlebens sind mehr verwischt, die Farben der Erinnerung sind verblaßt. Ich kann mich nicht mehr so mit ganzer Seele in den Gegenstand hineinleben; aber dieses Verhältniß wird mit jedem Jahre ungünstiger; ich muß daher mich beeilen, wenn das Buch überhaupt noch geschrieben werden soll. Aber was viele Jahre hindurch alle Gedanken, Empfindungen und Bestrebungen einer lebhaften Menschenseele so ganz und gar ausgefüllt hat, dieses wesentlichste Stück meines eigenen Lebens, ich glaube doch, daß es anregend und fruchtbringend auch auf andere wirken kann, selbst wenn es auch in matterem Abdrucke und in zerstückelterer Gestalt erscheint.

I.

Das Duell auf Universitäten.

Philosophen, Priester, Gesetzgeber haben von jeher gegen das Duell geeifert. Die Philosophen haben bewiesen, daß es eine Thorheit, die Theologen, daß es wider die göttlichen Gebote, die Juristen, daß es ein Verbrechen sei. Die Väter ermahnen ihre Söhne, dieser mittelalterlichen Roheit nicht zu fröhnen, und die Söhne selbst erklären diese Sitte für eine unvernünftige. Aber sonderbar, der Philosoph sowohl wie der Theolog und der Jurist kann sich einer Verachtung gegen den nicht erwehren, der sich im geeigneten Falle nicht duelliren will, und die Väter sind eben nicht böse, wenn sie ihre Söhne diese Sünde begehen sehen, und sie schämen sich derselben, wenn diese ihr Verbot beachten. Woher dieser seltsame Widerspruch zwischen Theorie und Praxis, zwischen Grundsatz und That? Woher anders, als weil die Theorie eine falsche ist, und weil das innerste Bedürfniß, weil das Gewissen stärker ist, wie alle falsche Lehre.

Man hat auch wohl, um sich aus dieser Verlegenheit zu retten, die Phrase aufgestellt, das Duell sei freilich ein Uebel, aber ein nothwendiges. Das ist Unsinn; es giebt kein nothwendiges Uebel in der moralischen Welt; sobald wirklich etwas nothwendig, so ist es kein Uebel mehr, sondern es ist eine Pflicht.

Es wäre doch eine abscheuliche Niederträchtigkeit, eine Feigheit sonder Gleichen, wenn ein Jeder von der Sündhaftigkeit des Duells in seinem innersten Wesen durchdrungen wäre, und Keiner, auch der sonst Edelste und Muthigste, es wagte, sich dieser Sünde zu entziehen. Wir denken eben nicht sehr groß von unserer Zeit, aber doch nicht so niedrig, daß wir nicht glaubten, daß es Männer genug gäbe, welche bereit wären, sich selbst auf Kosten ihrer Popularität einem Gebrauche zu entziehen, den sie in ihrem Gewissen verabscheuen und für Mord halten. Nein, wir sehen eben umgekehrt, daß die muthigsten, edelsten, freiesten und gewissenhaftesten Seelen dieser Sitte unbedingt huldigten, obgleich sie dieselbe mit dem Munde verdammen, während eben die Jämmerlichsten und Gewissenlosesten sich ihr zu entziehen suchen.

Die scheinbare Feigheit, die darin liegt, eine Sache für unmoralisch zu halten und ihr dennoch aus bloßer Menschenfurcht zu fröhnen, wurde auch oft genug von den Tüchtigsten gefühlt. Im Jahre 1817

machten zwölf Berliner Studenten, die sämmtlich den Freiheitskrieg mitgemacht, öffentlich bekannt, daß sie in der Ueberzeugung von der Sündhaftigkeit des Zweikampfes fest entschlossen sein, demselben zu entsagen, und daß kein Spott und Hohn diesen ihren Vorsatz erschüttern werde. Es waren gute Namen, über jeden Verdacht unmännlicher Feigheit erhaben. Dennoch haben sie diesen öffentlich ausgesprochenen Vorsatz wieder aufgegeben, so viel Anklang sie damit auch anfangs in den für alles Ideale entzündbaren Mitgliedern der Burschenschaft fanden. Sie wurden nicht verspottet und verhöhnt, denn man ehrte die scheinbare Ueberzeugung, die sie zu dieser Erklärung bewog, und man respectirte den Muth, nach festen Principien zu handeln, es komme daraus, was wolle. Dennoch sind sie von dieser Erklärung später abgewichen, und nicht aus einer schwächlichen Concession, die sie der öffentlichen Meinung machten, sondern aus der zwingenden Nothwendigkeit ihres eignen Gewissens. Sie konnten den Grundsatz nicht durchführen, weil er mit ihrem moralischen Bewußtsein im Widerspruche war, und wenn sie sich mit dem Gedanken auch dieses Bewußtsein nicht klar machen konnten, wenn sie auch nicht angeben konnten, warum der Zweikampf etwas Nothwendiges und tief in ihrer Brust Begründetes sei, so legte ein sicheres inneres Gefühl doch ein entscheidendes Gewicht dafür in die Wagschale.

Ich will es versuchen, die Gründe, die für die moralische Nothwendigkeit des Zweikampfes sprechen, mir mit Worten klar zu machen.

Jeder Mensch bringt gewisse Ansprüche mit auf die Welt, die er zu realisiren und gegen andere zu vertheidigen hat, wenn er sich frei, d. h., seiner würdig, seiner Bestimmung gemäß ausleben soll. Da er aber allein gegen alle übrigen Menschen zu schwach sein würde, um diesen Uransprüchen nachzuleben und sie zu schützen, so tritt er mit Andern, denen die Natur gleiche Anforderungen in die Brust gelegt, in Gemeinschaft. Auf diese Weise entstehen Staaten und es folgt daraus, daß Staaten nur von solchen Menschen gebildet werden, deren individuelle Bedürfnisse etwas Verwandtes und Gemeinschaftliches haben, die im Geiste und in der äußern Form des Geistes, in der Sprache, mit einander verwandt sind. Menschen von einer Sprache nennt man ein Volk. Die verschiedenen Völkerindividualitäten können nun theils wieder in dem, was sie mit einander gemeinschaftlich haben, mit einander in einem Rechtsverhältnisse stehen, in einem Staatenbunde, indem sie Verabredungen

treffen über die Ansprüche, die ihnen allen gemeinschaftlich, oder sie stehen im Stande der Nothwehr gegen einander, sie haben verschiedene Lebensansprüche, die sie nur durch Gewalt gegen einander vertheidigen. Wenn zwei solcher Völkerindividualitäten in ihren Ansprüchen, die zu ihrer freien Auslebung nothwendig sind, sich nicht gütlich ausgleichen können, so entsteht ein Zweikampf unter ihnen, ein Krieg.

Betrachten wir nun das Verhältniß der einzelnen in einem besondern Staate lebenden Menschen, so entsteht wieder eine doppelte Beziehung derselben gegen einander. Entweder alle vereinigen sich zur gemeinschaftlichen Realisirung gewisser Naturansprüche, sie setzen fest, daß dieses geschehen, jenes unterlassen werden soll — und sie werden dieses thun in allen den Punkten, wo ein gleiches Bedürfniß stattfindet — und alsdann entsteht ein allgemeines Staatsgesetz, welches mit Gewalt zu schützen gegen etwaige Uebertretungen Einzelner sie sich insgesammt verpflichten und zu dessen Schutze sie besondere Maßregeln treffen; — oder nur ein Theil derselben vereinigt sich über gewisse Regeln, je nachdem ihre besondern Bedürfnisse noch besondere Schutz- und Förderungsmittel erfordern, und alsdann entsteht ein Special- oder Localgesetz, wie z. B. bei Städten, Gemeinden, Zünften und andern Corporationen. So garantirt also der Staat die allgemeinsten Verabredungen sämmtlicher Einzelnen in den weitesten Kreise bis zu dem engsten Kreise herab, die Sonderabredungen zweier Personen, so weit diese natürlich nicht im Widerspruche stehen mit den allgemeinen Bestimmungen und Ansprüchen. Nun aber tritt der Fall ein, daß der einzelne Mensch höchst persönliche Ansprüche hat, die von denen der andern Individuen verschieden sind. Ueber diese kann keine gemeinschaftliche Verabredung, kein Gesetz stattfinden, eben weil sie nur einem einzelnen Menschen eigenthümlich sind, die von denen anderer sich unterscheiden. Da er sie allein in sich trägt, da Niemand anders sie kennt und den Grad ihrer Stärke und Nothwendigkeit beurtheilen kann, so darf und kann er sie nicht andern zur Verfügung stellen, sondern es muß seinem eignen Gewissen überlassen bleiben, wie weit er sie verfolgen, wie weit er sie aufgeben will. In dieser höchst persönlichen Beziehung stehen also die einzelnen Individuen in derselben Stellung wie die einzelnen Volksindividualitäten gegen einander. So wie es die heiligste Pflicht der Selbsterhaltung ist, daß ein Volk seine Eigenthümlichkeit, sofern sie nothwendig zur Realisirung seines moralischen Wesens und zur Befriedigung seines Gewissens, gegen die Eingriffe eines andern Volkes vertheidigt,

Kampf für Vaterland und Freiheit, so ist es auch heiligste Pflicht des Einzelnen, seine Eigenthümlichkeit gegen Eingriffe des Andern zu schützen, wenn der Staat ihn nicht mehr schützen kann, Kampf für persönliche Selbständigkeit, für individuelle Freiheit. Beide Principe ruhen auf einer und derselben Grundlage, auf dem selbständigen Gewissen des Menschen. Das Alterthum kannte dieses individuelle Freiheitsgefühl nicht; die Charaktere waren einander so ähnlich, daß es dem Staate leicht wurde, die individuelle Freiheit zu vernichten; der Römer lebte nur in der Idee Roms, alle seine übrigen individuellen Bedürfnisse waren zu unbedeutend, als daß sie in Anschlag kommen konnten. Aber das Germanenthum, was alle modernen Völker mehr oder weniger durchdringt, ausgenommen die Russen und Türken, ging von dem entgegengesetzten Principe aus, von der individuellen Freiheit, und bekümmerte sich weniger um die allgemeine. Die wahre menschliche Freiheit ist aber nur die, wo sich beide Factoren mit einander durchdringen, wo der Staat die allgemeinen Anforderungen und Bedürfnisse seiner Unterthanen schützt und befriedigt, aber auch den Individualitäten selbständiges Gewissen läßt und freien Spielraum, sich in den persönlichen Beziehungen gegen einander auszugleichen, die nur den einzelnen Personen eigenthümlich sind.

Nationales Freiheitsgefühl und persönliches Ehrgefühl ruhen also auf demselben Grunde, auf dem Streben nach Selbständigkeit, nach Charakter, auf dem Gewissen. Auch sehen wir überall, daß da, wo bürgerliche Freiheit, wo Selbständigkeit der Staatsbürger existirt, auch zugleich in demselben Maße der Zweikampf als eine moralische Nothwendigkeit geachtet wird.

Die Beispiele liegen nahe vor Augen; überall, wo die Behauptung bürgerlicher Rechte als ein Hauptmotiv des Lebens hervortritt, überall, wo der Bürger sich seiner Selbständigkeit bewußt ist und sie als sein theuerstes Gut achtet, ist er auch bereit, seine persönliche Stellung, seine Ehre zu vertheidigen, selbst mit Aufopferung seines Lebens. So wenig wir Ursache haben, uns an dem Charakter der Nordamerikaner zu erfreuen, weil es ihm an Liebe und Poesie fehlt, so muß doch jeder, der nicht von Leidenschaft geblendet ist, unbedingt zugestehen, daß es kein Land der Welt giebt, wo das Bewußtsein bürgerlicher Freiheit und die eifersüchtige Behauptung bürgerlicher Rechte so lebendig in den einzelnen Individuen durchgebildet ist, wie dort. Und eben in diesem Lande florirt der Zweikampf wie in keinem andern. Vergeblich

hat man früher versucht, von einer falschen Theorie geleitet, ihn zu unterdrücken und ihn durch ein Gesetz, welches ihn für Wahnsinn erklärte, zu brandmarken. Das moralische Bedürfniß war stärker als die doctrinaire Ausgeburt einer todten Moraltheorie; die moralische Nothwendigkeit, eine höchst persönliche Freiheit anzuerkennen, die nur durch die eigne Persönlichkeit und durch kein allgemeineres Gesetz geschützt werden könne, und der innerste Zusammenhang dieses persönlichen Freiheitsgefühls mit jeglichem Streben nach bürgerlicher Unabhängigkeit, mit jedem Rechtszustande, der im Geiste der Bürger Schutz und Gedeihen finden sollte, war stärker als alle gesetzlichen Bestimmungen. Ein Staat, dessen Lebensprincip im Rechtsgefühle seiner Bürger wurzelte, konnte jenes Verbot nicht durchführen, ohne sein innerstes Leben zu tödten. Ohne daß jenes Gesetz besonders aufgehoben wäre, hat ihm die einmüthige Gesinnung der Bürger, als etwas Naturwidriges und Unmögliches, dergestalt derogirt, daß nicht nur kein Gerichtshof mehr Strafe dagegen erkennt, sondern daß der Zweikampf auch schnell zu einem socialen Fundamentalbegriffe eingewurzelt ist, dessen über allen Zweifel erhabene Sittlichkeit dort eben so wenig angefochten wird, wie die Pflicht, für Vaterland und Freiheit zu kämpfen und erforderlichenfalls zu sterben. Nur jene schwache Partei der Quäker, welche überhaupt jede Nothwehr verwerfen, verwirft auch noch den Zweikampf.

Die beiden Länder, wo nächst Nordamerika das Gefühl für staatsbürgerliche Freiheit in den Einzelnen sich am meisten herausgebildet hat und zur lebendigen Wahrheit geworden ist, sind unstreitig England und Frankreich. Und eben diese huldigen auch wieder am meisten dem persönlichen Zweikampfe. Niemand in England, er sei noch so hochgestellt, kann sich dieser Sitte entziehen, sobald die Grenzlinien der Ansprüche auf äußere Hochachtung von einem Andern überschritten und er in der freien Stellung seiner persönlichen Gefühlsweise zur Gesellschaft bedroht ist. Durch Einsetzung seines Lebens sieht er sich genöthigt, sein persönliches Freiheitsgefühl zu wahren und sein Recht auf Achtung desselben zu documentiren. Selbst der Herzog von Wellington, der gefeierte Held Albions, konnte nicht umhin, durch einen Zweikampf an den Tag zu legen, welche höchst persönliche Ansprüche er an die Gesellschaft mache, und welche er von ihr respectirt wünsche, falls er ihre Anerkennung nicht auf Tod und Leben vertheidigen solle. Selbst die untersten Volksklassen duelliren sich auf ihre Weise, sie boxen. Dieses

Boren ist keineswegs zu verwechseln mit den rohen Prügeleien unserer Bauern und Handwerksgesellen, welche in einem augenblicklichen zornigen Selbstvergessen, in einem momentan auflodernden Rachgefühl, noch dazu gewöhnlich im Zustande der Trunkenheit vor sich gehen. Nein, es geschieht mit aller der Kaltblütigkeit und der Ruhe, die aus dem Gefühle einer Pflicht hervorgeht; der gemeine Engländer bort sich mit demselben klaren Bewußtsein, wie er Klage führen würde über einen Eingriff in seine bürgerlichen Rechte. So gut wie er seine bürgerlichen Rechte kennt, und die Mittel, dieselben zu vertheidigen, so gut kennt er die höchst persönlichen Rechte seiner Stellung, die ihn von der Natur mit unauslöschlichen Zügen in die Brust geschrieben sind.

Auch in Frankreich durchdringt das Bedürfniß des Zweikampfes in demselben Maße die große Menge, als das Streben nach Freiheit und staatsrechtlicher Selbständigkeit sich dort entwickelt und ausbreitet. Die Versuche des ältern Dupins, dem Duelle entgegenzuwirken, werden an dem innersten Gewissen der Nation scheitern, und beweisen nur seinen eignen Mangel am natürlichen Rechts- und Unabhängigkeitssinne.

Der Stand übrigens, der früher in allen Ländern staatsbürgerliche Rechte und staatsbürgerliche Freiheit genossen, der Adel, hat auch von jeher das Bedürfniß gefühlt, die individuelle Freiheit durch den Zweikampf zu vertheidigen.

Sehen wir nur auf die Länder hin, wo man bürgerliche Rechte nicht kennt, sondern wo Alles von dem Willen eines Einzelnen abhängt, so finden wir, daß man auch dort den Zweikampf nicht kennt. Der Mensch, der unbedingt seine bürgerlichen Rechtsansprüche aufgiebt und keine Ahndung davon hat, sie gegen Andere geltend zu machen, der sich einmal als ein untergeordnetes Wesen, als einen Sklaven betrachtet, dem wird es auch nicht einfallen, über Verletzungen seiner individuellen Gefühlsweise mit andern zu rechten.

In Rußland giebt es keine bürgerlichen Rechte, die nicht durch den Kaiser annullirt werden könnten. Es sind nur Zugeständnisse, Bewilligungen. Daher geht auch in Rußland alle Ehre vom Kaiser aus, keine von dem persönlichen Charakter des Einzelnen. In Rußland kennt man daher den Zweikampf nicht.

In Deuschland ist es in mancher Beziehung eben so; wenigstens ist es die Beamten-Hierarchie, die, wie allem selbständigen bürgerlichen Rechtsgefühle, so auch dem persönlichen Ehrgefühle feindlich entgegentritt. Der Beamte kennt nur unbedingten Gehorsam gegen seinen

Vorgesetzten, von Rechten gegen denselben weiß er Nichts; so wie er Beamter wird, so hört er auf, unabhängiger, freier Mann zu sein, sondern er wird Diener, dem es nicht einfällt, sich noch seine besondern Rechte als Bürger zu reserviren. Natürlich denkt er auch dem Vorgesetzten gegenüber noch weniger an seine persönliche Ehre, die er nicht einmal Schwarz auf Weiß in den Gesetzen zu finden weiß. In demselben Maße aber, in welchem er sich seines Bürgerthums und seiner Persönlichkeit den Vorgesetzen gegenüber entäußert, in demselben Maße verlangt er diese Entäußerung von Untergebenen, von den Nichtbeamten, von den bloßen Bürgern. Nach oben hin ist er Sklav, nach unten hin Despot; und auch der Bürger verwechselt den schuldigen Gehorsam unter das Gesetz nur zu leicht mit sklavischer Unterwürfigkeit gegen die Person; den Beamten gegenüber hört er auf, freier Bürger sowohl, als Mann von Ehre zu sein. Und so geht es in immer tiefern Kreisen herunter; der reichere Bürger respectirt die Persönlichkeit des ärmern nicht, und dieser entäußert sich derselben dem reichern gegenüber. Wenn der reiche Mann den armen Tagelöhner einen Spitzbuben schilt, so wird dieser in der Regel weder daran denken, durch eine Klage sein bürgerliches Recht zu wahren, noch durch einen Schlag sein persönliches; nur seinem Collegen, dem Tagelöhner, gegenüber fühlt er sich als freier Mann.

Daß es Ausnahmen giebt, daß in diesem Jahrhunderte, namentlich in Deutschland, ein kräftiges Ringen nach bürgerlichen Rechten und persönlicher Anerkennung sich geltend gemacht hat, ist nicht zu verkennen. Aber es ist nur zu gewiß, daß das Eine ohne das Andere nicht bestehen kann. Nie wird der Deutsche, der nicht für seine persönliche Ehre aufzutreten und Opfer zu bringen vermag, je Etwas für die Vertheidigung seiner bürgerlichen Rechte wagen. Wünschen wird er alle mögliche Freiheit, als einen Vortheil, der ihn Nichts kostet, aber sie als Grundbedingung seines Lebens hinstellen, ohne die er nicht existiren mag, das wird er nicht eher, bis er sie auf seine Grundwurzel, auf sein persönliches Freiheitsgefühl zurückgeführt hat. Ja, der Staat mag noch so viele Rechte garantiren, immer muß der Einzelne sie doch für seine Person in Anspruch nehmen und sich der gesetzlichen Vertheidigungsmittel zu bedienen geneigt sein; Muth gehört aber immer zu solcher Vertheidigung, und dieser Muth kann nur allein wieder aus dem persönlichen Selbstgefühle hervorgehen.

Kommen wir nun nach dieser langen und vielleicht etwas unklaren

Einleitung auf unsere Universitäten zurück, so kann der Leser leicht den Schluß ziehen, daß ich mit dem unbedingten Verbote des Duells auf Universitäten nicht einverstanden bin, sondern daß ich seine gesetzliche Gültigkeit in Anspruch nehme, und nur ein Ueberwachen der Behörde gegen Mißbrauch statuire.

Wenn nach der aufgestellten Ansicht bei jeglichem Zusammenleben freier Menschen der Zweikampf überhaupt als das letzte Mittel anerkannt werden muß, so wie der Krieg als das letzte Mittel unter verschiedenen Staaten, so möchte doch kein Zusammenleben dieses Bedürfniß dringender und häufiger herausstellen, als das deutscher Studenten auf deutschen Universitäten. Im bürgerlichen Leben haben sich die Charaktere schon herausgestellt, die Ansprüche mit den Befähigungen sich ausgeglichen, ein Jeder hat seine naturgemäße Stellung mehr eingenommen, so daß seltener eine Beeinträchtigung der Persönlichkeit stattfindet. Ein Jeder gilt in der Regel für das, was er ist, und hat sich schon gewöhnt, höhere Prätensionen, als ihn die öffentliche Meinung zugesteht, in sich zurückzudrängen. Nicht so der Student auf der Hochschule. Junge Leute, die aus den verschiedensten Gegenden des Landes sich versammeln, die einander nicht kennen, finden sich hier zusammen. Keiner hat noch Gelegenheit gehabt, seinen Charakter öffentlich zu zeigen und die Anerkennung seiner Persönlichkeit zu erwerben, deren es bedarf. Dabei sind die Ansprüche der Jugend übertrieben und halten nicht Maß mit der natürlichen Berechtigung. Es entsteht ein Conflict der verschiedensten Persönlichkeiten; eine jede will den Grad der Freiheit einnehmen, den sie sich für fähig hält zu behaupten, und sie ist mehr wie in jedem andern Verhältniß des Lebens genöthigt, Eingriffe der Comilitonen sorgsam zu überwachen, wenn sie nicht unter die Füße getreten werden will. Ein Jeder muß sich seine Stellung erst erkämpfen; er muß zeigen, für was er gehalten sein will, für was er sich selber hält, und wie tief dieses Selbstgefühl bei ihm begründet ist, ob es aus dem Innersten seines Lebensbewußtseins stammt oder ob es blos eitle Prahlerei ist. Die schon ausgebildete Tüchtigkeit findet in der Regel ihre Anerkennung und gern läßt ihr die öffentliche Meinung den Platz, der ihr zukommt, denn es liegt auch in ihrem Wesen, daß sie nicht mehr verlangt, als sie verdient, und daß sie auch das Gebiet fremder Persönlichkeiten heilig hält. Aber selten ist auf der Universität schon eine durchgebildete Persönlichkeit, deren zwingender Zauber sogleich unverletzbare Kreise gegen eine übermüthige Jugend um sich zu ziehen weiß. Kränkungen und

heftiges Gegeneinanderstoßen der sich erst entwickelnden Charaktere müssen hier häufiger stattfinden. Vor Allem sind es die erst Ankommenden, die „Füchse," die nothwendig in Collision gerathen müssen. Die ältern Studenten haben in der Regel den Standpunkt schon eingenommen, der ihnen gebührt; sie haben sich durchgekämpft, und man respectirt sie als solche, die sie wirklich sind und giebt ihnen so viel Ehre, und gestattet ihrer Persönlichkeit so viel Freiheit, als man aus Ueberzeugung ihnen zuerkennt.

Uebrigens erkennen alle Universitätsbehörden auf allen Universitäten die Nothwendigkeit des Duells stillschweigend an. Im Widerspruche mit dem ausdrücklichen Gesetze toleriren sie den Zweikampf, ja begünstigen ihn sogar und fordern unter der Hand dazu auf, wenn ja die falsche Theorie oder die Ehrlosigkeit bei einigen Besuchern sich festsetzen will. Nur in den Fällen, wo eine ausdrückliche Anzeige gemacht wird oder wo ein unglücklicher Ausgang es unmöglich macht, den Zweikampf zu ignoriren, schreiten sie ein. In welche falsche Stellung sie dadurch gerathen, daß sie das bestrafen müssen, was sie selbst billigen, was sie selbst befördert haben, wie unwahr und lügnerisch sie dadurch in den Augen ihrer jungen Comilitionen erscheinen, will ich hier nicht weiter erörtern. Ich werde später, nachdem ich auch noch Einiges über Verbindungen u. s. w. gesagt habe und dann auf die academische Gerichtsbarkeit komme, wie sie jetzt besteht, nachzuweisen versuchen, wie sehr alles Rechtsgefühl und alles Wahrheitsgefühl durch die Behörden unterdrückt wird, und wie sie durch ihre zweideutige Stellung die Studenten förmlich zur Lüge zwingen. Hier nur die Thatsache, daß nie ein Professor ernstlich daran denkt, das Duell zu unterdrücken, und daß in dieser Thatsache ebenfalls eine bedeutende Anerkenntniß der Nothwendigkeit desselben zu liegen scheint.

Selbst diejenigen, die mit der allgemeinen moralischen Nothwendigkeit des Zweikampfes nicht übereinstimmen, werden doch zugeben, daß es eine Sitte sei, welche wenigstens auf moralischen Motiven ruht. Sie mögen einen solchen moralischen Irrthum beklagen, aber sie können ihn nicht in eine Klasse werfen mit solchen Verbrechen, die aus Gewissenlosigkeit entspringen. Eine Sitte, die auf Pflichtgefühl gegründet ist, wenn auch auf falsches, läßt sich nicht mit Gewalt unterdrücken; im Gegentheil erstarkt sie erst durch Repressivmaßregeln. Alle Strafbestimmungen, und seien es die härtesten, werden nie auch nur ein einziges Duell in der Geburt ersticken. Theils werden sie nie ausgeführt

werden können, weil ein besseres Bewußtsein dem Richter stets das Unangemessene einer solchen Strafbestimmung fühlen machen, und daher durch Begünstigung bei der Untersuchung oder durch Begnadigung stets der Buchstabe des Gesetzes umgangen werden wird, theils aber auch vorzugsweise deshalb nicht, weil der Zweikampf schon eine gewissere Gefahr, ein sicheres Verbot in sich selbst trägt, als durch jede spätere immer nur unsichere und ungewisse Ahndung der Gesetze erzeugt werden kann. Der Zweikampf ist kein Vergnügen; er beruht nicht, wie andere menschliche Vergehungen gegen die Gesetze, auf den Reizungen der Sinnlichkeit, der Habsucht, der Leidenschaft. Er ist im Gegentheile mit der höchsten äußern Gefahr, mit dem möglichen Verlust des Lebens, verbunden. Wenn sich demnach Jemand entschließt, dieser Gefahr sich zu unterziehen, nur um den Anforderungen seines Pflichtgefühls zu genügen, so wird ihm wahrlich die weit entferntere und geringere Gefahr, die später durch das Gesetz droht, nicht im Mindesten abhalten.

Die Gesetzgebung gegen den Zweikampf erscheint mir als eine eben so hochmüthige Despotie einer zu weit greifenden Staatsgewalt, wie die Gesetzgebung gegen den Selbstmord. Ich bedaure den Unglücklichen, den ein finsterer Dämon zum Selbstmorde treibt — es sei denn die That Cato's, Beaurepaire's, van Spyck's u. s. w., die den Namen Selbstmord nicht verdient — aber ich verabscheue die ohnmächtige und tyrannische Ansicht, die das freie Dispositionsrecht des Menschen über sein letztes unveräußerliches Eigenthum, über sein Leben zu beschränken sucht und beschränken zu können wähnt. Aus ihr geht folgerichtig Leibeigenschaft und Sklaverei hervor, denn wenn der Staat die individuelle Freiheit so sehr verachtet, daß er das eigne Leben des Individuums nicht einmal als freies Eigenthum respectirt, welche andere Güter sind dann noch vor seinen Prätensionen sicher? Entweder der Selbstmord geschieht im Zustande des Wahnsinns, dann mag der Staat ihn hindern, aber nimmermehr bestrafen; oder er wird unternommen mit Besonnenheit und klarem Bewußtsein — dann soll er mit Gewalt weder hindern noch bestrafen. So gut aber ein Mensch frei über sein Leben zu verfügen hat, eben so gut haben zwei Menschen dasselbe Recht. Der Staat mag das Leben des Einzelnen schützen, sobald es wider dessen Willen angegriffen wird; wenn aber beide Combattanten auf eine unzweifelhafte Weise vertragsmäßig einander die Erlaubniß ertheilt haben, ihr Leben gegenseitig zu bedrohen, so hat der Staat sich

nicht hineinzumischen, so lange der Vertrag nicht überschritten und der Zweikampf nicht zu einem hinterlistigen Mordversuche wird.

Ich könnte noch genug Gründe für den Zweikampf und für seine Zulässigkeit anführen, allein ich halte es für überflüssig. Jeder freien ritterlichen Seele braucht der Zweikampf nicht erst als nothwendig bewiesen zu werden; sie besitzt darüber unmittelbare Gewißheit, trotz aller entgegenstehenden angelernten Schulbegriffe; — und einer Sklavenseele werde ich die Nothwendigkeit des Zweikampfes doch nie einleuchtend machen können, eben weil ihr das Element desselben, der Sinn für Selbständigkeit, Unabhängigkeit, Freiheit abgeht.

Wohl mögen besorgte und zärtliche Eltern über diese offene Vertheidigung des Duells erschrecken. Ich kann ihnen nicht helfen; sie müssen ihre Söhne schon daran wagen. Sie mögen dabei zwei Sprüche unseres Schillers bedenken. Der erste, der Vers der Wallensteinischen Reiter:

Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein;

hat seine ewige Geltung. Wagen gewinnt; wo Holz gehauen wird, da giebt es Späne, und wie die deutschen Sprüchwörter weiter heißen. Nie wird etwas Großes und Tüchtiges erreicht, ohne daß dafür nicht hie und da ein junges Leben eingesetzt und hingegeben werde; ja, alle höhern Zustände dieses irdischen Lebens beruhen auf alle der Möglichkeit, das Leben für die Idee hingeben zu können. Und daran schließt sich der zweite Spruch unseres Schillers:

Das Leben ist der Güter Höchstes nicht.

Das blos physische Leben mit dem geistigen Tode ist der Güter Höchstes nicht. Eltern, die weiter nichts von ihren Söhnen wollen, als sie dick und fett und körperlich gedeihen zu sehen, die mögen ihre Söhne zu Hause behalten. Aber sie mögen sie auch zu Hause behalten, wenn das Vaterland seine Kinder zu den Waffen ruft; sie mögen sie Abschreiber oder Lotteriecollecteurs werden lassen, denn mit jedem tüchtigen Beruf ist Gefahr verbunden. Der Arzt, der auf der Universität das Princip der Ehre nicht anerkennt, wird sich feige verkriechen, so bald die Cholera ins Land bricht; der Jurist wird nicht wagen, gegen den Mächtigen den Proceß zu führen; der Theolog wird jegliches beliebige Dogma predigen, was die Staatsgewalt vorschreibt, um nur nicht von Amt und Brod zu kommen.

Bei aller Anerkennung des dem Duelle zu Grunde liegenden Princips kann übrigens nicht geleugnet werden, daß dieses Princip auf

Universitäten häufig außer Augen gesetzt, und daß der Zweikampf durch unreine Motive gemißbraucht wird. Die edelste Idee artet aus, sobald ihre Ausübung in Heimlichkeit zurückgedrängt wird und sie im Verborgenen schleichen muß. Nur bei vollständiger Oeffentlichkeit kann sich ein Princip seinem Wesen gemäß entwickeln und alle die Keime ausbilden, die in ihm liegen, alles dazwischen wuchernde Unkraut unterdrücken. Eben deshalb wünschte ich, daß der Staat das Duell sanctionirte. Sicherlich würde dann die Idee desselben sich läutern, man würde sich klarer werden über die Fälle, wo es nicht zu vermeiden und manche Rohheit und Häßlichkeit würde unterbleiben, manches Opfer der Uebereilung und verkehrten point d'honneurs würde nicht fallen.

Es sei mir vergönnt, hier einige Mißbräuche kurz anzudeuten. Das Duell wird häufig zur Befriedigung unedler Rachsucht oder verwerflichen Hasses angewendet. Dem Ausspruch der Bibel: „So Dich Dein Bruder schlägt auf den rechten Backen, so reiche ihm den linken auch hin," kann ich unmöglich so verstehen, daß dadurch jede Nothwehr verboten würde. Ich deute diesen Ausspruch nur auf die Gesinnung, nur als ein starkes ausgedrücktes Verbot jeglicher Rachsucht. Daher soll der Zweikampf immer nur als heilige Nothwehr betrachtet werden, bei der die Gesinnung der Liebe gegen den, den man bekämpft, dennoch bestehen kann. Der Kampf für individuelle Freiheit im Duell, der Kampf gegen Unterdrückung im Staate, der Kampf fürs Vaterland ist etwas Heiliges, sobald er mit klarem Bewußtsein einer zu erfüllenden Pflicht geführt wird; aber er sinkt zur gemeinen Schlechtigkeit herab, wenn sich Haß und Rache hineinmischen. Man kann mit Muth und Begeisterung kämpfen, ohne sein Gemüth durch die unlautern Regungen der Bosheit anzustacheln. Deshalb ist mir auch der gepredigte Franzosenhaß später stets als etwas Unlauteres und Unchristliches erschienen; der wahre Kampfeseifer ist ohne Haß.

Aber leider schleicht sich diese Regung nur zu häufig bei dem Zweikampf ein, wie er auf deutschen Universitäten stattfindet. Der Student hat dafür einen eigenen Kunstausdruck, „malice." Sobald er „malice" gegen irgend einen Commilitonen hegt, glaubt er sich befugt, ihn zum Duell zu provociren. Daß dadurch das letzte Mittel zur Vertheidigung der persönlichen Freiheit zu einer Handlung kindischer Bosheit herabgewürdigt wird, braucht nicht weitläufig auseinander gesetzt zu werden.

Auch zur Befriedigung von Eitelkeit und Herrschsucht wird der Zweikampf gemißbraucht. Die überlegene körperliche Kraft und Ge-

schicklichkeit sucht sich auf Kosten des Schwächern geltend zu machen und eine thörichte Eitelkeit setzt eine Ehre in zahlreiche Raufereien. Auch dafür hat der Student seinen technischen Ausdruck, „Renommiren.“ Doch ist nicht zu verkennen, daß solche gemeine Ausartungen im Vergleich zu dem vorigen Jahrhunderte seltener geworden sind, und daß ein rohes Renommiren jetzt weniger zu Ehre und Anerkennung führt. Aber es wird noch lange nicht genug verachtet. Nichts ist verkehrter als eine Institution, die eben der hohen Achtung für die Persönlichkeit des andern ihre Entstehung verdankt, zur Beeinträchtigung dieser Persönlichkeit zu mißbrauchen. Ein dritter Fehler ist die Unüberlegtheit und Uebereilung, womit so manches Duell entrirt wird. Wie mancher Zweikampf beruht blos auf Mißverständnissen, die sich so leicht schlichten ließen; wie mancher blos auf der Uebereilung eines Momentes, die sich so leicht zurücknehmen ließe. Kein Zweikampf sollte vor sich gehen, ohne daß beide Theile mit klarem, ruhigem Bewußtsein von der Nothwendigkeit desselben im gegebenen Falle durchdrungen wären; nie sollte sich Jemand seinem Gegner ohne ruhiges Gewissen, ohne reine Begeisterung stellen.

Wenn man die Art und Weise betrachtet, wie ein solcher Zweikampf vor sich geht, so ist es augenscheinlich, daß die dabei zu Grunde liegende Absicht eben Verhütung jeder Uebereilung und Unterdrückung jeder gemeinen Leidenschaftlichkeit ist. Sobald sich Jemand gekränkt fühlt, darf er weiter nichts thun, als dieses dem Beleidiger zu verstehen zu geben. Von dem Augenblick an ist jeder weitere Wortwechsel unter den Streitenden verboten. Der rohe Mensch aus den untern Ständen schlägt ohne Weiteres um sich, sobald sein Zorn erregt wird; er sucht augenblickliche Befriedigung seiner Rachsucht. Bei Leuten, die das Duell als gesellschaftliches Princip anerkennen, würde ein solches Verfahren Ehrlosigkeit nach sich ziehen. Der Zweikampf findet nie augenblicklich nach geschehener Beleidigung statt; er wird wenigstens auf den andern Tag, in der Regel noch länger verschoben, so daß die erste Heftigkeit sich gelegt haben und man zur Erkenntniß etwaiger Uebereilung gelangt sein kann. Sodann ist der Zweikampf selbst an eine Menge Regeln und Formalitäten gebunden, auf welche der Combattant genau Acht haben muß, und wodurch jedes blinde, leidenschaftliche Wüthen und Sichselbstvergessen verhindert wird. Man sieht daraus, daß dem Allen ein sehr richtiger Tact zu Grunde liegt, und daß man auch durch die Form des Zweikampfes den rohen Trieb zu klarem Selbstbewußtsein zu veredeln suchte.

Trotz diesen Hindeutungen, die in der Form des Zweikampfes auf deutschen Universitäten auf Unterdrückung aller unlautern Motive hinweisen, ist dennoch der Mißbrauch des Duells noch immer häufig genug. Von jeher haben die bessern unter den Studirenden diesem Mißbrauche durch ihr persönliches Ansehen sowohl, als durch mancherlei Bestimmungen in ihrem Gesetzbuche, „Comment“ entgegenzuwirken versucht. Vor Allen war es die Burschenschaft, die, wie sie überhaupt nach den Freiheitskriegen dem ganzen Zusammenleben der Studenten höhere Ideen unterzulegen versuchte, sich viel Mühe gab, durch Bestimmungen und Gesetze allem Ausarten des Duells einen Damm vorzuschieben. Jedoch vergriff sie sich in ihren Maßregeln häufig genug und verschüttete das Kind mit dem Bade, was vorzüglich aber mit daher kam, weil es ihr nicht vergönnt war, öffentlich sich auszusprechen und ihre Ideen auf dem freien Felde der Literatur zu discutiren und zu zeitigen. Um alle absichtliche Bosheit, alles Renommiren, jegliche Uebereilung und jegliches Mißverständniß bei dem Duelle zu verbannen, setzte sie ein Ehrengericht ein, welches aus den geachtetsten und ehrenfestesten ihrer Mitglieder gewählt war. Einige Burschenschaften gaben diesem Ehrengerichte die Vollmacht, über jede Streitigkeit zu entscheiden, den streitenden Parteien die Erklärungen zuzudictiren, die sie sich gegenseitig zu leisten hatten, womit sie dann zufrieden sein mußten. Auf diese Weise wurde natürlich das Princip des Duells überhaupt aufgehoben. Da diese gewaltsame und widernatürliche Einrichtung, die alle Individualität aufhob und jede höchst persönliche Gefühlsweise unter den allgemeinen Willen zu zwingen suchte, sich nicht lange halten konnte — sie war unter andern der erste Grund, weshalb sich einzelne Corps und Landsmannschaften wieder von der Burschenschaft trennten — so schlugen die meisten andern Burschenschaften einen Mittelweg ein. Sie gaben dem Ehrengerichte nämlich die Befugniß, alle die Beleidigungen, die ihm grundlos und ungerecht schienen, zu cassiren und den Beleidiger zur Zurücknahme derselben zu zwingen; eben so kein Duell bei zu unbedeutenden Ursachen zuzulassen; dagegen durften sie das Duell erlauben, wenn die Differenzen sich nicht unter diese Kategorien bringen ließen. In letzterem Falle lag dem Ehrengerichte nur eine wohlgemeinte Vermittelung ob. Aber auch diese Einrichtung konnte sich nicht halten, weil sie offenbar inconsequent war und mit der dem Zweikampf zu Grunde liegenden höchst persönlichen Freiheit und Nothwehr im Widerspruch war. Wenn man den Zweikampf überhaupt zuläßt, so kann

man vernünftiger Weise dies nur, weil man anerkennt, wie es über höchst persönliche Gefühlsweise und Ansprüche gar keine allgemeine Gesetzgebung geben kann und wie kein Dritter im Stande ist, den Grad der Kränkung meiner persönlichen Stellung zu beurtheilen. Sobald man aber dem Ehrengerichte das Recht giebt, darüber zu erkennen, ob eine Ursache bedeutend oder nicht bedeutend genug war, ob Ursache zur Beleidigung vorhanden gewesen oder nicht, so verstößt man offenbar gegen das Princip, was man auf der andern Seite durch Beibehaltung des Duells schon anerkannt hat. Unstreitig trafen daher die Burschenschaften das Richtige, welche jedes Ehrengericht verwarfen, dagegen eine aus den tüchtigsten Mitgliedern gewählte Behörde einsetzten, bei der jedes projectirte Duell vorher angezeigt werden mußte, und die dann eine Verständigung und Vermittelung versuchte. Der Gießner Ehrenspiegel setzte noch besonders fest, daß nach fehlgeschlagener Vermittelung jeder der beiden Gegner, feierlich auf seine Ehre erklären mußte, daß er in der reinsten Ueberzeugung, wie sich die Angelegenheit auf keine andere Weise, unbeschadet seiner Ehre und seines persönlichen Selbstgefühls, schlichten ließe, auf dem Duell bestehe. Da Schreiber dieses früher selbst in solchen vermittelnden Ehrengerichten in seinen Studentenjahren Sitz und Stimme gehabt hat, so kann er aus eigner Erfahrung versichern, daß diese Einrichtung ihrem Zweck vollkommen entsprach. Unter dreißig projectirten Duellen wurden neunundzwanzig gewiß gütlich ausgeglichen. Falsche Motive kamen dabei immer ans Licht, und das moralische Ansehen der vermittelnden Behörde war zu überwiegend, als daß diese gegenüber trotzig sich hätten behaupten können. Freilich war auch nicht zu verkennen, daß manche furchtsame Gesellen es nun in ihren Ausdrücken nicht mehr so genau nahmen, weil sie sich auf die vermittelnde Kraft jener Fünfmänner verließen. Jene Vermittelungsversuche haben übrigens die Landsmannschaften, bei denen das Duell im vorigen Jahrhundert zu äußerster Rohheit ausgeartet war, ebenfalls von der Burschenschaft occupirt, so daß kein Duell vor sich gehen darf, das nicht zuvor dem Seniorenconvente angezeigt ist. Auch die Officiercorps haben die Einrichtung unter sich getroffen, daß jedes ihrer Mitglieder das projectirte Duell vorher zur Kunde bringen muß, worauf das Officiercorps seine Ansicht darüber ausspricht. Wenn diese aber so weit gehen, daß sie in gewissen Fällen ihren Mitgliedern das Duell verbieten, wegen zu unbedeutender Ursache, zumal Nichtofficieren gegenüber, so verstoßen sie offenbar wieder gegen das Princip des Duells,

demzufolge Niemand über die Ehre eines Andern und deren Anforderungen Richter sein kann. Auch würden sie dieses Absprechen über die Anforderungen der eignen Ehre gewiß schwer empfinden, wenn eine Corporation ehrenhafter Nichtofficiere bei Collisionsfällen, wo der Officier der beleidigte Theil, sich dieses ihnen gegenüber erlauben wollte.

Wenn ich so eben das Duell als ein zweckmäßiges und in vielen Fällen unentbehrliches Mittel zur Vertheidigung der höchst persönlichen Freiheit, oder, wie man es auch nennen kann, der socialen Freiheit des einzelnen Individuums in Schutz genommen habe, so würde man mich doch mißverstehen, wenn man mir den Sinn unterlegte, als wolle ich es für ein absolut gutes, für ein ewiges, in der moralischen Natur des Menschen begründetes Gesetz erklären, dem Jedermann, ohne Unterschied, gleichmäßig unterworfen sei, — für eine Freiheitsform, die ewig, unentbehrlich und über welche die Menschen nie hinauskommen könnten. Es giebt allerdings solche ewige, moralische Gesetze, aber diese sind innerlicher Natur; sie gehören dem Bereiche der Gesinnung an, z. B. das Gesetz der Liebe gegen Gott und Menschen, das Gesetz der Aufrichtigkeit, der Wahrheit, der Gerechtigkeit u. s. w. Die Form aber, in welcher diese innern Gesetze der Moral sich äußerlich bethätigen und zur Erscheinung kommen, die äußern Handlungen und Mittel, durch welche die Gesinnung sich geltend zu machen und zu verwirklichen sucht, sie sind ewig wechselnd und hängen nicht nur von den jedesmaligen Verhältnissen und Culturzuständen, nicht nur von den allgemeinen Zuständen der Zeiten, sondern auch von den besondern Verhältnissen und Stellungen der Einzelnen ab. Damit ist nicht nur die allgemeine Frage, die schon so manche jugendliche unreife Köpfe bewegt hat: ob es eine reine, objective Moral gebe, oder nur eine rein subjective? ziemlich einfach erledigt, sondern auch unsere Ansicht über das Duell, in wie weit es in diesem Augenblicke und namentlich auf Universitäten zulässig und den Ansprüchen der Moral und des Gewissens angemessen sei, findet hierin seine Erklärung. Unabhängigkeit des Charakters, freies, furchtloses Urleben der eigenen Persönlichkeit den Mitlebenden gegenüber, je nach den innern Anforderungen der individuellen Begabung, ist ein solches allgemeines moralisches Grundgesetz, welches in der ethischen Natur der Menschen und ihres gegenseitigen Zusammenlebens unzerstörbar begründet ist, und welches ewig erstrebt und erkämpft werden muß. Das Duell aber ist eines von jenen relativen Mitteln zur Realisirung dieser absoluten moralischen Anforderung, welches je nach zeit-

lichen Culturzuständen und individuellen Bedingungen gut und nothwendig, oder schlecht, überflüssig und verderblich sein kann. Unter tausend Beispielen ähnlicher relativer, in der Zeit begründeter moralischer Gesetze, deren Befolgung unter gewissen Bedingungen sich kein edler Charakter entschlagen kann, weil sie eben für den Moment zur moralischen Nothwendigkeit werden, wenn man schon überzeugt ist, daß sie unter andern Umständen ein Verbrechen sein würden, und daß auch die Zeit kommen werde, wo sie mit den einstigen Culturzuständen schlechterdings nicht mehr zu vereinigen sein werden, will ich nur das eine verwandte anführen, worauf ich schon früher hingedeutet habe: den Krieg. Es ist meine tiefste Ueberzeugung, daß der Krieg gänzlich von der Erde verschwinden wird. Wer wollte ihn aber dessenungeachtet in jetziger Zeit unter gewissen Umständen nicht für die heiligste Pflicht eines Volkes erklären, sobald es sich um Unabhängigkeit und nationale und staatliche Freiheit handelt, und sobald alle übrigen Auskunftmittel nicht mehr verfangen? Ich gehe noch weiter, ich halte den Krieg unter gewissen civilisirten Staaten schon in diesem Augenblicke für etwas Unnöthiges, für eine Sünde. Ich begreife z. B. nicht, wie zwischen England und Deutschland eine Collision noch entstehen könnte, die sich nicht durch bloße Verständigung über die gegenseitige Ueberzeugung vollständig beseitigen ließe; und doch kann ich mir auf der andern Seite nicht verhehlen, daß ein Krieg auf Tod und Leben von Seiten Deutschlands gegen Rußland vielleicht zur heiligsten Pflicht werden könnte, von einem Kriege der Polen gegen die Russen gar nicht zu sprechen. Also auch hier ein absolut objectiver moralischer Grundsatz mit mannichfaltigen Auswegen einer relativ subjectiven Handlungsweise. Mit dem Duelle verhält es sich ebenso. Auch diese moralische Sitte ist relativer, subjectiver Natur, auch sie ist gleich der Sitte des Kriegs in einer Uebergangsperiode begriffen, wo sie nicht mehr als eine feststehende Norm gilt, wo sie in vielen Fällen schon unpassend und unmoralisch erscheint, während sie in vielen andern noch als unumstößliches Pflichtgebot sich geltend macht. Auch ich bin der Ansicht, daß Zeiten kommen werden, wo die sociale Stellung, die socialen Angriffe auf einen Charakter sich nicht mehr durch ein Duell zu documentiren, noch zu schützen brauchen. Ich bin der Ansicht, daß in unzähligen Fällen diese Zeit jetzt schon gekommen ist, aber ich bin auch überzeugt, daß man selbst in Beziehung auf das bürgerliche Leben noch nicht sagen kann, der Augenblick sei da, wo das Duell unter jeder Bedingung aufhöre eine moralische Pflicht zu

sein, wenn schon diese Pflicht nur ausnahmsweise bei besondern Individuen und besondern Collisionsfällen noch eintreten mag. Noch weniger aber kann ich zugeben, daß dieser Augenblick schon für das Studentenleben erschienen ist. Moralisch verändert und modificirt hat sich diese Sitte, aber keineswegs hat sie unter allen Umständen aufgehört, eine moralische Pflicht zu sein. Wie aber in allen Zeiten der Uebergangsperioden, wo alte feststehende Sitten und moralische Normen sich mit neuen Grundsätzen und Bestrebungen vermischen, eine babylonische Verwirrung der Sprache nicht nur, sondern auch der Begriffe und Anschauungen entsteht, so daß Einer dem Andern nicht nur in demselben Maße, als sie entweder noch mehr auf dem alten Standpunkte sich befinden, oder schon mehr neue Elemente in sich aufgenommen haben, sondern sogar häufig sich selber nicht recht versteht, weil er von zwei verschiedenen Factoren, vom Alten und Neuen hin und her gezerrt wird, die er weder logisch noch sittlich in sich selbst hat ausgleichen können, so bietet uns namentlich das Universitätsleben jetzt ein wahres Chaos gegen einander rennender, leidenschaftlicher, verwirrender Begriffe und confuser, schwankender Standpunkte in Beziehung auf den Zweikampf dar. Eine Unsumme von moralischer Inconsequenz, so daß man sich bald gegen seine Ueberzeugung, gegen die innerste Stimme seines Gewissens schlägt, bald wiederum gegen seine bessere Ueberzeugung das Duell verweigert. Eben so entstehen eine Menge Vermittelungsversuche, die ihres Zweckes nicht nur gänzlich verfehlen, sondern nur größere Verwirrung herbeiführen, und oft eben d a s befördern, dem sie entgegenarbeiten sollten. Fassen wir daher die Zustände des Studentenlebens in Beziehung auf das Duell, wie sie von den Freiheitskriegen an bis auf den heutigen Tag sich entwickelt haben, etwas schärfer ins Auge. Untersuchen wir den Stand der Dinge, wie er wirklich ist, und versuchen wir es, einige leitende, feststehende Principien in dieses Chaos hineinzubringen, an deren Hand sich vielleicht eine zeitgemäße, den moralischen Bedürfnissen der Studenten entsprechende Gesetzgebung entwickeln und sichere Standpunkte für die Einzelnen gewinnen lassen.

Im Anfange des Mittelalters gab es bekanntlich zwei Classen von Menschen, Freie und Unfreie. Die Freien, die Ritter schützten überall ihre Rechte und ihre Freiheit, wo es das Gesetz nicht that, durch die Gewalt ihrer eignen Waffen. Lieber sterben als die freie Persönlichkeit einbüßen, das war bei ihnen durchstechender Charakterzug. Sie waren frei, nicht nur in Beziehung auf ihre äußere gesetzliche Stellung, son-

dern auch vor Allem in Beziehung auf ihre Gesinnung. Ohne die freie Gesinnung würden sie auch ihre äußere Freiheit bald eingebüßt haben.

Nur der erringt sich Freiheit und das Leben,
Der täglich sie erobern muß.

Umgekehrt verhielt es sich mit den Leibeigenen, den Sklaven. Sie waren nicht nur in ihrer äußern und gesetzlichen Lage unfrei, sondern auch in ihrer Gesinnung. Es kam ihnen nicht in den Sinn, weder ihre allgemeine, rechtliche Freiheit, noch ihre individuelle, sociale, ihre Ehre, ihren Charakter zu behaupten oder zu erkämpfen. Es waren dieses moralische Anforderungen, zu denen ihre Phantasie sich noch nicht erhoben hatte. Sie waren auch moralisch untergeordnete Geschöpfe, wie sie es gesetzlich waren. Sie verdienten Sklaven zu sein. Ein ähnliches Verhältniß findet auch noch heut zu Tage bei übrigens gänzlich veränderten Lebensbedingungen in unserm Volke statt. Gesetzlich freilich sind die Unterschiede zum großen Theile weggefallen, die gesetzliche Freiheit oder Unfreiheit ist so ziemlich bei allen gleich; aber rücksichtlich der Gesinnnng zerfallen die Menschen noch wie vor in diese beiden Hauptclassen, in freie Männer, und in Sklaven. Während der eine Theil den Genuß einer vollen staatsbürgerlichen Freiheit, in der er als freie Persönlichkeit, als Mitrather und Mitthater gilt und zählt, schmerzlich vermißt, und während er sein innerstes Herzblut einsetzt im Kampfe zur Erringung dieses ihm unentbehrlichen Lebensgutes, merkt der andere Theil es kaum, daß er in dieser Beziehung noch nicht Alles besitzt. Gleich dem Leibeignen des Mittelalters läßt er Alles über sich ergehen, gehorcht er jeder Willkühr, ohne daß seine innere Zufriedenheit gestört wird, sobald er nur Nahrung und Kleidung und Obdach hat. Dieses Verhältniß, welches schon von der allgemeinen staatsbürgerlichen Freiheit gilt, es findet in noch entschiedenerm Grade statt rücksichtlich der individuellen, socialen Freiheit, rücksichtlich der Ehre. Die meisten Menschen wissen gar nicht, daß sie Ehre haben, daß sie einen besondern Charakter äußerlich zu behaupten und zu vertreten haben; sie fühlen es gar nicht, wenn diese Ehre angegriffen und verletzt wird. Welches nun ist der höhere sittliche Standpunkt? der, wo man den leisesten Eingriff in seine eigenthümliche, charakteristische Stellung zur übrigen moralischen Welt aufs Reizbarste fühlt, und ihn um jeden Preis zurückzuweisen sucht, oder der, wo man sich eines besondern Charakters, eines eigenthümlichen Anspruchs auf individuelle [illegible]eit und sociale Stellung noch gar nicht bewußt ist? wo man noch

gar nicht weiß, daß man eine besondere Persönlichkeit ist, und stumpf und thierisch jede Rücksichtslosigkeit ohne alles Ehrgefühl über sich ergehen läßt? Ich meine doch: der erstere; und ich habe auch schon im ersten Artikel ausgeführt, wie selbst die staatsbürgerliche Freiheit der Gesammtheit nie eher zum siegreichen Durchbruche gelangen kann, bis das persönliche Selbstgefühl der Einzelnen nicht gekräftigt und stark entwickelt ist. Eine Gesammtheit freier Staatsbürger, die nicht aus einzelnen Individuen vom entschiedensten und persönlichsten Selbstgefühl zusammengesetzt ist, ist eine Unmöglichkeit. Nur aus der individuellen Grundlage der Charaktere kann der allgemeine Charakter erwachsen. Alle allgemeinen Gesetze der Freiheit sind weiter nichts, wie Lüge, die gleich bei der ersten Berührung mit dem wirklichen Lebensverkehr zerschellen, sobald sie nicht auf der Grundlage persönlichen Selbstgefühls der Einzelnen beruhen.

Sobald man uns dieses zugiebt, so gehen wir weiter. Wir wollen vorläufig anerkennen, daß es eine höhere, sittlichere Vertheidungsweise der individuellen Freiheit und des persönlichen Selbstgefühls giebt, als das Duell. Aber doch nur jedenfalls für die, welche die Stufe eines lebendigen, persönlichen Selbstgefühls schon errungen haben, welche bereits Ehrgefühl besitzen, welche bereits freie Männer in der Gesinnung rücksichtlich ihrer socialen Stellung von den Mitlebenden. Für diese mag das Vertheidigungsmittel des Duells in vielen Fällen schon nicht mehr ausreichen, schon unsittlich sein. Für einzelne Individuen dieser Classe mag es sogar schon absolut verwerflich sein, so daß sie unter keiner Bedingung, ohne Erniedrigung ihrer selbst, sich dazu verstehen können. Aber das setzt doch immer als erste Bedingung voraus, daß sie wirklich in die Zahl freigesinnter Männer bereits eingetreten sind, und die dem Duell zu Grunde liegenden ethischen Motive vollständig durchgefühlt und überwunden haben. So wenig ein unterjochtes Volk moralisch berechtigt ist auf den Freiheitskampf zu resigniren, eben so wenig darf der Mann, der ohne Ehre und persönliches Selbstgefühl ist, den Zweikampf zur Aufrechthaltung seiner individuellen Freiheit, als etwas Lächerliches oder Unsittliches betrachten. Für ihn wäre das Duell offenbar eine zu erstrebende höhere Stufe der Sittlichkeit. Er muß erst duellreif werden, ehe er eine moralische Stellung gewinnt, wo das Duell für ihn zur Unmoralität umschlägt. Und eben so giebt es noch Unzählige, denen nach gewissen Seiten hin und in mannichfaltigen Beziehungen das Duell ein unentbehrliches, ethisches Auskunftsmittel

ist, während sie nach andern Seiten hin und in andern Fällen desselben nicht mehr bedürfen. Gleich wie ein Krieg, dieses Duell zwischen Volksindividualitäten, zwischen Deutschen und Engländern vielleicht sittlich unter keiner Bedingung mehr gerechtfertigt werden könnte, während er unter gewissen Umständen gegen Russen und Türken noch als heiligste, moralische Nothwendigkeit erscheinen kann.

Wenden wir nun diese Reflexionen auf die sittlichen Zustände unserer Studenten an, wie sie in der Wirklichkeit bestehen. Unsere Studenten zerfallen in diesem Augenblick ebenfalls in zwei Hauptclassen.

Erstlich in Sklaven ohne alles Selbstgefühl, in solche, die noch nicht duellreif sind. Leider muß ich es sagen, aber ich bin davon überzeugt, daß diese Classe noch immer die große Mehrzahl bildet. Für diese ist nun das erste, dringendste moralische Bedürfniß, daß sie zu diesem persönlichen Ehr- und Selbstgefühle, zu dem Bewußtsein einer freien, berechtigten Individualität herangezogen und herangebildet werden. Sie müssen duellreif werden. Ehe sie nicht auf den Standpunkt des Duells gelangen, werden sie selbst auch wissenschaftliche und staatsbürgerliche Nullen bleiben. Bestien, Sklaven, aber keine Menschen. Das vergessen diejenigen unserer philantropischen Professoren, die immer von ihrem überfeinen, theoretisch begrifflichen, aller wirklichen Lebensgrundlagen entbehrenden, idealen Bewußtsein aus, gegen das Duell im Allgemeinen declamiren. Auf dieses persönliche Selbstgefühl basirt sich Alles. Ohne dasselbe ist keine Charakterbildung nach irgend einer Seite hin möglich. Ohne dasselbe kein eigenes Urtheil, kein eigenes Gewissen, keine selbständige und freie Handlungsweise. Ohne dasselbe kein Forschungstrieb, kein Trieb nach Wahrheit. Ohne dasselbe sinken unsere Universitäten zu bloßen Abrichtungsanstalten herab, die Maschinen, aber keine lebendigen, wahren Menschen erziehen. Wie Wenige bringen ein solches unerschütterliches, persönliches Freiheits- und Rechtsgefühl schon von Haus aus mit auf die Universität! Gar viele kommen an als völlig gebrochene Charaktere, bei denen auch der letzte Keim zur Freiheit schon erstickt ist. Das liegt an den Eindrücken, die sie zu Hause von Aeltern und Verwandten empfangen haben, denn wer selber ein Sklav ist, wer selber nichts Höheres kennt, als sich à tout prix durchzufressen in der Welt, mit Aufopferung jeglicher Ueberzeugung, jeglicher persönlicher Würde, wer seine ganze Ehre in ein gutes Auskommen und in den conventionellen Schnitt seines Rockes setzt,

der wird auch seine Kinder nicht zu freier, unabhängiger Gesinnung, nicht zu selbständigem, trotzigem Gewissen der Welt gegenüber erziehen können. Das liegt ferner in unserer traurigen, trostlosen Schul- und Erziehungsmethode, die es recht eigentlich darauf angelegt zu haben scheint, jede naturgemäße, individuelle Entwickelung, jede eigenthümliche Charakteranlage, jede selbständige Anschauungs- und Empfindungsweise, jede Productivität durch fabrikmäßige Normalabrichtung, durch maschinenmäßiges Ueberschlagen auf ein und denselben Leisten, absichtlich zu verstümmeln und zu morden. Wahrlich ich bin kein Freund unseres bureaukratischen Regierungssystems im Allgemeinen, kein Freund einer Regierungsmethode, welche mit lebendigen freien Seelenkräften verfährt, wie mit todten Steinmassen, die man nach Gefallen in beliebige Form zerklopft und zermeißelt. Aber das fluchwürdigste Glied in dieser ganzen Maschinerie scheint mir denn doch jenes in Schema und militairische Controlle hineingezwengte Schulsystem zu sein, welches mit unerhörter, gefühlloser Grausamkeit unsere Kinderseelen dahinmordet, und schon die kommenden Generationen für alle Zukunft vernichtet. Man möchte blutige Thränen weinen, wenn man diesen Jammer mit ansieht. In seiner ganzen Größe fühlt ihn auch nur der, der selber Vater ist, der mit zerrissenem Herzen seine eigenen Kinder diesen Menschenschlächtern überantworten muß, weil er als Einzelner zu schwach ist, um eine isolirte Erziehung seiner Kinder durchführen zu können. Denn wie wir Erwachsenen gegenseitig auf einander angewiesen sind, und Niemand für sich allein leben kann, so ist auch die Kinderwelt eines Volkes eine organische Gesammtheit, aus der das Einzelne selbst dann nicht herausscheiden kann, wenn auch das Ganze an pestartiger Erschöpfung darnieder liegt. Wüßten sie, was sie thäten, diese pädagogischen Korporale, deren ganze Weisheit darin besteht, eine Masse von Unterrichtsgegenständen festzusetzen, eine Masse von Stunden zu bestimmen, Visitationen und Examina anzuordnen, Gehalte auszuwerfen u. s. w. — kennten sie ihre unermeßliche Versündigung an der ganzen Menschheit, verführen sie mit planmäßiger Absicht bei diesem Zerstörungswerke, o, so wäre der Teufel noch eine reine Lichtgestalt gegen sie. Aber sie wissen nicht, was sie thun; sie wissen nicht, was es heißt, einen Menschen zu erziehen und was menschlicher Werth überhaupt ist. Dumm und stumpf verordnen und controlliren sie darauf los und sind noch stolz auf die Schandsäule, die sie sich in der Gestalt eines wohlgeordneten Schulwesens errichtet haben. Hier ist mein Haß grenzenlos, hier bin ich un-

versöhnlich. Den feilen Richter, den betrügerischen Kaufmann, den heuchlerischen Geistlichen, ich verzeihe ihnen allen. Aber diese Schulpedanten, gleichviel, ob sie das Scepter oder die Ruthe führen, die, — selber nur eine Caricatur einer freien, strebenden Menschennatur, in ihrem hochmüthigen Aberwitze sich anmaßen, die Menschheit zu dem Ebenbilde ihres eignen Zerrbildes machen zu wollen, die ihrer eignen Nichtigkeit sich nicht nur bewußt, frecher Weise dieselbe als Ideal hinstellen, zu welchem sie die Menschheit nach chinesischem Geschmacke zurechtschnitzeln wollen, — diese ordnungsliebenden, altklugen, despotischen selbstgefälligen Schufte, diese hasse und verachte ich mit einer wahren, unergründlichen Vehemenz und Nachhaltigkeit. Wenn es mich zuweilen packt, so könnte ich solchen Kerl, wenn er unter meinen Händen wäre, zappeln lassen und quälen, gleich dem Kinde, wenn es ein Insect gliedweise zerpflückt. Und die Fabrikate, welches dieses wohlgeordnete Schulsystem heut zu Tage den Universitäten liefert, diese zweibeinigen Hausthiere, die sich noch bedanken, wenn man ihnen einen Nasenstüber ertheilt, die Alles für wahr annehmen, was ihnen der vorgesetzte Professor als wahr befiehlt, und Alles für schlecht, was derselbe als solches dictirt, diese Automaten, die sehr fleißig jede Begriffsbestimmung von Ehre, Freiheit und Recht, von Unabhängigkeit und Selbstgefühl auswendig lernen, sobald sie im Compendium, oder im Hefte stehen, die aber alle diese schönen Sachen auf ihrem wirklichen Lebenswege nie erblickt, nie im Klopfen des eigenen Herzens gefühlt haben, diese Hundeseelen, deren Zahl mit jedem Tage steigt, sie sollten über das Duell bereits hinweg sein, und das Recht haben, über dieses sogenannte Vorurtheil der Ehre hochmüthig die Achseln zucken zu dürfen? Diese Bursche, die nur durch Hunger und Furcht getrieben werden, sie, sie will man als erhabene, tief christliche, auf den reinsten Bewußtsein männlicher Unabhängigkeit und persönlicher Würde ruhende, im Vollgenusse allgemeiner Anerkennung sich bewegende Charactere hinstellen, welche mit Aufrichtigkeit sprechen dürfen: „Ich bin über das Duell erhaben?" Nein, so lange die ersten Anfangsgründe eines persönlichen Selbstgefühls der großen Mehrzahl noch mangeln, so lange unsere Zeit noch an elender Berechnung äußerer Vortheile, am Sklavensinn und Hundedemuth dahinsiecht, so lange rühre man nicht mit frevelnder Hand an eine Sitte der Hochschulen, die aus der reinsten Quelle ritterlichen Freiheitsgefühls entsprungen ist, die ein wahres Gegengift gegen diese Krankheit in sich schließt, oder wenigstens von ihren Auswüchsen

gesäubert in sich schließen könnte; die ein besseres Erziehungsmittel für Charakterbildung ist, als die ganze preußische Gesetzsammlung seit hundert Jahren bis jetzt aufgestellt hat.

Eben so wie unsere wohlmeinenden Professoren, die nebenbei gesagt bei manchem in dem Vorurtheile des Duells befangenen Studenten rücksichtlich eines männlichen Unabhängigkeitssinns noch in die Schule gehen könnten, eben so versah es auch die Burschenschaft, als sie in ihrem idealen Streben das Duell verbannen, oder wenigstens unangemessenen Beschränkungen unterwerfen wollte. Die Urheber dieser Maßregeln gingen auch hier zu sehr von sich selber aus. Gewiß waren wenigstens Einzelne unter ihnen, deren Individualität über dem Zweikampf stand, oder die doch nur in seltnen Collisionsfällen durch ihr Gewissen dazu aufgefordert wurden. Aber sie verkannten das moralische Bedürfniß der Mehrzahl und thaten demselben in sofern despotischen Zwang an, als sie durch dialectische Ueberlegenheit dieselbe dahin brachten, sich einen ethischen Standpunct äußerlich zu begründen, welchen sie in Wahrheit nicht einnahm. Die Folge davon war, daß auch in dieser Beziehung, wie in vielen andern, sich neben einigen schönen, ethisch hochstehenden Individualitäten eine Menge des verächtlichsten Gesindels in den Burschenschaften versammelte, welches sich blos aus niedriger Feigheit und aus Mangel an Ehrgefühl einer Verbindung anschloß, die keine moralische Anforderung des Zweikampfs an sie machte, und die ihnen Gelegenheit gab, unter schönen Declamationen gegen Vorurtheile und mittelalterliches Junkerthum den Mangel an persönlichem Selbstgefühl zu verstecken. Auch in dieser Beziehung bildeten die Burschenschaften, auf die wir in andern Artikeln noch weitläuftig zurückkommen werden, eine merkwürdige Mischung von wahrhaft edeln Persönlichkeiten und gemeinem Lumpenpack, von aufrichtigen, gewissenhaften Menschen und von hohlen lügnerischen Phrasendrehern, von wenigen in sich selbst klaren Charakteren und einer Masse von Nachsprechern und phantastischen Renomisten. Und diese Erscheinung wird sich immer von Neuem auf unsern Universitäten wiederholen, wenn man mit gänzlicher Verkennung der moralischen Bedürfnisse der Jugend ihnen anmuthet ihr eigenthümliches, auf concret individuellen äußern und innern Zuständen beruhendes Leben nach Principien einzurichten, die nicht historisch aus ihrem Herzen herausgewachsen, sondern hinterm Ofen von leblosen Theoretikern ausgeheckt sind, welche das Menschengeschlecht durch moralische Rezepte zu curiren glauben und diese für ein Universalmittel halten, welches auf

jeden Zustand paßt; Menschen, die rücksichtlich der ersten Anforderung jeder wahren, wirklichen Sittlichkeit, nämlich, der innern individuellen Uebereinstimmung mit dem allgemeinen Grundsatz, der Harmonie und Congruenz zwischen praktischem Empfinden und Handeln mit dem theoretisch Gedachten selbst eben die allerarmseligsten und verwahrlosesten sind. Alle Vorschläge zur Hebung der Sittlichkeit müssen sich immer auf bestimmte historische Menschen beziehen; wo nicht, so gehören sie in das Reich eitler Träume und sind in ihrer hochmüthigen Altklugheit weiter Nichts als unsittliche, lügenhafte Ausgeburten hohler Schönrednerei. So wenig der Arzt ein Fieber, welches auf reiner Schwäche und Gesunkenheit der Lebenskräfte beruht, mit einem Aderlaß curiren wollen würde, eben so wenig darf der Moralphilosoph gegen Ausartungen eines überreizten Selbstgefühls zu Felde ziehen, wo dieses Selbstgefühl eben in den letzten Zügen liegt. Erst muß man Gehen und Laufen lernen, ehe man Tanzen lernt. Wer mit einer kunstmäßigen Menuet bei dem einjährigen Kind beginnen wollte, würde gar bald einen Krüppel gezogen haben.

Die zweite Classe unserer Studirenden besteht nun allerdings aus jenen, bessern freiern Naturen, die sich mehr oder weniger als ein moralisches Ich, als selbständiges eigenthümliches Glied in dem Organismus der Menschheit fühlen und diese Anlage zur Selbständigkeit auszubilden und durchzukämpfen erstreben. Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß es unter diesen Einzelne giebt von so entschiedenem, plastisch hervortretendem Charakter, der so ganz von selbst blos dadurch, daß er ist, daß er sich unwillkührlich giebt, die freiste unangefochtenste Anerkennung sich erwirbt, so daß er des Zweikampfs gar nicht bedarf. Es soll nicht geläugnet werden, daß Einzelne vorhanden sind, welche über diese ersten Elemente des Selbstgefühls bereits hinweg sind, und die sich erniedrigen würden, wenn sie das durch einen Zweikampf noch in Frage stellten, was sie schon unbedingt besitzen, worüber sie längst schon hinaus sind. Wenn ein Wolf oder ein Herrmann bei jedem lächerlichen Zweifel eines Dritten an ihrer Fähigkeit zu decliniren oder zu conjugiren immer sogleich durch die That diesen Zweifel beseitigen wollten, so würde das sicher eher ein Beweis von Mangel an Sicherheit und Selbstgefühl, als von richtiger Würdigung ihrer Stellung abgeben. Und eben so giebt es gewiß Männer, die sich vor sich selber sowohl, wie vor den Augen der Mitwelt erniedrigen, an der Hoheit ihres eignen Charakters sich versündigen würden, wenn sie durch das Duell erst noch einen

Beweis von ihrem Selbstgefühl ablegen wollten. Es giebt Individualitäten, die jeden solchen Angriff durch ihre bloße Persönlichkeit, ganz allein durch das, was sie sind, schon auf den Angreifer zurückschleudern. Ein Fichte, ein Stein, ein Dahlmann braucht sicher nicht seine sociale Stellung mit der Pistole in der Hand zu vertheidigen. Aber diese in ihrem eignen Bewußtsein sowohl als im Bewußtsein der Mitlebenden über allen Zweifel erhabenen Männer der Freiheit, diese vollendeten Charaktere, sie sind in der Studentenwelt jedenfalls selten, und gehören zu den Ausnahmen. Eben so selten sind jene milden, anspruchlosen, tiefinnerlichen Naturen, die bei dem ungetrübtesten Selbstgefühl und der größten innern Freiheit dennoch keine äußere Stellung und Anerkennung von der Mehrzahl verlangen oder bedürfen, die, weil sie sich rein nach Innen ausleben, in der freien Entfaltung ihres Wesens von Außen her auch nicht beeinträchtigt werden können. Es giebt auch deren, und ich habe Einzelne gekannt, denen die Außenwelt überhaupt Nichts anhaben konnte, weil diese Welt für sie gar nicht existirte, selige, reine, träumerische Kindesseelen, welche blos der Liebe Einzelner, nicht aber der Hochachtung Aller bedurften, um im ungestörten Genuß ihrer Persönlichkeit zu bleiben; absolut unpolitische, unstaatliche und dagegen vollendet religiöse Individuen. Es wäre eine Bornirtheit ohne Gleichen, eine scandalöse Rohheit, wenn man solche verachten wollte, weil sie der äußern Unabhängigkeit und Freiheit entbehren können, ohne daß dadurch ihr Innerstes leidet. Aber die Charakteranlagen der meisten Menschen weisen einmal auf Wechselwirkung zwischen äußern und innern Anforderungen hin; die unzählige Mehrzahl hat eine doppelte Freiheit, eine äußere und eine innere gleichmäßig auszubilden und zu erringen. Die eine kann bei ihnen gar nicht ohne die andere gedacht werden. Zumal der Jüngling ist Nichts, wenn er das, was er wirklich ist, nicht auch für die Welt ist. Wenn sich nun dennoch besonders in der letzten Zeit unter den Studirenden wieder viele Stimmen für gänzliche Abschaffung des Duells erhoben haben, so gestehe ich aufrichtig, wie ich glaube, daß diese Bestrebungen auf Mißverständnissen und in der Regel namentlich auf Mangel an Selbstkenntniß und Selbstkritik beruhen. Habe ich es doch unzählige Mal erlebt, wie eben diejenigen, die am Eifrigsten gegen das Duell declamirten und für Abschaffung desselben stimmten, unbedenklich zum Zweikampf schritten, so bald ihre persönliche Würde auf ernsthafte Weise angegriffen wurde. Und habe ich es doch ebenfalls genug erlebt, wie ein aus der conse-

quenten Durchführung solches eingebildeten Grundsatzes zurückgewiesenes Duell einen schweren, nicht zu überwindenden Stachel in dem Gemüth des Jünglings zurückgelassen hat. Die Hauptursache dieser Mißverständnisse ruht nämlich auf dem ungeheuren Mißbrauch, der mit dem Duell auf Universitäten getrieben wird, auf der gänzlichen Entartung desselben, so daß es in seiner jetzigen Gestalt allerdings keineswegs mehr den ihm zu Grunde liegenden wahrhaften moralischen Motiven entspricht, und als heiliger Kampf für die Integrität eines höchst persönlichen, rein individuellen Selbstgefühls gar nicht mehr existirt. Dieses bedarf einer etwas weitläuftigern Auseinandersetzung.

Wir haben schon im ersten Artikel gesehen, daß das Duell auf höchst persönlichen Ansprüchen des Einzelnen beruhe, auf rein individuellen Gefühlsweisen und Standpunkten, über deren Berechtigung kein Dritter, sondern der Einzelne nur allein nach innerstem Gewissen urtheilen könne. Eben daraus nun, daß die Ehre so subjectiver Natur ist, hatten wir gefolgert, daß objective Bestimmungen und Gesetze über das, was die Ehre, die persönliche Würde des Einzelnen verletze, mit dem Princip des Duells im entschiedensten Widerspruche ständen. Wer das Duell als moralisch begrübet anerkennt zur Aufrechthaltung höchst persönlicher Ansprüche, über welche es absolut keinen Gemeinwillen geben kann, der tritt mit sich selbst in entschiedensten Widerspruch, wenn er dennoch an ein allgemein gültiges Gesetz, welches sich auf specielle Verhältnisse der Ehrenkränkung ausdehnt, für sich und für Andre als gültig anerkennt. Und dennoch hat sich dieser Widerspruch auf den Universitäten ausgebildet, und zwar auf eine so grelle, auf der Hand liegende, geistlos lächerliche Weise, daß die wirkliche Ehre, die wahrhaft persönliche Freiheit eben völlig dadurch mit Füßen getreten wird; während man sie doch durch die Sitte des Duells schützen wollte. Es existirt nämlich ein vollständiger Ehrencodex, mit voller gesetzlicher Kraft für die Studirenden auf den Universitäten, der alle die einzelnen Worte specialisirt, wodurch man sich beleidigt fühlt und, sobald sie gefallen sind, zum Duell schreiten muß. Dieser Ehrencodex ist ein Haupttheil des sogenannten Comments. Zu diesen gesetzlich provocirenden Worten gehören z. B. die Worte: dumm, lächerlich, sonderbar u. s. w. Wer auf solche Worte nicht fordert, wird in Verruf, das heißt: für absolut ehrlos erklärt. Auf einigen Universitäten hat sich der Scharfsinn der Studirenden in Aufstellung einer sehr langen Reihe solcher Ausdrücke gefallen; man hat sehr gründliche Erörterungen darüber angestellt, ob

dieses oder jenes Wort ehrenkränkend sei, oder nicht. Und noch jetzt denke ich mit einem gewissen Erröthen an diese wahnsinnig albernen Debatten, an denen ich ebenfalls Antheil genommen habe. Auf andern Universitäten ist das Register weniger stark, aber auf allen herrscht die Ansicht, daß der Comment und nicht die persönliche Gefühlsweise der Einzelnen über das zu entscheiden habe, was die sociale Stellung des Einzelnen gefährde, oder nicht. Wenn aber von irgend einer Sache der Ausspruch gilt: „Der Buchstabe tödtet, der Geist macht lebendig," so gewiß in Beziehung auf die Ehre, wie wir das schon weitläuftig ausgeführt haben. Alle persönliche Ehre wird vernichtet, sobald sie schematisirt und sobald alle ihre zahllosen Incidenzpunkte mit roher Hand über einen Leisten geschlagen werden. Wer für die Majorität die Berechtigung in Anspruch nimmt, Bestimmungen zu treffen über das was ehrverletzend sei, der muß auch der Majorität das Recht vergönnen, allgemeine Bestimmungen darüber festzustellen, wie die Ehrverletzung durch Richterspruch wieder gesöhnt werden könne. Er kommt consequent zu Injurienprozessen und Ehrengerichten. Diese reichen dann völlig aus; das Duell ist alsdann absolut verwerflich. Der Einzelne ist nicht mehr im Stande der Nothwehr, sobald es sich um seine höchste persönliche Freiheit handelt, denn das Gemeinwesen übernimmt diesen Schutz, so gut wie es den Schutz gegen Diebstahl und Raub übernimmt. Höchst persönliche Ansprüche auf eine besondere Hochachtung und eine besondere sociale Stellung giebt es dann nicht mehr; ein Jeder, er sei wer er wolle, der größte Schuft oder der erhabenste Charakter, der niedrigste Sklave oder der stolzeste, freieste Mann, hat dann nur ein bestimmtes Maß von gesetzlich hochachtungsvoller Behandlung zu fordern, und ein subjectives Mehr oder Weniger wird nicht mehr anerkannt.

Die Folgen von dieser groben, todt gesetzlichen Behandlungsweise eines unendlich zarten Gegenstands sind nun auch der Art gewesen, daß es sich wohl erklären läßt, wenn eben diejenigen Jünglinge, die das tiefste und reinste Ehrgefühl besitzen, sich getrieben fühlen einer Sitte zu entsagen, die so gänzlich entartet und verbalhornisirt ist. Aber sie sind doch wohl in einem Irrthum dabei befangen. Dieselbe Erscheinung, die uns auch auf andern Gebieten des Lebens so häufig entgegen tritt, macht sich auch hier geltend; sie unterscheiden nicht mehr die ursprüngliche Idee von ihren zahllosen Entstellungen und Verunstaltungen, sie verwechseln den Mißbrauch, der damit getrieben wird, mit dem richtigen

Gebrauche. Vor den zahllosen Schmutzflecken verschwindet vor ihren Augen die ursprünglich reine Farbe, und sie greifen zu einem Zerstörungskriege, statt einen Reinigungsprozeß anzustellen. Und doch ließe sich das Duell in seiner ursprünglichen und reinen Schönheit, bei klarer Auffassung der Gesichtspuncte gar leicht wieder herstellen und würde in seiner Restauration das kräftigste Mittel zur Charakterentwickelung der Einzelnen sowohl, als zur Hebung eines vom ächten Freiheitsgeiste durchwehten akademischen Lebens abgeben. Ich will einige Vorschläge machen, die aus mannichfacher Beobachtung und innerster Ueberzeugung hervorgegangen sind.

Erstlich: Das Duell muß aufhören eine durch den Comment befohlene Zwangspflicht zu sein. Es muß in jeder Beziehung zu einer offenen Frage werden, deren Beantwortung blos von der Individualität des Einzelnen abhängt.

Zuerst also muß es Jedem selbst überlassen bleiben, ob er sich der Sitte des Duells für seine Person überhaupt unterwerfen will, oder nicht, und der Comment darf also keine Bestimmung mehr enthalten, der in irgend einem Fall das Duell zur absolut allgemeinen Pflicht macht. Denn wir haben schon oben anerkannt, daß es einzelne und besonders hochstehende Individualitäten giebt, für welche der Zweikampf überhaupt nicht paßt, und eine Unsittlichkeit, ein Aufgeben ihrer socialen Ansprüche sein würde. So selten diese auch sein mögen, so verdienen sie gerade vor Allen die höchste Berücksichtigung, und eine Gesetzgebung, die eben diese — besonders ausgezeichneten Persönlichkeiten nicht anerkennen wollte, würde die rohste Despotie in sich schließen. Ob aber das Duell aus so reinen Bewegungsgründen eines hohen innern Selbstgefühls, oder ob es aus stumpfer Bestialität, aus feigem Sklavensinn abgelehnt wird, darüber kann es keine äußerliche allgemeine gesetzliche Erkennungszeichen geben. Es bleibt dieses der psychologischen Beurtheilung der öffentlichen Meinung im Allgemeinen, und der Einzelnen ins Besondre überlassen. Der Verruf, die Erklärung absoluter Ehrlosigkeit, die zugleich ein gesetzliches Ausschließen von allem geselligen Umgange und von allen studentischen Rechten involvirt, muß in dieser Beziehung gänzlich wegfallen. Es muß Alles dieses der individuellen Achtung oder Verachtung überlassen bleiben. Ist die öffentliche Meinung von der Niederträchtigkeit des Duellverweigernden allgemein überzeugt, so werden die natürlichen Folgen dieselben sein, und es bedarf keiner ausdrücklichen gesetzlichen Ehrlosigkeitserklärung. Werden die Motive aber

verschieden beurtheilt, so läge eine furchtbare Beeinträchtigung der Persönlichkeit darin, wenn ich deshalb den Umgang eines Freundes aufgeben sollte, weil die Majorität über seinen Charakter andrer Ansicht ist, wie ich selbst.

Sodann zweitens muß es aber auch Jedermann frei stehen, mit wem er sich schlagen will. Die Stellungen der Einzelnen gegen einander sind von der mannichfaltig verschiedensten Art. Nicht Jeder kann mich beleidigen. Was ich von dem Einen ertrage, vielleicht völlig übersehe, das kann und darf ich von einem Andern vielleicht auf keine Weise dulden. Auch hier sind alle Verhältnisse nur relativ; es giebt in dieser Beziehung keine absolute Regel, und wenn man dennoch eine solche mit als gesetzlichen Befehl aufstellen will, so versündigt man sich wiederum an der freien Persönlichkeit und verachtet das, was man durch das Duell eben schützen und fördern will. Man denke sich eine bedeutende, allgemein anerkannte Individualität, einen gereiften, männlichen Charakter, der von irgend einem Gelbschnabel, einem unmündigen Burschen auf die gebräuchliche Weise zum Duell provocirt wird, von einem Menschen, mit dem er schlechterdings Nichts zu thun haben, mit dem er nicht einmal sprechen, geschweige denn sich schlagen mag. Er betrachtet ihn als eine vollständig moralische Null und nun soll er, blos weil der Comment es befiehlt, denselben mit einem Mal auf Tod und Leben gegenüber treten und ihn dadurch als völlig ebenbürtig, als einen Gegner erklären, von welchem seine sociale Stellung bedroht wird. Entweder erniedrigt er sich dadurch sowohl in seinen eignen Augen, als auch in den Augen seiner Commilitonen, oder er hebt jenen auf eine Stufe socialer Bedeutung, die mit der reellen Wirklichkeit im Widerspruch steht. Eben so giebt es eine Menge zarter, undefinirbarer Verhältnisse bedeutender Individuen gegen einander, die nie und nimmer, selbst bei den ernsthaftesten Zerwürfnissen, durch einen Zweikampf restaurirt werden können. Man denke sich z. B. jene beiden berühmten Freunde und Mitkämpfer im englischen Parlament, die Jahre lang vereinigt ein und demselben Ziel zugestrebt hatten, und sich nun endlich wegen tiefer innerer Zerwürfnisse dennoch in schroffe gegnerische Stellung zu einander treten mußten. Man denke sich F o x und B u r k e, wie sie durch moralische Nothwendigkeit gezwungen in die heftigsten parlamentarischen Kämpfe mit einander gerathen, wie sie sich gegenseitig zu vernichten streben, und wie in diesem großartigen Kampfe hie und da Worte fallen, wodurch wirklich die eine oder andre Persönlichkeit schwer verletzt, im innersten Wesen verwundet

würde. Sollte wohl Fox, der manchem andern Tory gegenüber seine sociale Stellung sehr wohl mit der Pistole in der Hand zu vertheidigen wußte, nur im Entferntesten an einen Zweikampf mit Burke habe denken können? Sollte er nicht vielmehr einen solchen Schritt als etwas Lächerliches, Unnützes, als ein Unternehmen betrachtet haben, wodurch er sich sowohl als seinen großen Gegner erniedrige und ein Verhältniß in den Staub der Gewöhnlichkeit herabzöge, was selbst noch in seiner Feindseligkeit groß und erhaben, aber deshalb auch den Regeln der hergebrachten conventionellen Kampfesweise völlig entrückt war? Nach dem deutschen Studentencomment hätten sich aber Fox und Burke wohl oder übel mit einander schlagen, sich in ihren und in den Augen aller höher stehenden Individuen beschimpfen, ihre Ehre preisgeben müssen, blos weil der todte Buchstabe eines abgeschmackten Gesetzes es verlangte. Wenn es erlaubt ist Kleines mit Großem zü vergleichen, so darf man sich schon an dieses Beispiel halten und mannichfache ähnliche Verhältnisse zwischen einzelnen Individuen auf unsern Universitäten voraussetzen, die im verjüngten Maßstabe dem der beiden großen Engländer gleichen. Nicht alle Individuen stehen auf duellfähigem Fuße mit einander. Es giebt deren, wo die gegenseitigen Differenzen zu tief liegen, als daß sie durch den mehr äußerlichen Kampf des Duells nur berührt, geschweige denn ausgeglichen werden könnten; und wiederum giebt es Individuen, deren sociale Ansprüche und Stellungen so verschieden sind, auf der einen Seite so bescheiden, auf der andern Seite so überwiegend, daß sie selbst bei solchen Anläßen nicht in Collision gerathen, wo es bei andern mehr gleichen Prätensionen allerdings der Fall sein würde. Auch in dieser Beziehung also muß das Duell zur offenen Frage und der Comment umgeworfen werden. Es muß der subjectiven Beurtheilung des Einzelnen allein überlassen bleiben, ob er auf dem Fuße des Duells mit einem Dritten stehen wolle, oder nicht, ob er seine persönliche Würde durch irgend eine andre Persönlichkeit verletzt halte oder nicht, und ob die Waffe des Duells alsdann als zweckmäßig und moralisch begründet von ihm zu gebrauchen sei, oder nicht. Auch hier bleibt es der öffentlichen Meinung alsdann überlassen, den einzelnen Fall einer ethischen Beurtheilung zu unterwerfen, die Motive der Unterlassung zu verehren, zu bezweifeln oder zu verachten. Aber sie verachtet auch in dieser Beziehung die individuelle Freiheit vollständig, wenn sie eine allgemeine Norm mit gesetzlichem Zwang hinstellt, die keinen Unterschied zwischen der Individualität macht.

Aufs Engste damit verwandt sind jene allgemeinen Bestimmungen über diejenigen Ausdrücke, welche der Comment als absolut beleidigend angesehen wissen will. Auch sie müssen fallen und aufgegeben werden. Nicht immer hat dasselbe Wort dieselbe Bedeutung; es kommt auf die Verbindung, die Umstände, auf die Absicht dabei an. Und eben so hat es nicht in jedem Munde dieselbe Wichtigkeit, und nicht jedes Individuum wird gleich schwer davon getroffen. Die gedankenlose Formel tödtet auch hier das wahre Leben der Ehre. Es giebt eine gewisse Classe von Studenten, die weiter keine Ehre haben, als die, welche der Comment vorschreibt. Werden sie dumm genannt, so fordern sie auf 12 Gänge, wie es geschrieben steht, werden sie infam genannt, so fordern sie auf 24 Gänge, ebenfalls wie es geschrieben steht. Uebrigens kann man sie en canaille behandeln, sie merken es nicht, denn es steht Nichts davon im Comment. Das wirkliche, lebendige, individuelle Ehrgefühl geht eben bei Vielen über diesem absurden, formalen Dogmatisiren eines zarten, fein nuancirten Gefühls, das in keiner Beziehung die Fassung und Erstarrung ins Dogma verträgt, völlig verloren. Es wird zu todt-gesetzlichen Leistungen erniedrigt, während es doch nur in lebendiger Freiheit wurzeln kann. Einem solchen Kerl kann man indirect zu verstehen geben, wie man ihn für einen vollendeten Schuft, für jeder Gemeinheit fähig hält, man kann ihm durch tausend Andeutungen zeigen, wie sehr man ihn verachtet — das kümmert ihn herzlich wenig. Seine Ehre, sein Gewissen, seine ethische Lebensansicht steckt einzig und allein im Comment. Er ist ein vollendeter, ehrenhafter Bursch, sobald er nur Nichts auf sich sitzen läßt, was der Comment als Beleidigung definirt. Und wenn im Comment stände, der Vorwurf des Betrugs und des Diebstahls sei nicht ehrenkränkend, er würde es glauben und würde nicht im Mindesten sich verletzt fühlen, wenn man ihn für einen Dieb erklärte. Umgekehrt aber sieht er mit unendlicher Verachtung auf denjenigen herab, der vielleicht auf das Wort „sonderbar", von irgend einem Mauvais sujet ausgesprochen, nicht auf der Stelle die übliche Forderung ausgesprochen hat, und sei dieser auch eine Persönlichkeit, die in ihrem kleinen Finger mehr Selbstgefühl, mehr Charakter und männlichen Muth besitzt, als ein ganzes Dutzend seines Gelichters. Diese widerliche, todte Commentehre, die eine wahre Satyre auf alle wirkliche Ehre ist, und sie eben umgekehrt gänzlich zerstört, hat sich namentlich in jenen veralteten Verbindungen erhalten und fortgepflanzt, die unter dem frühern Namen der Lands-

mannschaften und unter dem jetzigen der Corps bekannt sind. Ich werde auf diese Verbindungen noch später zurückkommen und sie in ihrer ganzen widerlich-lächerlichen Entartung zu schildern suchen, wiewohl ich von vornherein darauf verzichte, irgend einen Anhänger derselben zu bekehren. Denn erstlich haben diese Herren das Eigenthümliche, daß sie überhaupt Nichts lesen, geschweige denn über das Gelesene nachdächten. Und sodann haben sie auf jeden Einwurf nur eine einzige Antwort, nämlich den Comment. Wenn man die ethische Begründung der Commentbestimmungen in Zweifel zieht, so entgegnen sie mit irgend einem Paragraphen des Comments selbst. Auf diese Weise ist ihnen freilich nicht beizukommen. Der Comment ist ihr Evangelium, ihre Bibel; der Seniorenconvent ist ihr inspirirtes Concilium, der Senior ihr Papst, das Corps ihre alleinseligmachende Kirche. Ihre ganze Gefühls- und Denkweise ist bereits so in Commentbestimmungen verknöchert und erstarrt, daß keine andre Idee mehr freien Raum zur Bewegung daneben hat. Daß es mit Menschen, und noch dazu mit Jünglingen, die sich der Wissenschaft widmen, zu solchem absoluten Tode kommen könnte, wird Derjenige billig bezweifeln, der dieses interessante Phänomen nicht aus eigner Erfahrung kennt. Aber man sieht dabei, wohin wir Deutschen bei unsrer unfreien Schulfuchserei gelangen; selbst das individuellste Gefühl, was es giebt, das Ehrgefühl, wird zur Schule verknöchert, in welcher unsre Wagners fleißig nachschreiben und auswendig lernen, und Schwarz auf Weiß nach Hause tragen.

Viertens ferner muß auch der ganze Comment in Beziehung auf die Bestimmungen umgeworfen werden, welche eine besondre Waffe als feste Norm für das Duell feststellen, und der Vertheidigung der persönlichen Freiheit auf diese Weise Schranken setzen. Auch hier muß man Alles der einzelnen Individualität auf der einen Seite und der Beurtheilung der öffentlichen Meinung auf der andern Seite überlassen. So wie die Motive des Zweikampfs rein individueller Natur sind und nicht unter ein allgemeines Gesetz gebracht werden können, so kann auch die Art und Weise des Zweikampfs in Beziehung auf die größere oder geringere Gefahr, welcher sich die Betheiligten dabei unterziehen zu müssen glauben, nicht nach einer objectiven Regel bestimmt werden. So wie die Angriffe auf die persönliche Stellung leichterer und schwererer Natur sein können, je nach der Auffassungsweise der Betheiligten, so wird sich auch die Art und Weise der Abwehr nach den jedesmaligen

Umständen und dem Ermessen der Einzelnen richten müssen. Es ist dieses ein reichhaltiges Capitel, über welches wir uns um so mehr etwas weitläuftiger auslassen möchten, als namentlich durch die wohlgemeinten, aber nach unserer Ueberzeugung irrigen Bemühungen des Herrn Professors Scheidler eine große Ideenverwirrung auf diesem Felde entstanden ist. Jedoch in Berücksichtigung so vieler andern wichtigen Puncte des Universitätslebens, die noch zu besprechen sind, müssen wir uns schon kürzer fassen, als uns lieb ist.

Vor Allem muß man zwei Arten des Zweikampfs auf den Universitäten unterscheiden, die gänzlich verschiedener Natur sind, wiewohl sie leider in der Praxis sich völlig vermischt haben. So wie es bei den Turnieren des Mittelalters einen doppelten Zweck gab, einmal den Kampf auf Leben und Tod zum Schutz der ernsthaft angegriffenen und bedrohten Freiheit, und sodann den Wettkampf um den Ruhm der größern Geschicklichkeit in Führung der Waffen, die sogenannten Schimpfspiele, deren Absicht mit geringerer Gefahr schon hinlänglich erreicht werden konnte, die aber eigentlich nicht in die ernste, ethische Kategorie des Kampfs für persönliche Unabhängigkeit und Freiheit fallen, so liegt auch den Duellen auf den Universitäten ein doppeltes Motiv zu Grunde, deren Verschiedenheit bei Beantwortung dieser Frage scharf im Auge gehalten werden muß, wenn man irgend zu praktischen Resultaten gelangen will.

Die meisten Duelle auf den Universitäten sind gar keine eigentlichen Duelle, wenn man unter dem Duell den ernsthaften Kampf um die persönliche Freiheit versteht. Sie sind vielmehr bloße Wettkämpfe, um die größere oder geringere Geschicklichkeit in Führung der Waffen gegen einander zu versuchen. Solche Wettkämpfe körperlicher Gewandheit und Kraft sind sicher nicht zu verdammen; sie liegen vielmehr im Wesen und Bedürfnisse der männlichen Jugend tief begründet; sie sind die nothwendigste, ausgebildetste Form der Gymnastik, dieser unentbehrlichen Kunst für Erziehung und kräftige Entwickelung des Volks. Wenn es nun auch wünschenswerth wäre, daß man sich auf solche Wettkämpfe in Führung der Waffen nicht allein auf den Universitäten beschränkte, sondern, gleich den alten Griechen, eine Menge der verschiedenartigsten körperlichen Geschicklichkeiten in die Kämpfe mit aufnähme, z. B. Ringen, Werfen u. s. w. — ein Wunsch, der hoffentlich durch verständige Pflege der Gymnastik auf den Schulen sich in Zukunft realisiren wird und auf den wir später noch zurückkommen wer-

den —, so steht doch fest, daß man die einzige Sitte, die uns in dieser Beziehung auf den Hochschulen noch geblieben und historisch überkommen ist, auf keine Weise vernachlässigen, sondern vielmehr sie mit Bewußtsein pflegen soll. Aber man muß sie alsdann auch für nichts Anders ansehen, als was sie wirklich ist. Verwechselt man sie mit einem andern Institute, dem ganz andere Zwecke und ethische Motive zu Grunde liegen, vermischt man im Begriff sowohl, als in der Ausübung zwei ganz verschiedne Bedürfnisse und Einrichtungen, so muß freilich die Folge davon sein, daß sie beide sich gegenseitig hemmen und zerstören. Und so ist es denn auch geschehen, und der deplorable Zustand des Duells auf unsern Universitäten, wie er heut zu Tage ist, stammt größtentheils aus dieser Ineinanderwirrung zweier ganz verschiedenen Tendenzen. Der Streit über die Waffengattung, womit beim Duell gekämpft werden soll, wird bald so, bald so entschieden, je nachdem man dabei mehr einen ernsten Kampf für die persönliche Freiheit oder mehr einen fröhlichen Wettkampf dunkel vor Augen hatte.

Daß eine lebensgefährliche Waffe durchaus unpassend für jene Wettkämpfe, jene modernen Turniere sei, darüber wird wohl Jeder einverstanden sein. Da nun die meisten Duelle weiter Nichts sind, als solche gymnastische Spiele, wo es sich blos um die Ehre des Sieges handelt, so kann man Herrn Professor Scheidler vollständig beistimmen, wenn er den Gebrauch einer lebensgefährlichen Waffe, wie es namentlich der Stoßschläger ist, für diese Art des Duells als eine Unsittlichkeit verwirft. In der That ist es ein Frevel, seine und Anderer Gesundheit und Leben auf die leichtsinnigste Weise aufs Spiel zu setzen, blos um den Ruhm eines glücklichern und geschicktern Fechters davon zu tragen. Wie manches Jünglingsleben ist dieser empörenden Sitte zum Opfer gefallen, und Niemand kann sich mehr darüber freuen, daß auch auf der letzten Universität, wo der Stoßschläger noch als gewöhnliche Waffe gebräuchlich war, dem ungefährlichen Hiebschläger hat Platz machen müssen. So lieb mir Jena immer war — ich halte es noch in diesem Augenblicke für die Universität, wo der Jüngling die edelste und kräftigste Charakterbildung empfängt — so fand ich es doch ganz natürlich, wenn Aeltern Anstand nahmen, ihre Söhne an einen Ort zu schicken, wo auf so leichtsinnige Weise täglich um das Leben gewürfelt wurde, ohne daß eine ernste, sittliche Nothwendigkeit dazu vorhanden gewesen wäre. Ich selbst würde aus diesem Grunde meine Söhne nicht nach Jena gesendet haben. Aber wo es sich um wirkliche Vertheidigung

der persönlichen Freiheit handelt, um einen Ehrenkampf im wahren und wirklichen Sinne des Worts, da wäre es in der That eine Absurdität, eine Entweihung eines hohen, sittlichen Bedürfnisses, wenn man denselben durch Abwendung aller Gefahr zu einer Spielerei, zu einer Lächerlichkeit herabwürdigen wollte. Es hieße das nichts Anders, als das Duell selbst aufheben und das Ehrgefühl verspotten. Es kommt mir das ungefähr so vor, als wenn man einem unterdrückten Volke, welches für seine Freiheit aufsteht, nur stumpfe Rappiere in die Hand geben wollte. Allerdings soll auch dahin gestrebt werden, daß der Krieg abgeschafft wird, das kann aber doch wohl auf keine andere Weise geschehen, als daß man ihn seltener macht, daß man darauf dringt, nur im letzten Nothfalle zu demselben zu greifen, nur da, wo das ganze moralische Sein auf dem Spiele steht. Man soll keine ungerechten, leichtfertigen, selbstsüchtigen Motive dabei dulden, man soll auf Gewissen und Vernunft der Völker provociren, auf friedliche Ausgleichungen der entgegenstehenden Ueberzeugungen wirken, bevor zur ultima ratio regum geschritten wird. Der Krieg soll immer seltener werden, bis er zuletzt ganz aufhört. Aber ungefährlicher wird er wohl schwerlich werden können; aber mit seiner größern Seltenheit wächst auch seine Gefährlichkeit. Wenn Herr Professor Scheibler eine Diatribe gegen den Krieg schriebe und als Gegenmittel den Vorschlag machte, vorläufig, da die Sitte überhaupt sich noch nicht ganz beseitigen ließe, die Kanonen und das Feuergewehr abzuschaffen, damit die Gefechte nur erst etwas unblutiger würden, so würde Jedermann ihn auslachen. Und zuletzt hat er mit seinem Vorschlage, die Gefahr beim Duell aufzuheben, ganz dasselbe gethan. Auch das Duell soll seltener werden; es soll auf reine, sittliche Motive zurückgeführt und nur im äußersten Nothfalle noch angewendet werden. Aber dadurch, daß man ein bloßes Spiel, eine gewöhnliche Rauferei daraus macht, wird man dieses Ziel nicht erreichen.

Nun will ich keineswegs in Abrede stellen, daß jene beiden innerlich gänzlich verschiednen Zwecke, gymnastischer Wettkampf und Kampf für persönliche Freiheit, sich in der Praxis der Hochschulen auf so eigenthümliche Weise vermengt haben, daß sie in den einzelnen Fällen oft schwer von einander zu trennen sind, und daß beide oft zugleich die Ursache eines Duells sind. Aber das ist eben der Fluch, der auf dem heutigen Duell ruht. Eben aus dieser Vermischung stammt sein ungeheurer Mißbrauch, eben dadurch ist es zur Unsitte geworden; eben hier

treffen wir auf jenes falsche Ehrgefühl, welches das wahre Ehrgefühl so gänzlich überwuchert hat. Der Ruhm einer größern Fertigkeit in den Waffen, das Bewußtsein, als Sieger aus einem Wettkampf hervorgegangen zu sein, der Ruf, immer rüstig auf dem Platze zu sein, sobald ein Kampf angeboten wird, das sind Alles Dinge, an denen die Jugend ihre Freude haben kann, die sie mit vollem Rechte zu erstreben sucht. Aber man muß sie nur für weiter Nichts nehmen, als was sie wirklich sind. Die wahre Ehre, die wahre persönliche Freiheit liegt tiefer, als daß sie durch solche Resultate erworben oder verloren gehen könnte. Eben die miserabelsten, unehrenhaftesten Charaktere haben immer instinktartig dahin gewirkt, daß man jene Wettkämpfe der körperlichen Geschicklichkeit mit den ernsthaften Ehrenkämpfen verwechselte: sie waren es, die eine feststehende, ungefährliche Waffe für alle Fälle verlangten, und auch in dieser Beziehung das Duell und das Ehrgefühl dogmatisirten. Wer sich am Meisten raufte und die meisten Schmarren austheilte, der hatte in ihren Augen die meiste wahre Ehre, und der Comment bestätigte diese Verspottung des Ehrgefühls, indem er auch in Beziehung auf die Waffe beim Duell eine sehr gefahrlose Norm aufstellte, worüber Niemand hinauszugehen brauchte und dabei doch als vollkommen ehrenwerth anerkannt werden sollte. Aber je nach dem Grade der Ehrenkränkung muß sich auch der Grad der Gefahr im Duell richten. Wer die Beschimpfung seiner Schwester mit einigen Gängen auf Hiebschläger sühnen wollte, würde sich eben erst recht eigentlich entehren, und wer eine gewöhnliche, inhaltlose Provocation, wie sie alle Tage fällt, mit der Pistole übers Schnupftuch zurückweisen wollte, würde ein eben so ehrloser Frevler sein. So wenig sich die Beleidigungen normiren lassen, eben so wenig die Waffen und Gefahren des Duells. Auch hier muß Alles der Subjectivität der Betheiligten überlassen bleiben; es muß völlige Freiheit herrschen. Und ob man seiner Ehre genug gethan durch die Wahl einer bestimmten Waffengattung oder durch deren Ablehnung, darüber mag Jeder mit seinem Gewissen und der öffentlichen Meinung sich abfinden.

Wir haben noch ein viertes Vorurtheil, was eben von vielen Bessern sehr gehegt und gepflegt wird, zu besprechen. Nämlich das Ehrengericht. Aber eben durch die Bestrebungen, ein solches Gericht, was ja wieder allgemeine Gesetze voraussetzt, in Wirkung treten zu lassen, hat man die Verwirrung der Begriffe nur noch vermehrt und eben den starren Anhän- des alten Commentduells den größten Vorschub geleistet. Meine

Erfahrungen über diesen wichtigen Punkt werde ich jedoch später erst aussprechen, wenn ich auf die Burschenschaften und ihre Bestrebungen komme.

Also noch einmal kurz zusammen:

1) Das Duell muß aufhören Zwangspflicht zu sein; es muß in das subjective Belieben der Einzelnen gestellt werden. Der ganze Ehrencodex muß abgeschafft werden, sowohl in Beziehung auf die Pflicht des Zweikampfs im Allgemeinen, als auch in Beziehung auf die besondern Fälle. Es darf kein Gesetz mehr gelten rücksichtlich der Individuen, noch der Beleidigungen, noch der Waffen. Und:

2) Der Staat muß alsdann einen solchen auf freier Uebereinkunft der Individuen beruhenden Kampf als ein natürliches Recht betrachten, was nur in so weit zu überwachen, als die freie Uebereinkunft von keiner Seite überschritten, das Duell nicht in einen einseitigen Angriff auf das Leben umgewandelt werden darf, zu welchem der andere Theil seine Einwilligung nicht gegeben hatte.

II.

Die Verbindungen im Allgemeinen.

Wir haben uns zu zeigen bemüht, wie die bestehende Gesetzgebung mit einer moralischen Pflicht der Studirenden rücksichtlich des Duells collidire; daß das Duell eben so unvermeidlich als relativ gut sei, und haben dabei angedeutet, wie die nächste Behörde, das Universitätsgericht, nicht umhin könne, diese Thatsache anzuerkennen, also in eine zweideutige Stellung bei Ausübung der Gesetze gerathe, indem sie verpflichtet sei, das gesetzlich zu verurtheilen, was sie moralisch zu achten, ja zu befördern sich gedrungen fühle. Dasselbe Verhältniß, nur in noch höherm Grade, tritt bei den Verbindungen ein. Alle Staaten, außer Baiern, haben die Verbindungen unter deutschen Studirenden unbedingt verboten, und doch ist die Ausrottung derselben eine eben so entschiedene Unmöglichkeit, als sie, falls sie doch gelänge, ein entschiedenes Unglück sein würde.

Die Verbote der Verbindungen unter den Studirenden sind alt; man hat sie unter den stärksten Androhungen, mit Relegation, mit

Verlust jeglichen Anspruchs auf Staatsdienste, mit Entziehung der persönlichen Freiheit verpönt. Nicht leicht geht ein Decennium hin, wo auf einer Universität nicht eine gerichtliche Untersuchung gegen dieselben ausbräche, und noch häufiger begnügt man sich damit, daß man die muthmaßlichen Koryphäen derselben unter irgend einem Scheinvorwande von der Universität entfernt. Ja in neuerer Zeit hat es Universitäten gegeben, wo jedes Jahr ganze Schaaren von Studirenden wegen Antheils an Verbindungen, ja wegen des bloßen Verdachts eines solchen Antheils, relegirt wurden, z. B. Gießen, unter der strengen Aufsicht des Kanzlers Arends. Diese Maßregeln sind aber völlig wirkungslos gewesen; man mochte die Verbindungen noch so häufig aus einander sprengen, aus den übrigbleibenden Keimen erwuchsen sogleich wieder neue. Die Verbindungen hatten die zähe Lebenskraft eines Wurms; jedes abgerissene Glied lebte für sich wieder fort. Es ging wie mit dem Haupte der Hydra; für jedes abgeschlagene Haupt wuchsen zwei neue. Die den Studirenden zunächststehenden Behörden täuschen sich auch nicht über die Unmöglichkeit der Ausrottung solcher Corporationen; sie ließen dieselben existiren und drückten beide Augen zu. Durch falsche Berichte täuschten sie die obere Staatsbehörde, wenn diese über die Existenz von Verbindungen bei ihnen anfragte; sie gab vor, Nichts davon zu wissen, wenn auch die unzweideutigen Anzeichen davon täglich und stündlich vor ihren Augen herumwandelten. Mußten sie zuletzt untersuchen, so untersuchten sie mit widerstrebendem Herzen, mehr pro forma, als mit dem rechten Eifer; zuletzt konnten sie freilich oft selbst nicht umhin, diejenigen jungen Leute aufzuopfern, die sie durch stillschweigendes Ignoriren, durch absichtliches Nichtsehenwollen im Grunde selbst aufgemuntert und encouragirt hatten. Wie unwürdig und unredlich dieses Verhältniß sei, sowohl nach Oben zu der Staatsregierung, wie nach Unten zu den Commilitonen, denen sie Muster von Wahrheitsliebe und Charakterfestigkeit sein sollten und denen sie jetzt nur die ersten verderblichen Beispiele von Mangel an Muth und von jesuitischer Pflichtdreherei sind, brauchen wir nicht auseinander zu setzen; ein jeder Mann von rechtlicher Gesinnung, dem die Gewohnheit und der Schlendrian nicht Gewissen und Sinn für Recht eingelullt hat, wird das Klägliche eines solchen balancirenden Lügensystems überhaupt und zumal bei Lehrern und Bildnern der Jugend, von Herzen empfinden und verabscheuen. Wenn wir im dritten Artikel die „academische Gerichtsbarkeit und ihre Mängel untersuchen, werden wir weitläuftiger auf diesen häßlichen, aus

Schwäche und Mangel an Gewissen entstandenen Jesuitismus zurückkommen. Hier nur diese Anführung als Beleg für die Unmöglichkeit, die Verbindungen zu unterdrücken. Die Staatsregierung mag noch so scharfe Maßregeln dagegen befehlen, auch die folgsamsten Unterbehörden werden ihre Anwendung immer zu mildern und zu parallysiren wissen, weil der Wille zuletzt und auf die Länge nie gegen eine moralische Nothwendigkeit ankämpfen kann. So lange Menschen und nicht Dampfmaschinen die Handhabung der Gesetze haben, wird alles ächt Menschliche stets einen gewissen Einfluß ausüben und den stärksten Angriff durch Sympathieen zu mildern und abzulenken wissen.

Im Zusammenleben der Menschen giebt es eine Menge von unbewußten und unwillkührlichen Handlungen und daraus entstehenden Verhältnissen, die ganz von selbst entstehen und durch die Natur und das Leben unmittelbar geboten sind. Gegen solche kann keine menschliche Willkühr ankämpfen und alle Staatsgewalt kann sie nicht ungeschehen machen. So wie das Athemholen der Lungen, der Schlag des Herzens, die Verdauung 2c. ohne unsere besondere Absicht vor sich gehen, so geschehen auch gewisse geistige Processe im Zusammenleben der Menschen mit unvermeidlicher Naturnothwendigkeit. Eine solche unvermeidliche Naturnothwendigkeit ist das Zusammentreten Mitlebender zu gleichen Zwecken. Kein Mensch kann leben, es sei denn auf einer wüsten Insel, der nicht in einer gewissen Verbindung mit Andern stände; ohne stillschweigende oder ausdrückliche Convention und Verabredung können nicht zwei Menschen neben einander existiren.

So ist es auch ganz unmöglich, daß mehrere junge Leute, die durch gemeinschaftliche Zwecke genöthigt sind, sich täglich zu sehen und mit einander zu verkehren, nicht gewisse Verabredungen über die Art und Weise dieses Verkehrs mit einander treffen müßten. Eine solche Verabredung ist ganz unausbleiblich, ja sie findet in hundert und hundert Fällen statt, ohne daß sich die Leute desselben bewußt sind. Eine solche Verabredung liegt in dem Begriffe des Verkehrs zweier vernünftiger Wesen mit einander; sobald sie ihren Umgang mit einander nicht allein dem Zufall überlassen wollen, sondern einem vernünftigem Plane, so müssen sie sich mit einander verabreden. Gesetzten Falls zwei junge Leute finden Wohlgefallen an einander; sie glauben durch engern Umgang einander fördern zu können; Jeder faßt daher den Vorsatz, den Andern häufiger zu sehen. Nichts ist natürlicher, als daß sie, um nicht vergebliche Wege zu thun und um ihre Zeit eintheilen zu können, Stunde

gehorsame Diener ziehen; nimmermehr aber Leute, die der Zeit gewachsen sind; die den Staat zu schützen, das Volk zu veredeln, die Geschichte selbständig zu machen im Stande sind. Daß aber ein deutscher Staat, der doch zuletzt heut zu Tage auf selbständiger Religion, auf selbständigem Rechtsgefühl, auf Gemeinsinn und Patriotismus mehr oder weniger ruht, mit chinesischen Beamten sehr bald zu Grunde gehen würde, das ist nicht schwer zu begreifen. Auch ist die Zeit gewiß nicht fern, wo der Staat es zu eignem Frommen einsehen wird, wie wenig er selbst zu seinen zu weit ausgedehnten Zwecken mit kraftlosen Maschinenmenschen auszurichten im Stande ist, und wie er alle jene Keime der freien Charakterentwickelung, die er so sorgsam zu ersticken suchte, auf seinen Universitäten wieder zu hegen und zu pflegen anfangen muß. Die Unterdrückung alles jugendlichen, selbständigen Lebens auf den Hochschulen hat dem Staate eine tiefe Wunde geschlagen, die erst mit der Zeit in ihrer ganzen Bösartigkeit zum Vorschein kommen wird. Man frage tüchtige Justiz- und Regierungsbeamte, ob die jungen Aspiranten, welche die letzten fünf Jahre von den Universitäten geliefert sind, sich vor andern durch Tüchtigkeit, Brauchbarkeit und Lebendigkeit auszeichnen. Eine Klage über Untauglichkeit, über Mangel an Eifer, an Selbständigkeit und Lust und Liebe zur Sache wird die Antwort sein. Fleißiges Visitenmachen bei den Vorgesetzten und ängstliches Halten an dem Buchstaben der Vorschrift wird so ziemlich der einzige Lobspruch sein, den man ihnen ertheilen kann.

Bei allen Verbesserungsvorschlägen für die Universitäten hat man in neuere Zeit viel zu sehr auf das Lehren und auf das Lehrerpersonal Rücksicht genommen; um die Verhältnisse der Lernenden hat man sich zu wenig bekümmert. Und doch sind diese bei Weitem das Wichtigste. Man mag die Katheder mit den ausgezeichnetsten Gelehrten und eminentesten Köpfen besetzen; und wenn von dort aus mit Engelzungen gesprochen würde, immer nur wird der kleinste Theil der nöthigen Bildung von dort aus zu den Studirenden überströmen. Die Hauptsache müssen sie sich selbst geben. Durch freien Austausch, durch lebendiges Zusammenleben, durch gemeinschaftliches Fördern, Ringen und Streben. Neues kann der Professor wenig vortragen; die Zeiten sind vorbei, wo der Mund des Lehrers allein die Weisheit aufschließen konnte. Heut zu Tage ist die Literatur der große und allgemeine Professor; dort hat jeder Einzelne das Beste niedergelegt, was er hat zum allgemeinen Gebrauche, zum allgemeinen Nutzen und Frommen. Den Sinn zu er-

regen für diese Schätze der Literatur, das Bedürfniß nach Wissenschaft zu wecken und nach Studium derselben, das ist der Zweck des Lebens auf der Universität. Und diese Sehnsucht, dieses Streben, dieses selbständige Studiren nach freier Wahl und eignem Bedürfniß wird hundertmal mehr erregt durch den Austausch der Ideen mit Altersgenossen, wobei immer das angeschlagen wird und zum Vorschein kommt, was die momentane Phase der individuellen Bildung erheischt, wonach der nach Ergänzung strebende Geist sich sehnt, und wodurch sich der innerlich schaffende Geist auf seine eigenthümliche Weise zu wahren und zu vervollständigen sucht, als durch alle Vorträge vom Katheder herab, wo die Wechselwirkung aufhört, wo immer nur Einer spricht und der Andere nur hört, wo der Zuhörer nicht empfängt, was er je nach seiner Stimmung und Fähigkeit bedarf, sondern was das logische System des Lehrers eben mit sich bringt. Ohne die Nothwendigkeit tüchtiger Lehrer und ihrer Vorträge zu verkennen, schlage ich doch ihren Einfluß gering an gegen das, was die Studirenden von einander selber lernen; in dieser Beziehung bin ich unbedingter Anhänger der Lankasterschen Methode.

Es ist ein trauriger Irrthum, wenn man ächte lebendige Wissenschaftlichkeit ohne lebendige Charakterentwickelung erzeugen zu können glaubt. Wissenschaft und Leben stehen im Wechselverhältniß; sie regen sich gegenseitig an und kräftigen sich gegenseitig. Gar viele Professoren und Staatsmänner sind der Ansicht, daß der junge Mann bis zu seinem Staatsexamen weiter Nichts zu thun habe, als mit offenem Munde dazusitzen und Kenntnisse einzuschlürfen und über das Gehörte nachzudenken. Die Wirksamkeit für seine Nebenmenschen dürfte erst mit der Anstellung im Staate beginnen. Diese Herren, die das Leben in zwei große Perioden schroff trennen wollen, in die erste, wo man lernt, und in die zweite, wo man anwendet, bedenken aber nicht, daß lernen und das Gelernte anwenden immer in gegenseitiger Wechselwirkung mit einander stehen müssen, und daß der Trieb, das Gelernte anzuwenden, in demselben Augenblick erwacht, wo man es sich zu eigen gemacht hat. Nur auf diese Weise kann lebendige Wissenschaftlichkeit entstehen; nur auf diese Weise können Kenntnisse mit Charakter und moralischer Natur in organische Verbindung gesetzt werden. Für wahr, es ist eine unnatürliche und grausame Forderung, die man an unsere jungen Studirenden stellt, daß sie sich jedes Wirkens, jedes Handelns entschlagen sollen. In einem Alter, wo der feurigste Drang nach Thaten und begeisterten

Wirken aufflammt, sollen sie diesen niederkämpfen und blos den künftigen Referendar im Auge haben. Daß der Staat diesen Thatendurst in soweit zu beschränken sucht, als er nicht aus dem natürlichen Kreise heraustreten darf, wo er gut und nützlich ist, das versteht sich von selbst.

Aber diesen natürlichen Kreis soll er ihnen auch zum Tummelplatze ihrer Kräfte und ihres Jugenddranges gestatten. Dieser natürliche Kreis aber ist kein anderer, als circulus commilitonum. Wenn der Studirende hier zu wirken, wenn er seine Ansichten in diesem Kreise zu verwirklichen, wenn er das Schöne und Edle, wofür er begeistert ist, hier auszubreiten sucht, wenn er dafür kämpft mit allem Aufwande seines Geistes und seiner Thätigkeit, so muß jeder, der selbst nicht alle Jugendlichkeit verloren, ihm diese Wirksamkeit herzlich gönnen und sie als die von der Natur selbst geforderte und zur Entwickelung des jugendlichen Individuums unentbehrliche, die absichtliche Beschränkung derselben aber mit Kummer und Abscheu als einen Mord an dem Geiste der Jugend Deutschlands betrachten.

Eine bessere Vorbereitung zu einem tüchtigen und selbständigen Staatsbürgerthum als das Leben der Studirenden in Verbindungen, läßt sich nicht denken.

Der Student lernt sich hier zuerst als Glied eines Gemeinwesens fühlen. Er erkennt, wie sein eignes Wohl und Wehe, sein geistiger Standpunkt, seine Bildung abhängig ist von dem Geiste, der in dem Gemeinwesen weht und webt, in welchem er sich bewegt. Er fühlt es klar, daß während er mit allen seinen Kräften seinen Mitgenossen nützt, er sich zu gleicher Zeit selbst nützt; daß er, während er sie zu heben und zu fördern sucht, er sich selbst hebt und fördert; und auf dieser lebendigen Erkenntniß, daß man ein Glied eines Ganzen ist, welches nicht wohl und gesund sein kann ohne die Gesundheit des Ganzen, daß man aber auch ein selbständiges Glied desselben ist, welches durch rüstigen Gebrauch der Kräfte das Gedeihen des Ganzen fördern kann, beruht doch Alles auf dem höhern Staatleben.

Der Student lernt die Wissenschaft mit dem Leben zu verbinden; er lernt den Stoff, auf den er zu wirken hat, die Menschen und die Art und Weise, wie man Ideen in ihrem Zusammenleben verwirklicht, näher kennen. Er sieht ein, wie die Verwirklichung einer Idee durch die Individualitäten bedingt, und daß nichts gedeiht, was nicht in der innersten Natur der Mitlebenden begründet ist. Die Ideale von Recht und Freiheit, mit denen er anfänglich gleich willkührlich zu schalten

suche, modificiren sich und fangen an mit der Wirklichkeit sich auszugleichen. Der kühne Enthusiast wird demüthiger, und sieht ein, welcher Unterschied zwischen organischer Wahrheit und zwischen bloßer Verstandestheorie ist, und der schüchterne lernt Selbstgefühl und bemerkt zu seinem Erstaunen, daß er ebenfalls berufen ist, ein Wort mitzusprechen und an der Bildung der Gesellschaft zu arbeiten; eine Bemerkung, die er in dem engen Kreise seiner Verbindung leicht machen kann, während seine schüchterne Phantasie nie darauf kommen würde, wenn er gleich mit einem Male sich in den weiten Kreis eines Staats sich versetzt sähe.

Der Student lernt für seine Ueberzeugung kämpfen, er sieht ein, was dazu gehört, um Etwas durchzusetzen in der Welt, er lernt Charaktere kennen, und den Grad ihrer Widerstandskraft, wie den Grad ihres Beistandes, den sie gewähren können. Er lernt die bloße Phrase, die sich im Leben nicht bewährt, von der unerschütterlichen Ueberzeugung unterscheiden, er wird aufmerksam auf den ungeheuern Unterschied der Charaktere; wie ein wirklicher Charakter besser ist, als tausend Lungen; wie man auf diese nie, auf jenen nie genug zählen kann. Die Verhältnisse der geistigen Aristokratie zu dem geistigen Pöbel legen sich ihm in seinem kleinen Staatsleben lebendig vor Augen. Er lernt sein individuelles Verhältniß, seinen Standpunkt zum ganzen, seine Stärke und seine Schwäche kennen; er überzeugt sich, daß sich Nichts realisiren läßt und Nichts Stand hält, was in ihm selbst nicht wahr und nothwendig und was bei Andern keine Sympathie findet. Selbstgefühl, Selbstbescheidung, Selbstmitäußerung, Muth, Demuth, Gerechtigkeit, Lust und Liebe zu wirken und zu schaffen, Alles, was einem Menschen wacker und tüchtig macht im Leben, bildet sich hier aus. Alle seine Verhältnisse zu seinen Mitstrebenden bekommen einen reellen Gehalt, seine Freundschaften hören auf, blos phantastische Gefühlsergüsse zu sein, denen jeder Probierstein der Wirklichkeit fehlt.

Wiewohl die Verbindungen wegen der Heimlichkeit, in die sie sich zurückziehen mußten, da Verbote es ihnen nicht vergönnten, an den wärmenden Sonnenstrahlen der Oeffentlichkeit emporzublühen, wie die Fülle von Leben und Tüchtigkeit in sich ausgebildet haben, deren sie fähig waren, so kann ich doch hier mit Sicherheit an alle ehemalige Mitglieder derselben appelliren. Wenn ich sie frage, welches der wichtigste Moment in ihrem Universitätsleben gewesen sei, welchem Verhältnisse sie das Meiste für Bildung und Entwickelung zu verdanken haben, so wird wohl Jeder, wenn er aufrichtig sein will, das Leben in den Ver-

bindungen als die Seite bezeichnen, der er am Meisten als Förderungsmittel seiner Männlichkeit, Wahrheit, seines Charakters und seiner Einsicht zu verdanken hat. Der Einfluß des Verbindungslebens auf der Universität ist für Deutschland unberechenbar gewesen; ihm verdankt Deutschland eine Masse von tüchtigen, praktischen Charakteren. Für die Zukunft wird dieser Einfluß aber noch wichtiger und unentbehrlicher. Denn wenn früher Theorie und Praxis in Deutschland schroff von einander getrennt waren, wenn die Wissenschaft sich zurückzog auf ihr Studirzimmer und sich wenig kümmerte darum, wie es draußen herging und wie das Leben in der Gegenwart ihren allgemeinen Resultaten entsprach, so ist es jetzt der unverkennbare Beruf unserer Zeit, die Ausbeute so vieler einzelner Denker, Gelehrten und Charakterheroen, die aufgestellten Gedanken- und Ueberzeugungsschätze in das gesammte Volk, in alle seine Verhältnisse, in das tägliche Leben hineinzubilden; es ist die Aufgabe der Zeit, tüchtiges Handeln Aller, nicht mehr einsames Nachdenken Einzelner; und um diese Aufgabe zu erfüllen, ist die Bildungsschule der Universität vor Allem damit in Einklang zu setzen. Soll es gelingen, wornach die Zeit unstreitig ringt, daß unser Volk erstarke an Rechtsgefühl, Gesinnung, Ueberzeugungstreue, Thatkraft und wie die schönen Namen alle heißen, so ist freies, öffentliches, gesetzlich erlaubtes Verbindungswesen auf den Hochschulen das erste und unentbehrlichste Mittel dazu.

Aber, wird man sagen, wir haben ja gesehen, wohin die Verbindungen führen, zu Excessen, zu politischer Schwärmerei; Sand hat den Kotzebue ermordet, ein Haufen Studenten hat offenen Aufruhr in Frankfurt begangen u. s. w., es waren Mitglieder von Verbindungen und folglich sind Vebindungen Schuld daran.

Es läßt sich dem Manches entgegensetzen. Eine heimliche Verschwörung und eine öffentlich zu erlaubten Zwecken gesetzlich bestehende Verbindung ist ein Unterschied. Alle Verbote der Verbindungen werden nie verhindern können, daß sich einzelne excentrische Köpfe zu unerlaubten Zwecken vereinigen. Je mehr sie sich ins Dunkel zurückziehen müssen, desto mehr verstecken sie sich in ihren Schwärmereien, desto fester rennen sie sich in ihre leidenschaftlichen Ideenabstractionen, desto entschiedener und schroffer wird der Gegensatz zwischen ihnen und zwischen der übrigen Welt. Aber man gebe ihnen gesetzlichen Spielraum, man bringe diese Individualitäten in Contact mit dem Tageslichte, man lasse die Sonne die Oeffentlichkeit bescheinen, und ihr Streben wird

ein offenes werden, ihre Pläne werden über die Lippen treten, um Proselyten machen zu können unter ihren Commilitonen. Wenn alle um sie herum im freien, fröhlichen Gedankenaustausch leben und weben, so können sie allein nicht verschließen, was in ihnen arbeitet und was ihnen das Herz abdrängt. Aber alsdann tritt auch jede gesunde, reelle Lebensansicht in offenen Kampf, in freie Erörterung mit ihnen; sie können sich der Einwirkung der Freierern und Lebensklarerern nicht entziehen, und wie nur Wenige bei vollständiger Oeffentlichkeit der Verbindung und bei erlaubtem öffentlichen Ideenverkehr in den Zustand feindseliger Schwärmerei verfallen werden, so werden auch diese Wenigen in der Regel durch Oeffentlichkeit und dadurch, daß man ihrer Wirkungslust auf die Gemüther freie Bahn gestattet, geheilt werden.

Uebrigens will ich gerne zugeben, daß einzelne Excentricitäten und Uebertretungen von Staatsgesetzen immer stattfinden werden. Es fragt sich nur, ob man wegen des möglichen Mißbrauchs der Freiheit alle Freiheit aufheben soll. Wir leben in Zeiten des geistigen Fortschrittes; das hoffen wir wenigstens und von der Gegenseite wird auch dem nicht widersprochen. Dieser Fortschritt beruht auf dem lebendigen Ideenleben der Einzelnen. Will man überhaupt gestatten, daß die Idee die Wirklichkeit erobern soll, so muß man ihr auch freie Bewegung gönnen. Die Geschichte zeigt uns, daß überall, wo ein lebendiges geistiges Leben und Streben gewesen, auch Uebertreibungen und Extreme stattgefunden haben. Solche Extreme sind etwas Unvermeidliches; wer aus Furcht vor ihnen solche Präventivmaßregeln ergreifen wollte, daß jede Abirrung von der Wahrheit unmöglich wäre, der müßte die Wahrheit selbst in Fesseln schlagen. Bei heutigem bewußtem Staatsleben, wo die Idee alle Verhältnisse durchdringen will, ist der natürliche Standpunkt der Jugend immer auf den extremsten Enden. Wer freie Männer haben will, muß sich vor überspannten Jünglingen nicht fürchten. Es mag hart klingen, aber es ist dennoch unsere Ansicht: es thut nichts, wenn alljährlich einige Jünglinge durch Uebertreibungen dem Gesetze verfallen; die freie Entwickelung der übrigen ist dadurch nicht zu theuer erkauft. Das ist eben das Unvollkommene menschlicher Zustände, oder vielmehr das nothwendige Gesetz, daß alles Tüchtige und Große seine Opfer kostet, und daß die rechte Bahn ohne Abirrungen Einzelner nicht gefunden werden kann. Man schenke den Jünglingen Zutrauen und gestatte ihnen, sich in gewissen Schranken nach eignen Gesetzen zu regieren, und man wird ein wunderbar schönes

und herrliches Leben unter ihnen aufblühen sehen. Die einzelnen Unglücklichen aber, die der Freiheit nicht gewachsen und die den dunkeln Mächten anheimfallen, braucht der Staat wahrlich nicht zu fürchten. So wenig er allen Handel verbieten wird, aus Furcht, daß Betrügereien dabei vorfallen können, so wenig mag er den freien Ideenverkehr in freien Vereinen untersagen, aus Furcht daß hier und da ein Schwärmer daraus erwachse. Wer das Gute will, der muß auch das Schlechte mit in Kauf nehmen, was damit verknüpft ist.

Ein besonderes merkwürdiges Beispiel von der größten Staatssicherheit bei völliger Freiheit jeglicher Vereine bietet England dar. Man kümmert sich dort wenig um alle Declamationen und staatsgefährliche Theorien, die von den zahllosen Associationen ausgehen. Man weiß sehr wohl, daß es eben die freie Ueberzeugung der unzähligen Mehrzahl ist, worauf der Staat wie auf granitnen Säulen ruht, und man läßt sich durch die leidenschaftlichen Auswüchse einer Minderzahl nicht in dem Principe irre machen. Machen es die Leute zu arg und übertreten sie die Gesetze, so schreitet die Behörde ein und zieht zur Strafe, und damit ist die Sache abgemacht. Und auch so sollte es in Deutschland sein. Will man, daß die Jugend der Nation thatkräftig, patriotisch, voll Gesetzessinn und Ueberzeugungstreue werde — ein Wille, an dem wir nicht zweifeln mögen — so gebe man ihnen Freiheit, sich diese Eigenschaften selbst zu erringen. Befohlen können sie nicht werden; wenigstens würde der Befehl nichts fruchten; sie müssen durch eigne freie Thätigkeit erworben werden. Diese freie Thätigkeit kann aber nicht bestehen, wenn man alle diese natürlichen Aeußerungen derselben, wenn man die ersten, nothwendigsten Folgen derselben, die Schließung freier Vereine, ihnen untersagte.

III.

Die Burschenschaft.

Wir beabsichtigen nun eine kurze Geschichte des Verbindungslebens seit den Freiheitskriegen, denn seit dieser Zeit datirt der epochemachende Umschwung desselben auf den Universitäten, in den wesentlichsten Zügen hier mitzutheilen. Es kann uns dabei natürlich weniger auf eine äußere

Geschichte, auf eine Herzählung von Verbindungsnamen und deren Heroen ankommen, als vielmehr auf eine Auseinandersetzung der Ideen, welche man in diesen Verbindungen realisiren wollte. Wir werden den Conflict, worein die reformatorischen Ideen mit den alt hergebrachten Gebräuchen und Zwecken geriethen, erzählen; wir werden nachweisen, in wie weit jenen ein wahrhaftes Bedürfniß zu Grunde lag, und wie sie anderseits über ihr richtiges Ziel hinausgingen, sich in ihren Mitteln vergriffen und auch wohl an die Stelle alter Irrthümer nur neue eben so schädliche setzten. Wir werden auf diese Weise endlich zu dem Stand der Dinge gelangen, wie er jetzt ist, und daran unsere Vorschläge knüpfen. Ehe wir jedoch damit beginnen, halten wir es für zweckmäßig, wenn wir eine kurze Widerlegung derjenigen Vorwürfe und Anschuldigungen vorausschicken, welche dem neuern Verbindungsstreben und namentlich dem hervorstechendsten Momente desselben, der Burschenschaft, von vielen hochstehenden Staatsmännern bekanntlich in so reichlichem und übervollem Maße geworden ist. Am Vollständigsten und Concentrirtesten sind sie in jener Darlegung über die revolutionären Umtriebe enthalten, welche im Jahre 1839 durch die in Frankfurt residirende Centraluntersuchungsbehörde veröffentlicht worden, und wir wollen uns daher vorzugsweise an diese halten. Die schweren Beschuldigungen, welche darin enthalten sind, gehen zum guten Theile freilich aus der ganz eigenthümlichen Philosophie und Lebensauffassung des Verfassers oder der Verfasser hervor, (wie viele Personen an diesem merkwürdigen Documente gearbeitet, weiß man nicht mit Bestimmtheit). So sehr diese nun von der unsrigen abweicht, und so leicht es wäre, diese Abweichungen in den tiefsten Lebensfragen auf jeder Seite, fast möchten wir sagen in jeder Zeile, nachzuweisen, so wollen wir jedoch nur einige wenige Hauptpunkte herausheben; zu einer detaillirten Auseinandersetzung aller Incidentpunkte möchte unser Leben zu kurz sein.

So scheint es uns, daß die Verfasser in dem, was sie für sittlich oder unsittlich halten, auf einem durchaus unfreien Standpunkte stehen. Daher kommt es denn auch, daß sie über Gegenstände, die mit der Idee menschlicher Sittlichkeit und Bildung im Zusammenhange stehen, z. B. über Wissenschaft, über Erziehung, über Staat und das Verhältniß des Einzelnen zum Staate, Ansichten an den Tag legen, die man in jetzigen Zeiten wohl ungewöhnlich nennen kann.

Mit großer Sorgsamkeit und in geschickter Zusammenstellung von Meinungen und Thatsachen weisen sie nach, wie alle politischen Ver-

brechen aus der Freiheit der Untersuchung auf ethischem, rechtlichem, religiösem Gebiete entsprungen sei. Daß man es überhaupt wagt, sich die Möglichkeit zu denken, daß Manches anders sein könne, daß man es wagt, Vergleichungen anzustellen zwischen dem, was jetzt bei uns ist, darin liegt der eigentliche Urquell all' dieser Verbrechen. Diese Ansicht spricht sich sehr deutlich in der ganzen Darstellung aus. Die Existenz der Ideen und der Speculation wird so geschickt mit den bösen Thaten combinirt, daß dem unbefangenen Leser über die Ansicht der Verfasser in dieser Beziehung kein Zweifel übrig bleiben kann. Auch können wir nicht umhin, den Verfassern darin ganz Recht zu geben, daß alle diese Thaten und Richtthaten nicht geschehen wären, wenn die Menschen nicht überhaupt in jetziger Zeit das Philosophiren und Speculiren sich angewöhnt hätten. Irgend eine Theorie, irgend eine Ueberzeugung, sei sie auch noch so irrig, hat diesen Begebenheiten bei jedem einzelnen Individuum mit zu Grunde gelegen, wiewohl wir der Ansicht sind, daß Leidenschaft, Eitelkeit und Selbstsucht doch auch das Ihrige dazu beigetragen haben. Aber das ist gewiß, darin haben die Verfasser Recht, gäbe es gar keine Philosophie, so gäbe es auch keine falsche Philosophie, gäbe es gar keine Theorie, gar keine Ueberzeugung, so könnte man auch nach keiner falschen Theorie, nach keiner falschen Ueberzeugung handeln; hätte man nie über Recht und Staat speculirt, hätte man nie über seine Rechte und Pflichten nachgedacht, hätte man nie nach freier Erkenntniß, nach freier Selbstbestimmung gestrebt, sondern sich unbedingt auch in Gedanken der Gewohnheit und der physischen Gewalt untergeordnet, so würde man mit beiden auch nie in Collision gekommen sein, und der bloße Einfall, sich gegen irgend Etwas auf verbrecherische Weise aufzulehnen, wäre schon an sich unmöglich gewesen. Das ist nicht zu läugnen. Der Schluß der Verfasser, daß ohne Philosophie über Moral, Recht und Politik die Philosophie über diese Gegenstände keinem Mißbrauche unterworfen gewesen wären, ist eine so logische, daß Jedermann darin übereinstimmen muß.

Folgt aber nun daraus, weil die Speculation in einigen jugendlichen und verwirrten Köpfen auf Abwege führen kann, daß die Speculation, das Nachdenken, der freie Gebrauch unsers Geistes in Prüfung jeglichen Verhältnisses, verderblich sind, so folgt auch daraus, daß alle moralischen Wissenschaften, die nicht blos auf sinnlicher Anschauung oder mathematischer Nothwendigkeit beruhen, verderblich sind und unterdrückt werden müssen? Denn zu diesen Consequenzen gelangen offenbar die Verfasser, wenn sie

es auch selbst nicht deutlich sich bewußt sind. Sie leiten die politischen Verbrechen aus der Freiheit der Meinungen und aus der freien Forschung überhaupt ab, und weisen deutlich darauf hin, daß diese freie Forschung überhaupt, die es wage, von dem Bestehenden in Staat und Kirche, oder vielmehr von den Ueberzeugungen, dem Willen und den Wünschen der Höchstgestellten und Machthabenden in Staat und Kirche sich abzuwenden, der eigentliche faule Fleck sei, die eigentliche Krankheit unseres jetzigen Staatslebens.

Aber wir möchten den Verfassern zweierlei gegen ihre Anklage der Wissenschaft im Allgemeinen einwenden. Einmal: Hat denn die freie Forschung, die Wissenschaftlichkeit, das Streben nach freier Ueberzeugung und nach Handeln aus klarem Bewußtsein und klarem Gewissen nicht noch vielmehr Gutes, als Böses gestiftet? Ist nicht unser ganzes moralisches Sein und Wesen, ist nicht Alles, was wir seit hundert Jahren in Deutschland erlangt haben, aus der freien Forschung hervorgegangen?

Und zweitens: Selbst wenn diese Richtung des deutschen Volkes eine durchaus böse wäre, wenn es besser wäre, daß alle Reflection über das, was gut und recht, schlummerte, und alle Menschen nur der Autorität gehorchten, wie die Heerde dem Hirten, wäre es selbst möglich, diesen Zustand zu erzwingen? Um den Zustand des passiven Gehorsams, der auch nicht einmal in Gedanken ein Warum oder ein Aber aufzuwerfen wagt, herbeizuführen, welche menschliche Macht, welche Gerichte, welche Polizeien, welche Centralcommissionen würden dazu hinreichend sein?

Indem ich mich nun zu dem ersten Punkte wende und mich zu beweisen bemühen will, daß die freie, selbstthätige Forschung auf dem Gebiete des Ethischen und Moralischen etwas Gutes sei, gerathe ich in große Verlegenheit. Großer Gott, wie soll ich das beweisen? Es giebt Dinge, welche man nicht wohl beweisen kann, nicht deshalb etwa, weil sie zu irrig, zu paradox sind, nein deshalb, weil sie sich so von selbst verstehen, weil sie so unumstößliche Axiome unsers Bewußtseins geworden sind, daß man gar nicht begreift, welche Einwendungen sich dagegen machen lassen. Ich gestehe Ihnen, meine Herren, daß es mir z. B. sehr schwer werden würde, den Beweis zu führen, daß zweimal zwei vier sei; es ist mir dieses von Jugend auf gewiß gewesen, daß ich mich nie nach Gründen dafür umgesehen habe. Mit

der Annahme, daß der Gebrauch der Vernunft auch auf moralische und politische Gegenstände ausgedehnt werden müsse, geht es mir eben so. Ich habe nie daran gezweifelt. Ich weiß in der That nicht, wie ich es anfangen soll; ich müßte darüber sehr weit ausholen, etwa von der Würde und der Bestimmung der Menschheit u. s. w. anfangen, allein dergleichen Auseinandersetzungen, wie gesagt, bin ich nicht gewohnt. Wem sollte ich das auch beweisen? Meinen Lesern? Auch die sind dergleichen Auseinandersetzungen nicht gewohnt; sie würden mir es übel nehmen. Oder den Verfassern der Darlegung? Diese werden mir vielleicht auch sagen, daß sie Nichts gegen den Gebrauch der Vernunft einzuwenden haben. Sie werden mir sagen, daß ich ihnen Behauptungen in den Mund gelegt habe, die sie nie ausgesprochen haben, daß sie im Allgemeinen nicht gegen die Reflexion, sondern nur gegen falsche Resultate derselben eiferten.

In der That, wo lebt der Mensch, der lesen und schreiben kann und nicht blödsinnig ist, der heut zu Tage nicht über seine Pflichten, über das, was recht und unrecht, böse und gut ist, mehr oder weniger nachdächte. In den Zeiten der Kante, der Schellinge und Hegel, in den Zeiten der Göthe und Schiller, der Schleiermacher und Strauß, der Savigny, Wolf, Grimm u. s. w. dem Nachdenken und der denkenden Wissenschaft den Stab brechen wollen, das fällt wohl Niemand ein; er müßte seine eigene Existenz negiren und zuerst gegen seine eigene innerste Natur zu Felde ziehen. Selbst, die Männer, mit deren Resultaten die Verfasser der Darlegung vielleicht am Meisten übereinstimmen, die Herrn von Haller, Adam Müller u. s. w., sind doch nur auf dem Wege des Nachdenkens, und nicht unbedeutenden Nachdenkens dazu gelangt. Die Verfasser der Darlegung selbst, so sehr sie sich dagegen sperren mögen, haben reflectirt und philosophirt, sie haben ihre Vernunft gebraucht, um sich ihre politischen und sittlichen Grundsätze festzustellen, gleichviel ob mehr oder weniger unbewußt. Ja, diese Darlegung selbst ist ja eine Aufforderung zum Nachdenken; und zwar nicht blos eine Aufforderung an Wenige, Höchstgestellte, denen ein besonderes Privilegium reservirt wird, für die übrige Menschheit sittliche Conclusa festzusetzen, sondern eine Aufforderung an das ganze Publicum, an Hoch und Niedrig, Jung und Alt. Mit deutlichen Worten steht am Ende der Schrift geschrieben, daß das Publicum sich aus diesen gegebenen Thatsachen selbst seine Schlüsse ziehen solle.

Also das Nachdenken selbst wollen die Verfasser nicht anklagen,

nur die falschen Resultate desselben, nur den Mißbrauch, der mit dem Nachdenken getrieben wird.

Allein, sind sie sich hier wohl selbst recht klar? Wie kann man auf der einen Seite die freie Forschung gestatten wollen und auf der andern vorherbestimmen, zu welchen Resultaten die freie Forschung gelangen soll? Wie kann man das Nachdenken erlauben, und das Product des Nachdenkens als Verbrechen stempeln? Denn, wie wir schon im ersten Artikel geäußert, die Verfasser der Darlegung halten die Männer, welche die sogenannten liberalen Ideen durch Wort oder Schrift vortragen, für wirkliche Verbrecher, denen sich die verbrecherische Absicht aus Mangelhaftigkeit unserer Gesetze nur nicht juristisch nachweisen läßt. Das Nachdenken hört auf, Nachdenken zu sein, wenn man von vornherein schon bestimmt, wohin es gelangen soll. Wer die freie Forschung überhaupt will, der muß ihr freien Lauf lassen; er darf nicht sagen: ich gestatte sie nur unter der Bedingung, daß sie sich nach meinen eigenen Ansichten bequemt. Das hieße eine freie Forschung, die nicht frei wäre.

Das ist eben der große Widerspruch, worin die Verfasser mit sich selbst gerathen. Sie erklären der Wissenschaft im Allgemeinen nicht den Krieg, sondern nur der Wissenschaft, welche etwas Anderes lehrt, als was sie selbst glauben und wünschen. Dadurch heben sie den Charakter der Wissenschaft aber selbst auf, und wir haben keine falsche Behauptung aufgestellt, wir haben ihnen nicht fremde Ansichten in den Mund gelegt, wenn wir referirten, daß sie überhaupt das freie Nachdenken auf dem Felde der Ethik und Politik für moralisches Verbrechen hielten, dem wo möglich durch ein äußeres Gesetz gesteuert werden müsse. Wer Forschung will, muß auch den Irrthum als nothwendig anerkennen; es ist ein Vorrecht des Menschen, daß er irren kann. Nehmt ihm die Möglichkeit des Irrthums, so entwürdigt ihr ihn zum Thiere.

Vielleicht wenden die Verfasser ein, daß sie selbst gegen jedes beliebige Resultat des eigenen Nachdenkens Nichts hätten, so lange dieses nur immer auf dem reinen Gebiete der Theorie bliebe, und sich nicht unterfänge, zum praktischen Handeln überzugehen. „Meinethalben,“ sagen sie vielleicht, „debattirt, so viel ihr wollt, über Repräsentativ-Verfassungen, aber untersteht Euch nur nicht, diese Eure Theorie ins Leben selbst einführen zu wollen.“ Die Wissenschaft und das Leben

sind nach Ansicht der Verfasser vielleicht zwei ganz getrennte Regionen, die Nichts mit einander zu thun haben.

Sollen wir auch diese Ansicht widerlegen? Sollen wir nachweisen, daß die Moral zu Nichts nutz sei, wenn man nicht auch moralisch handle? Sollen wir zeigen, daß alle Begriffe und Ideen der Wissenschaft doch nur aus dem Leben stammen und auch dahin wieder zurückgehen? Man verschone uns damit. Die Sache ist in dem Bewußtsein aller Gebildeten zu sehr entschieden, als das sie noch einmal in Frage gestellt werden könnte. Man ist die unnatürliche Trennung zweier Lebensfactoren, aus deren Vereinigung erst wirkliches Leben hervorgeht, man ist den todten Gedächtnißkram und die inhaltlose Verstandesspeculation des Gelehrten auf seiner Stube, und das instinctartige Herumtappen des stumpfen Empirikers satt und müde geworden.

Die Wissenschaft, die Vernunft, das Nachdenken, die Ueberzeugung — einerlei wie Ihrs nennen wollt, es giebt viele Namen für dieselbe Sache — ist ein gar unverschämtes Ding. Giebt man ihr einen Finger, so nimmt sie die ganze Hand. Man kann ihr nicht wohl die Grenzen vorschreiben, in denen sie bleiben soll, sondern sie bestimmt sich selbst ihre Grenzen. Man kann ihr nicht sagen: „Das und das magst Du verhandeln, aber in jenes sollst Du Dich nicht hineinmischen." Hat sie einmal so festen Fuß gefaßt in einem Volke, wie heut zu Tage in Deutschland, hat sie einmal alle Außenposten erobert, habt Ihr selbst ihr einmal so viel Concessionen gemacht, so ist sie unwiderstehlich; so wächst sie Euch über den Kopf trotz Eures Warnungsrufes. Ihr habt ihr schon zu viel eingeräumt, zurücktreiben in die dumpfen Klostermauern und Gelehrtenstuben könnt ihr sie nicht mehr. Ihr Sturmwind hat einmal das Schiff unseres heutigen Volkslebens erfaßt; Euch bleibt Nichts übrig, als Euch den Winden zu überlassen und nach besten Kräften zu steuern. Vogue la galère! vergeblich werft Ihr im offenen Meere Eure Anker aus, sie finden keinen Grund, keinen Haltpunkt. Ihr habt der Wissenschaft, der freien Untersuchung, dem selbstbewußten Gewissen der Nation schon zu viel Concessionen gemacht; ergebt Euch ihnen auf Gnade oder Ungnade, und habt das Vertrauen zu dem freien Geiste, daß er selbst seine Wege finden, und daß die Wunden, die er schlägt, selbst am besten und ganz allein zu heilen weiß.

Und wahrlich, Ihr habt der freien Untersuchung schon mehr Concessionen gemacht, als Ihr selbst glaubt; sie sitzt schon mitten in der

Hauptstadt, während Ihr vielleicht glaubt, daß sie noch an den Grenzen ist.

Seht Euch um auf unsern Universitäten: lest die Lectionscataloge derselben. Da werdet ihr finden Naturrecht, Politik, Metaphysik, Moral, Religionsphilosophie, Rechtsphilosophie, da werdet Ihr finden die Geschichte aller Zeiten und aller Wissenschaften, und alle diese Disciplinen von allen Lehrern auf einen Punct, auf das heutige Leben angewendet. Die todte Wissenschaft des Mittelalters hat sich, ohne das Ihr es ahnt, in eine lebendige Zeitwissenschaft umgewandelt. Ihr habt ihrer Verwandlung mit zugesehen, ohne Arg zu haben; jetzt ist es zu spät, der Schmetterling ist einmal da und flattert in Millionen Exemplaren in der Frühlingsluft herum, und täglich erzeugen sich neue; wenn Ihr auch jetzt einen oder den andern hascht, es hilft Euch Nichts, die Luft ist einmal voll von diesen lebendigen Geburten einer sonnigen Zeit.

Ihr könnt die Universitäten verbieten, Ihr könnt den Lehrern vorschreiben, was sie lehren sollen, was nicht, ihr könnt für jede Wissenschaft von Staatswegen eine besondre Dogmatik, wie sie Euch genehm ist und in Euren Kram paßt, verfassen, und einen Stempel darauf drücken, das hilft Alles Nichts; der Geist der Universitäten ist nicht zu unterdrücken, er flüchtet sich zuletzt in jede Elementarschule, Ihr mögt ihn verfolgen, wie Ihr wollt, er ist allgegenwärtig. Ihr mögt den Lehrern verbieten, so viel Ihr wollt, sie können Euch nicht gehorchen, auch wenn sie wollen. Es ist nicht ihr eigner Geist, der aus ihnen redet, es ist der Geist des Jahrhunderts, der sie zwingt, gegen ihren eignen Willen zu sprechen. Sie sind voll dieses Geistes, gleich wie süßen Weines; sie lallen in ihrer Trunkenheit Worte, die sich zu ganz anderer Rede zusammensetzen, als sie selbst beabsichtigen. Weß das Herz voll ist, deß geht der Mund über. Der Gedanke ist wie die Welle des Meeres, Niemand hält ihn auf.

Wahr, sagt Ihr, wir haben schlecht aufgepaßt; wir hätten früher Acht haben müssen auf diesen frechen Geist der Wissenschaft; er hat sich bei den Professoren einmal so fest gesetzt, daß wir ihn nicht vertreiben können. Aber wir wollen wenigstens, daß es nicht schlimmer wird, als es schon ist. So wollen wir wenigstens darauf achten, daß die Jugend nicht noch weiter gehe, als ihre Lehrer; wir wollen wenigstens befehlen, daß es der Jugend auf den Universitäten nicht zieme, eigne Ansichten zu haben, sondern daß sie sich an das halten solle, was ihr

von dem Lehrer gegeben wird. Die Lehrer dürfen öffentlich doch nicht gar zu gefährliche Grundsätze vortragen; sorgen wir nur dafür, daß die Jugend nicht selbst nach eignen Ansichten hinzuthue, und bestrafen wir jede freie Meinung, die in den eignen Köpfen derselben erwachse, als ein Conat zum Hochverrath.

Aber wenn Ihr mit mir in irgend einen Hörsaal tretet, so werdet Ihr hören, wie der Professor, und sei er der allerbefangenste und unfreieste, gleich an die Spitze seiner Vorlesung den Satz hinstellt, daß er seine Zuhörer nur zum eignen Nachdenken anregen wolle, daß er ihnen keine fertige Wissenschaft geben wolle, die man Schwarz auf Weiß nach Hause tragen könne, sondern daß er sie zum eignen Studium, zur eignen Prüfung, zur lebendigen Erzeugung der Wissenschaft anleiten wolle. So verlangen unsere Darleger ein bloßes Gedächtnißwissen, sie verpönen jede Ansicht des jugendlichen Geistes, sobald sie über das Vorgetragene hinausgeht, als einen Frevel, der den Keim von Verbrechen in sich habe, sie halten jeden Austausch solcher Gedanken unter den jungen Leuten für ein Verbrechen, und auf der andern Seite fordern die Lehrer selbst zu solchem selbständigen, freien Forschen auf, unbekümmert um das Resultat, wenn es nur aus wahrem und aufrichtigem Streben hervorgeht. Die armen jungen Leute! Ihre ganze Erziehung, die ganze Art und Weise ihres Entwickelungs- und Bildungsganges ist auf freie Wissenschaftlichkeit angelegt, und doch wird ihnen jedes Abweichen von der Autorität zum Verbrechen gemacht, und doch hält man Alles für Böswilligkeit, für tief angelegten Verrath am Vaterlande, was nur der nothwendige, naturgemäße, dialektische Entwickelungsgang des sich bildenden Geistes ist. Doch dieses Thema erfordert einen eignen Artikel.

Um die Erscheinung der Burschenschaft auf den deutschen Universitäten nach den Freiheitskriegen zu verstehen, muß man sich die Zustände des vorigen Jahrhunderts zurückrufen. In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts erwachte der Genius Deutschlands von Neuem, der seit dem dreißigjährigen Kriege im tiefsten Schlafe gelegen. Der Trieb nach höherer und freierer Sittlichkeit, nach Wahrheit, nach Schönheit brach zuerst in einzelnen großen Männern hervor. Kant, Klopstock, Lessing, Göthe und ihre zahlreichen Jünger und Geistesverwandten suchten nach verschiedenen Seiten hin dem Leben eine höhere Bedeutung abzugewinnen und die stumpfe Gewohnheit mit einem edlern und heiligern Selbstbewußtsein zu durchdringen. Das Leben, welches alsbald

in Kunst und Wissenschaft erwachte, das ehrliche und unermüdliche Ringen nach Wahrheit kann nie genug bewundert und verehrt werden. Doch war es natürlich, daß diese gewaltigen Eroberungen des freien Geistes auf dem Felde des menschlichen Verstandes und des menschlichen Gemüthes nicht allsogleich einen directen Einfluß auf das practische Leben ausüben konnten. Zwischen Theorie und Wirklichkeit blieb eine große Kluft, und unsere strebenden Geister hatten so viel vorläufig im Reiche der Ideen zu schaffen, daß sie kaum merkten, wie die Wirklichkeit diesen ganz und gar nicht entspräche. Sie lebten in einem engen Kreise von Geistesverwandten, in einem ganz neuen und überraschenden Austausche von Ideen und Empfindungen, in unermüdlichem Schaffen auf dem Gebiet der Contemplation und der Poesie. Die große Masse der Nation lebte ihr altes, geistloses Gewohnheitsleben fort; alle geselligen, bürgerlichen und rechtlichen Verhältnisse, alle practischen Anstalten der Justiz, der Verwaltung, der Erziehung blieben vorläufig im alten Gleise.

Es war aber natürlich, daß, nachdem der erste Heißhunger auf dem Gebiet der Theorie erschöpft war, man sich auch nach einer Uebereinstimmung mit der Praxis umsehen mußte. Der Zwiespalt zwischen feiner, edler Empfindung und gemeiner Sitte, zwischen feurigem Rechtssinn und ungerechten Verhältnissen in der Wirklichkeit, zwischen Wahrheit der Idee und Lüge im gewöhnlichen Leben mußte zum Bewußtsein kommen; man mußte fühlen, daß man mit seinen Idealen nicht ewig fort in den Himmel bauen könne, während das eigentliche Fundament, der tägliche Lebensverkehr, das Leben im Volke, denselben noch fehlte. So trat der Geist der Schönheit und der Wahrheit denn allmälig aus den engern Kreisen der Geweihten heraus in das ganze Volk und bemühte sich, alle Lebensverhältnisse mit seinem jugendlichen, schöpferischen Odem zu durchdringen und umzugestalten. Dieses Streben mußte unausbleiblich eintreten, und noch in diesem Augenblick währt dieses Streben fort. Es ist ein Streben nach Wiedergeburt des deutschen Volks, ein Streben nach Veredlung aller innern und äußern Verhältnisse, ein Streben nach Abstoßen des Todten und Veralteten und nach Wiedererzeugung tüchtiger und lebendiger Glieder; mit einem Worte, der lebendige Drang nach Erzeugung eines lebendigen Organismus, der alle höhern geistigen und physischen Bedürfnisse in sich aufnimmt und sie befriedigt.

Dieser jugendliche Geist Deutschlands (ich spreche nicht von seiner

kläglichen Karrikatur, dem sogenannten jungen Deutschland) fing auch allmälig an, seinen Einfluß auf die Universitäten auszuüben. Nach und nach bemächtigte er sich einzelner guten Köpfe auf den Lehrstühlen, dann ganzer Disciplinen. Zuletzt vereinigte er alle die getrennten Disciplinen und sogenannten Wissenschaften, die bis dahin ganz ohne alle Verbindung todt neben einander gelegen hatten, als gehörten sie nicht ein und derselben Welt, nicht ein und demselben Wesen, der Menschheit, an, zu einem lebendigen Ganzen.

Eine solche gänzliche Umwandlung der Lebensauffassung der Lehrenden mußte auch zuletzt auf die Lernenden ihren Einfluß äußern. Doch ging es damit ziemlich langsam, weil das deutsche Studentenleben einen sehr entschiednen Typus angenommen, sich in eine Menge von zähen, eigenthümlichen Formen und Gebräuchen verkörpert hatte, die sich von einer Generation auf die andre forterbte.

Bis dahin hatte man nur Universitäten besucht, um sich irgend einen Zweig der Wissenschaft anzueignen, durch den man künftig sein Brod im Staatsdienste haben könne. Von einer allgemeinen menschlichen Bildung, die im fruchtbaren Zusammenhang stände mit dem Leben und mit der speciellen Wissenschaft, der man sich widmete, hatte man keine Ahndung. Philosophie, Jurisprudenz, Theologie, Alles war trockener Gedächtnißkram, nüchterner Verstandeskram. Alle Kenntnisse, die man sich aneignete, standen mit dem Charakter, mit dem innersten sittlichen Lebenskern in keiner Verbindung. Das gesellige Zusammenleben bestand in rohen Vergnügungen; der Schläger dominirte, der Raufbold unterdrückte den Schwachen und Friedlichen. Ein barbarischer Pennalismus herrschte in den verschiedenen Landsmannschaften, die feindselig einander gegenüber standen und in gänzlicher Trennung von einander lebten. Man lese einen der alten Comments aus dem vorigen Jahrhundert, man lese Leukhardts Leben u. s. w. und man wird die grenzenlose Rohheit des damaligen deutschen Studentenlebens, die freche Geistlosigkeit und Verwilderheit desselben mit einem gewissen horror anerkennen müssen.

Nur allmälig machte sich das Streben nach dem Höhern im Zusammenleben der Studirenden geltend. Zuerst bildeten sich einzelne Privatvereine besonders begabter, gleichgesinnter Jünglinge, in denen der schönere Geist Deutschlands sich vorzugsweise manifestirte; so der Hainbund in Göttingen. Auf das allgemeine Zusammenleben der Studirenden hatten solche stille Freundschaftsbündnisse jedoch noch keinen

Einfluß; sie zogen sich von der Rohheit des öffentlichen Lebens zurück, lebten still für sich in ihren poetischen und wissenschaftlichen Bestrebungen, förderten sich gegenseitig durch Austausch und Begeisterung, aber an eine Reform des allgemeinen sittlichen Charakters ihrer Commilitonen konnten sie nicht wohl denken. Später, in den neunziger Jahren, bildeten sich sodann einzelne Gesellschaften, Orden genannt, die sich der Rohheit der alten Landsmannschaften auch äußerlich entgegenstellten und die ihre gewonnene höhere geistige Bildung auch auf das sittliche Gemeinleben ihrer Altersgenossen überzutragen suchten. So bereitete sich allmälig eine gänzliche Reform des Studentenlebens vor. Aber der vollständige, siegreiche Durchbruch des neuen Geistes trat erst mit Beendigung der Freiheitskriege ein.

Die Freiheitskriege hatten alle sittlichen Elemente, die in Deutschland vorhanden waren, bis auf die höchste Spitze getrieben. Alle Keime von Frömmigkeit, Rechtssinn, Vaterlandsliebe, die in Deutschland mehr oder weniger ausgebildet lagen, waren wie durch einen Frühlingsregen zum Blühen, oft vor der Zeit gebracht. Ein begeistertes Streben nach Besserwerden, ein enthusiastisches Wollen, das Leben nach sittlichen Ideen, die im Schooße der Wissenschaft längst vorbereitet, fortan zu gestalten, gab sich kund. Wohl mochte manche Täuschung dabei obwalten, wohl mochten die Begeisterten ihren eignen sittlichen Werth überschätzen im Feuer des Augenblicks, und moralische Ansprüche an sich selbst und an ihr Volk machen, denen beide noch nicht gewachsen waren. Aber die Tendenz der Zeit, das Leben nach selbstbewußten Ideen fortan zu gestalten, die bis dahin nur vereinzelt von hervorragenden Menschen nach einzelnen Seiten hin ausgesprochen war, hatte auf einmal, wenn auch nur für einen kurzen Augenblick, sich in einem allgemeinen jubelnden Zurufe des Volks Luft gemacht. Und diese Tendenz, unser gesammtes Nationalleben auf tiefe, sittliche Basen zurückzuführen, und nach solchem Ziel mit allen Kräften zu streben und zu ringen, diese Tendenz wird nicht wieder aufgegeben werden, wenn auch nach einer momentanen Ueberspannung eine kurze Abspannung erfolgt ist. Wenn der Nachtfrost auch die Blüthen des Vorfrühlings tödtet: der eigentliche, siegende Frühling folgt doch sicher nach.

Lebendiger, mächtiger, ich möchte sagen heiliger sprach sich diese Begeisterung für Durchdringung aller Lebensverhältnisse mit reiner Wahrheit und Schönheit nirgends aus, als in der studirenden Jugend. Alle alten Formen, die dem gemeinsamen Ringen nach höchster sittlicher

Vollendung entgegenzustehen schienen, brachen zusammen. Es entstand die Burschenschaft.

Wo soll ich Worte hernehmen, um das Leben in den Burschenschaften würdig und anschaulich, auch nur annäherungsweise zu schildern? Mein Herz schwillt über bei der Erinnerung daran, aber ich bin nicht fähig, auch nur den tausendsten Theil des Bildes zu geben, was lebendig in meiner Seele lebt. Das ist die Qual eines Schriftstellers, daß Alles, was er liebt und hoch und heilig hält, für ihn unaussprechlich ist; er kann nur ausdrücken, was er haßt und was er nicht will. Der Haß, der Zank, der Spott, die Ironie fließt leicht, ohne Anstrengung, ohne Nachdenken aus seiner Feder, aber die Liebe, die seine Seele füllt, kann nur lallen; sie kann sich nur unbewußt, im ganzen Leben nicht bewußt in Worten zeigen.

Das Bild der Burschenschaft, wie ich es geschaut und erlebt habe, wird ewig in meiner Seele stehen. Den schönsten Anblick, den das Zusammenleben der Menschen gewähren kann, habe ich in ihr verwirklicht gesehen. Ich habe ein rastloses, feuriges Streben nach sittlicher Vollendung erblickt, nicht etwa in einzelnen höhern Naturen, die mit Kraft gegen die Gemeinheit der Masse ankämpften, eine Sisyphusarbeit, sondern in einer großen Masse selbst. Da war auch nicht Einer, dessen Herz nicht von dem heiligen Strahle eines Lebens in der Wahrheit berührt worden wäre. Auch der Schwächste wurde durch die ernsten und liebevollen Bemühungen gefördert. O dieses rastlose, reine, ehrliche, fröhliche Ringen nach allem Guten und Schönen, diese heilige Liebe zu allem Großen und Erhabenen; wie kann auch dem, der es nicht mit erlebt, nur eine Ahndung davon mitgetheilt werden? Frisch, fromm, fröhlich und frei, so stand Deutschlands Jugend da, mit dem ernsten und offenen Auge unverwandt nach den Höhen der Menschheit gerichtet.

„Aber in uns noch brauset die Jugend,
Braust wie der Rhein durch den grünenden Plan.
Seht auf den Masten die Palme der Tugend,
Rüstige Turner, hinan, hinan!“

Wie selig das Zusammenleben der Menschen hier auf Erden sein, wie zuletzt ein Jeder zu freudiger, naturgemäßer Entwickelung durch ein solches Zusammenleben gefördert werden kann und wie es um dieses Leben ein unendlich Schönes und Großes und Entzücktes ist, davon hat mir die Burschenschaft einen Vorschmack gegeben. Die Burschenschaft

ist mir das unverwischbare Ideal geworden, wornach sich alle meine politischen Ideen, alle meine Ideen von Volksleben gestalten. Was zu einer bestimmten Zeit in einem großen Kreise möglich war, das muß sich auch zuletzt in dem größern Kreise des Volks möglich machen lassen. Ich habe mein Deutschland erst in der Burschenschaft gefunden, dort ging es mir in der Vergangenheit und Zukunft auf, und dieses Deutschland wird mir als Ziel vor der Seele stehen bis zum letzten Athemzuge.

Ein ausführlicheres Gemälde von dem Leben in der Burschenschaft behalte ich mir auf bessere Tage vor. Könnte ich je in hellen und freudigen Farben es Mit- und Nachwelt vor die Augen führen, so würde ich ausrufen: Nicht umsonst habe ich gelebt. Für die meisten meiner Leser mag ein solcher Enthusiasmus etwas sehr Auffallendes und Lächerliches haben, aber ich gebe ihnen zu bedenken, ob die Gesellschaft, die einen ihrer unwürdigsten Jünger, der kein Phantast ist, sondern der die Wirklichkeit und Gemeinheit des Lebens sehr in der Nähe angeschaut und mitgemacht hat, der sich wahrlich keinen schimmernden Illusionen hingiebt, noch im vorgerückten Mannesalter zu solchen Exclamationen hinreißen kann, ob die nicht etwas einigermaßen Ungewöhnliches gewesen sein muß? Und mein Beispiel würde allein wenig in Betracht kommen; es könnte eine Anomalie, eine fixe Idee, ein Wahnsinn sein. Aber wo ist der Zögling der Burschenschaft, der nicht freudig und dankbar bekennen müßte, daß er die Wiedergeburt seines bessern Theils, den moralischen Haltpunkt seines Lebens ihr verdankt, und daß, wenn er diesen verloren, wenigstens diese nicht daran Schuld ist? Ich glaube aus allen Gauen Deutschlands in diesem Augenblicke einen tausendstimmigen Ruf der Beistimmung zu vernehmen.

Doch wir müssen uns einige Procente herunterstimmen, wenn wir wieder zu unsern Herrn Darlegern zurückkehren und mit ihnen verständlich vor der verständigen Welt verhandeln wollen. Ich weiß nicht, wie es kommt, es schwirrt mir den ganzen Morgen der Anfang eines Gedichts aus Müllers Griechenliedern um die Ohren, was ich gar nicht los werden kann. Es ist das Lied: Die Griechen an den österreichischen Beobachter.

Die Darleger erkennen die sittliche Tendenz der Burschenschaft an, aber, sagen sie, eben um desto gefährlicher war sie. Nun, das ist ein Eingeständniß, was sich hören läßt. Charakteristischeres für die Lebensansicht der Herren Darleger läßt sich nichts denken. Je sittlicher, desto gefährlicher! Es ist dieses nicht etwa ein unvorsichtig entschlüpftes

Wort, was nicht so streng gemeint, sondern es spricht sich diese Ueberzeugung wirklich in der ganzen Schrift aus. Furcht vor den lebendigen, sittlichen Mächten, die zuletzt alle willkührlichen Schranken durchbrechen und sich nicht mechanisch controlliren lassen! Großer Gott, welche Naivetäten passiren in Deutschland!

„Je sittlicher das Streben der Burschenschaft war, desto gefährlicher war sie, denn sie war vom Anfange an politische Verbindung.“

Referent erlaubt sich, dieser Behauptung zu widersprechen.

Die Burschenschaft war keine politische Verbindung. Bis zu den Stuttgarter Burschentagsbeschlüssen 1833 ist sie es auf keinen Fall gewesen; die dort gefaßten Beschlüsse waren allerdings politischer und, wie wir unbedingt zugeben, im Einzelnen hochverrätherischer Art. Ob diese Beschlüsse, die von Einzelnen gefaßt wurden, auch schon sämmtliche Verbindungen ohne ihr Wissen und Willen zu Hochverräthern machten, weil sie später nicht sogleich solenn und förmlich dagegen protestirten, wollen wir hier vorläufig nicht untersuchen. Bis 1833 aber war die Burschenschaft keine politische Verbindung. Es ist leicht möglich, daß manche junge Leute das Eingeständniß einer politischen Verbindung selbst zu Protokoll gegeben haben. Dennoch widersprechen wir. Wer, wie wir, 15 Jahre den Burschenschaften so nahe gestanden, wer in so vertrauten Verhältnissen mit den meisten Koryphäen derselben gelebt, wie wir, dessen Zeugniß kann schon von einigem Gewichte sein.

Wenn einige junge Leute, gedrängt von den Untersuchungsrichtern, zu den Acten gegeben haben, daß die Burschenschaft eine politische Verbindung gewesen sei, so liegt das an der Unklarheit ihrer Begriffe. Ueber diese Unklarheit kann man sich eben nicht wundern, wenn man sieht, daß gewiefte Juristen, wie die Darleger wahrscheinlich sind, dieselbe Unklarheit theilen.

Gleich in der Einleitung der Schrift finden wir angeführt, daß die politischen Verbindungen, die unter der Franzosenherrschaft sich gebildet, sich freilich äußerlich aufgelöst hätten, daß sie aber bei einzelnen Mitgliedern durch innere Gemeinschaft, ohne äußeres Band fortbestanden, und also nie aufgehört hätten.

Was heißt das, eine politische Verbindung ohne äußeres Band, ohne Form? Ich nenne das gemeinschaftliche politische Ueberzeugung, Austausch politischer Ideen, verwandtes Streben, Freundschaft u. s. w. In dieser Beziehung leben wir alle in politischen Verbindungen. Wenn

eine gemeinschaftliche politische Ueberzeugung eine politische Verbindung ohne Form heißt, dann wehe uns allen! Wer ist dann frei davon? In dieser Beziehung bin ich noch in diesem Augenblicke Mitglied von hundert verschiedenen politischen Verbindungen ohne Form. In dieser Beziehung aber sind auch die Darleger selbst Mitglieder politischer Verbindungen, und nur die reine Ueberzeugungslosigkeit, die wir weit entfernt sind, den Herren Verfassern vorzuwerfen, ist rein und untadelhaft. Sobald Zwei zusammenstehen und über Politik sprechen, so bilden sie eine politische Verbindung ohne Form. Wo will das hinaus?

Wenn die Burschenschaft dadurch zu einer politischen Verbindung gestempelt wird, daß in ihr viel und lebhaft über politische Gegenstände debattirt worden, oder daß die meisten ihrer Mitglieder — durchaus nicht alle — begeisterte sogenannte Liberale waren, so mag sie es sein. Aber eben so gut kann sie auch eine ästhetische, oder eine religiöse Verbindung genannt werden. Es ist wahr, über den Werth der verschiedenen Staatsverfassungen, über die politische Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft Deutschlands ist unendlich viel in dem geselligen Zusammenleben der Burschenschaften gesprochen, oft sehr unreif, wie nicht anders zu erwarten. Aber eben so oft und eben so unreif ist vielleicht über Göthes Faust oder über Schleiermachers Monologe, über Fries und Hegel, über Offenbarung und Naturreligion disputirt. Schiller und Göthe haben auf diese Weise auch eine Verbindung ohne äußere Form mit einander gehabt, Stein und Gagern ebenfalls, die Herren Darleger und der Staatsrath von Stourdza ebenfalls.

Die Burschenschaft bestand aus strebenden jungen Leuten, die sich zur gegenseitigen Förderung ihrer Universitätszwecke vereinigt hatten. Sie machten Gesetze und trafen Bestimmungen über ihr Zusammenleben. In dieser Beziehung bildeten sie eine äußere, wirkliche Verbindung, so wie die frühern und jetzigen Landsmannschaften es auch gethan. Eine solche Verabredung, wie es mit Sitte und Geselligkeit gehalten werden soll, ist unausbleiblich, sobald eine größere Anzahl von Menschen sich unter gleichen Lebensbedingungen mit gleichen Zwecken zusammenfinden. Auch hat die Erfahrung von Jahrhunderten gelehrt, daß der Trieb und das Bedürfniß zu solchen Corporationen auf den deutschen Universitäten in der Natur begründet und unzerstörbar sind. Als Verbindung betrachtet, hatte die Burschenschaft keine andern Zwecke, als die Landsmannschaften, nämlich das Zusammenleben auf der Universität gesetzlich

zu regeln. Sie unterschied sich nur dadurch, daß sie liberale Principien bei diesen Bestimmungen anwendete, daß sie Jedem gleiche Rechte gewähren, die Schwachen nicht unterdrücken, dem Absonderungsgeiste nach Landsmannschaften, der den nähern Umgang mit einander von der Provinz, wo man geboren war, abhängig machte, entgegen wirken wollte. Die Burschenschaft hatte eine mehr demokratische und universelle Verfassung, die Landsmannschaft bildete mehr aristokratische und nach Provinzen geschiedene Corporationen.

Es wäre wohl thöricht, wenn ich läugnen wollte, daß in den Burschenschaften viel und mit Eifer über vaterländische, politische, staatsrechtliche Gegenstände debattirt worden wäre. Das eben war das Schöne dieser Vereinigungen, daß alle wissenschaftlichen ethischen Ideen der Zeit von den jungen Leuten ergriffen und im wechselseitigen Austausche lebendig wiedererzeugt wurden. Es war eine höchst geistreiche Verbindung, die nach Wahrheit und Veredlung nach allen Seiten strebte. In dieser Beziehung war die Burschenschaft aber blos ein geistiger Freundschaftsbund, eine Verbindung ohne Form, wie die Darsteller sagen. Die Landsmannschaften hätten ganz dasselbe geistige Leben führen können, wenn sie zufällig eben so viele geistreiche und nach dem Ideellen strebende Individuen in sich gehabt hätten.

Die Burschenschaft nannte sich bei ihrer Entstehung die christlich-deutsche Burschenschaft. Der Sinn dieses Beinamens war, daß sie ihre Verhältnisse auf der Universität in christlicher und vaterländischer Gesinnung ordnen wollte. Blos die Verhältnisse und das Zusammenleben auf der Hochschule. Wenn mir die Darleger in allen burschenschaftlichen Constitutionen nur einen Paragraph nachweisen können, welcher auf einen bestimmten politischen Zweck über die Universität hinaus deutet, so will ich mich für einen absichtlichen Lügner erklären lassen. So gewiß bin ich meiner Sache. Man wird die Worte Freiheit, Recht, Vaterland häufig in den Constitutionen finden, aber immer nur als Ausdruck der Gesinnung, in der das Zusammenleben auf der Hochschule geordnet und gestaltet werden solle. Daß begeisterte Vorsätze unter Einzelnen ausgesprochen wurden, dieser ihrer Gesinnung auch im spätern Leben treu zu bleiben, daß eine solche Gesinnung auch später im Staatsleben sich geltend machen kann und in so fern später von politischem Einflusse sein könne, das wollen wir den Darstellern nicht abstreiten. Aber das *soll* auch so sein. Die Universität ist dazu da, um Bildung fürs künftige bürgerliche Leben zu gewinnen. Unmöglich

werden die Darsteller behaupten wollen, daß man Alles wieder vergessen solle, was man dort gelernt habe. Leider aber sind nur die Wenigsten ihren schönen Grundsätzen treu geblieben, leider ist wenig von dem heiligen Feuer der Begeisterung ins praktische Leben übergegangen. Die Meisten haben die unsterbliche Warnung Posa's vergessen:

„Sagen sie ihm:
„Daß er vor den Träumen seiner Jugend,
„Soll Achtung tragen, wenn er Mann geworden,
„Nicht öffnen soll dem tödtenden Insecte
„Gerühmter besserer Vernunft das Ohr,
„Soll nicht irre werden, wenn des Staubes Weisheit
„Begeisterung, die Himmelstochter lästerte."

Diese Stelle, meine Herren, steht im vierten Act eines Trauerspiels, Don Carlos, von einem gewissen Schiller.

Eine politische Verbindung ist eine solche, die bestimmte, äußere, auf Umgestaltung der politischen Verhältnisse sich beziehende Thaten und Handlungen von ihren Mitgliedern verlangt. Mit welchem Rechte können sie nun die Burschenschaft so ohne Weiteres als eine vom Anfange an politische Verbindung nennen. Wenn man das Publicum aufklären will, so muß man ihm die Wahrheit sagen.

Es ist wahrlich nicht meine Absicht, auch nur das Mindeste zu beschönigen, denn dadurch würde ich meinen Zweck nicht erreichen. Ich will also alle Vorwürfe anführen, die sich der Burschenschaft mittelbar in politischer Beziehung machen ließen.

Vorerst läugne ich nicht, daß viele Mitglieder derselben zu Zeiten excentrische politische Ansichten gehabt haben. Es ging dieses oft bis ins Komische und Abenteuerliche. Im Jahre 1827 zerfiel die Burschenschaft in zwei Hauptparteien, in solche, die für ein deutsches Kaiserthum, und in solche, die für eine deutsche Republik waren. Jeden Abend wurde auf dem Burgkeller mit einer Hitze über das — pro — und — contra — gestritten, die dem Fremden nur auffallend und lächerlich sein konnte. Der Streit entbehrte natürlich aller positiven Basis, er hielt sich rein in den Schranken der Theorie, die Streitenden verstanden einander selbst nicht. Daß von einer praktischen Ausführung der einen oder der andern Theorie nicht die Rede war, brauche ich wohl unsern Lesern nicht erst zu versichern, die Herren Darsteller aber können es mir glauben.

Später zerfielen die jenensischen Burschen abermals in zwei eben so

heftige Meinungsparteien. Diesmal aber war die Politik nicht daran schuld. Es handelte sich darum, ob der liebe Gott oder Mephisto seine Wette rücksichtlich des Doctor Faust gewonnen haben sollte. Die Sache wurde sehr gründlich und mit einer wahren Leidenschaft erörtert. Zuletzt erfocht Hiob aus Lübeck den Sieg für den lieben Gott.

Was den Vorwurf republikanischer Gesinnung anbetrifft, so wollen wir nicht in Abrede stellen, daß viele Burschenschafter sich mit ihren Ueberzeugungen der Republik zuwendeten. Es war dieses wohl sehr natürlich; ich bin auch Republikaner gewesen. Die Jugend gefällt sich in Extremen, die es nicht thut, taugt in der Regel — nichts. Görres oder sonst Jemand sagt: „Wer sich nicht im 10. Jahre mit allen Gassenjungen herumbalgt und nicht im 20. Jahre wieder ein Republikaner ist, aus dem wird nichts". Und es liegt Wahrheit in diesem Ausspruche. Einseitiges bis auf die Spitze treiben jeder Verstandestheorie ist der Jugend eigenthümlich. Niemand wird läugnen, daß ein solcher Verstandesproceß häufig die Republik zum Resultat haben wird. Die Jugend kennt ihre eigne moralische Befähigung nicht, geschweige denn die ihres Volkes. Sie hält sich für befähigt, jedes Ideal ohne Weiteres an sich selbst darzustellen und schließt von sich selbst auf die übrigen Menschen. Die Kenntniß der wirklichen Lebensfactoren, die Einsicht, daß mit der Form nicht sogleich der hineinpassende Geist da sei, die praktische Ueberzeugung, die zu der Durchbringung des Ideellen mit dem Reellen wächst, die muß sie erst im spätern Leben erlangen. Dafür sind es Jünglinge und keine Männer. Aber wer tüchtige Männer haben will, muß die phantastische Einseitigkeit der Jünglinge nicht scheuen. Die theoretische Republik ist bei den meisten jungen Leuten, die frei und kühn selbst prüfen, ein nothwendiger, geistiger Durchgangsproceß. Das freie Denken wollen wir unsrer Jugend nicht verbieten, wenn sie dabei auch zuweilen an die Republik denkt.

Ein anderer Entschuldigungsgrund für die studirende Jugend, daß sie sich abstracte Staatstheorien bildet, die mit der Wirklichkeit nicht im Einklange stehen, liegt darin, daß wir Deutschen noch kein festes, durch Sitte und regelmäßigen Lebensgang fixirtes politisches Bewußtsein haben. Die englische Jugend hat es darin besser; sie findet ein geordnetes Staatsleben vor, dessen Institutionen mit tausend Wurzeln sich in die Volksseele hineingeschlagen haben; über die Grenzen der Verfassung, die historisch-nothwendig sich gebildet, wagt der Gedanke nicht hinauszuschweifen. Der König und das Haus der Gemeinen sind unverrück-

bar feste Punkte in dem politischen Bewußtsein des englischen Volkes; die ausschweifende Phantasie wagt es nicht, sie sich wegzudenken. Aber wie hat sich unsere Geschichte bis jetzt gestaltet? Wo ist der feste Punkt, um dessen Angeln sie sich bis jetzt dreht? Ist unsere ganze Geschichte seit hundert Jahren, um nicht weiter zurückzusteigen, nicht ein willkührliches Experimentiren? Von den schlesischen Kriegen an sehen wir Nichts als eine ununterbrochene Kette von Versuchen, feste, äußere und innere Staatsnormen zu bilden, ohne daß bis jetzt auch nur Ein Grundsatz sich lebendig-nothwendig geltend gemacht hätte. Staaten gehen unter, und neue Staaten tauchen auf; die Bevölkerung wechselt; bald wird sie vertauscht, bald erobert. Neue Königreiche entstehen; es bildet sich der Rheinbund, das alte deutsche Reich bricht zusammen, eine neue Reichsverfassung wird gemacht. Die ersten Grundfragen des Staatsrechts sind in Frage gestellt und werden nach Laune und Ansicht Einzelner entschieden. Noch in diesem Augenblick weiß man nicht, ob wir ständische oder repräsentative Verfassungen haben. Dieselbe Willkühr wie in der Praxis herrscht in den Theorien. Ein jeder Professor macht sich seine eigne deutsche Staatsverfassung zurecht. Kaum sind es 25 Jahre, daß Oken Deuschland in zehn Gauen theilte mit zehn Gaugrafen, Bamberg zur Hauptstadt creirte, und an die Ausführbarkeit alles Ernstes glaubte. Bei dieser Willkühr im Politischen, wie soll man es da der studirenden Jugend verdenken, wenn sie sich ebenfalls willkührlich Ideen construirt? Soll sie allein ihre Gedanken in Schranken halten, wenn es für die ganze übrige moralische Welt keine nationale Schranken mehr giebt? Die verschiedenartigsten Theorien werden ihr vorgetragen, aus den Zeitungen, durch die Literatur, von den Lehrstühlen herab; sie wird nach allen Seiten hingezerrt, sie soll frei wählen, und doch nie das Irrige treffen; sie soll das Richtige finden, während das Richtige überhaupt noch nicht gefunden ist. Die Zeit ringt nach festen Principien, sie ringt durch tausend Sonderirrthümer nach einer allgemeinen Wahrheit. Bei dem ungeheuren Umschwunge des geistigen Lebens in Deutschland seit dem vorigen Jahrhundert ist diese chaotische Ideenverwirrung etwas sehr Natürliches; wir wollen die Zeit deshalb nicht anklagen, wenn sie in ihrem Verjüngungsprocesse sich noch nicht gleich zurecht finden kann; aber thöricht und ungerecht ist es, wenn wir die Sünden, welche wir selbst haben, an der Jugend rächen und verdammen wollen.

Das ist aber die wirklich unangenehme Zeitauffassung der Verfasser, die sie an den Tag legen, daß sie überhaupt den Charakter der Bewe-

gung, der in Deutschland stattfindet, und der nach Resultaten aus selbständigem Nachdenken und aus selbständigem moralischem Bedürfniß ringt, gar nicht sehen und anerkennen, daß sie immer noch von einer eingebildeten, festen Ordnung der Dinge sowohl in der moralischen wie in der politischen Welt ausgehen, die gar nicht mehr existirt. Der Maßstab, den sie an Gut und Böse, an Recht und Unrecht legen, ist ein ganz schiefer und unpassender. Er paßt auf Nichts mehr, schlägt jeden redlichen und freien Bewußtsein auf die unhöflichste Weise ins Gesicht, und so ist auch Nichts natürlicher, als daß man sich gegen solche Negation unseres ganzen Lebensbewußtseins Luft macht.

Aus dieser gänzlichen Verkennung des Geistes, der jetzt in Deutschland lebt und strebt, und dessen, was Deutschland Noth thut, geht auch das Lob der österreichischen Universitäten hervor, was sie mit selbstgefälligem Stolze denselben spenden. Die österreichischen Universitäten, sagen sie, haben sich allein frei gehalten von allen excentrischen Meinungen der Jugend; auf den österrechischen Universitäten hat sich keine Spur von politischen Erörterungen gezeigt. Das beweist weiter Nichts, als daß die Anforderungen des Zeitgeistes in Oesterreich noch nicht dieselben sind, wie im übrigen Deutschland. — — —

Diese Andeutungen mögen genügen, um zu zeigen, daß die Beschuldigung republikanischer Tendenzen eben nicht so schwer wiegt. Der Leser wird mit uns übereinstimmen, daß es gänzlich natürlich und in dem Geiste der Zeit begründet ist, wenn einige junge Feuerköpfe und einseitige Logiker, die das Leben noch nicht kennen, sich eine Theorie von der Republik als der besten Staatsform bilden. Es ist dieses nicht nur erklärlich, natürlich, es ist auch nothwendig, und es wäre schlimm, wenn der theoretische Gedanke in unserer Jugend so furchtsam wäre, daß er nicht zu einfachen Consequenzen gelangen könnte. Wir sprechen hier nur noch von der Republik in der Theorie; daß zu einer republikanischen Form auch Republikaner gehören, daß wir selbst und unser heutiges Volk keine Republikaner sind, das lernt sich schon im späteren Leben.

Aehnlich verhält es sich mit der schweren Anklage, welche die Darsteller gegen falsche ethische Principien der studirenden Jugend ins Publikum schleudern. Sie behaupten, daß der Grundsatz: „der Zweck heiligt das Mittel“, ein allgemein verbreiteter gewesen sei. Wenn auch nicht ein allgemein verbreiteter, doch wenigstens ein viel aufgestellter und viel verfochtener, das gestehen wir ein. Da wir einmal unser Sünden-

bekenntniß beichten, so wollen wir denn auch nicht in Abrede stellen, daß wir selbst, einige Jahre durch, diesen Grundsatz lebhaft in unsern Disputationen mit den Commilitonen verfochten haben. Es war dieses eines der Lieblingsthemas, einer der vielen abgerissenen philosophischen Sätze, über die man gern verhandelte. Das Bedürfniß, über die innern Motive seines Handelns nachzudenken, sich Rechenschaft von seiner Handlungsweise abzulegen und sich klare Grundsätze zu bilden, diese verständig-ethische Richtung gehörte zu den schönsten Erscheinungen der Burschenschaft. Die alte todte Gewohnheit und Sitte hat uns verlassen, die todte, gedankenlose Gesetzlichkeit hat aufgehört; man will aus lebendiger Ueberzeugung, nicht aus gedankenloser Gewohnheit handeln. Nun sahen wir, wenn wir uns und die andern Menschen beobachteten, daß ein gewisses Abwägen zwischen Zweck und Mittel ein immerwährender geistiger Proceß unseres moralischen Seins war; wir sahen, daß wir in gewissen Fällen Etwas thaten, was wir in andern Fällen unterließen. Daraus entstand die Theorie: „Der Zweck heiligt das Mittel." Von den Meisten wurde dieser Satz immer heftig bestritten, denn ein gewisses Etwas im tiefsten Innern lehnte sich dagegen auf; wenn sie uns auch logisch nicht widerlegen und unsere Schlüsse auch nicht durch Gegenschlüsse entkräften konnten, so glaubten sie uns doch nicht und schüttelten den Kopf. Ich erinnere mich noch sehr gut, wie wir uns allmälig verständigten, und uns dahin vereinigten, daß die Mittel sich freilich nach dem Zweck mit richteten, daß aber keineswegs jeder Zweck jedes Mittel heilige. Doch die nachfolgende Jugend will immer wieder denselben Proceß durchmachen; sie nimmt die Ansichten der Aelteren nicht auf Treu und Glauben an, sondern will immer erst durch eignen Irrthum zur Wahrheit gelangen. Glücklich die Jugend, die ein festes, lebendiges, moralisches Bewußtsein in ihrem Volke vorfindet; sie wächst von selbst in den Tugenden der Väter auf und überkommt deren Ueberzeugungen auf die leichteste und lebendigste Weise. Bei uns ist es nicht so; jedes lebendige jungendliche Gemüth muß sich seine Moral, seine Ueberzeugung, ja seinen Gott erst selber suchen, und durch tausend Abirrungen, die ihm nicht erspart werden können, auf den Weg der Wahrheit gelangen. So war ich denn auch nicht erstaunt, als ich nach langer Abwesenheit unter der neuen Generation in Jena dieselbe Frage mit derselben Lebhaftigkeit und mit denselben Gründen wieder erörtern hörte. — — —

Der Abscheu gegen diesen Grundsatz, den ich jetzt im höchsten

Grade theile, wird aber so oft von Seiten geäußert, wo man ihn nicht erwarten sollte. Es treten Leute dagegen auf, die wahrlich nicht das Recht dazu haben. Wozu sollen wir damit hinter dem Berge halten? Gestehen wir nur, daß der heutige Staat praktisch nur zu häufig diesem Grundsatze huldigt. Können wir läugnen, daß unzählige Versprechungen gebrochen, unzählige Rechte übertreten, unzählige Unwahrheiten gesagt, unzählige Parteilichkeiten begangen werden, Alles zum Nutzen und Besten des Staates. Wer für so Etwas helle Augen hat, wem die Gewohnheit den Blick dafür nicht abgestumpft hat, der stößt täglich, stündlich möchte ich sagen, auf die praktische Anwendung dieses Grundsatzes im Thun und im Treiben des heutigen Staates. Welche That, welche Regierungsmaßregel läßt sich z. B. denken, welche die Diplomatie nicht zu verfechten und zu beschönigen wüßte? Bei der heutigen moralischen Jämmerlichkeit des Menschengeschlechts ist das alles — vielleicht — nothwendig. Aber man wundere sich doch nicht, daß die Jugend aus dem Treiben in der Wirklichkeit, wie sie es täglich vor Augen sieht, sich zuletzt eine Theorie zusammen setzt, die der Praxis entspricht. Ihr selbst habt der Jugend eine solche durch Eure Handlungsweise eingeimpft, aber die Jugend giebt sich wenigstens Rechenschaft davon, sie bemüht sich ein solches Handeln auf moralische Principien zurückzuführen, sie will Uebereinstimmung des Gedankens mit der That. Und, man glaube mir, wer diesen Grundsatz in der Theorie verficht, der wird ihn am Wenigsten und am Ungeschicktesten in der Praxis anwenden; er ist schon auf dem Wege, ihn aufzugeben; nur im Stadium des einseitigen Fanatismus, der sich an einen einzigen concreten, unbedingt höchsten Zweck anklammert, etwa wie die Jesuiten an die Kirche oder Robespierre an das Tugendreich, kann er sich noch halten; alsdann wird er aufgegeben. Aber die heuchlerische Praxis, der jede Selbstprüfung unmöglich, die erlaubt sich fort und fort jedes Mittel, wovon sie sich augenblicklichen Nutzen verspricht. Ihr kommt es am Wenigsten zu, ein lautes Anklagegeschrei gegen junge Leute zu erheben, die ehrlich über einen solchen Grundsatz reflectirten, und in der Freude ihres Scharfsinns damit die Welt bekehren wollten.

Ob endlich diese Darstellung selbst ganz frei von der beliebten Maxime, ob die Untersuchung gegen unsere armen Burschen ganz frei davon gewesen, das mag aus dem ganzen unserer Darlegung der Darlegung hervorgehen. Wir schweigen darüber, nicht aus Grundsatz, nicht aus Furcht, wahrlich nicht, sondern aus äußerer Nöthigung.

Nachdem wir auf solche Weise den Verständigen genugsam angedeutet zu haben glauben, daß die Anklage, welche die Darstellung gegen die deutsche Jugend auf Universitäten richtet, weiter nichts als eine Anklage gegen die Zeit überhaupt, gegen die Vorsehung, gegen die sich der Mensch in seiner frivolen Pietätslosigkeit vergeblich auflehnt, nachdem wir gezeigt haben, daß das, was die Darleger so gewaltig tadeln, eben das Beste und Charakteristische unserer Zeit ist, was wir mit Freuden bei der Jugend anerkennen, was wir ihr nicht verkümmern sollten, wenn wir sie nicht in ihrem tiefsten und edelsten Lebenskeime zerstören wollen, wenn wir uns zu den juristisch constatirten Thaten, die aus der oben geschilderten Gesinnung entsprossen sind. Die Gesinnung, den tiefern Grund, woraus sie hervorgegangen, müssen wir, wie schon gesagt, anerkennen; es fragt sich, ob die Verirrungen, die sie in ihrem Gefolge mit sich führten, nicht schlimmer sind, als das Gute, oder ob wir diese einzelnen Verirrungen und Verbrechen nicht willig mit in den Kauf nehmen müssen. Es fragt sich, ob diese Verirrungen in der That so allgemein, so ungeheuer sind, wie die Darsteller sie uns zu zeigen bemühen, und ob sich nicht eine Menge triftiger Entschuldigungsgründe dafür auffinden lassen.

Die erste That, die wir nicht in Abrede stellen können, ist die Ermordung Kotzebus durch Sand im Jahre 1819. Daß man nicht jeden Menschen ermorden darf, den man verachtet oder für schändlich hält, diese Meinung werden uns unsere Leser wohl zutrauen. Marat war allerdings der Meinung, daß man durch die Guillotine das Menschengeschlecht von allem Bösen reinigen könne, und er bemüht sich daher vorläufig Frankreich zu decimiren oder gar zu drittelisiren. Wahrscheinlich aber würde ihn auch dieses Resultat nicht befriedigt haben, und er würde mit seinem Kopfabschneiden so lange fortgefahren haben, als noch außer ihm ein Mensch auf der Erde gewesen wäre. Die That der Charlotte Corday, wodurch ihm das Handwerk gelegt wurde, kann ich nicht tadeln, sondern ich bewundere sie. Wenn es je einen Act der Nothwehr gegen eine wüthende Bestie gegeben hat, wenn je die göttliche Nemesis sich einer reinen Hand bedient hat, so war es bei dem Gerichte, welches Charlotte Corday über Marat hielt. Charlotte Corday übertrat weder ein moralisches Gesetz noch ein Staatsgesetz. Die Moral statuirt die Selbstvertheidigung gegen äußere Gewalt, und ein Staatsgesetz existirte damals nicht, denn schwerlich wird man den vorübergehenden Zustand, während dessen ein paar tausend wahnsin-

niger Bluthunde durch den Schrecken regierten, einen Staat nennen wollen. Der alte Urstand der Natur war wieder zurückgekehrt; der Dolch der Charlotte Carday übernahm die Vertheidigung von Millionen unschuldiger Schlachtopfer.

Sands That dagegen ist vom allgemeinen Gesichtspunkte aus weder in moralischer noch gesetzlicher Rücksicht zu rechtfertigen, sondern durchaus zu verabscheuen. Ein unmoralischer, frivoler Schriftsteller, dem keine Art von äußerer Gewalt zusteht, dessen ganze Macht nur in dem Anklange besteht, den seine frivole Feder in den Seelen seiner Landsleute hervorzulocken verstand, kann nur Gegenstand der Widerlegung, des geistigen Kampfes, der moralischen Verachtung sein. Hier ist nur ein innerer Feind zu bekämpfen; die moralische Natur des Menschen wird nicht mit Dolchen überwunden; wer sich solcher Mittel bedient, vergeht sich an dem tiefsten Gesetze der innern Menschennatur. Was Kotzebu gefährlich machte, das war die Erbärmlichkeit seiner Zeitgenossen, die seinen gesinnungslosen Schlechtigkeiten ihr Ohr liehen; Kotzebu war ein ganz natürliches Product seiner Zeit; Sand hätte daher die Zeit selbst erdolchen sollen, statt dieses armen Schluckers, dem die Natur nur ein leichteres Mundwerk verliehen hatte, um Das auszusprechen, worin sich ein großer Theil der Mitlebenden ergötzte und wiederfand. Moralische Gebrechen müssen durch moralische Anstrengungen besiegt werden; wer Gewalt gegen sie braucht, ist ein Sünder und Thor zu gleicher Zeit.

Diese That Sands aber stand ganz isolirt. Die Darleger verflechten in ihrer Darlegung dieses Verbrechen auf eine nicht zu billigende Weise mit der Schilderung des allgemeinen Geistes in Deutschland. Liest man sie, so sollte man denken, daß der Meuchelmord als Doctrin von einem großen Theile unseres Volkes anerkannt wäre. Und was berechtigt sie zu solcher Entstellung der Wahrheit, um mich nicht eines stärkern Ausdruckes zu bedienen? Sie mögen uns ein einzig juristisch-constatirtes Factum nennen, woraus actenmäßig hervorgeht, daß Sand im Wunsch und Willen mehrerer gehandelt habe. Sie mögen uns eine einzige Aeußerung in unserer Literatur anführen, welche die That Sands billigte.

Daß die That Sands offen vorliegt, wie sie psichologisch in diesem reinen Gemüthe entstanden und sich entwickelt, darauf wollen wir uns bei den Herren Darlegern nicht berufen. Wir wollen sie nur auf das Juristische ihrer Behauptung aufmerksam machen.

Sand war ein Opfer der moralischen Ueberspannung seiner Zeit. Wir haben schon früher angedeutet, daß alles Ideale, was in dem deutschen Volke lag, zur Zeit der Freiheitskriege auf eine unnatürliche Höhe gehoben wurde, und daß die Wirklichkeit für einen Augenblick unverhältnißmäßig zurücktrat. Nachher galt es, sich dem realen Pole wieder zu nähern, die hohen ethischen Anforderungen an unser Geschlecht wieder mit der realen Möglichkeit in Einklang zu bringen. Diesen Proceß mußten damals viele, und mit Schmerzen, durchmachen; er war nicht leicht, aber er belohnte sich zuletzt tausendfach, wie die Wahrheit sich zuletzt immer belohnt; noch heute muß die Jugend bei ihrem Eintreten ins männliche Alter diesen schweren Kampf bestehen, und so wird es immer sein. Sand aber war auf eine solche Höhe der Gemüthsanspannung durch die Anregungen der Zeit hinaufgetrieben, daß für ihn keine Aussöhnung mit der Wirklichkeit mehr möglich war. Er konnte nicht mehr zurückkehren; die Brücke zwischen seinem Seelenzustande und der wirklichen Welt war abgebrochen; er mußte im Wahnsinn endigen, und er that es in einer wahnsinnigen That.

Niemand hat diese That gebilligt. Aber alle Guten und Edeln haben mit den tiefsten Schmerze dieses sittliche Phänomen betrachtet. Sie haben einem Jünglinge ihr innigstes Mitleiden nicht versagen können, der rein von Selbstsucht wie Wenige ein Opfer seines tief empfänglichen Gemüths, und der von der ungeheuern moralischen Bewegung der Zeit aus seinem Schwerpunkte herausgetrieben wurde. Alle haben seinem Schicksale einen Antheil geschenkt um so mehr, als sie etwas Verwandtes von ihm in sich fühlten, und sich aus eigner innerer Erfahrung wohl sagen konnten, wie nahe sie selbst an dem Ueberspringen des höchsten moralischen Strebens zum Verbrechen gewesen, und wie es nur eine höhere Hand war, die ihre Seele wieder in harmonisches Gleichgewicht zurückführte.

Und dieses natürliche Mitgefühl mit einer unglücklichen Jünglingsseele, dieser Kummer über die dunkeln Gewalten, die sich eines so reinen und tiefen Gemüths bemächtigen konnten, dieser Schmerz über das Aneinandergrenzen sittlicher Erhabenheit ans Verderben, dieses soll nun jetzt zum Verbrechen gemacht werden? Dieses natürliche schöne Gefühl, was Jeder hat, der statt des Herzens nicht einen Stein in der Brust trägt, das legt man als eine schlimme Zeit dar? Haben wir denn aufgehört Menschen zu sein? Sind die Empfindungen, die, so lange die Welt steht, für gut und edel galten, in denen sich alle guten

Menschen begegneten, mit einem Male verwerflich und verbrecherisch? Gilt das Wort Christi: „Wer hebt den ersten Stein auf," nicht mehr für unsern irrenden Mitbruder? Die Darlegung führt als Beweis, daß der Meuchelmord eine ausgebreitete Billigung in Deutschland gefunden, den bekannten Brief de Wettes an Sands Mutter an. Auf dieses einzige Factum gründet sie ihre inhaltschwere und unumwundene Behauptung. Es ist widerlich das längst Widerlegte immer von Neuem zu widerlegen. De Wette's Brief war das gutmüthige Product eines deutschen Pedanten, der sein natürliches Mitgefühl gleich wieder in einige doctrinäre, frinsianische Redensarten einschlug, das ist die ganze Sache. Der deutsche Doctrinarismus hat schon ganz andre Behauptungen aufgestellt, an die sich Niemand stößt. [1])

IV.

Die akademische Gerichtsbarkeit.

Ob es besser sei, daß die Studirenden unter die gewönlichen bürgerlichen Gerichte gestellt würden, oder ob ihnen ihre eigene Gerichtsbarkeit gelassen werden solle, darüber hat man in neuerer Zeit viel gestritten. Wir wollen hier auf diesen Streit nicht eingehen, und nur nebenbei bemerken, daß die ganz eigenthümlichen Verhältnisse der Studirenden auch eigenthümliche Gesetze erheischen, und daß es daher auch zweckmäßig scheint, zur Handhabung dieser besondern Gesetze eine besondere Behörde beizubehalten. So wie das Verhältniß des akademischen Gerichts aber jetzt zu den Studirenden sich in praxi gestaltet hat, kann es unmöglich bleiben; es bedarf einer Verbesserung von Grund aus, wenn nicht jede andere Behörde wünschenswerther sein soll, als diese.

Eine Behörde, die in keiner Beziehung Rechtssicherheit gewährt und die entschieden verderblich auf den Charakter der ihr Unterworfenen einwirkt, ist jedenfalls zu detestiren; um so mehr, wenn sie einer Bildungsanstalt für die reifere Jugend vorsteht.

Diese harte Beschuldigung ist nicht übertrieben. Daß unsere Universitätslehrer nicht selbst von dieser Wahrheit durchdrungen sind und

---

1) Im nächsten Bande werde ich diesen Artikel weiter fortführen.

nicht längst das Bedürfniß nach Abhülfe einer so schreienden Disharmonie des Bestehenden mit allen rechtlichen und gesunden Principien gefühlt haben, ist ein neuer Beweis für die moralische Stumpfheit unseres Gelehrtenstandes und für die Alles beschwichtigende Kraft des Schlendrians und der Gewohnheit in Deutschland.

Wir haben in den frühern Artikeln gezeigt, wie die Gesetzgebung über den Zweikampf und über die Verbindungen mit dem moralischen Bedürfnisse der Studirenden in schroffem Gegensatze stehe. Sobald ein solches Mißverhältniß stattfindet, so beginnt überall das Reich der Lüge, und so auch hier. Es ist unmöglich, daß der Student den Zweikampf und das Verbindungswesen aufgäbe, ohne sich selbst aufzugeben. Da aber beides mit Strafen belegt ist, und zwar mit Strafen, die seine ganze äußere Existenz, an der wieder die Bedingungen seines ganzen moralischen Wesens geknüpft sind, aufheben würde, so sieht er sich in einem Dilemma, aus dem ihn nur die Unwahrheit und die Lüge retten kann. Will er einerseits dem Drange seiner moralischen Natur folgen, andrerseits seine bürgerliche Laufbahn nicht ruiniren, so bleibt ihm nichts übrig, als die Unwahrheit zu einer Pflicht der Nothwehr und der Nothwendigkeit zu erheben, und sich die Lüge vor Gericht in diesen beiden Punkten zum Gesetze zu machen.

Dem unverdorbenen, nach Wahrheit ringenden Gemüthe der Jugend würde diese Lüge schwer ankommen, besonders Männern gegenüber, die es sich — oft sehr mit Unrecht — gedrungen fühlt zu verehren und die seine jugendliche Phantasie mit allen möglichen vortrefflichen Eigenschaften auszustatten pflegt, wenn nicht einerseits der Student schon bei seinem Eintritte in das akademische Leben diese Sitte festbegründet vorfände, durch das ganze moralische Ansehen der ältern Commilitonen unterstützt, und wenn die Professoren nicht anderseits durch ihr ganzes Benehmen ihn thatsächlich dazu aufmunterten. Ehe der Neuling sich von dieser Thatsache überzeugt, wird es ihm schwer, allbekannte Thatsachen bei den Verhören jenen Männern mit eiserner Stirne rund ins Gesicht abzuläugnen; wenn er sich aber allmälig von der Zweideutigkeit ihres Benehmens überzeugt, wenn er selbst einsieht, wie ihre ganze Stellung rücksichtlich dieser Verhältnisse selbst nur eine Lüge ist und wie sie daher auch seine Lüge unmöglich sehr übel nehmen können, so bemächtigt sich seiner ein gewisses Selbstvertrauen und eine gewisse Verachtung diesen Herren gegenüber; er hört auf sich zu schämen, wenn er ihnen offenkundig ins Gesicht lügt, wohl fühlend, daß die Verlegen-

heit eines bösen Gewissens auf der andern Seite eben so gut am Platze wäre, als auf seiner, und das Angesicht so dreister Stirnen in dialectes Wahrheitsgefühl schlecht angebracht wäre.

Man kann mit Gewißheit annehmen, daß fast alle Professoren von der Nothwendigkeit des Duells und der Verbindungen sich überzeugt haben. Auch ist ihnen die Existenz jeder Verbindung stets bekannt, und wenn sie nicht jedes intendirte oder vollzogene Duell erfahren, so kömmt das daher, weil die große Menge derselben ihnen die Sache zu gleichgültig macht, um sich jedes Mal darum zu kümmern. Der Student kann Nichts geheim halten; wenn er auch unter dem Siegel der Verschwiegenheit eine Verbindung constituirt, so kennt sie nach acht Tagen schon die ganze Stadt; auch liegt es in der Natur jeder Verbindung, da deren Wirksamkeit eine öffentliche ist, daß sie sich öffentlich zeugen muß, sowohl in ihren Mitgliedern als in ihrer Thätigkeit. So kommt es, daß jeder Professor, der sich überhaupt um die Verhältnisse und Persönlichkeiten der Studenten bekümmert — und diese sind es, die auch in der akademischen Behörde die Hauptrolle spielen — nicht nur die einzelnen Verbindungen kennt, sondern auch die Tendenzen derselben, ihre Mitglieder, Koryphäen.

Der Verfasser dieses kann aus seiner eignen Erfahrung eine Menge Beispiele anführen, wo Professoren, als er noch Student war, sich mit ihm über die bestehenden Verbindungen unterhalten, ja wo sie sogar Rath ertheilt und Vorschläge gemacht haben. So erinnert er sich, daß ein Professor in einer Neujahrsnacht der Burschenschaft ein Hoch ausbrachte; ein halbes Jahr später saß derselbe Professor als Untersuchungsrichter in dem Gerichte, welches gegen die Burschenschaft inquirirte.

Mehr als einmal ist der Verfasser selbst vor den zeitigen Prorector gerufen, der ihn ersuchte, „seinen Einfluß anzuwenden, daß unter den Studirenden doch ein „anständiges Verhältniß" aufrecht erhalten werde," d. h. daß die feindlichen Parteien sich doch miteinander duelliren möchten. Derselbe Prorector machte sich übrigens kein Gewissen daraus, mehrere Studirende Duells halber zu consiliiren.

Solche unwahre Verhältnisse müssen ihre moralischen Nachtheile haben, und sie haben sie auch gehabt auf eine wahrhaft empörende Weise. Da der Student einmal aufs Lügen angewiesen war, rücksichtlich des Zweikampfes und der Verbindungen, so hielt er die Grenze nicht ein, sondern gewöhnte sich nun auch in jeder andern Beziehung dem akademi-

schen Gerichte gegenüber die Unwahrheit zu sagen. Lügen ist das erste Princip dem akademischen Gerichte gegenüber. Die Sache ist so weit gekommen, daß die Behörde keinem Studenten mehr Glauben schenkt, weder als Angeklagten, noch als Zeugen. Der Angeschuldigte mag hundert Zeugen für seine Unschuld bringen, kein Professor schenkt ihnen Glauben; Lügen ist einmal Princip. Ja selbst den Eid, den Zeugeneid gestattet man ihnen nicht, weil man mit Recht befürchten muß, daß er falsch geschworen werden würde, so wie denn dem Verfasser Beispiele bekannt sind, daß übrigens achtungswerthe Studenten ohne Weiteres einen solchen Eid vor der akademischen Behörde geschworen haben.

Der Verfasser kennt eine Universität, wo die Studenten das Gesetz unter sich machten, daß das Ehrenwort, welches dort an Eides statt juristische Kraft hatte, in gewissen Fällen vor der Behörde falsch gegeben werden dürfe, ohne daß es von ihnen gerügt werden solle. Diese Bestimmung ist freilich später aufgehoben.

Bei der Immatriculation muß jeder Studirende an Eides statt durch Handschlag geloben, in keine Verbindung zu treten. Der Prorector, der ihm diesen Handschlag abnimmt, weiß sehr wohl, daß der Student gar nicht gewilligt ist, dieses Versprechen zu halten, und daß er in demselben Augenblicke vielleicht, wo er ihn verläßt, hingeht, um sich in eine Verbindung aufnehmen zu lassen. Diejenigen, die eine solche Vergiftung des jugendlichen Gemüthes durch eine so offenbare Lüge noch einigermaßen verabscheuen, machen daher aus dem Versprechen einen Scherz, oder stellen die Worte auf Schrauben; treten dadurch aber nur in ein doppelt unwahres Verhältniß, sowohl der Staatsregierung als den Studenten gegenüber.

Und solche Abscheulichkeiten geschehen auf Bildungsanstalten, aus denen die künftigen Geistlichen und Richter der Nation hervorgehen sollen! Wahrlich eine treffliche Schule der Charakterbildung!

Aus diesem Lügenverhältnisse geht aber noch ein anderer Nachtheil hervor; es hört alle Rechtssicherheit auf und schrankenloseste Willkühr tritt ein. Das Rechtsgefühl der jungen Leute wird mit Füßen getreten.

Da einmal kein wahres Zeugniß von den Studirenden bei irgend einem Excesse erlangt werden kann, so ist auch selten ein juristischer Beweis möglich. Die Behörde sieht sich also in der Alternative, entweder aus mangelndem Beweise fast nie zu strafen, oder nach einem gewissen Gutdünken, nach Wahrscheinlichkeit, nach Verdacht das Urtheil zu fällen. Wir sind nun freilich der Ansicht, daß, wenn die Sachen

einmal so schlimm stehen, es besser sei, daß zehn Schuldige durchschlüpfen, als daß ein Unschuldiger ungerecht verurtheit werde. Allein die akademischen Behörden sind in der Regel anderer Meinung. Eine Untersuchung vergeblich angestellt zu haben, kränkt ihre Eitelkeit und sie glauben es ihrer Autorität schuldig zu sein, den jungen Leuten zu zeigen, daß, wenn sie einmal untersuchen, auch ein Resultat erfolgt. Auf diese Weise ist gewöhnlich das Urtheil schon vorher gefällt, ehe die Untersuchung anfängt. Man ignorirt nach Gutdünken und man verurtheilt nach Gutdünken. Man bestraft nicht das einzelne Factum, sondern die gesammte Persönlichkeit des Angeklagten. In der Regel hat jeder Student so viel Werk auf seinen Rocken, daß es nur von der Behörde abhängt, ob sie ihn fortschicken will oder nicht. Glaubt nun die Behörde, daß irgend ein Student der Universität Schaden brächte, daß er nachtheilig influenzire, so wird bei der nächsten Gelegenheit gegen ihn untersucht, während man bei solchen durch die Finger sieht, die sich des gnädigen Beifalls erfreuen. Die Studenten wissen oft vorher, wer nächstens fortgeschickt werden wird, wer, wie sie es nennen, „schlecht steht.“ — Ein solcher ist unbedingt verloren, sobald bei einer Untersuchung nur der Schein eines Verdachtes auf ihm ruht; all sein Pochen auf gesetzlichen Beweis hilft ihm nichts; er wird nur damit verlacht.

Dieses Strafen und Ignoriren nach eingebildeter Nützlichkeit, diesen Mißbrauch der Gewalt nach Wohlwollen und Mißfallen nennen die Professoren mit vieler Emphase: väterliche Gerichtsbarkeit.

Aber diese väterliche Gerichtsbarkeit tritt alle positiven Gesetze mit Füßen, und ist wenig geeignet, den künftigen Staatsbürger zum Rechtssinne zu erziehen. Was helfen alle juristischen Collegien, alle Rechtswahrheiten, wenn das Leben dieselben Lügen straft. Es giebt kein trefflicheres Mittel, um den Studirenden Nepotismus, Beamtenwillkühr und Verachtung der Gesetze recht gründlich einzuimpfen, als das Verfahren der Universitätsbehörden, wie es heut zu Tage stattfindet.

Abgesehen aber davon, daß auch selbst der Unwürdige strenges Recht verlangen kann, ja daß eben dieser mehr wie jeder Andere von aller willkührlichen Behandlung befreit sein muß, weil er dadurch gewöhnlich den letzten Stoß erhält und sich nur mehr verbittert und verstockt, so sind in der Regel die Professoren gar keine competenten Richter über den Werth und Unwerth eines Studirenden und über seinen glücklichen oder nachtheiligen Einfluß auf die Andern. Ihr ganzes Urtheil beruht meistens auf Klatscherei, auf Neuigkeitsträgerei, die in ihren Theegesell-

schaften zur Sprache kommen, und wozu sie einzelne Studirende, mit denen sie im nähern Umgange stehen, auffordern. Auf unverbürgte Gerüchte, die häufig aus persönlicher Erbitterung oder aus engherziger, kleinlicher Auffassung stammen, gründet sich ihr „väterliches" Urtheil. Es ist eine Thatsache, daß die lebendigere, kräftigere Jugend auf Universitäten am Liebsten unter sich selbst verkehrt, und daß diejenigen der Studirenden, die sich vorzugsweise in die convencionellern Cirkel der Professoren drängen, in der Regel — glänzende Ausnahmen, die reinwissenschaftliches Interesse treibt, verstehen sich von selbst — die kleinlichsten, furchtsamsten und tuckmäuserischsten Seelen sind, deren absolute Richtigkeit in den frischen, kräftigen Lebenswellen des Studentenverkehrs sich unwohl fühlt, und die im Gefühle ihrer Richtigkeit mit Verstimmung und Neid auf jenes freiere Treiben der Jugend hinblicken. Häufig haben diese noch persönliche Kränkung, Mangel an Anerkennung, Geringschätzung zu rächen; diese jungen Herren, die den Professoren demüthig den Hof machen, bilden nun gewissermaßen die geheime Polizei der akademischen Behörde. Das Meiste, was ein Professor über die Individualität eines Studirenden erfährt, gelangt durch diesen trüben Canal zu ihm; und wenn man bedenkt, daß ein großer Theil unserer Professoren selbst aus Stubenhockern und Pedanten besteht, die einen natürlichen Widerwillen gegen alles freiere, selbständigere Leben der Jugend haben, so wird man es begreifen, wenn solche engherzige Berichte willige Ohren finden.

Den Werth einer Persönlichkeit tarirt die akademische Jugend am Besten selbst. Wohl kann die öffentliche Meinung sich auf kurze Zeit verirren, aber auf die Länge wird sie stets mit sicherm Tacte das Tüchtige und Edle, und das, was ihr Noth thut, von dem Schlechten und Gemeinen zu unterscheiden wissen. Wem es gelingt, auf längere Zeit die Hochachtung seiner Commilitonen zu behaupten, der wird sie in der Regel auch verdient haben, wogegen das Wohlwollen der Professoren und noch mehr ihre Abneigung wohl nur einen sehr problematischen Werthmesser abgeben möchte.

Wie sehr Zuneigung und Abneigung auf die Untersuchungen influiren, und wie ganz offen und naiv dieser Einfluß sich kund giebt, davon ließen sich die scandalösesten Beispiele erzählen. In einer norddeutschen Universitätsstadt brach z. B. vor Jahren eine Untersuchung gegen die Burschenschaft aus. Der Vorsteher dieser Verbindung war zufällig der Sohn eines alten Freundes desjenigen Professors, der den

Vorsitz beim Gerichte führte und der zu gleicher Zeit als Jurist und vermöge seiner übrigen Persönlichkeit den entschiedensten Einfluß auf dasselbe ausübte. Als bei dem Verhöre einiger Inculpaten der Name jenes Vorstehers genannt wurde, inquirirte man nicht schärfer darauf, sondern setzte das Verhör aus. Darauf läßt jener Professor den jungen Mann zu sich kommen, verabredet mit ihm die Antworten, die er ihm auf seine Fragen geben soll, die natürlich über das eigentliche Wesen der Sache wegschlüpften, und bei dem spätern Verhöre wurde dieselbe Komödie aufgeführt, und ohne Widerspruch der andern Richter zu Protocoll genommen. Auf diese Weise wurde der gesetzlich Schuldigste durch ein Scheinverhör exculpirt, während die Untersuchung gegen die übrigen Theilnehmer in ihrer ganzen Strenge fortging. Die andern Commilitonen, die von dem Wohlwollen der Behörde benachrichtigt wurden, waren natürlich großmüthig genug, die früher gethanen Aussagen gegen besagtes Individuum zurückzunehmen oder zu modificiren, da man ihnen dabei weiter nicht zusetzte und nicht nach dem Grunde ihrer widersprechenden Aussage forschte; aber welches Gefühl der Erbitterung und der Verachtung eine solche grobe Partellichkeit bei denen erregen mußte, die der ganzen Strenge des Gesetzes anheimfielen, blos weil sie nicht Söhne eines Jugendfreundes waren, und welchen Respect für die Handhabung der Gesetze sie bekommen mochten, da sie sahen, wie der erste Professor der Rechtswissenschaft damit umsprang, das läßt sich denken.

Es ist nicht übertrieben, wenn ich sage, daß ich Bände anfüllen könnte mit Beispielen von ungesetzmäßigem und willkührlichem Verfahren der Universitätsbehörden. Die Universitätsgesetze sind blos pro forma da; man wendet sie an, wenn man sie bequem findet, seine Zwecke dadurch zu erreichen; man wirft sie bei Seite, wenn sie damit collidiren. Bequemlichkeit, Hochmuth, Herrschsucht lassen es nie zu einem gründlichen Rechtsverfahren kommen; so viel Mühe braucht man sich jungen Leuten gegenüber nicht zu geben. Man will nicht das Recht, sondern nur ein beliebiges Resultat, und leider stehen die Universitätsbehörden mit der höhern Instanz, die in den meisten Fällen nur eine Administrationsbehörde ist, auf so gutem Fuße, daß alles Appelliren nichts hilft, sondern es dort Princip ist, ohne weitere Prüfung auch die willkührlichste Entscheidung zu bestätigen. Kommt dann freilich ein Fall dann und wann vor, bei dem an eine höhere Justizbehörde appellirt werden darf, so endigt die Sache mit einer entschiedenen blâme des Universitätsgerichts, und mit der Ueberzeugung der höhern Instanz,

daß eben die gelehrten Herren am allerwenigsten die Rechtsgrundsätze praktisch befolgen, die sie theoretisch lehren, und daß sie trotz ihrer Rechtskenntnisse nicht rechtlich denken, nicht rechtlich empfinden, nicht rechtlich handeln. Daß aber durch solche Mißbräuche das Gemüth der Jugend zu sklavischer Feigheit oder zu revolutionairem Trotze recht systematisch angeleitet wird, das braucht einem gesunden Menschenverstande und einem richtigen Gefühle nicht ausführlich deducirt zu werden.

Ein großer Uebelstand bei den akademischen Gerichten ist auch ihre Zusammensetzung. Wir wollen damit nicht sagen, daß sie blos durch Juristen componirt sein sollten; nein, die Universitätsgesetze sind so einfach, daß jeder gebildete Mensch von gesunder Urtheilskraft sie zu begreifen und anzuwenden im Stande ist. Die schwierigern Fälle des Privatrechts, so wie complicirte Criminalvergehen kommen sehr selten vor, und wir würden das Stimmrecht jedes Professors höchlich billigen, wenn jene Eigenschaft — gesunde Urtheilskraft — nur immer bei ihnen anzutreffen wäre. Aber man kann es sich nicht verhehlen, daß ein Theil derselben das, „was von der Mutter erbt,“ in geringerm Grade besitzt, als die meisten andern Menschenkinder. Trotz aller Gelehrsamkeit giebt es eine Menge deutscher Professoren, die gänzlich unfähig sind, auch das einfachste Gesetz auf den vorliegenden Fall anzuwenden, und die bei Meinungsverschiedenheit der Juristen auch nicht das mindeste Urtheil haben. Solche stimmen natürlich nur nach Autorität; ein Jeder hat in der Regel seinen Mann sich ausgewählt, dessen Votum er sich für alle Fälle anschließt, und so kommt es, daß oft ein einziger Mann den ganzen Senat bei den Entscheidungen beherrscht, weil er à tout prix die Majorität urtheilsloser Pedanten und Nachbeter auf seiner Seite hat.

Man muß es erlebt haben, um es zu glauben, welche grenzenlose Unsicherheit und Ungeschicktheit bei den einfachsten Vorfällen so mancher Prorector an den Tag legt, wie er heute einen Ausspruch thut, morgen ihn zurücknimmt, weil er durch die Meinung irgend eines Rathgebers in der Zwischenzeit wieder irre gemacht ist, wie er auf die einfachste Entgegnung des Studenten Nichts zu antworten weiß, und wie ihn das Unbedeutendste in Verlegenheit setzt. Eine solche Jammergestalt wird nur zu häufig zum Spotte der Studenten, und man amüsirt sich, ihre Verlegenheiten zu vermehren. Dabei kann man sich auf kein Wort verlassen, was sie verspricht, denn der, der zuletzt gesprochen, behält immer Recht. „Sie müssen sich den Herrn N. N.

denken als einen Mann, der täglich sein Ehrenwort wenigstens dreimal bricht;" das war der Ausspruch eines Professors über einen seiner Collegen, der noch dazu Jurist und Rector war, natürlich nicht aus absichtlicher Falschheit und Lüge, sondern aus Ungeschicktheit, Faselei und Gedächtnißlosigkeit für alles Praktische.

Doch genug von den Specialien dieser deutschen misère. Soll der Zustand der akademischen Gerichtsbarkeit verbessert werden, soll dieses Gericht fördernd in den Entwickelungsgang der jungen Leute eingreifen, anstatt daß es jetzt nur verderblich auf alle Charakterbildung einwirkt, so ist zweierlei nothwendig. Einmal, daß man durch vernünftige Gesetzgebung und dadurch, daß man ihnen öffentlich erlaubt, was moralisches Bedürfniß ist, sie zur Offenheit und Aufrichtigkeit gegen ihre gesetzliche Obrigkeit veranlaßt, damit das Institut der Universitäten, dessen eigentlichster Zweck die Wahrheit ist, nicht gerade umgekehrt zur Beförderung der Unwahrheit ausschlage, und zweitens, daß man das Gericht aus solchen Männern constituire, die vom Rechtssinn und vom Streben, den Rechtsbegriff zu verwirklichen, durchdrungen sind. Durch Erfüllung dieser beiden nothwendigen Lebensansprüche wird man das Leben auf unsern Hochschulen mehr fördern, als durch alle Disciplinargesetze, durch allen Aufwand auf wissenschaftliche Anstalten, durch alle Berufung ausgezeichneter Gelehrten. Durch alle dies werden nur Einzelne und diese einseitig gefördert; aber den wohlthätigen Einflüssen eines freien, aufrichtig und rechtlich geordneten Lebens und Strebens wird sich Keiner entziehen können, und es würde nur eine Ausnahme sein, wenn nicht Jeder, auf solche Weise angeregt, alle die Keime und Anlagen entwickelte, die in seinem Innern liegen. Man wolle nur nicht zu Viel regieren, sondern man gebe den hervordrängenden Kräften und der Sehnsucht nach dem Guten und Wahren nur freien und gesetzlichen Spielraum, so wird und muß sich Geist und Tüchtigkeit entwickeln. Das Vertrauen haben wir zu dem Kerne, der im Innern unserer deutschen Jugend steckt.

(Fortsetzung im folgenden Bande.)

Das Wesen der Religion[1].

1845.

1.

Das vom menschlichen Wesen oder Gott, dessen Darstellung „das Wesen des Christenthums“ ist, unterschiedene und unabhängige Wesen, — das Wesen ohne menschliches Wesen, menschliche Eigenschaften, menschliche Individualität ist in Wahrheit nichts andres, als die Natur[2].

2.

Das Abhängigkeitsgefühl des Menschen ist der Grund der Religion; der Gegenstand dieses Abhängigkeitsgefühles Das, wovon der

---

1) Diese Arbeit ist die „Abhandlung“, auf die ich im Luther hingewiesen habe, aber nicht in der Form einer Abhandlung, sondern freier, selbständiger Gedanken. Das Thema derselben oder wenigstens ihr Ausgangspunkt ist die Religion, inwiefern ihr Gegenstand die Natur ist, von welcher ich im Christenthum und Luther abstrahirte und meinem Gegenstande gemäß abstrahiren mußte, denn der Kern des Christenthums ist nicht der Gott in der Natur, sondern im Menschen. Ich habe mich jedoch nur auf die Hauptmomente meines Themas beschränkt. Die mitgetheilten Gedanken sind nur Excerpte aus meinen Manuscripten, die in ihrem ganzen Umfange für den Druck herzurichten mir zu langweilig ist. Indeß sie genügen wenigstens Denen, für welche ich schreibe, denn ich schreibe nicht für die wohlbekannten „Thiere sonder Vernunft“, sondern für Wesen mit Vernunft, also für Wesen, welche durch die eigne Vernunft die Gedanken eines Andern ergänzen. Uebrigens erscheinen sie hier nur auf den ausdrücklichen Wunsch meines Verlegers. Ich bestimmte sie für einen andern Ort, wo sie auch demnächst wieder erscheinen werden und wo ihnen mehrere Erläuterungen und Ergänzungen vorangehen.

2) Natur ist für mich eben so wie „Geist“, nichts weiter, als ein allgemeines Wort zur Bezeichnung der Wesen, Dinge, Gegenstände, welche der Mensch von sich und seinen Producten unterscheidet und in den gemeinsamen Namen Natur zusammenfaßt, aber kein allgemeines, von den wirklichen Dingen abgezogenes und abgesondertes, personificirtes und mystificirtes Wesen.

Mensch abhängig ist und abhängig sich fühlt, ist aber ursprünglich nichts andres, als die Natur. Die Natur ist der erste ursprüngliche Gegenstand der Religion, wie die Geschichte aller Religionen und Völker sattsam beweist.

3.

Die Behauptung, daß die Religion dem Menschen eingeboren, natürlich sei, ist falsch, wenn man der Religion überhaupt die Vorstellungen des Theismus, d. h. des eigentlichen Gottesglaubens, unterschiebt, vollkommen wahr aber, wenn man unter Religion nichts weiter versteht, als das Abhängigkeitsgefühl — das Gefühl oder Bewußtsein des Menschen, daß er nicht ohne ein andres, von ihm unterschiednes Wesen existirt und existiren kann, daß er nicht sich selbst seine Existenz verdankt. Die Religion in diesem Sinne liegt dem Menschen so nahe, als das Licht dem Auge, die Luft der Lunge, die Speise dem Magen. Die Religion ist die Beherzigung und Bekennung dessen, was ich bin. Vor Allem bin ich aber ein nicht ohne Licht, ohne Luft, ohne Wasser, ohne Erde, ohne Speise existirendes, ein von der Natur abhängiges Wesen. Diese Abhängigkeit ist im Thier und thierischen Menschen nur eine unbewußte, unüberlegte; sie zum Bewußtsein erheben, sie sich vorstellen, beherzigen, bekennen, heißt sich zur Religion erheben. So ist alles Leben abhängig vom Wechsel der Jahreszeiten; aber nur der Mensch feiert diesen Wechsel in dramatischen Vorstellungen, in festlichen Acten. Solche Feste aber, die nichts weiter ausdrücken und darstellen, als den Wechsel der Jahreszeiten oder der Lichtgestalten des Mondes, sind die ältesten, ersten, eigentlichen Religionsbekenntnisse der Menschheit.

4.

Der bestimmte Mensch, dieses Volk, dieser Stamm, hängt nicht von der Natur im Allgemeinen ab, nicht von der Erde überhaupt, sondern von diesem Boden, diesem Lande, nicht vom Wasser überhaupt, sondern von diesem Wasser, diesem Strome, dieser Quelle. Der Aegyptier ist nicht Aegyptier außer Aegypten, der Indier nicht Indier außer Indien. Mit vollem Rechte, mit demselben Rechte, mit welchem der universelle Mensch sein universelles Wesen als Gott verehrt, beteten daher die alten, beschränkten, an ihrem Boden mit Leib und Seele haftenden, nicht in ihre Menschheit, sondern in ihre Volks- und Stammsbestimmtheit ihr Wesen setzenden Völker die Berge, die Bäume,

die Thiere, die Flüsse und Quellen ihres Landes als göttliche Wesen an, denn ihre ganze Existenz, ihr ganzes Wesen gründete sich ja nur auf die Beschaffenheit ihres Landes, ihrer Natur.

5.

Es ist eine phantastische Vorstellung, daß der Mensch nur durch die Vorsehung, den Beistand „übermenschlicher" Wesen, als da sind Götter, Geister, Genien, Engel, sich über den Zustand der Thierheit habe erheben können. Allerdings ist der Mensch nicht für sich und durch sich selbst allein Das geworden, was er ist; er bedurfte hierzu der Unterstützung anderer Wesen. Aber diese Wesen waren keine supranaturalistischen, eingebildeten Geschöpfe, sondern wirkliche, natürliche Wesen, keine Wesen über, sondern unter dem Menschen, wie denn überhaupt Alles, was den Menschen in seinem bewußten und willkührlichen, dem gewöhnlich allein menschlich genannten Thun und Treiben unterstützt, alle gute Gabe und Anlage nicht von Oben herab, sondern von Unten herauf, nicht aus der Höhe, sondern aus der Tiefe der Natur kommt. Diese hülfreichen Wesen, diese Schutzgeister des Menschen, waren insbesondre die Thiere. Nur vermittelst der Thiere erhob sich der Mensch über das Thier; nur unter ihrem Schutz und Beistand konnte die Saat der menschlichen Cultur gedeihen. „Durch den Verstand des Hundes," heißt es im Zend Avesta und zwar im Vendidad, dem anerkannt ältesten und echtesten Theil desselben, „besteht die Welt. Behütete er nicht die Straßen, so würden Räuber und Wölfe alle Güter rauben." Aus dieser Bedeutung der Thiere für den Menschen, namentlich in den Zeiten der beginnenden Cultur, rechtfertigt sich vollkommen die religiöse Verehrung derselben. Die Thiere waren dem Menschen unentbehrliche, nothwendige Wesen; von ihnen hing seine menschliche Existenz ab; Das aber, wovon das Leben, die Existenz des Menschen abhängt, das ist ihm Gott. Wenn die Christen nicht mehr die Natur als Gott verehren, so kommt das nur daher, daß ihrem Glauben zufolge ihre Existenz nicht von der Natur, sondern dem Willen eines von der Natur unterschiednen Wesens abhängt, aber gleichwohl betrachten und verehren sie dieses Wesen nun deswegen als göttliches, d. i. höchstes Wesen, weil sie es für den Urheber und Erhalter ihrer Existenz, ihres Lebens halten. So ist die Gottesverehrung nur abhängig von der Selbstverehrung des Menschen, nur eine Erscheinung derselben. Verachte

ich mich oder mein Leben — ursprünglich und normal unterscheidet der Mensch nicht zwischen sich und seinem Leben — wie sollte ich das lobpreisen, verehren, wovon dieses erbärmliche, verächtliche Leben abhängt? In dem Werthe, den ich auf die Ursache des Lebens lege, wird daher nur Gegenstand des Bewußtseins der Werth, den ich unbewußt auf mein Leben, auf mich selbst lege. Je höher darum der Werth des Lebens steigt, desto höher steigen auch natürlich an Werth und Würde die Spender der Lebensgaben, die Götter. Wie könnten auch die Götter in Gold und Silber strahlen, so lange nicht der Mensch den Werth und Gebrauch von Gold und Silber kennt? Welch ein Unterschied zwischen der griechischen Lebensfülle und Lebensliebe und der indianischen Lebensöde und Lebensverachtung; aber auch welch ein Unterschied zwischen der griechischen Mythologie und der indianischen Fabellehre, zwischen dem olympischen Vater der Götter und Menschen und der großen indianischen Beutelratze oder der Klapperschlange, dem Großvater der Indianer!

6.

Die Christen freuen sich des Lebens eben so sehr, wie die Heiden, aber sie schicken ihre Dankgebete für die Lebensgenüsse empor zum himmlischen Vater; sie machen eben deswegen den Heiden den Vorwurf des Götzendienstes, daß sie mit ihrem Danke, ihrer Verehrung bei der Creatur stehen bleiben, sich nicht zur ersten Ursache, der allein wahren Ursache, aller Wohlthaten erheben. Allein verdanke ich dem Adam, dem ersten Menschen, meine Existenz? Verehre ich ihn als meinen Vater? Warum soll ich nicht bei der Creatur stehen bleiben? Bin ich nicht selbst eine Creatur? Ist nicht für mich, der ich selbst nicht weit her bin, für mich, als dieses bestimmte, individuelle Wesen, die nächste, diese gleichfalls bestimmte, individuelle Ursache die letzte Ursache? Ist diese meine, von mir selbst und meiner Existenz unabtrennbare, ununterscheidbare Individualität nicht abhängig von der Individualität dieser meiner Eltern? Verliere ich nicht, wenn ich wieder zurückgehe, zuletzt alle Spuren von meiner Existenz? Giebt es hier nicht einen nothwendigen Halt- und Grenzpunkt im Rückgang? Ist nicht der erste Anfang meiner Existenz ein absolut individueller? Bin ich in demselben Jahre, derselben Stunde, derselben Stimmung, kurz unter denselben innern und äußern Bedingungen gezeugt und empfangen, wie mein Bruder? Ist also nicht, wie mein Leben ein unwidersprechlich eignes ist, auch mein Ursprung ein eigner, individueller? Soll ich also bis

auf den Adam meine Pietät ausdehnen? Nein! ich bleibe mit vollem Rechte bei den mir nächsten Wesen, diesen meinen Eltern, als den Ursachen meiner Existenz, mit religiöser Verehrung stehen.

7.

Die ununterbrochne Reihe der sogenannten endlichen Ursachen oder Dinge, welche die alten Atheisten als eine endlose, die Theisten als eine endliche bestimmten, existirt eben so wie die Zeit, in der sich ohne Absatz und Unterschied ein Augenblick an den andern reiht, nur im Gedanken, in der Vorstellung des Menschen. In der Wirklichkeit wird das langweilige Einerlei dieser Causalreihe unterbrochen, aufgehoben durch den Unterschied, die Individualität der Dinge, welche etwas Neues, Selbständiges, Einziges, Letztes, Absolutes ist. Allerdings ist das im Sinne der Naturreligion göttliche Wasser ein zusammengesetztes, vom Wasser- und Sauerstoff abhängiges, aber doch zugleich ein neues, nur sich selbst gleiches, originelles Wesen, in welchem die Eigenschaften der beiden Stoffe für sich selbst verschwunden, aufgehoben sind. Allerdings ist das Mondlicht, das der Heide in seiner religiösen Einfalt als ein selbständiges Licht verehrt, ein abgeleitetes, aber doch zugleich ein von dem unmittelbaren Sonnenlicht unterschiednes, eignes, durch den Widerstand des Monds verändertes Licht — ein Licht also, das nicht wäre, wenn der Mond nicht wäre, dessen Eigenthümlichkeit nur in ihm seinen Grund hat. Allerdings ist der Hund, den der Parse wegen seiner Wachsamkeit, Dienstfertigkeit und Treue als ein wohlthätiges und deswegen göttliches Wesen in seinen Gebeten anruft, ein Geschöpf der Natur, das nicht aus und durch sich selbst ist, was es ist; aber gleichwohl ist es doch nur der Hund selbst, dieses und kein andres Wesen, welches jene verehrungswürdigen Eigenschaften besitzt. Soll ich wegen dieser Eigenschaften zur ersten und allgemeinen Ursache aufblicken und dem Hund den Rücken kehren? Allein die allgemeine Ursache ist ohne Unterschied eben so gut die Ursache des menschenfreundlichen Hundes, als des menschenfeindlichen Wolfes, dessen Dasein ich, der allgemeinen Ursache zum Trotz, aufheben muß, wenn ich mein eignes, höher berechtigtes Dasein behaupten will.

8.

Das göttliche Wesen, das sich in der Natur offenbart, ist nichts andres, als die Natur selbst, die sich dem Menschen als ein

göttliches Wesen offenbart, darstellt und aufdringt. Die alten Mexikaner hatten unter ihren vielen Göttern auch einen Gott[1]) des Salzes. Dieser Salzgott enträthsele uns auf fühlbare Weise das Wesen des Gottes der Natur überhaupt. Das Salz (Steinsalz) repräsentirt uns in seinen ökonomischen, medicinischen und technologischen Wirkungen die von den Theisten so sehr gepriesene Nützlichkeit und Wohlthätigkeit der Natur, in seinen Wirkungen auf Auge und Gemüth, seinen Farben, seinem Glanze, seiner Durchsichtigkeit ihre Schönheit, in seiner crystallinischen Structur und Gestalt ihre Harmonie und Regelmäßigkeit, in seiner Zusammensetzung aus entgegengesetzten Stoffen die Verbindung der entgegengesetzten Elemente der Natur zu einem Ganzen — eine Verbindung, welche die Theisten von jeher als einen unumstößlichen Beweis für die Existenz eines von der Natur unterschiednen Regenten derselben ansahen, weil sie aus Unkenntniß der Natur nicht wußten, daß gerade die entgegengesetzten Stoffe und Wesen sich anziehen, sich durch sich selbst zu einem Ganzen verbinden. Was ist denn nun aber der Gott des Salzes? der Gott, dessen Gebiet, Dasein, Offenbarung, Wirkungen und Eigenschaften im Salze enthalten sind? Nichts andres, als das Salz selbst, welches dem Menschen wegen seiner Eigenschaften und Wirkungen als ein göttliches, d. h. wohlthätiges, herrliches, preis- und bewundrungswürdiges Wesen erscheint. Homer nennt ausdrücklich das Salz göttlich. Wie also der Gott des Salzes nur der Ein- und Ausdruck von der Gottheit oder Göttlichkeit des Salzes ist, so ist auch der Gott der Welt oder Natur überhaupt nur der Ein- und Ausdruck von der Gottheit der Natur.

9.

Der Glaube, daß in der Natur ein andres Wesen sich ausspricht, als die Natur selbst, daß die Natur von einem von ihr unterschiednen Wesen erfüllt und beherrscht sei, ist im Grunde eins mit dem Glauben, daß Geister, Dämonen, Teufel durch den Menschen, wenigstens in gewissen Zuständen, sich aussprechen, den Menschen besitzen, ist in der That der Glaube, daß die Natur von einem fremden, geisterhaften Wesen besessen sei. Allerdings ist auch wirklich die Natur auf dem Standpunkte dieses Glaubens von einem Geiste besessen, aber dieser Geist ist des Menschen Geist, seine Phantasie, sein Gemüth, das sich

---

1) Oder vielmehr Göttin, aber es ist hier eins.

unwillkührlich in die Natur hineinlegt, die Natur zu einem Symbol und Spiegel seines Wesens macht.

10.

Die Natur ist nicht nur der erste, ursprüngliche Gegenstand, sie ist auch der bleibende Grund, der fortwährende, wenn auch verborgne, Hintergrund der Religion. Der Glaube, daß Gott, selbst wenn er als ein von der Natur unterschiednes, übernatürliches Wesen vorgestellt wird, ein außer dem Menschen existirendes, ein objectives Wesen ist, wie die Philosophen sich ausdrücken, hat seinen Grund nur darin, daß das außer dem Menschen existirende, gegenständliche Wesen, die Welt, die Natur ursprünglich selbst Gott ist. Die Existenz der Natur gründet sich nicht, wie der Theismus wähnt, auf die Existenz Gottes, nein! umgekehrt: die Existenz Gottes oder vielmehr der Glaube an seine Existenz gründet sich nur auf die Existenz der Natur. Du bist nur deswegen genöthigt, Gott als ein existirendes Wesen zu denken, weil du von der Natur selbst genöthigt wirst, deiner Existenz und deinem Bewußtsein die Existenz der Natur vorauszusetzen, und der erste Grundbegriff Gottes kein andrer ist als eben der, daß er die deiner Existenz vorangehende, vorausgesetzte Existenz ist. Oder: in dem Glauben, daß Gott außer dem Herzen, außer der Vernunft des Menschen existirt, schlechtweg existirt, gleichgültig, ob der Mensch ist oder nicht ist, und ihn denkt oder nicht denkt, wünscht oder nicht wünscht, in diesem Glauben oder vielmehr in dem Gegenstande desselben spukt kein andres Wesen dir im Kopfe, als die Natur, deren Existenz sich nicht auf die Existenz des Menschen, geschweige auf Gründe des menschlichen Verstands und Herzens stützt. Wenn daher die Theologen, besonders die rationalistischen, die Ehre Gottes hauptsächlich darein setzen, daß er ein vom Denken des Menschen unabhängig existirendes Wesen ist, so mögen sie doch bedenken, daß die Ehre dieser Existenz auch den Göttern der blinden Heiden, den Sternen, Steinen, Bäumen und Thieren zukommt, daß also die gedankenlose Existenz ihres Gottes sich nicht von der Existenz des ägyptischen Apis unterscheidet.

11.

Die den Unterschied des göttlichen Wesens vom menschlichen Wesen oder wenigstens vom menschlichen Individuum begründenden und

ausdrückenden Eigenschaften sind ursprünglich oder der Grundlage nach nur Eigenschaften der *Natur*. Gott ist das mächtigste oder vielmehr *allmächtige* Wesen — d. h., er vermag, was der Mensch nicht vermag, was vielmehr die menschlichen Kräfte unendlich übersteigt und daher dem Menschen das demüthigende Gefühl seiner Beschränktheit, Ohnmacht und Nichtigkeit einflößt. „Kannst du, spricht Gott zu Hiob, die Bande der sieben Sterne zusammenbinden? Oder das Band des Orion auflösen? Kannst du die Blitze auslassen, daß sie hinfahren und sprechen: hier sind wir? Kannst du dem Rosse Kräfte geben? Flieget der Habicht durch deinen Verstand? Hast du einen Arm wie Gott und kannst mit gleicher Stimme donnern als er thut?" Nein! das kann der Mensch nicht; mit dem Donner läßt sich die menschliche Stimme nicht vergleichen. Aber was ist die Macht, die sich in der Gewalt des Donners, in der Stärke des Rosses, im Fluge des Habichts, im unaufhaltsamen Laufe des Siebengestirns äußert? *Die Macht der Natur*[1]. Gott ist das *ewige* Wesen. Aber in der Bibel selbst steht geschrieben: „Ein Geschlecht vergeht, das andre kommt, die Erde aber bleibt ewig." Im Zend Avesta heißen ausdrücklich Sonne und Mond wegen ihrer beständigen Fortdauer „*Unsterbliche*". Und ein peruanischer Ynka sagte zu einem Dominicaner: „Du betest einen Gott an, der am Kreuze gestorben ist, ich aber bete die Sonne an, die *nie stirbt*." Gott ist das *allgütige* Wesen „denn er lässet seine Sonne aufgehen über die Bösen und über die Guten und lässet regnen über Gerechte und Ungerechte"; aber das Wesen, das nicht zwischen Guten und Bösen, Gerechten und Ungerechten unterscheidet, nicht nach moralischen Verdiensten die Güter des Lebens austheilt, das überhaupt deswegen auf den Menschen den Eindruck eines guten Wesens macht, weil seine Wirkungen, wie z. B. das erquickende Sonnenlicht und Regenwasser, Quellen der wohlthuendsten Empfindungen sind, das ist eben die Natur. Gott ist

---

1) *Sokrates* verwarf die *Physik* als eine übermenschliche und nutzlose Beschäftigung, weil, wenn man auch *wüßte*, wie z. B. der Regen entsteht, man deswegen doch keinen Regen *machen* könnte, und beschäftigte sich daher nur mit *menschlichen*, moralischen Gegenständen, die man durch das Wissen hervorbringen kann, das heißt: was der Mensch machen kann, ist Menschliches, was er *nicht* machen kann, Uebermenschliches, Göttliches. So sagte auch ein König der Kaffern, sie „glaubten an eine unsichtbare Gewalt, die ihnen bald Gutes, bald Böses zufüge, Wind, Donner und Blitz errege und alles hervorbringe, was sie *nicht nachzuahmen vermöchten*." Und ein Indianer zu einem Missionär: „*Kannst du das Gras wachsen lassen?* Ich glaube nicht und *Niemand kann es außer dem großen Mannitto*." So ist der Grundbegriff Gottes als eines vom Menschen unterschiednen Wesens kein andrer, als die Natur.

das allumfassende, universelle, das eine und selbe Wesen, aber es ist ein und dieselbe Sonne, die allen Menschen und Wesen der Erde oder Welt — denn die Erde ist ursprünglich und in allen Religionen die Welt selbst — leuchtet, ein und derselbe Himmel, der sie alle umspannt, ein und dieselbe Erde, die sie alle trägt. Daß ein Gott ist, sagt Ambrosius, bezeugt die gemeine Natur, denn es ist nur eine Welt. Wie Sonne, Mond, Himmel, Erde und Meer Allen gemein sind, sagt Plutarch, aber bei dem Einen so bei den Andern anders heißen, so ist auch Ein das Universum lenkender Geist, aber er hat verschiedne Namen und Culte. Gott ist „kein Wesen, das in Tempeln wohnt, die von Menschenhänden gemacht sind;" aber auch nicht die Natur. Wer kann das Licht, wer den Himmel, wer das Meer in begrenzte menschliche Räume einschließen? Die alten Perser und Germanen verehrten nur die Natur, aber sie hatten keine Tempel. Dem Naturverehrer ist es zu eng, zu schwül in den gemachten, abgezirkelten Räumen eines Tempels oder einer Kirche; es ist ihm nur wohl unter dem freien, unbegrenzten Himmel der sinnlichen Anschauung. Gott ist das nicht nach menschlichem Maßstab bestimmbare, das unermeßliche, große, unendliche Wesen; aber er ist es nur, weil die Welt, sein Werk, groß, unermeßlich, unendlich ist oder wenigstens so dem Menschen erscheint. Das Werk lobt seinen Meister: die Herrlichkeit des Schöpfers hat ihren Grund nur in der Herrlichkeit des Geschöpfs. „Wie groß ist die Sonne, aber wie groß ist erst der, der die Sonne gemacht hat!" Gott ist das überirdische, übermenschliche, höchste Wesen; aber auch dieses höchste Wesen ist seinem Ursprung und seiner Grundlage nach nichts andres, als das räumlich oder optisch höchste Wesen: der Himmel mit seinen glänzenden Erscheinungen. Alle Religionen von nur einiger Schwungkraft versetzen ihre Götter in die Region der Wolken, in den Aether oder in Sonne, Mond und Sterne, alle Götter verlieren sich zuletzt in den blauen Dunst des Himmels. Selbst der spiritualistische Gott der Christen hat seinen Sitz, seine Basis oben im Himmel. Gott ist das geheimnißvolle, unbegreifliche Wesen, aber nur weil die Natur dem Menschen, namentlich dem religiösen, ein geheimnißvolles, unbegreifliches Wesen ist. „Weißt du, sagt Gott zu Hiob, wie sich die Wolken ausstreuen? Bist du in den Grund des Meeres gekommen? Hast du vernommen wie breit die Erde sei? Hast du gesehen, wo der Hagel herkommt?" Gott endlich ist das über

menschliche Willkühr erhabne, von menschlichen Bedürfnissen und Leidenschaften unberührte, das ewig sich selbst gleiche, nach unwandelbaren Gesetzen waltende, das was es einmal festgesetzt, für alle Zeiten unabänderlich festsetzende Wesen? Aber auch dieses Wesen, was ist es anders, als die bei allem Wechsel sich selbst gleich bleibende, gesetzmäßige, unerbittliche, rücksichtslose, unwillkührliche Natur[1]?

12.

Gott, als Urheber der Natur, wird zwar als ein von der Natur unterschiednes Wesen vorgestellt, aber Das, was dieses Wesen enthält und ausdrückt, der wirkliche Inhalt desselben ist nur die Natur. „Aus ihren Früchten sollt ihr sie erkennen'' heißt es in der Bibel und der Apostel Paulus verweist uns ausdrücklich auf die Welt als das Werk hin, woraus Gottes Existenz und Wesen zu erkennen sei, denn Das, was einer hervorbringt, enthält ja sein Wesen, zeigt uns, was er ist und vermag. Was wir in der Natur haben, das haben wir daher in Gott gedacht nur als Urheber oder Ursache der Natur — also kein moralisches, geistiges, sondern nur ein natürliches, physisches Wesen. Ein Gottesdienst, der sich auf Gott nur als Urheber der Natur gründete, ohne anderweitige aus dem Menschen geschöpfte Bestimmungen mit ihm zu verknüpfen, ohne ihn zugleich als politischen und moralischen, d. i. menschlichen Gesetzgeber zu denken, wäre reiner Naturdienst. Zwar wird der Urheber der Natur mit Verstand und Willen belegt; aber Das, was eben dieser Wille will, dieser Verstand denkt, ist gerade das, wozu kein Wille, kein Verstand erfordert wird, wozu bloße mechanische, physische, chemische, vegetabilische, animalische Kräfte und Triebfedern hinreichen.

13.

So wenig die Bildung des Kindes im Mutterleib, die Bewegung des Herzens, die Verdauung und andre organische Functionen Wirkungen des Verstandes und Willens sind, so wenig ist die Natur überhaupt die

---

1) Alle diese ursprünglich nur von der Anschauung der Natur abstammenden Eigenschaften werden später zu abstracten, metaphysischen Eigenschaften, wie die Natur selbst zu einem abstracten Vernunftwesen. Auf diesem Standpunct, wo der Mensch den Ursprung Gottes aus der Natur vergißt, wo Gott kein Wesen der Anschauung, der Sinnlichkeit, sondern nur ein gedachtes Wesen ist, heißt es: der vom eigentlichen menschlichen Gott unterschiedne, anthropomorphismenlose Gott ist nichts andres als das Wesen der Vernunft. So viel über das Verhältniß dieser Arbeit zu meinem Luther und Wesen des Christenthums. Sat sapienti.

Wirkung eines geistigen, d. i. wollenden und wissenden oder denkenden Wesens. Ist die Natur ursprünglich ein Geistesproduct und folglich eine Geistererscheinung, so sind auch die gegenwärtigen Naturwirkungen geistige Wirkungen, Geistererscheinungen. Wer A sagt, muß B sagen; ein supranaturalistischer Anfang fordert nothwendig eine supranaturalistische Fortsetzung. Da nur macht ja der Mensch Wille und Verstand zur Ursache der Natur, wo die Wirkungen unter dem Willen und Verstand über den Verstand des Menschen gehen, wo er Alles sich nur aus sich, aus menschlichen Gründen erklärt, wo er nichts versteht und weiß von den natürlichen Ursachen, wo er daher auch die besondern, gegenwärtigen Naturerscheinungen von Gott, oder wie z. B. die ihm unerklärlichen Bewegungen der Gestirne, von untergeordneten Geistern ableitet. Ist aber gegenwärtig der Stützpunkt der Erde und Gestirne nicht das allmächtige Wort Gottes, das Motiv ihrer Bewegung kein geistiger oder englischer, sondern ein mechanischer, so ist nothwendig auch die Ursache und zwar erste Ursache dieser Bewegung eine mechanische oder überhaupt natürliche. Von Wille und Verstand, überhaupt vom „Geiste" die Natur ableiten, das heißt die Rechnung ohne den Wirth machen, das heißt aus der Jungfrau ohne Erkenntniß des Mannes blos durch den heilgen Geist den Heiland der Welt gebären, das heißt aus Wasser Wein machen, das heißt mit Worten Stürme beschwören, mit Worten Berge versetzen, mit Worten Blinde sehend machen. Welche Schwachheit und Beschränktheit, die untergeordneten Ursachen, die causas secundas des Aberglaubens, die Wunder, die Teufel, die Geister als Erklärungsgründe von Naturerscheinungen zu beseitigen, aber die prima causa, die erste Ursache alles Aberglaubens unangetastet stehen zu lassen!

14.

Mehrere Kirchenväter behaupteten, daß der Sohn Gottes keine Wirkung des Willens, sondern des Wesens, der Natur Gottes, daß das Naturproduct früher sei, als das Willensproduct und daher der Zeugungsact, als ein Wesens- oder Naturact, dem Act der Schöpfung als einem Willensact vorangehe. So hat sich selbst inmitten des übernatürlichen Gottes, obwohl im größten Widerspruch mit seinem Wesen und Willen die Wahrheit der Natur geltend gemacht. Dem Willensact ist der Zeugungsact vorausgesetzt, eher als die Thätigkeit des Bewußt-

seins, des Willens ist die Thätigkeit der Natur. Vollkommen wahr. Erst muß die Natur sein, ehe das ist, was sich von der Natur unterscheidet, die Natur als einen Gegenstand des Wollens und Denkens sich gegenübersetzt. Von der Verstandlosigkeit zu Verstande kommen, das ist der Weg zur Lebensweisheit, aber von Verstand zur Verstandlosigkeit kommen, das ist der directe Weg ins Narrenhaus der Theologie. Den Geist nicht auf die Natur, sondern umgekehrt die Natur auf den Geist setzen, das heißt den Kopf nicht auf den Unterleib, den Bauch, sondern den Bauch auf den Kopf stellen. Das Höhere setzt das Niedere, nicht dieses jenes voraus, [1]) aus dem einfachen Grunde, weil das Höhere etwas *unter sich* haben muß, um höher zu stehen. Und je höher, je mehr ein Wesen ist, desto mehr setzt es auch voraus. Nicht das erste Wesen, sondern das späteste, letzte, abhängigste, bedürftigste, zusammengesetzteste Wesen ist eben deswegen das höchste Wesen, gleich wie in der Bildungsgeschichte der Erde nicht die ältesten ersten Gesteine, die Schiefer- und Granitgesteine, sondern die spätesten, jüngsten Producte, die Basalte und dichten Laven die schwersten, die gewichtigsten sind. Ein Wesen, das die Ehre hat, Nichts vorauszusetzen, das hat auch die Ehre, Nichts zu sein. Aber freilich die Christen verstehen sich auf die Kunst, aus Nichts Etwas zu machen.

15.

Alle Dinge kommen und hängen von Gott ab, sagen die Christen im Einklang mit ihrem gottseligen Glauben, *aber*, setzen sie sogleich hinzu im Einklang mit ihrem gottlosen Verstande, *nur mittelbar*: Gott ist nur die *erste* Ursache, aber dann kommt das unübersehbare Heer der subalternen Götter, das Regiment der Mittelursachen. Allein die sogenannten Mittelursachen sind die allein wirklichen und wirksamen, die allein gegenständlichen und fühlbaren Ursachen. Ein Gott, der nicht mehr mit den Pfeilen Apollos den Menschen zu Boden streckt, nicht mehr mit dem Blitz und Donner Jupiters das Gemüth erschüttert, nicht mehr mit Kometen und andern feurigen Erscheinungen den verstockten Sündern die Hölle heiß macht, nicht mehr mit allerhöchster „selbsteigenster" Hand das Eisen an den Magnet heranzieht, Ebbe und Fluth bewirkt und das feste Land gegen die übermüthige, stets eine neue Sündfluth drohende Macht der Gewässer schirmt, kurz ein aus

---

1) Logisch wohl auch, aber nimmermehr seiner realen Genesis nach.

dem Reiche der Mittelursachen vertriebener Gott ist nur eine Titulatur-ursache, ein unschädliches, höchst bescheidenes Gedankending — eine bloße Hypothese zur Lösung einer theoretischen Schwierigkeit, zur Erklärung des ersten Anfangs der Natur oder vielmehr des organischen Lebens. Denn die Annahme eines von der Natur unterschiedenen Wesens zur Erklärung ihres Daseins stützt sich, wenigstens in letzter Instanz, nur auf die — übrigens nur relativ-subjective Unerklärlichkeit des organischen, insbesondere menschlichen Lebens aus der Natur, indem der Theist sein Unvermögen, das Leben sich aus der Natur zu erklären, zu einem Unvermögen der Natur, das Leben aus sich zu erzeugen, die Schranken seines Verstandes also zu Schranken der Natur macht.

16.

Schöpfung und Erhaltung sind unzertrennlich. Ist daher ein von der Natur unterschiedenes Wesen, ein Gott unser Schöpfer, so ist er auch unser Erhalter, so ist es also nicht die Kraft der Luft, der Wärme, des Wassers, des Brotes, sondern die Kraft Gottes, die uns erhält. „In ihm leben, weben und sind wir.“ „Nicht das Brodt, sagt Luther, sondern das Wort Gottes nähret auch den Leib natürlich, wie es alle Dinge schaffet und erhält; Ebr. 1.“ „Weil es fürhanden ist, so nähret er (Gott) dadurch und drunter, daß man es nicht sehe und meyne, das Brodt thue es. Wo es aber nicht fürhanden ist, da nähret er ohne Brodt allein durchs Wort, wie er thut unter dem Brodt.“ „Summa alle Creaturen sind Gottes Larven und Mummereyen, die er will lassen mit ihm würken und helfen allerley schaffen, das er doch sonst ohne ihr Mitwürken thun kann und auch thut.“ Ist aber nicht die Natur, sondern Gott unser Erhalter, so ist die Natur ein bloßes Versteckspiel der Gottheit und folglich ein überflüßiges Scheinwesen, gleichwie umgekehrt Gott ein überflüßiges Scheinwesen ist, wenn uns die Natur erhält. Nun ist es aber offenbar und unläugbar, daß wir nur den eigenthümlichen Wirkungen, Eigenschaften und Kräften der natürlichen Wesen unsere Erhaltung verdanken; wir sind daher zu dem Schlusse nicht nur berechtigt, sondern auch gezwungen, daß wir auch nur der Natur unsere Entstehung verdanken. Wir sind mitten in die Natur hineingestellt und doch sollte unser Anfang, unser Ursprung außer der Natur liegen? Wir leben in der Natur, mit der Natur, von

der Natur, und gleichwohl sollten wir nicht *aus* ihr sein? Welch ein Widerspruch!

17.

Die Erde ist nicht immer so gewesen, wie sie gegenwärtig ist; sie ist vielmehr nur nach einer Reihe von Entwickelungen und Revolutionen auf ihren gegenwärtigen Standpunct gekommen, und es ist durch die Geologie ermittelt, daß in diesen verschiedenen Entwickelungsstufen auch verschiedene, jetzt oder schon in frühern Perioden nicht mehr vorhandene Pflanzen und Thiere existirten[1]. So giebt es keine Trilobiten mehr, keine Enkriniten, keine Ammoniten, keine Pterodaktylen, keine Ichthyo- und Plesiosauren, keine Mega- und Dinotherien u. s. w. Warum aber? offenbar deswegen, weil die Bedingungen ihrer Existenz nicht mehr vorhanden sind. Wenn aber das Ende eines Lebens mit dem Ende seiner Bedingungen, so fällt auch der Anfang, die Entstehung eines Lebens mit der Entstehung seiner Bedingungen zusammen. Selbst gegenwärtig, wo die Pflanzen und Thiere, wenigstens unbestritten die höhern, nur durch organische Zeugung entstehen, sehen wir auf eine höchst merkwürdige, noch unerklärte Weise überall, so wie nur ihre eigenthümlichen Lebensbedingungen gegeben sind, auch unverzüglich dieselben in zahlloser Menge zum Vorschein kommen. Die Entstehung des organischen Lebens ist daher naturgemäß nicht als ein *isolirter* Act zu denken, als ein Act *nach* der Entstehung der Lebensbedingungen, sondern vielmehr der Act, der Moment, wo die Temperatur, die Luft, das Wasser, die Erde überhaupt solche Beschaffenheiten annahm, der Sauerstoff, Wasserstoff, Kohlenstoff, Stickstoff solche Verbindungen eingingen, welche die Existenz des organischen Lebens bedingen, ist auch als der Moment zu denken, wo zugleich diese Stoffe sich zur Bildung organischer Körper vereinigten. Wenn daher die Erde kraft ihrer eigenen Natur im Laufe der Zeit sich so entwickelt und cultivirt hat, daß sie einen mit der Existenz des Menschen verträglichen, dem menschlichen Wesen angemessenen, also, so zu sagen, selbst *menschlichen* Charakter annahm, so konnte sie auch aus eigner Kraft den Menschen hervorbringen.

---

1) Mit der Ansicht übrigens, daß sich das organische Leben in einem förmlichen Stufengang, also entwickelt habe, daß zu gewissen Zeiten *nur* Schnecken, Muscheln und andere noch niedrigere Thiere, *nur* Fische, *nur* Amphibien existirt hätten, kann ich mich nicht befreunden. Auch ist diese Ansicht bereits bis auf die Grauwackenformation zurückgedrängt, wenn anders sich die Entdeckung von Knochen und Zähnen von Landsäugethieren in der Steinkohlenformation bestätigt hat.

18.

Die Macht der Natur ist keine unbeschränkte, wie die göttliche Allmacht, d. h. die Macht der menschlichen Einbildungskraft; sie kann nicht Alles beliebig zu jeder Zeit und unter jeden Umständen; ihre Hervorbringungen, ihre Wirkungen sind an Bedingungen geknüpft. Wenn daher jetzt die Natur keine Organismen mehr ohne Befruchtung und Zeugung hervorbringen kann oder hervorbringt; so folgt daraus nicht, daß sie dies auch einst nicht konnte. Der Charakter der Erde ist gegenwärtig der der Stabilität; die Zeit der Revolutionen ist vorüber; sie hat ausgetobt. Die Vulkane sind nur noch einzelne unruhige Köpfe, die auf die Masse keinen Einfluß haben und daher die bestehende Ordnung nicht stören. Selbst die großartigste vulkanische Begebenheit seit Menschengedenken, die Erhebung des Jorullo in Mexico war nichts weiter als ein localer Aufstand. Aber wie der Mensch nur in ungewöhnlichen Zeiten ungewöhnliche Kräfte entwickelt, nur in Zeiten der höchsten Aufregung und Bewegung vermag, was ihm außer dem schlechterdings unmöglich ist, wie die Pflanze nur in gewissen Epochen, in den Epochen des Keimens, der Blüthe und Befruchtung Wärme producirt, Kohlenstoff und Wasserstoff verbrennt, also eine ihrer gewöhnlichen pflanzlichen Verrichtung geradezu entgegengesetzte, eine thierische Function ausübt (se fait animal Dumas); so entfaltete auch die Erde nur in den Zeiten ihrer geologischen Revolutionen, in den Zeiten, wo alle ihre Kräfte und Stoffe in der höchsten Gährung, Wallung und Spannung begriffen waren, ihre zoologische Productionskraft. Wir kennen die Natur nur in ihrem gegenwärtigen Status quo; wie können wir also schließen, daß, was jetzt nicht von der Natur geschieht, auch überhaupt nicht, auch in ganz andern Zeiten, unter ganz andern Bedingungen und Verhältnissen nicht geschehen könne? [1])

19.

Die Christen haben sich nicht genug darüber verwundern können, daß die Heiden entstandene Wesen als göttliche verehrten; sie hätten

---

1) Es versteht sich von selbst, daß ich mit diesen wenigen populären Worten das große Problem von der Entstehung des organischen Lebens nicht will abgefertigt wissen: aber sie genügen für mein Thema; denn ich gebe hier nur den indirecten Beweis, daß das Leben keinen andern Ursprung haben könne, als die Natur. Was die directen naturwissenschaftlichen Beweise betrifft, so sind wir zwar noch lange nicht am Ziele, aber doch im Verhältniße zu frühern Zeiten, namentlich durch die in neuester Zeit nachgewiesene Identität der unorganischen und organischen Erscheinungen, weit genug,

sie aber vielmehr deswegen bewundren sollen, denn dieser Verehrung lag eine ganz richtige Naturanschauung zu Grunde. Entstehen heißt sich individualisiren; Entstehung und Individualisirung sind unzertrennlich; unentstanden sind daher die allgemeinen, individualitätslosen Grundstoffe oder Grundkräfte der Natur; unentstanden die Motive. Aber das individualisirte Wesen ist der Qualität nach ein höheres, göttlicheres Wesen, als das individualitätslose. Schmachvoll ist allerdings die Geburt und schmerzlich der Tod; aber wer nicht anfangen und enden will, verzichte auf den Rang eines lebendigen Wesens. Ewigkeit schließt Lebendigkeit, Lebendigkeit Ewigkeit aus. Wohl setzt das Individuum ein anderes, es hervorbringendes Wesen voraus; aber das hervorbringende steht deswegen nicht über, sondern unter dem hervorgebrachten. Das hervorbringende Wesen ist zwar die Ursache der Existenz und in so fern erstes Wesen, aber es ist auch zugleich bloßes Mittel und Stoff, Grundlage der Existenz eines andern Wesens und in so fern ein untergeordnetes Wesen. Das Kind verzehrt die Mutter, verwendet ihre Kräfte und Säfte zu seinem Besten, schminkt seine Wangen mit ihrem Blute. Und das Kind ist der Stolz der Mutter, sie setzt es über sich, unterordnet ihre Existenz, ihr Wohl der Existenz, dem Wohl des Kindes; selbst die thierische Mutter opfert das eigene Leben dem Leben ihrer Jungen auf. Die tiefste Schmach eines Wesens ist der Tod, aber der Grund des Todes die Zeugung. Zeugen heißt sich wegwerfen, sich gemein machen, sich unter die Menge verlieren, andere Wesen seiner Einzigkeit und Ausschließlichkeit aufopfern. Nichts ist widerspruchvoller, verkehrter und sinnloser, als von einem höchsten, vollkommensten geistigen Wesen die natürlichen Wesen hervorbringen zu lassen. Dieser Procedur zufolge müßten consequenter Weise, denn das Geschöpf ist ja ein Abbild des Schöpfers, auch die Menschenkinder nicht aus dem niedrigen, so tiefgestellten Organ der Gebärmutter, sondern aus dem höchsten organischen Wesen, dem Kopf entspringen.

20.

Die alten Griechen leiteten alle Quellen, Brunnen, Ströme, Seen, Meere von dem Okeanos, dem Weltstrom oder Weltmeer ab,

---

wenigstens so weit, daß wir von deren natürlichen Ursprung des Lebens überzeugt sein können, wenn uns gleich die Art und Weise dieses Ursprungs noch unbekannnt ist, oder selbst auch unbekant bleiben sollte.

und die alten Perser ließen alle Berge der Erde aus dem Berge Albordy entspringen. Ist die Ableitung aller Wesen von einem vollkommenen Wesen besseren Sinnes, anderer Art? Nein! sie beruht ganz auf derselben Denkart. Wie der Albordy ein Berg ist so gut als die aus ihm entstandenen Berge, so ist auch das göttliche Wesen als der Urpunkt der abgeleiteten Wesen so gut ein Wesen wie diese, der Gattung nach nicht von ihnen unterschieden; wie aber der Berg Albordy dadurch sich von allen andern Bergen auszeichnet, daß er die Eigenschaften derselben im eminenten Sinn, d. h. in einem von der Phantasie aufs Höchste, bis in den Himmel, über Sonne, Mond und Sterne hinauf gesteigertem Grade besitzt, so unterscheidet sich auch das göttliche Urwesen vor allen andern Wesen dadurch, daß es die Eigenschaften derselben im allerhöchsten Grade, in schrankenlosem, unendlichem Sinne besitzt. So wenig aber ein uranfängliches Wasser der Quell der verschiedenen Gewässer, ein uranfänglicher Berg der Ursprung der vielen verschiedenen Berge ist, so wenig ist ein uranfängliches Wesen der Urquell der vielen verschiednen Wesen. Unfruchtbar ist die Einheit, fruchtbar nur der Dualismus, der Gegensatz, der Unterschied. Was die Berge erzeugt, ist nicht nur ein von den Bergen Unterschiedenes, sondern in sich selbst sehr Verschiedenartiges, desgleichen was das Wasser erzeugt, sind nicht nur vom Wasser selbst, sondern auch unter einander verschiedene, ja entgegengesetzte Stoffe. Wie sich Geist, Witz, Scharfsinn, Urtheil nur am Gegensatz, nur im Conflict entwickelt und erzeugt, so erzeugte sich auch das Leben nur im Conflict unterschiedener, ja entgegengesetzter Stoffe, Kräfte und Wesen.

21.

„Wer das Ohr gemacht hat, wie sollte der nicht hören? wer das Auge gemacht, wie sollte der nicht sehen?" Diese biblische oder theistische Ableitung des hörenden und sehenden Wesens von einem selbsehenden und hörenden Wesen, in unserer modernen, philosophischen Sprache ausgedrückt: des geistigen, subjectiven Wesens von einem selbst wieder geistigen, subjectiven Wesen beruht auf demselben Fundament, sagt ganz dasselbe, was die persische Ableitung der Berge von dem Urberge Albordy, als die griechische Erklärung der Quellen und Flüsse aus dem Okeanos, als die biblische Erklärung des Regens aus himmlischen, über oder in den Wolken aufgehäuften Wassersammlungen, Wasser vom Wasser, aber einem unendlich großen, allumfassenden Wasser, Berge vom Berge, aber einem unendlichen, allumfassenden

Berge; so Geist vom Geist, Leben vom Leben, Auge vom Auge, aber einem unendlichen, allumfassenden Auge, Leben und Geiste.

22.

Den Kindern giebt man auf die Frage, woher die Kindlein kommen, bei uns diese „Erklärung", daß sie die Amme aus einem Brunnen holt, wo die Kindlein wie Fische herumschwimmen. Nicht anders ist die Erklärung, die uns die Theologie von dem Ursprung der organischen oder überhaupt natürlichen Wesen giebt. Gott ist der tiefe oder schöne Brunnen der Phantasie, in dem alle Realitäten, alle Vollkommenheiten, alle Kräfte enthalten sind, alle Dinge, lediglich schon fertig wie Fischlein herumschwimmen; die Theologie ist die Amme, die sie aus diesem Brunnen hervorholt, aber die Hauptperson, die Natur, die Mutter, die mit Schmerzen die Kindlein gebährt, die sie neun Monate lang unter ihrem Herzen trägt, bleibt bei dieser ursprünglich kindlichen, jetzt aber kindischen Erklärung ganz außer dem Spiele. Allerdings ist diese Erklärung schöner, gemüthlicher, leichter, faßlicher und den Kindern Gottes einleuchtender, als die natürliche, die nur allmälig durch unzählige Hindernisse hindurch aus dem Dunkel zum Lichte emporbringt. Aber auch die Erklärung unserer frommen Väter von Hagelschlag, Viehseuchen, Dürre und Donnerwettern durch Wettermacher, Zauberer, Hexen ist weit „poetischer", leichter und noch heute ungebildeten Menschen einleuchtender, als die Erklärung dieser Erscheinungen aus natürlichen Ursachen.

23.

„Der Ursprung des Lebens ist unerklärlich und unbegreiflich;" es sei; aber diese Unbegreiflichkeit berechtigt Dich nicht zu den abergläubischen Consequenzen, welche die Theologie aus den Lücken des menschlichen Wissens zieht, berechtigt Dich nicht, über das Gebiet der natürlichen Ursachen auszuschweifen, denn Du kannst nur sagen: ich kann nicht aus diesen mir bekannten natürlichen Erscheinungen und Ursachen oder aus ihnen, wie sie mir bis jetzt bekannt sind, das Leben erklären, aber nicht: es ist schlechterdings, überhaupt nicht aus der Natur erklärbar, ohne Dir anzumaßen, den Ocean der Natur bereits bis auf den letzten Tropfen erschöpft zu haben, berechtigt Dich nicht, durch die Annahme erdichteter Wesen das Unerklärliche zu erklären, berechtigt Dich nicht, durch eine nichts erklärende Erklärung Dich und Andere zu

täuschen und zu belügen, berechtigt Dich nicht, Dein Nichtwissen natürlicher, materieller Ursachen in ein Nichtsein solcher Ursachen zu verwandeln, Deine Ignoranz zu vergöttern, zu personificiren, zu vergegenständlichen in einem Wesen, welches diese Ignoranz aufheben soll, und doch nichts anders ausdrückt, als die Natur dieser Deiner Ignoranz, als den Mangel positiver, materieller Erklärungsgründe. Denn was ist das immaterielle, un- oder nicht körperliche, nicht natürliche, nicht weltliche Wesen, woraus Du Dir das Leben erklärst, anders als der präcise Ausdruck von dem Dir nicht gegenständlichen Sein, von dem Nichtwissen materieller, körperlicher, natürlicher, kosmischer Ursachen? Aber statt so ehrlich und bescheiden zu sein, schlechtweg zu sagen: ich weiß keinen Grund, ich kann es nicht erklären, mir fehlen die Data, die Materialien, verwandelst Du diese Mängel, diese Negationen, diese Leerheiten, diese Poren Deines Kopfs vermittelst der Phantasie in positive Wesen, in Wesen, die immaterielle, d. h. keine materiellen, keine natürlichen Wesen sind, weil Du keine materiellen, keine natürlichen Ursachen weißt. Die Ignoranz begnügt sich übrigens mit immateriellen, unkörperlichen, nicht natürlichen Wesen, aber ihre unzertrennliche Gefährtin, die üppige Phantasie, die es immer nur mit höchsten und allerhöchsten und überhöchsten Wesen zu thun hat, erhebt sogleich diese armen Geschöpfe der Ignoranz in den Rang von übermateriellen, übernatürlichen Wesen.

24.

Die Vorstellung, daß die Natur selbst, die Welt überhaupt, das Universum einen wirklichen Anfang habe, daß also einst keine Natur, keine Welt, kein Universum gewesen, ist eine kleinliche Vorstellung, die nur da dem Menschen einleuchtet, wo er eine kleinliche, beschränkte Vorstellung von der Welt hat, ist eine sinn- und bodenlose Einbildung — die Einbildung, daß einst nichts Wirkliches gewesen ist, denn der Inbegriff aller Realität, Wirklichkeit ist eben die Welt oder Natur. Alle Eigenschaften oder Bestimmungen Gottes, die ihn zu einem gegenständlichen, wirklichen Wesen machen, sind selbst nur von der Natur abstrahirte, die Natur voraussetzende, die Natur ausdrückende Eigenschaften — Eigenschaften also, die wegfallen, wenn die Natur wegfällt. Allerdings bleibt Dir auch dann noch, wenn Du von der Natur abstrahirst, wenn Du in Gedanken oder in der Einbildung

ihre Existenz aufhebst, d. h. Deine Augen zudrückst, alle bestimmten sinnlichen Bilder von den Naturgegenständen in Dir auslöschest, die Natur also nicht sinnlich (nicht in concreto, wie die Philosophen sagen) vorstellst, ein Wesen, ein Inbegriff von Eigenschaften, wie Unendlichkeit, Macht, Einheit, Nothwendigkeit, Ewigkeit übrig; aber dieses nach Abzug aller sinnfälligen Eigenschaften und Erscheinungen übrig bleibende Wesen ist aber nichts anders, als das *abgezogne Wesen der Natur* oder die Natur in abstracto, in Gedanken. Und Deine Ableitung der Natur oder Welt von Gott ist daher in dieser Beziehung nichts anders, als die Ableitung des sinnlichen, wirklichen Wesens der Natur von ihrem *abstracten, gedachten*, nur in der Vorstellung, nur im Gedanken existirenden Wesen — eine Ableitung, die Dir deswegen vernünftig erscheint, weil Du im Denken stets das Abstracte, Allgemeine als das dem *Denken Nähere*, folglich dem *Gedanken nach Höhere* und *Frühere*, dem Einzelnen, Wirklichen, Concreten *voraussetzest*, obgleich es in der Wirklichkeit gerade umgekehrt, die Natur früher als, d. h. das Concrete früher als das Abstracte, das Sinnliche früher als das Gedachte ist. In der Wirklichkeit, wo es nur natürlich zugeht, folgt die Copie auf das Original, das Bild auf die Sache, der Gedanke auf den Gegenstand; aber auf dem übernatürlichen, wunderlichen Gebiet der Theologie folgt das Original auf die Copie, die Sache auf das Bild. „Es ist wunderlich, sagt der heilige Augustin, aber doch wahr, daß diese Welt uns nicht bekannt sein könnte, wenn sie nicht wäre, aber nicht sein könnte, wenn sie Gott nicht bekannt wäre." Das heißt aber: die Welt wird eher gewußt, gedacht, als sie wirklich ist; ja sie *ist* nur, weil sie gedacht wurde, das Sein ist eine Folge des Wissens oder Denkens, das Original eine Folge der Copie, das Wesen eine Folge des Bildes.

25.

Wenn man die Welt oder Natur auf *abstracte* Bestimmungen reducirt, wenn man sie zu einem metaphysischen Ding, also zu einem blossen Gedankending macht, und diese abstracte Welt nun für die wirkliche Welt nimmt, so ist es eine logische Nothwendigkeit, sie als endlich zu denken. Die Welt ist uns nicht gegeben durch das Denken, wenigstens das meta- und hyperphysische, von der wirklichen Welt abstrahirende, in diese Abstraction sein wahres, höchstes Wesen setzende Denken; sie ist uns gegeben durch das Leben, durch die Anschauung, durch die

Sinne. Für ein abstractes, nur denkendes Wesen existirt kein Licht, denn es hat keine Augen, keine Wärme, denn es hat kein Gefühl, existirt überhaupt keine Welt, denn es hat keine Organe für sie, existirt eigentlich gar Nichts. Die Welt ist also nur dadurch uns gegeben, daß wir keine logischen oder metaphysischen Wesen, daß wir andre Wesen, daß wir mehr sind, als nur Logiker und Metaphysiker. Aber gerade dieses Plus erscheint dem metaphysischen Denker als ein Minus, diese Negation des Denkens als absolute Negation. Die Natur ist für ihn nichts weiter, als das Entgegengesetzte, das „Andre des Geistes." Diese nur negative und abstracte Bestimmung macht er zu ihrer positiven, zu ihrem Wesen. Es ist daher ein Widerspruch, das Ding oder vielmehr Unding, das nur die Negation des Denkens, das ein gedachtes, seiner Natur nach aber sinnliches, dem Denker, dem Geiste widersprechendes Ding ist, als ein positives Wesen zu denken. Das Denkwesen ist dem Denker das wahre Wesen; es versteht sich also von selbst, daß das Wesen, welches kein Denkwesen ist, auch kein wahres, ewiges, ursprüngliches Wesen ist. Es ist schon ein Widerspruch für den Geist, nur das Andre seiner selbst zu denken; er ist nur in Harmonie mit sich, nur in seinem Esse, wenn er nur sich selbst — Standpunkt der Speculation — oder wenigstens — Standpunkt des Theismus — ein Wesen denkt, welches nichts andres ausdrückt, als das Wesen des Denkens, welches nur durch das Denken gegeben, also an sich selbst nur ein, wenigstens passives, Denkwesen ist. So verschwindet die Natur in Nichts. Aber gleichwohl ist sie, trotz dem, daß sie nicht sein kann und nicht sein soll. Wie erklärt sich also der Metaphysiker ihr Dasein? durch eine scheinbar freiwillige, in Wahrheit aber seinem innersten Wesen widersprechende, nur auf genöthigte Selbstentäußerung, Selbstnegation, Selbstverläugnung des Geistes. Allein, wenn die Natur auf den Standpunkt des abstracten Denkens in Nichts verschwindet, so verschwindet dagegen auf dem Standpunkt der wirklichen Weltanschauung, dieser weltschöpferische Geist in Nichts. Auf diesem Standpunkt erweisen sich alle Deductionen der Welt aus Gott, der Natur aus dem Geiste, der Physik aus der Metaphysik, des Wirklichen aus dem Abstracten als logische Spiele.

26.

Die Natur ist der erste und fundamentale Gegenstand der Religion, aber sie ist selbst da, wo sie unmittelbarer Gegenstand religiöser Verehrung ist, wie in den Naturreligionen, nicht Gegenstand als Natur,

d. h. in der Weise, in dem Sinne, in welchem wir sie auf dem Standpunkt des Theismus oder der Philosophie und Naturwissenschaft anschauen. Die Natur ist vielmehr dem Menschen ursprünglich — da eben wo sie mit religiösen Augen angeschaut wird — Gegenstand als das, was er selbst ist, als ein persönliches, lebendiges, empfindendes Wesen. Der Mensch unterscheidet sich ursprünglich nicht von der Natur, folglich auch nicht die Natur von sich; er macht daher die Empfindungen, die ein Gegenstand der Natur in ihm erregt, unmittelbar zu Beschaffenheiten des Gegenstands selbst. Die wohlthuenden, guten Empfindungen und Affecte verursacht das gute, wohlthuende Wesen der Natur; die schlimmen, wehethuenden Empfindungen, Hitze, Kälte, Hunger, Schmerz, Krankheit ein böses Wesen, oder wenigstens die Natur im Zustande des Böseseins, des Uebelwollens, des Zorns. So macht der Mensch unwillkührlich und unbewußt — d. i. nothwendig, obwohl diese Nothwendigkeit nur eine relative, historische ist — das Naturwesen zu einem Gemüthswesen, einem subjectiven, d. i. menschlichen Wesen. Kein Wunder, daß er sie dann auch ausdrücklich, mit Wissen und Willen zu einem Gegenstande der Religion, des Gebets, d. h. zu einem durch das Gemüth des Menschen, seine Bitten, seine Dienstleistungen bestimmbaren Gegenstand macht. Der Mensch hat ja schon dadurch die Natur sich willfährig gemacht, sich unterworfen, daß er sie seinem Gemüthe assimilirt, seinen Leidenschaften unterworfen hat. Der ungebildete Naturmensch legt übrigens der Natur nicht nur menschliche Beweggründe, Triebe und Leidenschaften unter; er erblickt sogar in den Naturkörpern wirkliche Menschen. So halten die Indianer am Oronoko die Sonne, Mond und Sterne für Menschen — diese da oben, sagen sie, „sind Menschen wie wir" — die Patagonier die Sterne für „ehemalige Indianer", die Grönländer Sonne, Mond und Sterne für „ihre Vorfahren, die bei einer besondern Gelegenheit in den Himmel versetzt wurden". So glaubten auch die alten Mexikaner, daß Sonne und Mond, die sie als Götter verehrten, einst Menschen gewesen wären. So bestätigen den im Wesen des Christenthums ausgesprochenen Satz, daß der Mensch in der Religion nur zu sich selbst sich verhält, sein Gott nur sein eigenes Wesen ist, selbst die rohsten, untersten Arten der Religion, wo der Mensch die dem Menschen fernsten, unähnlichsten Dinge, Sterne, Steine, Bäume, ja sogar Krebsscheeren, Schneckenhäuser verehrt, denn er verehrt sie nur, weil er sich selbst in sie hineinlegt, sie als solche Wesen oder wenigstens von solchen

Wesen erfüllt denkt, wie er selbst ist. Die Religion stellt daher den merkwürdigen, aber sehr begreiflichen, ja nothwendigen Widerspruch dar, daß, während sie auf dem theistischen oder anthropologischen Standpunkt das menschliche Wesen deswegen als göttliches verehrt, weil es ihr als ein von Menschen unterschiedenes, als ein nicht menschliches Wesen erscheint, sie umgekehrt auf dem naturalistischen Standpunkt das nicht menschliche Wesen deswegen als göttliches Wesen verehrt, weil es ihr als ein menschliches erscheint.

27.

Die Veränderlichkeit der Natur, namentlich in den Erscheinungen, welche am meisten den Menschen seine Abhängigkeit von ihr fühlen lassen, ist der Hauptgrund, warum sie dem Menschen als ein menschliches, willkührliches Wesen erscheint und von ihm religiös verehrt wird. Wenn die Sonne immer am Himmel stände, so würden sie nur das Feuer des religiösen Affects im Menschen entzündet haben. Erst als sie ihm aus den Augen entschwunden war, und den Schrecken der Nacht über ihn verhängt hatte, und dann wieder am Himmel sich zeigte, erst da sank er auf die Kniee vor ihr nieder, überwältigt von der Freude über ihre unerwartete Wiederkunft. So begrüßten die alten Apalachiten in Florida mit Lobgesängen die Sonne beim Auf- und Untergang, und baten sie zugleich, daß sie zur gehörigen Zeit wiederkehre und sie mit ihrem Lichte erfreuen möchte. Wenn die Erde immerfort Früchte trüge, wo wäre ein Grund zu religiösen Saat- und Erndtefesten? Nur dadurch, daß sie bald ihren Schooß öffnet, bald wieder verschließt, erscheinen ihre Früchte als *freiwillige*, zu Dank verpflichtende Gaben. Nur der Wechsel der Natur macht den Menschen unsicher, demüthig, religiös. Es ist ungewiß, ob das Wetter mir morgen zu meinem Unternehmen günstig ist, ungewiß, ob ich erndte, was ich säe; ich kann also nicht auf die Gaben der Natur wie auf einen schuldigen Tribut oder eine unausbleibliche Folge rechnen und pochen. Wo aber die mathematische Gewißheit ausgeht, da hebt — selbst heutigen Tags noch in schwachen Köpfen — die Theologie an. Religion ist Anschauung des Nothwendigen — im Besondern, Zufälligen — als eines Willkührlichen, Freiwilligen. Die entgegengesetzte Gesinnung, die Gesinnung der Irreligiosität und Gottlosigkeit stellt dagegen, der Cyclop des Euripides dar, wenn er sagt: „*die Erde muß, sie mag wollen oder nicht*, Gras zur Ernährung meiner Heerde hervorbringen".

28.

Das Gefühl der Abhängigkeit von der Natur in Verbindung mit der Vorstellung der Natur als eines willkührlich thätigen, persönlichen Wesens ist der Grund des **Opfers**, des wesentlichsten Actes der Naturreligionen. Die Abhängigkeit von der Natur empfinde ich besonders im Bedürfniß derselben. Das Bedürfniß ist das Gefühl und der Ausdruck meines Nichtseins ohne die Natur; aber unzertrennlich vom Bedürfniß ist der Grund, das entgegengesetzte Gefühl, das Gefühl meines Selbstseins, meiner Selbständigkeit im Unterschiede von der Natur. Das Bedürfniß ist daher gottesfürchtig, demüthig, religiös, aber der Genuß hochmüthig, gottvergessen, respectlos, frivol. Und die Frivolität oder wenigstens Respectlosigkeit des Genusses ist eine praktische Nothwendigkeit für den Menschen, eine Nothwendigkeit, auf die sich seine Existenz gründet — eine Nothwendigkeit, die aber im directen Widerspruch steht mit seinem theoretischen Respect vor der Natur als einem im Sinne des Menschen lebendigen, egoistischen, empfindlichen Wesen, das sich eben so wenig Etwas will gefallen und nehmen lassen, als der Mensch. Die Aneignung der Natur erscheint daher dem Menschen gleichsam als eine Rechtsverletzung, als eine Aneignung fremden Eigenthums, als eine Frevelthat. Um daher sein Gewissen und den in seiner Vorstellung beleidigten Gegenstand zu beschwichtigen, um ihm zu zeigen, daß er aus Noth, nicht aus Uebermuth ihn beraubt hat, schmälert er sich den Genuß, giebt er dem Gegenstand Etwas von seinem entwendeten Eigenthum wieder zurück. So glaubten die Griechen, daß, wenn ein Baum gefällt wurde, die Seele desselben, die Dryade wehklage und das Schicksal um Rache gegen den Frevler anrufe. So traute sich kein Römer auf seinem Acker einen Hain umzuhauen, ohne ein junges Schwein zur Versöhnung des Gottes oder der Göttin dieses Hains zu opfern. So hängen die Ostiaken, wenn sie einen Bären erlegt haben, das Fell auf einen Baum, erweisen demselben allerlei Ehrenbezeugungen und entschuldigen sich aufs beste bei dem Bären, daß sie ihn getödtet haben. „Sie glauben dadurch den Schaden, den ihnen der Geist dieses Thieres zufügen könnte, auf eine höfliche Art abzuwenden." So versöhnen nordamerikanische Stämme durch ähnliche Ceremonien die Manen der getödteten Thiere. So war unseren Vorfahren der Ellhorn ein heiliger Baum, wo sie aber denselben unterhauen mußten, pflegten sie vorher dies Gebet zu thun: „Frau Ellhorn gieb mir was von deinem Holz, dann will ich dir von meinem auch was geben, wenn es wächst im Walde". So baten die

Philippinen die Ebenen und Berge um Erlaubniß, wenn sie über selbige reisen wollten, und hielten es für ein Verbrechen, irgend einen alten Baum umzuhauen. Und der Brahmine traut sich kaum, Wasser zu trinken und die Erde mit seinen Füßen zu betreten, weil mit jedem Fußtritt, jedem Schluck Wasser empfindendenden Wesen, Pflanzen und Thieren Schmerz und Tod bereitet wird, und muß daher Buße thun, „um den Tod der Geschöpfe auszusöhnen, die er wider sein Wissen bei Tag oder bei Nacht vernichten möchte[1])."

29.

Im Opfer versinnlicht und concentrirt sich das ganze Wesen der Religion. Der Grund des Opfers ist das Abhängigkeitsgefühl — die Furcht, der Zweifel, die Ungewißheit des Erfolgs der Zukunft, die Gewissenspein über eine begangne Sünde — aber das Resultat, der Zweck des Opfers ist das Selbstgefühl — der Muth, der Genuß, die Gewißheit des Erfolgs, die Freiheit und Seligkeit. Als Knecht der Natur schreite ich zum Opfer; aber als Herr der Natur scheide ich vom Opfer. Das Gefühl der Abhängigkeit von der Natur ist daher wohl der Grund; aber die Aufhebung dieser Abhängigkeit, die Freiheit von der Natur ist der Zweck der Religion. Oder: die Gottheit der Natur ist wohl die Basis, die Grundlage der Religion und zwar aller Religion, auch der christlichen, aber die Gottheit des Menschen ist der Endzweck der Religion.

30.

Die Religion hat zu ihrer Voraussetzung den Zwiespalt oder Widerspruch zwischen Wollen und Können, Wünschen und Erreichen, Absicht und Erfolg, Vorstellung und Wirklichkeit, Denken und Sein. Im Wollen, Wünschen, Vorstellen ist der Mensch unbeschränkt, frei, allmächtig — Gott; aber im Können, Erreichen, in der Wirklichkeit bedingt, abhängig, beschränkt — Mensch — Mensch im Sinne eines endlichen, Gott entgegengesetzten Wesens. „Der Mensch denkts, Gott lenkts."

1) Es gehören hierher auch die vielen Anstandsregeln, die in den alten Religionen der Mensch der Natur gegenüber beobachten muß, um sie nicht zu verunreinigen und zu verletzen. So durfte z. B. kein Ormuzddiener die Erde mit bloßen Füßen betreten, weil die Erde heilig war, kein Grieche (Hesiod) mit ungewaschenen Händen durch einen Fluß gehen.

„Der Mensch entwirft und Zeus vollendet es anders." Das Denken, das Wollen ist mein; aber das, was ich will und denke, ist nicht mein, ist außer mir, hängt nicht von mir ab. Die Aufhebung dieses Widerspruchs ist die Tendenz, der Zweck der Religion; und das Wesen eben, worin er aufgehoben ist, worin das meinen Wünschen und Vorstellungen nach Mögliche, meinen Kräften nach aber für mich Unmögliche möglich oder vielmehr wirklich ist — das ist das göttliche Wesen.

31.

Das vom menschlichen Willen und Wissen Unabhängige ist der ursprüngliche, eigentliche, charakteristische Gegenstand der Religion — die Sache Gottes. „Ich habe gepflanzet," sagt der Apostel Paulus, „Apollo hat begossen, aber Gott hat das Gedeihen gegeben. So ist nun weder der da pflanzet, noch der da begießet etwas, sondern Gott, der das Gedeihen giebt." Und Luther: „Wir sollen ... Gott loben und danken, daß er Korn wachsen läßt, und erkennen, daß es nicht unsere Arbeit, sondern seines Seegens und seiner Gaben ist, daß Korn und Wein und allerlei Früchte wachsen, davon wir essen und trinken und alle Nothdurft haben." Und Hesiod sagt, daß der fleißige Landmann reichlich erndten wird, wenn Zeus ein gutes Ende gewährt. Das Ackern, das Säen und Begießen der Saat hängt also von mir ab, aber nicht das Gedeihen. Dieses steht in Gottes Hand; darum heißet es: „an Gottes Segen ist Alles gelegen." Aber was ist Gott? Ursprünglich nichts andres als die Natur oder das Wesen der Natur, aber als ein Gegenstand des Gebetes, als ein erbittliches, folglich wollendes Wesen. Zeus ist die Ursache oder das Wesen der meteorologischen Naturerscheinungen; aber darin liegt noch nicht sein göttlicher, sein religiöser Charakter; auch der Nichtreligiöse hat eine Ursache des Regens, des Donnerwetters, des Schnees. Dadurch und darin erst ist er Gott, daß er der Herr der meteorologischen Naturerscheinungen ist, daß diese Naturwirkungen von seinem Gutdünken, von seinen Mitteln abhängen, Willensacte sind. Das vom Willen des Menschen Unabhängige macht also die Religion auf Seiten des Gegenstandes (objectiv) abhängig vom Willen Gottes; auf Seiten des Menschen (subjectiv) aber abhängig vom Gebete, denn was vom Willen abhängt, ist Gegenstand des Gebetes, etwas Abänderliches, Erbittliches. „Lenksam sind selber die Götter. Diese vermag durch Räuchern und demuthsvolle

Gelübde, durch Weinguß und Gedüft ein Sterblicher umzulenken."

32.

Gegenstand der Religion ist, wenigstens da, wo sich der Mensch einmal über die unbeschränkte Wahlfreiheit, Rathlosigkeit und Zufälligkeit des eigentlichen Fetischismus erhoben hat, nur oder doch hauptsächlich das, was Gegenstand menschlicher Zwecke und Bedürfnisse ist. Die dem Menschen nothwendigsten Naturwesen genossen eben darum auch die allgemeinste und vorzüglichste religiöse Verehrung. Was aber ein Gegenstand menschlicher Bedürfnisse und Zwecke, ist aber damit auch ein Gegenstand menschlicher Wünsche. Regen und Sonnenschein ist mir noth, wenn meine Saat gedeihen soll. Bei anhaltender Trockniß wünsche ich daher Regen, bei anhaltendem Regen Sonnenschein. Der Wunsch ist ein Verlangen, dessen Befriedigung — wenn auch nicht immer an und für sich selbst, doch in diesem Augenblick, in diesen Umständen, diesen Verhältnissen, wenn auch nicht absolut, doch so, wie es der Mensch auf dem Standpunkt der Religion wünscht — nicht in meiner Gewalt ist, ein Wille, aber ohne die Macht, sich durchzusetzen. Allein was mein Leib, meine Kraft überhaupt nicht vermag, das vermag eben der Wunsch selbst. Was ich verlange, wünsche, das bezaubere, begeistere ich durch meine Wünsche [1]). Im Affect — und nur im Affect, im Gefühl wurzelt die Religion — setzt der Mensch sein Wesen außer sich, behandelt er das Leblose als Lebendiges, das Unwillkührliche als Willkührliches, beseelt er den Gegenstand mit seinen Seufzern, denn es ist ihm unmöglich, im Affect an ein gefühlloses Wesen sich zu wenden. Das Gefühl bleibt nicht auf der Mensur, die ihm der Verstand vorschreibt; es übersprudelt den Menschen; es ist ihm zu enge im Brustkasten; es muß sich der Außenwelt mittheilen, und dadurch das fühllose Wesen der Natur zu einem mitfühlenden Wesen machen. Die vom menschlichen Gefühl bezauberte Natur, die Natur, die ist, wie es das Gefühl wünscht, die dem Gefühl entsprechende, assimilirte, also selbst gefühlvolle Natur ist die Natur, wie sie Gegenstand der Religion, göttliches Wesen ist. Der Wunsch ist der Ursprung, ist das Wesen selbst der Religion. — Das Wesen der Götter ist nichts anderes, als das Wesen des Wunsches [2]). Die Götter sind

1) „Wünschen heißt in der alten (deutschen) Sprache zaubern."

2) Die Götter sind die Segen verleihenden Wesen. Der Segen ist der Erfolg,

übermenschliche und übernatürliche Wesen; aber sind nicht auch die Wünsche übermenschliche und übernatürliche Wesen? Bin ich z. B. in meinem Wunsche und meiner Phantasie noch ein Mensch, wenn ich ein unsterbliches, den Fesseln des irdischen Leibes entbundnes Wesen zu sein wünsche? Nein! wer keine Wünsche hat, der hat auch keine Götter. Warum betonten die Griechen so sehr die Unsterblichkeit und Seligkeit der Götter? weil sie selbst nicht sterblich und unselig sein wollten. Wo du keine Klagelieder über die Sterblichkeit und das Elend des Menschen vernimmst, da hörst du auch keine Lobgesänge auf die unsterblichen und seligen Götter. Das Thränenwasser des Herzens nur verdunstet im Himmel der Phantasie in das Wolkengebilde des göttlichen Wesens. Aus dem Weltstrom Okeanos leitet Homer die Götter ab; aber dieser götterreiche Strom ist in Wahrheit nur ein Erguß der menschlichen Gefühle.

33.

Die irreligiösen Erscheinungen der Religion enthüllen am populärsten den Ursprung und das Wesen der Religion. So ist es eine irreligiöse, eben deswegen selbst schon von den frommen Heiden mit dem bittersten Tadel bemerkte Erscheinung der Religion, daß die Menschen insgemein nur im Unglück zu ihr ihre Zuflucht nehmen, an Gott sich wenden und denken, aber gerade diese Erscheinung führt uns an die Quelle der Religion selbst. Im Unglück, in der Noth, sei sie nun meine eigne oder die Noth Anderer, macht der Mensch die schmerzliche Erfahrung, daß er nicht kann, was er will, daß ihm seine Hände gebunden sind. Aber die Lähmung der Bewegungsnerven ist nicht zugleich auch die Lähmung der Empfindungsnerven, die Fessel meiner Leibeskräfte nicht zugleich auch die Fessel meines Willens, meines Herzens. Im Gegentheil: je mehr mir die Hände gebunden sind, desto ungebundener sind meine Wünsche, desto heftiger meine Sehnsucht nach Erlösung, desto energischer mein Trieb nach Freiheit, mein Wille, nicht

---

die Frucht, der Zweck einer Handlung, der von mir unabhängig ist, aber gewünscht wird. Segnen, sagt Luther, „heißt eigentlich etwas Gutes wünschen.“ „Wenn wir segnen, so thun wir nichts mehr, denn daß wir Gutes wünschen, können aber das nicht geben, was wir wünschen, aber Gottes Segen klinget zur Mehrung und ist bald kräftig.“ Das heißt: die Menschen sind die wünschenden, die Götter die wünscherfüllenden Wesen. So ist selbst im gemeinen Leben das unzählige Mal vorkommende Wort: Gibt, nichts anderes als der Ausdruck eines Wunsches. Gott gebe dir Kinder, d. h. ich wünsche dir Kinder, nur ist hier der Wunsch subjectiv, nicht religiös, pelagianisch, dort objectiv, darum religiös, augustinisch ausgedrückt.

beschränkt zu sein. Die von der Macht der Noth auf den höchsten Grad gesteigerte, überreizte, übermenschliche Macht des menschlichen Herzens oder Willens ist die Macht der Götter, für die es keine Noth und Schranken giebt. Die Götter können was die Menschen wünschen, d. h. sie vollziehen die Gesetze des menschlichen Herzens. Was die Menschen nur der Seele nach sind, das sind die Götter dem Leibe nach; was jene nur im Willen, nur in der Phantasie, nur im Herzen, also nur geistig vermögen, z. B. im Nu an einem entfernten Orte zu sein, das vermögen diese physisch. Die Götter sind die wohlbeleibten, verkörperten, verwirklichten Wünsche des Menschen — die aufgehobenen Naturschranken des menschlichen Herzens und Willens, Wesen des unbeschränkten Willens, Wesen, deren Leibeskräfte gleich sind den Willenskräften. Die irreligiöse Erscheinung von dieser übernatürlichen Macht der Religion ist die Zauberei der uncultivirten Völker, wo auf eine augenfällige Weise der bloße Wille des Menschen der über die Natur gebietende Gott ist. Wenn aber der Gott der Israeliten auf das Gebot Josuas der Sonne Stillstand gebietet, auf das Gebet des Elias regnen läßt, der Gott der Christen zum Beweis seiner Gottheit, d. h. seiner Macht, alle Wünsche des Menschen erfüllen zu können durch sein bloßes Wort die stürmische See beruhigt, Kranke heilt, Todte erweckt, so ist hier eben so gut wie in der Zauberei der bloße Wille, der bloße Wunsch, das bloße Wort als eine die Natur beherrschende Macht ausgesprochen. Der Unterschied ist nur der, daß der Zauberer den Zweck der Religion auf irreligiöse, der Jude, der Christ auf religiöse Weise verwirklicht, indem jener in sich verlegt, was diese in Gott versetzen, jener zum Gegenstand eines ausdrücklichen Willens, eines Befehls macht, was diese zum Gegenstand eines stillen, ergebenen Willens, eines frommen Wunsches machen, kurz jener durch und für sich selbst thut, was diese durch und mit Gott thun. Aber der gemeine Spruch: quod quis per alium fecit, ipse fecisse putatur, d. h. was einer durch den Andern thut, das wird ihm als eigne That angerechnet, findet auch hier seine Anwendung: was einer durch Gott thut, das thut in Wahrheit er selbst.

34.

Die Religion hat — wenigstens ursprünglich und in Beziehung auf die Natur — keine andere Aufgabe und Tendenz, als das unpopuläre und unheimliche Wesen der Natur in ein bekanntes, heimliches

Wesen zu verwandeln, die für sich selbst unbeugsame, eisenharte Natur in der Gluth des Herzens zum Behufe menschlicher Zwecke zu erweichen — also denselben Zweck, als die Bildung oder Cultur, deren Tendenz eben auch keine andere ist, als die Natur theoretisch zu einem verständlichen, praktisch zu einem willfährigen, den menschlichen Bedürfnissen entsprechenden Wesen zu machen, nur mit dem Unterschiede, daß was die Cultur durch Mittel und zwar der Natur selbst abgelauschte Mittel, die Religion ohne Mittel, oder, was eins ist, durch die übernatürlichen Mittel des Gebetes, des Glaubens, der Sacramente, der Zauberei bezweckt. Alles daher, was im Fortgang der Cultur des Menschengeschlechts Sache der Bildung, der Selbstthätigkeit, der Anthropologie wurde, war anfänglich Sache der Religion oder Theologie, wie z. B. die Jurisprudenz (Ordalien, Bahrrecht jus feretri, Rechtsorakel der Germanen), die Politik (Orakel der Griechen), die Arzneikunde, die noch heute bei den uncultivirten Völkern eine Sache der Religion ist [1]). Freilich bleibt die Cultur stets hinter den Wünschen der Religion zurück; denn sie kann nicht die im Wesen begründeten Schranken des Menschen aufheben. So bringt es die Cultur z. B. wohl zur Makrobiotik, aber nimmer zur Unsterblichkeit. Diese verbleibt als ein schrankenloser, unrealisirbarer Wunsch der Religion.

35.

In der Naturreligion wendet sich der Mensch an einen Gegenstand, der dem eigentlichen Willen und Sinn der Religion geradezu widerspricht; denn er opfert hier seine Gefühle einem an sich gefühllosen, seinen Verstand einem an sich verstandlosen Wesen auf; er setzt über sich, was er unter sich haben möchte; er dient dem, was er beherrschen will, verehrt, was er im Grunde verabscheut, fleht das gerade um Hülfe an, wogegen er Hülfe sucht. So opferten die Griechen in Titane den Winden, um ihre Wuth zu besänftigen; so weihten die Römer dem Fieber einen Tempel, um es unschädlich zu machen; so bitten die Tungusen zur Zeit einer Epidemie andächtig und mit feierlichen Verbeugungen die Krankheit, sie möchte an ihren Jurten vorübergehen (Pallas); so opfern die Widaher in Guinea dem stürmischen Meer, um es zu bewegen, sich zu beruhigen und sie

1) In rohen Zeiten und rohen Völkern gegenüber ist daher die Religion wohl ein Bildungsmittel der Menschheit, aber in Zeiten der Bildung vertritt die Religion die Sache der Rohheit, der Alterthümlichkeit, ist sie die Feindin der Bildung.

nicht am Fischen zu verhindern; so wenden sich die Indianer bei der Annäherung eines Sturms oder Ungewitters an den Mannitto (Geist, Gott, Wesen) der Luft, bei einer Fahrt über das Wasser an den Mannitto der Gewässer, damit er alle Gefahr von ihnen abwenden möge; so verehren überhaupt viele Völker ausdrücklich nicht das gute, sondern das böse, wenigstens ihnen als bös erscheinende Wesen der Natur. In der Naturreligion macht der Mensch seine Liebeserklärungen einer Bildsäule, einer Leiche; kein Wunder daher, daß er, um sich Gehör zu verschaffen, zu den verzweifeltsten, wahnsinnigsten Mitteln seine Zuflucht nimmt, kein Wunder, daß er sich entmenscht, um die Natur menschlich zu machen, daß er selbst Menschenblut vergießt, um ihr menschliche Empfindungen einzuflößen. So glaubten die Nordgermanen ausdrücklich, „Blutopfer könnten hölzernen Götzen menschliche Sprache und Empfindung, desgleichen den in den Blutopferhäusern verehrten Steinen Sprache und die Gabe der Orakelertheilung verleihen.“ Aber vergeblich sind alle Belebungsversuche: die Natur antwortet nicht auf die Klagen und Fragen des Menschen; sie schleudert unerbittlich ihn auf sich selbst zurück.

36.

So wie die Schranken, welche der Mensch auf dem Standpunkt der Religion als Schranken sich vorstellt und fühlt, wie z. B. die Schranke, daß er nicht das Zukünftige weiß, nicht ewig lebt, nicht ununterbrochen und beschwerdelos glücklich ist, nicht einen Körper hat ohne Schwere, nicht wie die Götter fliegen, nicht wie Jehovah donnern, nicht seine Gestalt beliebig vergrößern oder unsichtbar machen, nicht, wie ein Engel, ohne sinnliche Bedürfnisse und Triebe leben kann, kurz nicht vermag, was er will oder wünscht, nur Schranken für die Vorstellung und Phantasie, in Wahrheit aber keine Schranken sind, weil sie nothwendig im Wesen begründet sind, in der Natur der Sache liegen; so ist auch das von diesen Schranken freie, das unbeschränkte, göttliche Wesen nur ein Wesen der Vorstellung, der Phantasie und des von der Phantasie beherrschten Gefühles oder Gemüthes. Was daher auch nur immer Gegenstand der Religion ist, sei es auch selbst ein Schneckenhaus oder Kieselstein, es ist der Religion nur Gegenstand als ein Wesen des Gemüths, der Vorstellung, der Phantasie. Hierin hat die Behauptung ihren Grund, daß die Menschen nicht die Steine, Thiere, Bäume, Flüsse selbst, sondern

nur die Götter in ihnen, die Mannittus, die Geister derselben verehren. Aber diese Geister der Naturwesen sind nichts anders als die Vorstellungen, die Bilder von ihnen oder sie als vorgestellte Wesen, als Wesen der Einbildungskraft im Unterschied von ihnen als wirklichen, sinnlichen Wesen, gleichwie die Geister der Todten nichts andres sind, als die aus der Erinnerung sich nicht verwischenden Vorstellungen und Bilder der Todten — die einst wirklichen Wesen als vorgestellte Wesen, die aber dem religiösen, d. h. ungebildeten, zwischen dem Gegenstande und der Vorstellung von ihm nicht nnterscheidenden Menschen für wirkliche, selbstbestehende Wesen gelten. Die fromme unwillkührliche Selbsttäuschung des Menschen in der Religion ist daher in der Natnrreligion eine sichtbare, augenfällige Wahrheit, denn der Mensch macht hier seinem religiösen Gegenstande Augen und Ohren, er weiß, er sieht es, daß sie gemachte, steinerne oder hölzerne Augen und Ohren sind und doch glaubt er, daß es wirkliche Augen und Ohren sind. So hat der Mensch in der Religion die Augen nur dazu, um nicht zu sehen, um stockblind, die Vernunft nur dazu, um nicht zu denken, um stockdumm zu sein. Die Naturreligion ist der sinnfällige Widerspruch zwischen der Vorstellung und Wirklichkeit, zwischen der Einbildung und Wahrheit. Was in der Wirklichkeit ein todter Stein oder Klotz, ist in ihrer Vorstellung ein lebendiges Wesen, sichtbar kein Gott sondern etwas ganz Andres, aber unsichtbar, dem Glauben nach ein Gott. Die Naturreligion ist deswegen auch stets in Gefahr, aufs bitterste enttäuscht zu werden, denn es gehört nichts weiter dazu als ein Axthieb, um sie z. B. zu überzeugen, daß kein Blut aus ihren verehrten Bäumen fließt, also kein lebendiges, göttliches Wesen in ihnen wohnt. Wie entzieht sich nun aber die Religion diesen groben Widersprüchen und Enttäuschungen, denen sie sich in der Verehrung der Natur aussetzt? Nur dadurch, daß sie ihren Gegenstand selbst zu einem unsichtbaren, überhaupt unsinnlichen macht, zu einem Wesen, das nur ein Gegenstand des Glaubens, der Vorstellung, Phantasie, kurz des Geistes, also an sich selbst ein geistiges Wesen ist.

37.

So wie der Mensch aus einen nur physikalischen Wesen ein politisches, überhaupt ein sich von der Natur unterscheidendes, und auf sich selbst sich concentrirendes Wesen wird, so wird auch sein Gott aus

einem nur physikalischen Wesen ein politisches, von der Natur unterschiedenes Wesen. Zur Unterscheidung seines Wesens von der Natur und folglich zu einem von der Natur unterschiedenen Gott kommt daher der Mensch zunächst nur durch seine Vereinigung mit andern Menschen zu einem Gemeinwesen, wo ihm von den Naturmächten unterschiedene, nur im Gedanken oder in der Vorstellung existirende Mächte, politische, moralische, abstracte Mächte, die Macht des Gesetzes, der Meinung [1]), der Ehre, der Tugend Gegenstand seines Bewußtseins und Abhängigkeitsgefühles, die physikalische Existenz des Menschen seiner menschlichen, bürgerlichen oder moralischen Existenz untergeordnet, die Naturmacht, die Macht über Tod und Leben zu einem Attribut und Werkzeug der politischen oder moralischen Macht herabgesetzt wird. Zeus ist der Gott des Blitzes und Donners, aber er hat diese furchtbaren Waffen nur dazu in seinen Händen, um die Frevler an seinen Geboten, die Meineidigen, die Gewaltthätigen niederzuschmettern. Zeus ist der Vater der Könige, „von Zeus sind die Könige." Mit Blitz und Donner unterstützt also Zeus die Macht und Würde der Könige [2]). „Der König, heißt es in Menus Gesetzbuch, verbrennt gleichwie die Sonne Augen und Herzen, deswegen kann kein menschliches Geschöpf auf Erden ihn nur ansehn. Er ist Feuer und Luft, er ist Sonne und Mond, er ist der Gott der peinlichen Gesetze. Das Feuer verzehrt nur einen Einzigen, der aus Sorglosigkeit ihm zu nahe gekommen ist, aber das Feuer eines Königs, wenn er zornig ist, verbrennt eine ganze Familie mit all ihren Vieh und Gütern .... In seinem Muthe wohnt Eroberung und in seinem Zorne Tod." Eben so gebietet der Gott der Israeliten mit Blitz und Donner seinen Auserwählten zu wandeln in allen Wegen, die er ihnen geboten hat, „auf daß sie leben mögen und es ihnen wohl gehe

---

1) Bei Hesiod heißt es ausdrücklich: auch die Pheme (Ruf, Gerücht, öffentliche Meinung) ist eine Gottheit.

2) Die ursprünglichen und ältesten Könige sind übrigens wohl zu unterscheiden von den legitimen. Diese sind, ungewöhnliche Fälle abgerechnet, gewöhnliche, für sich selbst bedeutungslose, jene aber waren ungewöhnliche, ausgezeichnete, geschichtliche Individuen. Die Vergötterung ausgezeichneter Menschen, namentlich nach ihrem Tode, ist daher die natürlichste Uebergangsstufe von den eigentlichen naturalistischen Religionen zu den mytho- und anthropologischen, obwohl sie auch gleichzeitig mit der Naturverehrung stattfinden kann. Die Verehrung ausgezeichnete Menschen als Götter fällt übrigens keineswegs nur in fabelhafte Zeiten. So vergötterten die Schweden noch zur Zeit des Christenthums ihren König Erich und brachten ihm nach seinem Tode Opfer dar.

und sie lange leben im Lande." So verschwindet die Macht der Natur als solcher und das Gefühl der Abhängigkeit von ihr vor der politischen oder moralischen Macht! Während den Sklaven der Natur der Glanz der Sonne so verblendet, daß er wie der katschinische Tartar täglich zu ihr betet: „Schlag mich nicht todt," verblendet dagegen den politischen Sklaven der Glanz der königlichen Würde so sehr, daß er vor ihr als einer göttlichen, weil über Tod und Leben gebietenden Macht niederfällt. Die Titel der römischen Kaiser selbst unter den Christen noch waren: „Eure Gottheit," „Eure Ewigkeit." Ja selbst heutigen Tags noch sind bei den Christen Heiligkeit und Majestät, die Titel und Eigenschaften der Gottheit, Titel und Eigenschaften der Könige. Die Christen entschuldigen zwar diesen politischen Götzendienst mit der Vorstellung, der König sei nur der Stellvertreter Gottes auf Erden, Gott sei der König der Könige. Allein diese Entschuldigung ist nur Selbsttäuschung. Abgesehen davon, daß die Macht des Königs eine höchst empfindliche, unmittelbare, sinnliche, sich selbst-vertretende, die Macht des Königs der Könige nur eine mittelbare vorgestellte ist — Gott wird nur da als Regent det Welt, als königliches oder überhaupt politisches Wesen bestimmt und betrachtet, wo das königliche Wesen so den Menschen einnimmt, bestimmt und beherrscht, daß es ihm für das höchste Wesen gilt. „Brahma sagt Menu, bildete im Anfang der Zeit zu seinem Gebrauche den Genius der Strafe mit einem Körper von reinem Lichte als seinen eigenen Sohn, ja als den Urheber der peinlichen Gerechtigkeit, als den Beschützer aller erschaffenen Dinge. Aus Furcht vor der Strafe ist dieses Weltall im Stande sein Glück zu genießen." So macht der Mensch selbst die Strafen seines peinlichen Rechts zu göttlichen, weltbeherrschenden Mächten, die peinliche Halsgerichtsordnung zur Ordnung des Weltalls, den Criminalcodex zum Codex der Natur. Kein Wunder, daß er die Natur den wärmsten Antheil an seinen politischen Leiden und Leidenschaften nehmen läßt, ja selbst den Bestand der Welt vor dem Bestand eines königlichen Throns oder päbstlichen Stuhls abhängig macht. Was für ihn von Wichtigkeit ist, das ist natürlich auch von Wichtigkeit für alle andern Wesen, was sein Auge trübt, das trübt auch den Glanz der Sonne, was sein Herz bewegt, das setzt auch Himmel und Erde in Bewegung — sein Wesen ist ihm das universale Wesen, das Wesen der Welt, das Wesen der Wesen.

38.

Woher kommt es, daß der Orient keine solche lebendige fortschreitende Geschichte hat, wie der Occident? weil im Orient der Mensch nicht über dem Menschen die Natur, nicht über dem Glanz des menschlichen Auges den Glanz der Sterne und Edelsteine, nicht über dem rhetorischen „Blitz und Donner" den meteorologischen Blitz und Donner, nicht über dem Lauf der Tagsbegebenheiten den Lauf der Sonne und Gestirne, nicht über dem Wechsel der Mode den Wechsel der Jahreszeiten vergißt. Wohl wirft sich der Orientale selbst in den Staub nieder vor dem Glanz der königlichen, politischen Macht und Würde, aber dieser Glanz ist doch selbst nur ein Abglanz der Sonne und des Mondes; der König ist ihm nicht als ein irdisches, menschliches, sondern als ein himmlisches, göttliches Wesen Gegenstand. Neben einem Gotte aber verschwindet der Mensch; erst wo die Erde sich entgöttert, die Götter in den Himmel emporsteigen, aus wirklichen Wesen zu nur vorgestellten Wesen werden, erst da haben die Menschen Platz und Raum für sich, erst da können sie ungeniert als Menschen sich zeigen und geltend machen. Der Orientale verhält sich zum Occidentalen, wie der Landmann zum Städter. Jener ist abhängig von der Natur, dieser vom Menschen, jener richtet sich nach dem Stande des Barometers, dieser nach dem Stande der Papiere, jener nach den sich immer gleich bleibenden Zeichen des Thierkreises, dieser nach den immer wechselnden Zeichen der Ehre, Mode und Meinung. Nur die Städter machen darum Geschichte; nur die menschliche „Eitelkeit" ist das Princip der Geschichte. Nur wer die Macht der Natur der Macht der Meinung, sein Leben seinem Namen, seine Existenz im Leibe seiner Existenz im Munde und Sinne der Nachwelt aufzuopfern vermag, nur der ist fähig zu geschichtlichen Thaten.

39.

Die Anrede des griechischen Komikers Anaxandrides bei Athenäus an die Aegypter: „In Euere Gesellschaft taug ich nicht, nicht sind einstimmig unsre Sitten und Gesetze, Ihr betet an den Ochsen, den ich den Göttern opfere, ein großer Gott ist Euch der Aal, doch mir ein großer Leckerbissen, Ihr scheuet euch vor Schweinefleisch, ich schmaus' es mit Vergnügen, Ihr ehrt den Hund, ich schlage ihn, wenn er mir wegschnappt einen Bissen, Ihr seid bestürzt, wenn einer Katz' was fehlt, ich freue mich und zieh ihr ab das Fell, Ihr macht Euch aus der Spitzmaus was, ich aber nichts" — diese Anrede charakterisirt vortreff-

lich den Gegensatz zwischen der gebundenen und ungebundenen, d. i. der religiösen und irreligiösen, freien, menschlichen Anschauung der Natur. Dort ist die Natur ein Gegenstand der Verehrung, hier des Genußes, dort ist der Mensch für die Natur, hier die Natur für den Menschen, dort Zweck, hier Mittel, dort über, hier unter dem Menschen. [1]) Dort ist eben deswegen der Mensch excentrisch, außer sich, außer der Sphäre seiner Bestimmung, die ihn nur auf sich selbst verweist, hier dagegen besonnen, nüchtern, bei sich selbstbewußt. Dort erniedrigt sich consequent der Mensch zum Beweis seiner naturreligiösen Demuth selbst bis zur Begattung mit den Thieren (Herodot); hier dagegen erhebt sich der Mensch im Vollgefühl seiner Kraft und Würde zur Vermischung mit den Göttern zum schlagenden Beweise, daß auch selbst in den himmlischen Göttern kein anderes als menschliches Blut rollt, daß das eigenthümlich ätherische Götterblut nur eine poetische Vorstellung ist, die in der Wirklichkeit, in der Praxis nicht Stich hält.

40.

Wie die Welt, die Natur dem Menschen *erscheint*, so *ist* sie scilicet für ihn, nach seiner Vorstellung; seine Gefühle, seine Vorstellungen sind ihm unmittelbar und unbewußt das Maß der Wahrheit und Wirklichkeit, und sie *erscheint ihm eben so, wie er selbst ist*. Sowie der Mensch zum Bewußtsein kommt, daß trotz Sonne und Mond, Himmel und Erde, Feuer und Wasser, Pflanzen und Thieren zum Leben des Menschen die Anwendung und zwar die richtige der eignen Kräfte nothwendig ist, daß „mit Unrecht klagen die Sterblichen wider die Götter, *sie selber schaffen durch Unverstand auch gegen Geschick sich das Elend*" daß Laster und Thorheit Krankheit, Unglück, Tod, Tugend und Weisheit dagegen Gesundheit, Leben und Glück zur Folge haben, folglich die das Schicksal des Menschen bestimmenden Mächte Verstand und Wille sind, so wie also der Mensch nicht mehr wie der Wilde ein nur vom Zufall augenblicklicher Eindrücke und Affecte beherrschtes, sondern durch Grundsätze, Weisheitsregeln, Vernunftgesetze sich bestimmendes, ein denkendes, verständiges Wesen

---

1) Ich setze hier die Griechen auf denselben Standpunkt mit den Israeliten, während ich sie im Wesen des Christenthums diesen entgegensetze. Welch ein Widerspruch! Mit Nichten; Dinge, die, mit sich verglichen, ungleich sind, fallen gegen ein Drittes gehalten zusammen. Uebrigens gehört zum Genuß der Natur vor Allem auch der *ästhetische, theoretische Genuß*.

wird, so erscheint, so ist ihm auch die Natur, die Welt ein von Verstand und Wille abhängiges, bestimmtes Wesen.

41.

Wo sich der Mensch mit Wille und Verstand über die Natur erhebt, Supranaturalist wird, da wird auch Gott ein supranaturalistisches Wesen. Wo sich der Mensch zum Herrscher aufwirft „über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über das Vieh und über die ganze Erde und über alles Gewürm, das auf Erden kriechet," da ist ihm die Herrschaft über die Natur die höchste Vorstellung, das höchste Wesen, der Gegenstand seiner Verehrung, seiner Religion daher der Herr und Schöpfer der Natur, denn eine nothwendige Folge der Voraussetzung vielmehr der Herrschaft ist die Schöpfung. Ist der Herr der Natur nicht zugleich ihr Urheber, so ist sie ja ihrem Ursprung und Dasein nach von ihm unabhängig, seine Macht beschränkt und mangelhaft — denn wenn er sie hätte machen können, warum sollte er sie nicht gemacht haben? — seine Herrschaft über sie nur eine usurpirte, keine angestammte, keine rechtmäßige. Nur was ich hervorbringe, mache, habe ich ja vollständig in meiner Gewalt. Erst aus der Autorschaft folgt das Eigenthumsrecht. Mein ist das Kind, weil ich sein Vater. Erst in der Schöpfung also bewahrheitet, verwirklicht, erschöpft sich die Herrschaft. Die Götter der Heiden waren wohl auch schon Herren der Natur, aber keine Schöpfer derselben, darum nur constitutionelle, beschränkte, in bestimmte Grenzen eingeschlossene, nicht absolute Monarchen der Natur, d. h. die Heiden waren noch nicht absolute, unbedingte, radicale Supranaturalisten.

42.

Die Theisten haben die Lehre von der Einheit Gottes für eine ihrem Ursprunge nach übernatürliche, geoffenbarte Lehre erklärt, ohne zu bedenken, daß der Mensch die Quelle des Monotheismus in sich selbst hat, daß der Grund der Einheit Gottes nur die Einheit des menschlichen Bewußtseins und Geistes ist. In unendlicher Vielheit und Verschiedenheit breitet sich die Welt vor meinen Augen aus, aber gleichwohl umspannt alle diese zahllosen und verschiedenen Dinge, Sonne, Mond und Sterne, Himmel und Erde, Nahes und Fernes, Gegenwärtiges und Abwesendes, mein Geist, mein Kopf. Dieses für den religiösen, d. i. unge-

bildeten Menschen wunderbare, übernatürliche, an keine Schranken der Zeit und des Orts gebundene, auf keine bestimmte Gattung der Dinge eingeschränkte, alle Dinge, alle Wesen, ohne selbst ein Ding oder sichtbares Wesen zu sein, umfassende Wesen des menschlichen Geistes oder Bewußtseins ist es, was der Monotheismus an die Spitze der Welt stellt und zu ihrer Ursache macht. Gott spricht, Gott denkt die Welt, so ist sie; Gott sagt, sie sei nicht, Gott denkt und will sie nicht, so ist sie nicht, d. h. ich kann in meinem Denken, meiner Vorstellungs- oder Einbildungskraft alle Dinge, folglich auch die Welt selbst nach Willkühr kommen und verschwinden, entstehen und vergehen lassen. Der Gott, der die Welt aus Nichts geschaffen und wenn er will wieder ins Nichts verstößt, ist nichts anders, als das Wesen der menschlichen Abstractions- und Einbildungskraft, in welcher ich beliebig mir die Welt als seiend oder nicht seiend vorstellen, ihr Sein setzen oder aufheben kann. Dieses subjective Nichtsein, dieses Nichtsein der Welt in der Vorstellung macht der Monotheismus zu ihrem objectiven, wirklichen Nichtsein. Der Polytheismus, die Naturreligion überhaupt macht die wirklichen Wesen zu vorgestellten Wesen, zu Wesen der Einbildung, der Monotheismus vorgestellte Wesen, Vorstellungen, Einbildungen, Gedanken zu wirklichen Wesen, oder vielmehr das Wesen der Vorstellungs-, Denk- und Einbildungskraft zum wirklichsten, absoluten höchsten Wesen. Die Macht Gottes, sagt ein Gottesgelehrter erstreckt sich so weit, als sich das Vorstellungsvermögen des Menschen erstreckt, aber wo ist die Grenze des Vorstellungsvermögens? was ist der Einbildungskraft unmöglich? Alles, was ist, kann ich mir als nicht seiend, alles was nicht ist, als wirklich denken; so kann ich mir „diese" Welt als nicht seiend, unzählige andere Welten als wirklich vorstellen. Das als wirklich Vorgestellte ist das Mögliche. Gott aber ist das Wesen, dem nichts unmöglich ist, der Kraft nach der Schöpfer unzähliger Welten, der Inbegriff aller Möglichkeiten, aller Vorstellbarkeiten, d. h. eben er ist nichts andres, als das verwirklichte, vergegenständlichte, als wirkliches und zwar als das allerwirklichste, als das absolute Wesen gedachte oder vorgestellte Wesen des menschlichen Einbildungs-, Denk- und Vorstellungsvermögens. Der Schöpfer der Welt ist daher nichts weiter, als die zur Ursache der Welt erhobene, personificirte Einbildungskraft des Menschen.

43.

Der eigentliche Theismus oder Monotheismus entspringt nur da, wo der Mensch die Natur deswegen, weil sie sich nicht nur zu seinen nothwendigen, organischen Lebensverrichtungen, sondern auch zu seinen willkührlichen bewußten Zwecken, Verrichtungen und Genüssen willen- und bewußtlos verwenden läßt, nur auf sich bezieht und diese Beziehung zu ihrem Wesen, sich also zum Endzweck, zum Central- und Einheitspunkt[1]) der Natur macht. Wo die Natur ihren Zweck außer sich hat, da hat sie auch nothwendig ihren Grund und Anfang außer sich; wo sie nur für ein andres Wesen ist, da ist sie auch nothwendig vor einem andern Wesen, und zwar einem Wesen, dessen Absicht oder Zweck bei der Hervorbringung derselben der Mensch als das die Natur genießende und zu seinem Besten verwendende Wesen war. Der Anfang der Natur fällt daher nur da in Gott, wo das Ende derselben in den Menschen fällt[2]), oder die Lehre: Gott ist der Schöpfer der Welt, hat ihren Grund und Sinn nur in der Lehre: der Mensch ist der Zweck der Schöpfung. Schämt ihr Euch des Glaubens, daß die Welt für den Menschen geschaffen, gemacht ist, o! so schämt Euch auch des Glaubens, daß sie überhaupt geschaffen, gemacht ist. Wo geschrieben steht: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde,“ eben dort steht auch geschrieben: „Gott machte zwei große Lichter und dazu auch Sterne und setzte sie an die Veste des Himmels, daß sie schienen auf die Erde und den Tag und die Nacht regierten.“ Bezeichnet Ihr den Glauben an die Menschen als Zweck der Natur, als menschlichen Hochmuth, o! so bezeichnet doch auch den Glauben an einen Schöpfer der Natur als menschlichen Hochmuth. Nur das Licht, das um des Menschen willen leuchtet, ist das Licht der Theologie, nur das Licht, das lediglich wegen des sehenden Wesens da ist, setzt auch als Ursache ein sehendes Wesen voraus.

---

1) Ein Kirchenvater nennt ausdrücklich den Menschen, weil Gott in ihm das Universum in eine Einheit zusammenfassen wollte und daher Alles in ihm als seinem Zweck sich vereinige, Alles seinen Nutzen bezwecke, das Band aller Dinge, *συνδέςμον ἁπάντων*.

2) Allerdings ist auch der Mensch, als das individualisirte Wesen der Natur, der Schluß derselben, aber nicht in dem anti- und supranaturalistischen Sinne der Teleologie und Theologie.

44.

Das „geistige Wesen", welches der Mensch über die Natur oder als das sie begründende, schaffende Wesen ihr voraussetzt, ist nichts andres, als das geistige Wesen des Menschen selbst, das ihm aber deswegen als ein andres, von ihm unterschiedenes und unvergleichliches Wesen erscheint, weil er es zur Ursache der Natur macht, zur Ursache von Wirkungen, welche der menschliche Geist, der menschliche Wille und Verstand nicht hervorbringen kann, weil er also mit diesem geistigen, menschlichen Wesen zugleich das vom menschlichen Wesen unterschiedene Wesen der Natur verbindet[1]). Der göttliche Geist ist es, der das Gras wachsen läßt, das Kind im Mutterleibe bildet, die Sonne in ihrer Laufbahn hält und bewegt, die Berge aufthürmt, den Winden gebietet, das Meer in seine Grenzen einschließt. Was ist gegen diesen Geist der menschliche Geist! wie klein, wie beschränkt, wie nichtig! Wenn daher der Rationalist die Menschwerdung Gottes, die Vereinigung der göttlichen und menschlichen Natur verwirft, so kommt das hauptsächlich nur daher, daß ihm hinter seinem Gotte nichts Andres im Kopfe spukt, als die Natur, namentlich die Natur, wie sie durch das Teleskop der Astronomie dem menschlichen Auge aufgeschlossen wurde. Wie sollte, ruft er entrüstet aus, jenes große, unendliche, universale Wesen, das nur in dem großen, unendlichen Universum seine entsprechende Darstellung und Wirkung hat, um des Menschen willen auf die Erde kommen, die doch vor der unermeßlichen Größe und Fülle des Weltalls in Nichts verschwindet? Welche unwürdige, kleinliche, „menschliche" Vorstellung! Gott auf die Erde concentriren, Gott in den Menschen versenken, heißt den Ocean in einen Tropfen, den Saturnusring in einen Fingerring fassen wollen. Allerdings ist es eine beschränkte Vorstellung, daß das Wesen der Welt nur auf die Erde oder den Menschen beschränkt, die Natur nur um seinet willen ist, die Sonne nur um des menschlichen Auges willen leuchtet. Aber Du siehst nicht, kurzsichtiger Rationalist, daß das, was sich in Dir wider die Vereinigung Gottes mit dem Menschen sträubt, was Dir diese Vereinigung als einen unsinnigen Wider-

---

1) Diese Verbindung oder Vermischung des „moralischen" und „physischen", des menschlichen und nicht menschlichen Wesens erzeugt ein drittes Wesen, welches weder Natur, noch Mensch ist, aber an beiden amphibienartig Theil hat, und eben wegen dieser seiner Sphinxnatur der Abgott der Mystik und theologischen Speculation ist.

spruch erscheinen läßt, nicht die Vorstellung Gottes, sondern der Natur oder Welt ist; Du siehst nicht, daß der Vereinigungspunkt das Tertium comparationis zwischen Gott und Mensch nicht das Wesen ist, dem Du die Macht und Wirkungen der Natur, seis nun mittelbar oder unmittelbar, zuschreibst, sondern vielmehr das Wesen, welches sieht und hört, weil Du siehst und hörst, Bewußtsein, Verstand und Willen hat, weil Du sie hast, das Wesen also, welches Du von der Natur unterscheidest, weil Du Dich selbst von ihr unterscheidest. Was kannst Du also dagegen haben, wenn Dir dieses menschliche Wesen endlich als wirklicher Mensch vor die Augen tritt? wie kannst Du die Consequenz verwerfen, wenn Du das Princip derselben festhältst? wie den Sohn verläugnen, wenn Du den Vater anerkennst? Ist Dir der Gottmensch ein Geschöpf der menschlichen Phantasie und Selbstvergötterung, so erkenne auch in dem Schöpfer der Natur ein Geschöpf der menschlichen Einbildungskraft und Selbsterhebung über die Natur. Willst Du ein Wesen ohne alle Anthropomorphismen, ohne alle menschliche Zusätze, sie seien nun Zusätze des Verstandes oder Herzens oder der Phantasie, so sei so muthig und consequent, Gott überhaupt aufzugeben und Dich nur auf die pure, blanke, gottlose Natur als die letzte Basis Deiner Existenz zu berufen und zu stützen. So lange Du einen Unterschied Gottes von der Natur bestehen läßt, so lange läßt Du einen menschlichen Unterschied bestehen, so lange verkörperst Du in Gott nur deinen eignen Unterschied, so lange vergötterst Du in dem Urwesen nur dein eigenes Wesen; denn wie Du zum Unterschiede vom menschlichen Wesen kein anderes Wesen hast und kennst, als die Natur, so hast und kennst Du umgekehrt zum Unterschiede von der Natur kein anderes Wesen, als das menschliche.

45.

Die Anschauung des menschlichen Wesens als eines vom Menschen unterschiedenen, gegenständlichen Wesens, oder kurzweg: die Vergegenständlichung des menschlichen Wesens hat zur Voraussetzung die Vermenschlichung des vom Menschen unterschiedenen, gegenständlichen Wesens oder die Anschauung der Natur als eines menschlichen Wesens[1]). Wille und Verstand erscheinen daher dem

1) Von diesem Standpunkte aus betrachtet, ist daher der Schöpfer der Natur nichts Anderes, als das vermittelst der Abstraction von der wirklichen Natur, von der

Menschen nur deswegen als die Grundkräfte oder Ursachen der Natur, weil ihm die unabsichtlichen Wirkungen der Natur im Lichte seines Verstandes als *absichtliche*, als *Zwecke*, die Natur also als ein selbst verständiges Wesen oder doch wenigstens als eine reine Verstandessache erscheint. Wie Alles gesehen wird von der Sonne — der Sonnengott, „Helios hört und sieht Alles" — weil der Mensch im Sonnenlichte Alles sieht, so ist Alles *an sich selbst* ein Gedachtes, weil der Mensch es denkt, ein *Verstandeswerk*, weil für ihn ein *Verstandesobject*. Weil er die Sterne und ihre Abstände von einander ausmißt, so *sind* sie ausgemessen; weil er zur *Erkenntniß* der Natur Mathematik anwendet, so ist sie auch zur *Hervorbringung* derselben angewandt worden; weil er das Ziel einer Bewegung, das Resultat einer Entwickelung, die Verrichtung eines Organs *voraussieht*, so ist sie auch per se eine *vorhergesehene*; weil er von der Lage oder Richtung eines Weltkörpers sich das *Gegentheil*, ja unzählig andere Richtungen *vorstellen kann*, aber bemerkt, daß, wenn diese Richtung wegfiele, auch zugleich eine Reihe fruchtbarer, wohlthätiger Folgen wegfiele, und daher diese Folgenreihe als den *Grund* denkt, warum gerade diese und keine andere Richtung ist, so ist sie auch *wirklich* und *ursprünglich* lediglich aus Rücksicht ihrer wohlthätigen Folgen aus der *Menge anderer Richtungen*, die *gleichwohl nur im Kopfe des Menschen existiren*, mit bewundernswürdiger Weisheit *ausgewählt* worden. So ist dem Menschen und zwar unmittelbar, ohne Unterscheidung, das Princip des Erkennens das Princip des Seins, das *gedachte* Ding das *wirkliche* Ding, der Gedanke vom Gegenstand das Wesen des Gegenstandes, das a Posteriori das a Priori. Der Mensch denkt die Natur *anders als sie ist*, kein Wunder, daß er ihr auch ein *anderes* Wesen, als sie selbst ist, ein Wesen, das nur in seinem Kopfe existirt, ja nur das *Wesen seines eigenen Kopfes* ist, als Grund und Ursache ihrer Wirklichkeit voraussetzt. Der Mensch kehrt die natürliche Ordnung der Dinge um: er stellt die Welt im eigentlichsten Sinne *auf den Kopf*, er macht die *Spitze* der Pyramide zu ihrer *Basis* — das Erste im Kopf oder für den Kopf, den Grund, warum Etwas ist, zum Ersten in der Wirklichkeit, zur Ursache, wo-

Natur, wie sie Gegenstand der Sinne, unterschiedene und abgesonderte, vermittelst der Einbildungskraft in ein menschliches oder menschenähnliches Wesen verwandelte, popularisirte, anthropomorphosirte, personificirte Wesen der Natur.

durch es ist. Der Grund einer Sache geht im Kopfe der Sache selbst voran. Dies ist der Grund, warum dem Menschen das Vernunft- oder Verstandeswesen, das Denkwesen das — nicht nur logisch, sondern auch physisch — erste Wesen, das Grundwesen ist.

46.

Das Geheimniß der Teleologie beruht nur auf dem Widerspruche zwischen der Nothwendigkeit der Natur und der Willkühr des Menschen, zwischen der Natur, wie sie wirklich ist, und zwischen der Natur, wie sie der Mensch vorstellt. Wenn die Erde wo anders, wenn sie z. B. da stände, wo der Merkur steht, so würde vor unmäßiger Hitze Alles zu Grunde gehen. Wie weise ist also die Erde gerade dahin placirt, wohin sie vermöge ihrer Beschaffenheit paßt! Aber worin besteht diese Weisheit? Lediglich im Widerspruche, im Gegensatze zu der menschlichen Thorheit, welche willkührlich in Gedanken die Erde an einen andern Ort stellt, als sie in der Wirklichkeit hat. Wenn Du erst aus einander reißt, was in der Natur unzertrennlich ist, wie der astronomische Standpunkt eines Weltkörpers und seine physikalische Beschaffenheit, so muß Dir natürlich hintendrein die Einheit in der Natur als Zweckmäßigkeit, die Nothwendigkeit als Plan, der wirkliche, nothwendige, mit seinem Wesen identische Ort eines Weltkörpers im Gegensatze zu dem unpassenden, den Du gedacht und gewählt hast, als der vernünftige, richtig ausgedachte, mit Weisheit ausgewählte Ort erscheinen. „Wenn der Schnee eine schwarze Farbe hätte oder die letztere in den Polarländern vorherrschte... so wären die gesammten Polargegenden der Erde eine mit organischem Leben unverträgliche, finstere Einöde.... So giebt die Anordnung der Farben der Körper ... einen der schönsten Beweise für die zweckmäßige Einrichtung der Welt.“ Ja wohl, wenn der Mensch nicht Schwarz auf Weiß machte, wenn nicht die menschliche Thorheit mit der Natur nach Belieben schaltete, so waltete auch keine göttliche Weisheit über der Natur.

47.

„Wer hat dem Vogel gesagt, daß er nur seinen Schwanz zu erheben, wann er niederfliegen oder ihn niederzudrücken braucht, wann er höher steigen will? Der muß völlig blind sein, welcher beim Fluge

der Vögel keine höhere Weisheit gewahrt, die statt ihrer gedacht hat.“ Allerdings muß er blind sein, aber nicht für die Natur, sondern für den Menschen, der sein Wesen zum Urbild der Natur, die Verstandeskraft zur Urkraft erhebt, der von der Einsicht in die Mechanik des Fliegens den Flug der Vögel abhängig, seine von der Natur abstrahirte Begriffe zu Gesetzen macht, welche die Vögel im Fluge anwenden, wie der Reiter die Regeln der Reitkunst, der Schwimmer die Regeln der Schwimmkunst, nur mit dem Unterschied, daß den Vögeln die Anwendung der Fliegkunst eine angeborene, angeschaffene ist. Allein der Flug der Vögel beruht auf keiner Kunst. Kunst ist nur dort, wo auch das Gegentheil der Kunst ist, wo ein Organ eine Verrichtung ausübt, die nicht unmittelbar, nicht nothwendig mit demselben verbunden ist, nicht sein Wesen erschöpft, nur eine besondere ist neben vielen andern wirklichen oder möglichen Verrichtungen desselben Organs. Der Vogel kann aber nicht anders fliegen, als er fliegt und nicht auch nicht fliegen; er muß fliegen. Das Thier kann immer nur dieses Einzige, was es kann, sonst schlechterdings nichts, und es kann eben deswegen dieses Eine so meisterhaft, so unübertrefflich, weil es alles Andere nicht kann, weil in dieser einen Verrichtung sein ganzes Vermögen erschöpft, diese eine Verrichtung mit seinem Wesen selbst identisch ist. Wenn Du daher die Handlungen und Verrichtungen der Thiere, namentlich der niedern, mit sogenannten Kunsttrieben begabten, nicht ohne Voraussetzung eines Verstandes, der statt ihrer gedacht hat, Dir erklären kannst, so kommt das nur daher, daß Du denkst, die Gegenstände ihrer Thätigkeit seien ihnen so Gegenstand, wie sie Gegenstand Deines Bewußtseins und Verstandes sind. Denkst Du einmal die Werke der Thiere als Kunstwerke, als willkührliche Werke, so mußt Du natürlich auch den Verstand als ihre Ursache denken, denn ein Kunstwerk setzt Auswahl, Absicht, Verstand voraus, und folglich, da Dir zugleich die Erfahrung doch wieder zeigt, daß die Thiere selbst nicht denken, ein anderes Wesen statt ihrer denken lassen. [1]) „Wisset ihr der Spinne Rath zu

---

1) So ist überhaupt in allen Schlüssen von der Natur auf einen Gott die Prämisse, die Voraussetzung eine menschliche, kein Wunder, daß dann das Resultat ein menschliches oder menschenähnliches Wesen ist. Ist die Welt eine Maschiene, ein Haus, so muß natürlich ein Baumeister derselben sein. Sind die Naturwesen so gleichgültig gegen einander, wie die menschlichen Individuen, die sich zu irgend einem willkührlichen Staatszweck, z. B. zum Kriegsdienst, zum Straßenbau nur durch eine höhere Gewalt verwenden und vereinigen lassen, so muß natürlich

geben, wie sie die Fäden von einem Baume zum andern, von einer Spitze des Hauses zur andern, von einer Höhe diesseits des Wassers zu einer andern jenseits des Wassers hinüberbringen und anheften soll?" Nimmermehr; aber glaubst Du denn, daß hier Rath von nöthen sei, daß die Spinne in derselben Lage sich befindet, in der Du Dich befändest, wenn Du diese Aufgabe aus dem *Kopfe* lösen solltest, daß es für sie wie für Dich ein Diesseits und Jenseits giebt? Zwischen der Spinne und dem Gegenstand, woran sie die Fäden ihres Netzes befestigt, ist ein so nothwendiger Zusammenhang, als zwischen Deinem Knochen und Muskel; denn der Gegenstand außer ihr ist für sie nichts anderes als der Anhaltspunkt ihres Lebensfadens, die Stütze ihres Fangwerkzeugs. Sie sieht nicht, was Du siehst; alle die Trennungen, Unterschiede, Abstände, die oder wenigstens *wie* sie Dein Verstandesauge macht, existiren gar nicht für sie. Was daher für Dich ein unauflösliches *theoretisches Problem* ist, das thut die Spinne *ohne Verstand* und folglich *ohne alle die Schwierigkeiten*, die nur für Deinen Verstand existiren. „Wer hat den Blattläusen gesagt, daß sie im Herbst ihre Nahrung am Zweige, an der Knospe reichlicher finden als am Blatte? Wer hat ihnen den Weg zur Knospe, zum Zweige bezeichnet? Für die Blattlaus, die auf dem Blatte geboren wurde, ist die Knospe nicht nur eine ferne, sondern auch völlig unbekannte Provinz. Ich bete den Schöpfer der Blattlaus und der Schildlaus an und schweige." Freilich mußt Du schweigen, wenn Du die Blatt- und Schildläuse zu Predigern des Theismus machst, wenn Du ihnen *Deine Gedanken unterschiebst*, denn nur für die *anthropomorphisirte* Blattlaus ist die Knospe eine *ferne* und *unbekannte* Provinz, aber nicht für die Blattlaus an sich, welcher das Blatt *nicht als Blatt*, die Knospe *nicht als Knospe*, sondern nur als assimilirbarer, gleichsam chemisch verwandter Stoff Gegenstand ist. Es ist daher nur der *Widerschein Deines Auges*, der Dir die Natur

---

auch ein Regent, ein Gewalthaber, ein General en chef der Natur — ein „Kapitain der Wolken" — sein, wenn sie nicht in „Anarchie" sich auflösen soll. So macht der Mensch zuerst, unbewußt die Natur zu einem *menschlichen Werk*, d. h. sein Wesen zum Grundwesen derselben, da er aber doch hernach oder zugleich den Unter*schied* gewahrt zwischen den Werken der Natur und den Werken der menschlichen Kunst, so erscheint ihm dieses sein eignes Wesen als ein *anderes*, aber *analoges*, ähnliches. Alle Beweise vom Dasein Gottes haben daher nur *logische* oder vielmehr anthropologische Bedeutung, sintemal und alldieweil auch die logischen Formen Formen des menschlichen Wesens, Producte des menschlichen Kopfes sind.

als das Werk eines Auges erscheinen läßt, der Dich nöthigt, die Fäden, die die Spinne aus ihrem Hintern hervorzieht, aus dem Kopfe eines denkenden Wesens abzuleiten. Die Natur ist Dir nur ein Schauspiel, ein Augenfest; Du glaubst daher, was Dein Auge entzückt, bewege und regiere auch die Natur; so machst Du das himmlische Licht, in dem sie Dir erscheint, zu dem himmlischen Wesen, das sie erschaffen, den Strahl des Auges zum Hebel der Natur, den Sehnerven zum Bewegungsnerven des Weltalls. Die Natur von einem weisen Schöpfer ableiten, heißt mit dem Blicke Kinder zeugen, mit dem Wohlgeruch der Speisen den Hunger stillen, mit dem Wohlklang der Töne Felsen bewegen. Wenn der Grönländer den Haifisch aus menschlichem Urin entspringen läßt, weil er in der Nase des Menschen nach Urin riecht, so ist diese zoologische Genesis eben so begründet, als die kosmologische Genesis des Theisten, wenn er die Natur deswegen aus dem Verstande entspringen läßt, weil sie auf den Verstand des Menschen den Eindruck der Verständigkeit und Absichtlichkeit macht. Wohl ist die Erscheinung der Natur für uns Vernunft, aber die Ursache dieser Erscheinung ist so wenig Vernunft, als die Ursache des Lichtes Licht ist.

48.

Warum macht die Natur Mißbildungen? weil ihr das Resultat einer Bildung nicht im Voraus als Zweck Gegenstand ist. Warum z. B. sogenannte Katzenköpfe? weil sie bei der Bildung des Hirns nicht an den Schädel denkt, nicht weiß, daß ihr zur Bedeckung desselben Knochensubstanz fehlt. Warum überzählige Glieder? weil sie nicht zählt. Warum links, was in der Regel rechts oder rechts, was in der Regel links liegt? weil sie nicht weiß was rechts oder links ist. Die Mißbildungen sind daher populäre, eben deswegen schon von den alten Atheisten und selbst solchen Theisten, welche die Natur von der Vormundschaft der Theologie emancipirten, hervorgehobene Beweise, daß die Naturbildungen unvorhergesehene, unabsichtliche, unwillkührliche Producte sind, denn alle Gründe, die man zur Erklärung der Mißbildungen anführt, selbst die der neuesten Naturforscher, daß sie nur Folgen von Krankheiten des Fötus sind, würden ja wegfallen, wenn mit der schöpferischen oder bildenden Macht der Natur zugleich Wille, Verstand, Voraussicht, Bewußtsein verbunden wäre. Aber obgleich die Natur nicht sieht, so ist sie deswegen doch nicht blind, obgleich sie nicht lebt (im Sinne des menschlichen, überhaupt subjectiven, empfin-

denden Lebens), doch nicht todt, und ob sie gleich nicht nach Absichten bildet, so sind ihre Bildungen doch keine zufälligen; denn wo der Mensch die Natur als todt und blind, ihre Bildungen als zufällige bestimmt, da macht er sein (und zwar subjectives) Wesen zum Maß der Natur, da bestimmt er sie nun nach dem Gegensatz gegen sich, da bezeichnet er sie als ein mangelhaftes Wesen, weil sie nicht hat, was er hat. Die Natur wirkt und bildet überall, nur in und mit Zusammenhang — ein Zusammenhang, der für den Menschen Vernunft ist, denn überall wo er Zusammenhang wahrnimmt, findet er Sinn, Denkstoff, „zureichenden Grund," System — nur aus und mit Nothwendigkeit. Aber auch diese Nothwendigkeit der Natur ist keine menschliche, d. h. keine logische, metaphysische oder mathematische, überhaupt keine abstracte; denn die Naturwesen sind keine Gedankenwesen, keine logischen oder mathematischen Figuren, sondern wirkliche, sinnliche, individuelle Wesen; sie ist eine sinnliche, darum excentrische, exceptionelle, irreguläre, in Folge dieser Anomalien der Phantasie des Menschen selbst als Freiheit oder wenigstens als ein Product der Freiheit erscheinende Nothwendigkeit. Die Natur ist überhaupt nur durch sich selbst zu fassen; sie ist das Wesen, dessen „Begriff von keinem andern Wesen abhängt;" sie ist es allein, bei der der Unterschied zwischen dem, was ein Ding an sich und dem, was es für uns ist, gültig ist, sie allein, an die kein „menschlicher Maßstab" angelegt werden darf und kann, ob wir gleich ihre Erscheinungen mit analogen menschlichen Erscheinungen vergleichen und bezeichnen, um sie uns verständlich zu machen, überhaupt menschliche Ausdrücke und Begriffe wie Ordnung, Zweck, Gesetz, auf sie anwenden, und in Gemäßheit der Natur unserer Sprache, die nur auf den subjectiven Schein der Dinge gegründet ist, auf sie anwenden müssen.

49.

Die religiöse Bewunderung der göttlichen Weisheit in der Natur ist nur ein Moment der Begeisterung; sie bezieht sich nur auf die Mittel, aber erlischt in der Reflexion auf die Zwecke der Natur. Wie wunderbar ist das Netz der Spinne, wie wunderbar der Trichter des Ameisenlöwen im Sande! Aber worauf zwecken diese weisen Anstalten ab? Auf die Ernährung — ein Zweck, den der Mensch an sich zu einem bloßen Mittel herabsetzt. „Andere sagte Sokrates — diese andern

sind aber die Thiere, thierische Menschen — leben, um zu essen, ich aber esse, um zu leben." Wie prächtig ist die Blume, wie bewundernswürdig ihr Bau! Aber wozu dient dieser Bau, diese Pracht? Nur zur Verherrlichung und Beschützung der Geschlechtsorgane, welche der Mensch an sich aus Scham verbirgt oder gar aus Religionseifer verstümmelt. „Der Schöpfer der Blatt- und Schildläuse," den der Naturforscher, der Theoretiker anbetet und bewundert, der nur das animalische Leben, Ernährung und Fortpflanzung zu seinem Zwecke hat, ist daher nicht der wahre Gott und Schöpfer, nicht der Schöpfer im Sinne der Religion. Nein! nur der Schöpfer des Menschen erst, und zwar des Menschen, wie er sich von der Natur unterscheidet, über die Natur sich erhebt, der Schöpfer, in welchem der Mensch das Bewußtsein seiner selbst besitzt, in welchem er die seine Natur im Unterschiede von der äußern Natur begründenden Eigenschaften und zwar so, wie er sie sich in der Religion vorstellt, repräsentirt findet, ist der Gott und Schöpfer, wie er Gegenstand der Religion. „Das Wasser, sagt Luther, so in der Taufe geschöpft und über das Kind gegossen wird, ist auch Wasser, nicht des Schöpfers, sondern Gottes des Heilandes." Das natürliche Wasser habe ich mit den Thieren und Pflanzen gemein, aber nicht das Taufwasser; jenes amalgirt mich mit, dieses unterscheidet mich von den übrigen Naturwesen. Gegenstand der Religion ist aber nicht das natürliche, sondern das Taufwasser; folglich ist auch nicht der Schöpfer oder Urheber des Natur- sondern des Taufwassers Gegenstand der Religion. Der Schöpfer des natürlichen Wassers ist nothwendig selbst ein natürliches, also kein religiöses, d. i. übernatürliches Wesen. Das Wasser ist ein den Sinnen gegenständliches, sichtbares Wesen, dessen Eigenschaften und Wirkungen uns daher auf keine übersinnliche Ursache führen; aber das Taufwasser ist nicht den „fleischlichen Augen" Gegenstand, es ist ein geistliches, unsichtbares, übersinnliches, d. i. nur für den Glauben vorhandenes, nur in der Vorstellung, in der Einbildungskraft existirendes und wirksames Wesen — ein Wesen, das zu seiner Ursache also auch ein geistliches, nur im Glauben, in der Einbildung existirendes Wesen erfordert. Das natürliche Wasser reinigt mich nur von meinen leiblichen, aber das Taufwasser von meinen moralischen Flecken und Uebeln; jenes löscht meinen Durst nur nach diesem zeitlichen, vergänglichen Leben, aber dieses befriedigt mein Verlangen nach dem ewigen Leben; jenes hat nur begrenzte, be-

stimmte, endliche Wirkungen, aber dieses unendliche, allmächtige Wirkungen, Wirkungen, die über die Natur des Wassers hinausgehen, Wirkungen also, welche das an keine Schranke der Natur gebundene Wesen des göttlichen Wesens, das an keine Schranke der Erfahrung und Vernunft gebundene, das unbeschränkte Wesen des menschlichen Glaubens- und Einbildungsvermögens vergegenwärtigen und vergegenständlichen. Aber ist denn nicht auch der Schöpfer des Taufwassers der des natürlichen Wassers? wie verhält sich also dieser zu dem Schöpfer der Natur? Gerade so wie sich das Taufwasser zum Naturwasser verhält; jenes kann nicht sein, wenn dieses nicht ist; dieses ist seine Bedingung, sein Mittel. So ist der Schöpfer der Natur **nur die Bedingung für den Schöpfer des Menschen.** Wer das natürliche Wasser nicht in seiner Hand hat, wie kann der übernatürliche Wirkungen mit demselben verbinden? Wie kann der das ewige Leben geben, der nicht über das zeitliche Leben gebietet? wie der meinen zu Staub verfallenen Leib wiederherstellen, dem nicht die Elemente der Natur gehorchen? Aber wer ist Herr und Gebieter der Natur, außer der die Macht und Kraft hatte, sie blos durch seinen Willen aus Nichts hervorzubringen? Wer daher die Verknüpfung des übernatürlichen Wesens der Taufe mit dem natürlichen Wasser für einen unsinnigen Widerspruch erklärt, der erkläre auch die Verknüpfung des übernatürlichen Wesens des Schöpfers mit der Natur für einen solchen; denn zwischen den Wirkungen des Tauf- und des gemeinen Wassers ist eben so viel oder so wenig Zusammenhang, als zwischen dem übernatürlichen Schöpfer und der so natürlichen Natur. Der Schöpfer entspringt aus derselben Quelle, aus welcher das übernatürliche, wunderbare Taufwasser hervorquillt. In dem Taufwasser hast Du nur das Wesen des Schöpfers, das Wesen Gottes in einem **sinnlichen Beispiel** vor Augen. Wie kannst Du also das Wunder der Taufe und andere Wunder verwerfen, wenn Du das Wesen des Schöpfers, d. h. das **Wesen des Wunders** stehen läßt? mit andern Worten: wie die **kleinen** Wunder verwerfen, wenn Du das **große** Wunder der Schöpfung annimmst? Doch freilich es geht in der Welt der Theologie gerade so zu wie in der Welt der Politik: die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen.

50.

Die Vorsehung, die sich in der natürlichen Ordnung, Zweck- und Gesetzmäßigkeit ausspricht, ist nicht die Vorsehung der Religion. Diese

beruht auf Freiheit, jene auf Nothwendigkeit, diese ist unbeschränkt und unbedingt, jene beschränkt, abhängig von tausenderlei Bedingungen, diese ist eine specielle, individuelle, jene erstreckt sich nur auf das Ganze, die Gattung, aber das Einzelne, das Individuum überläßt sie dem Zufall. „Viele (Viele? Alle, welchen Gott mehr als der mathematische, fingirte Anfangspunkt der Natur war) sagt ein theistischer Naturforscher, haben sich die Erhaltung der Welt, auch insonderheit der Menschen, als unmittelbar, als speciell vorgestellt, als regiere Gott die Handlungen aller Geschöpfe, lenke sie nach seinem Wohlgefallen..... Wir können aber diese specielle Regierung und Aufsicht über die Handlungen der Menschen und übrigen Geschöpfe nach der Betrachtung der Naturgesetze unmöglich annehmen..... Wir erkennen dieses aus der geringen Sorgfalt der Natur für die einzelnen Glieder[1]). Tausende derselben werden bei dem Reichthum der Natur ohne Bedenken, ohne Reue aufgeopfert.... Selbst bei den Menschen geht es auf dieselbige Art. Nicht die Hälfte des menschlichen Geschlechts erreicht das zweite Jahr ihres Alters, sondern sie sterben fast ohne gewußt zu haben, daß sie jemalen gelebt. Wir erkennen eben dieses aus den Unglücksfällen und Verdrießlichkeiten aller Menschen, sowohl guten als bösen, welches alles nicht wohl mit der speciellen Erhaltung oder Mitwirkung des Schöpfers bestehen kann.“ Allein eine Regierung, eine Vorsehung, die keine specielle ist, entspricht nicht dem Zweck, dem Wesen, dem Begriff einer Vorsehung; denn die Vorsehung soll den Zufall aufheben, aber diesen läßt sie eben bestehen, und ist daher so viel, als gar keine Vorsehung. So ist es z. B. ein „Gesetz der göttlichen Ordnung“ in der Natur, d. h. eine Folge natürlicher Ursachen, daß je nach der Zahl der Jahre auch der Tod der Menschen in bestimmten Zahlen erfolgt, daß z. B. im ersten Jahre ein Kind von 3 bis 4 Kindern, im fünften Jahre eins von 25, im siebenten eins von 50, im zehnten eins

---

[1]) Die Natur „sorgt“ übrigens eben so wenig für die Gattung oder Art. Die Art erhält sich aus dem natürlichen Grunde, weil die Art nichts Anders ist als der Inbegriff der durch Begattung sich fortpflanzenden, vervielfältigenden Individuen. Den zufälligen zerstörenden Einflüssen, denen das einzelne Individuum ausgesetzt ist, entgehen daher die andern. Die Vielheit erhält. Aber gleichwohl oder vielmehr aus denselben Gründen, aus welchen das einzelne Individuum zu Grunde geht, sterben auch selbst Arten aus. So ist die Dronte verschwunden, so der irische Riesenhirsch, so verschwinden noch jetzt viele Thierarten in Folge der Nachstellungen der Menschen und der sich immer weiter ausbreitenden Cultur aus Gegenden, wo sie einst oder vor Kurzem noch in großer Menge vorhanden waren, wie z. B. die Seehunde aus den Süd-Shetlands-Inseln, und werden mit der Zeit gänzlich von der Erde verschwinden.

von 100 stirbt, aber gleichwohl ist es zufällig, nicht durch dieses Gesetz bestimmt, von andern zufälligen Gründen abhängig, daß gerade dieses eine Kind stirbt, diese drei oder vier andern Kinder aber am Leben bleiben. So ist der „Ehestand eine Ordnung Gottes“ ein Gesetz der natürlichen Vorsehung zur Vermehrung des Menschengeschlechts, folglich für mich eine Pflicht. Aber ob ich diese heirathen soll, ob diese nicht vielleicht in Folge eines zufälligen organischen Fehlers untauglich oder unfruchtbar ist, darüber sagt sie mir nichts. Aber eben deswegen, weil mich gerade in der Anwendung des Gesetzes auf den bestimmten einzelnen Fall, gerade in dem kritischen Moment der Entscheidung, in dem Drange der Noth die natürliche Vorsehung, die in Wahrheit nichts anders ist, als die Natur selbst, im Stiche läßt, so appellire ich von ihr an eine höhere Instanz, an die übernatürliche Vorsehung der Götter, deren Auge gerade da auf mich leuchtet, wo das Licht der Natur ausgeht, deren Regiment gerade da beginnt, wo das Regiment der natürlichen Vorsehung zu Ende ist. Die Götter wissen und sagen mir, sie bestimmen, was die Natur im Dunkel der Unbestimmtheit läßt, dem Zufall preisgiebt. Das Gebiet des sowohl im gewöhnlichen als metaphysischen Sinne Zufälligen, „Positiven“, Individuellen, Unvoraussichtlichen, Unberechenbaren ist das Gebiet der Götter, das Gebiet der religiösen Vorsehung. Und das Orakel und Gebet sind die religiösen Weisen, wie der Mensch das Zufällige, Dunkle, Ungewisse zu einem Gegenstande der Vorsehung, der Gewißheit oder doch der Zuversicht macht[1].

51.

Die Götter, sagt Epikur, existiren in den Zwischenräumen der Welt. Vortrefflich[2]; sie existiren nur in dem leeren Raum, in der Kluft, die zwischen der Welt der Wirklichkeit und der Welt der Vorstellung, zwischen dem Gesetze und der Anwendung des Gesetzes, zwischen der Handlung und dem Erfolg der Handlung, zwischen der Gegenwart und Zukunft sich befindet. Die Götter sind vorgestellte Wesen, Wesen der Vorstellung, der Einbildung, Wesen, die daher auch ihre Existenz, streng genommen, nicht der Gegenwart, sondern nur der Zukunft und Verganheit verdanken. Die Götter, die der letztern ihre Existenz verdanken, sind die nicht

[1]) Man vergleiche hierüber z. B. Sokrates Aeußerungen bei Xenophon in Betreff der Orakel.

[2]) Der wahre Sinn der Intermundien Epikur's ist hier natürlich gleichgültig.

mehr Existirenden, die Todten, die nur noch im Gemüth und in der Vorstellung lebenden Wesen, deren Cultus bei manchen Völkern die ganze Religion, bei den meisten ein wichtiger, wesentlicher Theil der Religion ist. Aber unendlich mächtiger als die Vergangenheit wirkt die Zukunft auf das Gemüth; die Vergangenheit läßt nur die stille Empfindung der Erinnerung zurück, aber die Zukunft steht uns mit den Schrecknissen der Hölle oder den Seligkeiten des Himmels bevor. Die Götter, die aus den Gräbern emporsteigen, sind daher selbst nur Schatten von Göttern; die wahren, lebendigen Götter, die Gebieter über Regen und Sonnenschein, Blitz und Donner, Leben und Tod, Himmel und Hölle verdanken ihre Existenz auch nur den über Leben und Tod gebietenden Mächten der Furcht und Hoffnung, welche den dunkeln Abgrund der Zukunft mit Wesen der Vorstellung illuminiren. Die Gegenwart ist höchst prosaisch, fertig, determinirt, nimmer zu ändern, erfüllt, ausschließend; in der Gegenwart fällt die Vorstellung mit der Wirklichkeit zusammen; in ihr haben daher die Götter keinen Platz, keinen Spielraum; die Gegenwart ist gottlos. Aber die Zukunft ist das Reich der Poesie, das Reich der unbeschränkten Möglichkeit und Zufälligkeit — das Zukünftige kann so oder so sein, so, wie ich es wünsche, oder so, wie ich es fürchte; es ist noch nicht dem harten Loos der Unabänderlichkeit verfallen; es schwebt noch zwischen Sein und Nichtsein hoch über der „gemeinen" Wirklichkeit und Handgreiflichkeit; es gehört noch einer andern, „unsichtbaren" Welt an, einer Welt, die nicht von den Gesetzen der Schwere, die nur von den Empfindungsnerven in Bewegung gesetzt wird. Diese Welt ist die Welt der Götter. Mir gehört die Gegenwart, aber den Göttern die Zukunft. Ich bin jetzt; diesen gegenwärtigen, aber freilich auch sogleich vergangenen Augenblick können mir die Götter nicht mehr nehmen; Geschehenes kann auch die göttliche Allmacht, wie schon die Alten sagten, nicht ungeschehen machen. Aber werde ich den nächsten Augenblick sein? hängt der nächste Augenblick meines Lebens von meinem Willen ab, oder steht er mit dem gegenwärtigen in nothwendigem Zusammenhang? Nein! ein zahlloses Heer von Zufälligkeiten: der Boden unter meinen Füßen, die Decke über meinem Haupte, ein Blitz, eine Flintenkugel, ein Stein, eine Weinbeere sogar, die ich statt in die Speise= in die Luftröhre bringe, kann jeden Augenblick auf ewig den kommenden Augenblick von dem gegenwärtigen abreißen. Doch die gütigen Götter verhüten diesen gewaltsamen Riß; sie füllen mit ihren ätherischen, unverwundbaren Leibern

die allen möglichen verderblichen Einflüssen zugänglichen Poren des menschlichen Leibes aus; sie knüpfen an den vergangenen den kommenden Augenblick; sie vermitteln die Zukunft mit der Gegenwart; sie sind und haben in ununterbrochenem Zusammenhang, was die Menschen — die porösen Götter — nur in Zwischenräumen, nur mit Unterbrechungen sind und haben. Die göttliche Wesenheit ist die gewisse Ungewißheit, die anwesende Abwesenheit, die wirkliche Unwirklichkeit oder Möglichkeit, die gegenwärtige Zukunft, die erfüllte Hoffnung, der realisirte Wunsch.

52.

Güte ist die wesentliche Eigenschaft der Götter; aber wie können sie gütig sein, wenn sie nicht allmächtig, wenn sie nicht frei sind von den Gesetzen der natürlichen Vorsehung, d. h. den Ketten der Naturnothwendigkeit, wenn sie nicht in den individuellen, über Tod und Leben entscheidenden Fällen sich als die Herren der Natur, aber die Freunde und Wohlthäter der Menschen beweisen, wenn sie also keine Wunder thun? Die Götter oder vielmehr die Natur hat den Menschen ausgestattet mit leiblichen und geistigen Kräften, um sich selbst erhalten zu können. Aber reichen diese natürlichen Selbsterhaltungsmittel immer aus? komme ich nicht sehr oft in Lagen, wo ich rettungslos verloren bin, wenn nicht eine übernatürliche Hand den rücksichtslosen Lauf der natürlichen Ordnung aufhält? Die natürliche Ordnung ist gut; aber ist sie immer gut? Dieser anhaltende Regen, diese anhaltende Dürre z. B. ist ganz in der Ordnung, aber muß nicht ich, muß nicht meine Familie, muß nicht dieses Volk selbst in Folge derselben zu Grunde gehen, wenn die Götter nicht helfen, nicht diese Dürre aufheben?[1]) Wunder sind daher unzertrennlich von der göttlichen Regierung und Vorsehung, ja sie sind die einzigen Beweise, Offenbarungen und Erscheinungen der Götter, als von der Natur unterschiedener Mächte und Wesen; die Wunder aufheben, heißt die Götter selbst aufheben. Wodurch unterscheiden sich die Götter von den

[1]) Auch die Christen beten eben so, wie die Griechen zum Zeus, zu ihrem Gott um Regen und glauben an die Erhörung solcher Gebete. „Es war, heißt es in den Tischreden Luther's, ein groß Dürre, also daß lange nicht hatte geregnet, und das Getreide auf dem Felde begunnte zu verdorren, da betete Dr. M. L. immerdar und endlich sprach er mit großen Seufzen: Ach Herr siehe doch unser Gebet an um deiner Verheißung willen..... Ich weiß, daß wir von Herzen zu Dir schreien und sehnlich seufzen, worumb erhörest du uns denn nicht? Eben dieselbige folgende Nacht darnach kam ein sehr guter fruchtbarer Regen.“

Menschen? Nur dadurch, daß sie ohne Schranken sind, was diese mit Schranken sind, daß sie namentlich immer sind, was diese nur zeitweise, momentan sind [1]). Die Menschen leben — Lebendigkeit ist Göttlichkeit, Lebendigkeit wesentliche Eigenschaft, Grundbedingung der Gottheit —, aber leider! nicht immer, sie sterben, die Götter dagegen sind die Unsterblichen, die immer Lebenden; die Menschen sind auch glücklich, nur nicht ununterbrochen, wie die Götter; die Menschen sind auch gut, aber nicht immer, und darin besteht eben nach Sokrates der Unterschied der Gottheit von der Menschheit, daß sie immer gut ist; die Menschen genießen auch, nach Aristoteles, die göttliche Seligkeit des Denkens, aber bei ihnen wird die geistige Thätigkeit durch andere Verrichtung und Thätigkeiten unterbrochen. Die Götter und Menschen haben daher also dieselben Eigenschaften, dieselben Lebensregeln, nur jene ohne, diese mit Einschränkuungen und Ausnahmen. Wie das jenseitige Leben nichts anderes ist, als die durch den Tod nicht unterbrochene Fortsetzung dieses Lebens, so ist das göttliche Wesen nichts anderes, als die durch die Natur überhaupt nicht unterbrochene Fortsetzung des menschlichen Wesens — das ununterbrochene, unbeschränkte Wesen des Menschen. Wie unterscheiden sich nun aber die Wunder von den Wirkungen der Natur? gerade so wie sich die Götter von den Menschen unterscheiden. Das Wunder macht eine Wirkung oder Eigenschaft der Natur, die in diesem speciellen Fall nicht gut ist, zu einer guten oder wenigstens unschädlichen; es macht, daß ich im Wasser nicht untersinke und ertrinke, wenn ich das Unglück habe, hineinzufallen, daß das Feuer mich nicht verbrennt, der auf meinen Kopf herabfallende Stein mich nicht erschlägt, kurz es macht das bald wohlthätige, bald verderbliche, bald menschenfreundliche, bald menschenfeindliche Wesen zu einem immer guten Wesen. Nur den Ausnahmen von der Regel verdanken die Götter und Wunder ihre Existenz. Die Gottheit ist die Aufhebung der Mängel und Schranken im Menschen, welche eben die Ausnahmen von der Regel verursachen, das Wunder die Aufhebung der Mängel und Schranken in der Natur. Die Naturwesen sind bestimmte und folglich beschränkte Wesen. Diese ihre Schranke ist in abnormen Fällen der Grund ihrer Verderblichkeit für den Menschen; aber sie ist im Sinne der Religion keine nothwendige, sondern willkührliche, von Gott gesetzte, also aufhebbare, wenn es die

[1]) Freilich hat die Weglassung der Schranken Steigerung und Veränderung zur Folge, aber sie hebt nicht die Identität des Wesens auf.

Noth, d. h. das Wohl des Menschen erheischt. Die Wunder unter dem Vorwande verwerfen, daß sie sich nicht für die Würde und Weisheit Gottes schickten, kraft welcher er von Anfang an Alles so, wie es am besten sei, für ewige Zeiten festgesetzt und vorausbestimmt habe, das heißt der Natur den Menschen, dem Verstande die Religion aufopfern, das heißt im Namen Gottes den Atheismus predigen. Ein Gott, der nur solche Bitten und Wünsche des Menschen erfüllt, die sich auch ohne ihn erfüllen lassen, deren Erfüllung innerhalb der Grenzen und Bedingungen der natürlichen Ursachen liegt, der also nur so lange hilft, als die Kunst und Natur helfen, aber aufhört zu helfen, so wie die matera medica zu Ende ist, ein solcher Gott ist nichts anderes als die hinter den Namen Gottes versteckte, personificirte Naturnothwendigkeit.

53.

Der Glaube an einen Gott ist entweder der Glaube an die Natur (an das objective Wesen) als ein menschliches (objectives) Wesen, oder der Glaube an das menschliche Wesen als das Wesen der Natur. Jener Glaube ist Naturreligion, Polytheismus [1]), dieser Geist-Menschreligion, Monotheismus. Der Polytheist opfert sich der Natur auf, er giebt der Natur ein menschliches Auge und Herz; der Monotheist opfert die Natur sich auf, er giebt dem menschlichen Auge und Herzen die Macht und Herrschaft über die Natur; der Polytheist macht das menschliche Wesen von der Natur, der Monotheist die Natur vom menschlichen Wesen abhängig; jener sagt, wenn die Natur nicht ist, so bin Ich nicht; dieser aber sagt umgekehrt: wenn Ich nicht bin, so ist die Welt, die Natur nicht. Der erste Grundsatz der Religion lautet: Ich bin nichts gegen die Natur, Alles ist gegen mich Gott, Alles flößt mir das Gefühl der Abhängigkeit ein, Alles kann mir, wenn auch nur zufällig, aber der Mensch unterscheidet anfänglich nicht zwischen Ursache und zufälliger Veranlassung, Glück und Unglück, Heil und Verderben bringen; Alles ist daher ein Gegenstand der Religion. Die Religion auf dem Standpunkt dieses kritiklosen Abhängigkeitsgefühles, ist der sogenannte Fetischismus, die Grundlage des Polytheismus. Der Schlußsatz der Re-

1) Die Bezeichnung des Polytheismus überhaupt als Naturreligion ist nur relativ, nur antithetisch gültig.

ligion dagegen lautet: Alles ist nichts gegen mich, alle Herrlichkeit der Himmelsgestirne, der obersten Götter des Polytheismus verschwindet vor der Herrlichkeit der menschlichen Seele, alle Macht der Welt vor der Macht des menschlichen Herzens, alle Nothwendigkeit der todten, bewußtlosen Natur vor der Nothwendigkeit des menschlichen, des bewußten Wesens, denn Alles ist nur Mittel für mich. Aber die Natur wäre nicht für mich, wenn sie von sich selbst, wenn sie nicht von Gott wäre. Wenn sie von sich selbst wäre, also den Grund ihrer Existenz in sich selbst hätte, so hätte sie ja eben damit auch ein selbständiges Wesen, ein ursprüngliches, ohne Beziehung auf mich, unabhängig von mir bestehendes Sein und Wesen. Die Bedeutung der Natur, nichts für sich selbst, nur ein Mittel für den Menschen zu sein, datirt sich daher nur von der Schöpfung; aber diese Bedeutung offenbart sich vor Allem in den Fällen, wo der Mensch, wie in der Noth, in Todesgefahr, in Collision mit der Natur kommt, diese aber dem Wohle des Menschen geopfert wird — in den Wundern. Also ist die Prämisse des Wunders die Schöpfung; das Wunder die Conclusio, die Folge, die Wahrheit der Schöpfung. Die Schöpfung verhält sich zum Wunder, wie die Gattung oder Art zum einzelnen Individuum; das Wunder ist der Schöpfungsact in einem besondern, einzelnen Fall. Oder: die Schöpfung ist die Theorie; die Praxis, die Anwendung davon ist das Wunder. Gott ist die Ursache, der Mensch der Zweck der Welt, d. h. Gott ist das erste Wesen in der Theorie, aber der Mensch ist das erste Wesen in der Praxis. Die Natur ist Nichts für Gott — nichts als ein Spielwerkzeug seiner Allmacht — aber nur damit sie im Nothfall, damit sie überhaupt Nichts gegen den Menschen ist und vermag. Im Schöpfer läßt der Mensch die Schranken seines Wesens, seiner „Seele," im Wunder die Schranken seiner Existens, seines Leibes fallen, dort macht er sein unsichtbares, denkendes und gedachtes, hier sein sichtbares, praktisches, invivduelles Wesen zum Wesen der Welt, dort legitimirt er das Wunder, hier führt er es nur aus. Im Wunder ist daher der Zweck der Religion auf sinnliche populäre Weise erfüllt — die Herrschaft des Menschen über die Natur, die Gottheit des Menschen eine sinnfällige Wahrheit. Gott thut Wunder, aber auf Bitten des Menschen, und wenn auch nicht auf ein ausdrückliches Gebet, doch im Sinne des Menschen, im Einklang mit seinen geheimsten, inner-

sten Wünschen. Sara lachte, als ihr in ihren alten Tagen noch der Herr ein Söhnlein verhieß, aber gewiß war auch jetzt noch Nachkommenschaft ihr höchster Gedanke und Wunsch. Der geheime Wunderthäter ist daher der Mensch, aber im Fortgang der Zeit — die Zeit enthüllt jedes Geheimniß — wird er und muß er werden der offenbare, sichtbare Wunderthäter. Erst empfängt der Mensch Wunder, endlich thut er selbst Wunder; erst ist er Gegenstand Gottes, endlich selbst Gott; erst Gott nur im Herzen, im Geiste, in Gedanken, zuletzt Gott im Fleische. Aber der Gedanke ist verschämt, die Sinnlichkeit unverschämt, der Gedanke verschwiegen und rückhaltig, die Sinnlichkeit spricht sich offen und unumwunden aus, ihre Aeußerungen sind daher dem Gelächter ausgesetzt, wenn sie der Vernunft widersprechen, weil hier der Widerspruch ein augenfälliger, unläugbarer ist. Dieß ist der Grund, warum sich die modernen Rationalisten schämen, an den fleischlichen Gott, d. h. an das sinnliche, augenfällige Wunder zu glauben, aber sich nicht schämen, an den unsinnlichen Gott, d. h. an das unsinnliche, versteckte Wunder zu glauben. Doch kommen wird die Zeit, wo Lichtenberg's Prophezeiung erfüllt, wo der Glaube an einen Gott überhaupt, also auch an einen rationalistischen Gott eben so gut für Aberglauben gelten wird, als jetzt bereits der Glaube an den fleischlichen, wunderthätigen, d. i. christlichen Gott für Aberglauben gilt, wo also statt des Kirchenlichtes des simpeln Glaubens und statt des Zwielichts des Vernunftglaubens das reine Licht der Natur und Vernunft die Menschheit erleuchten und erwärmen wird.

54.

Wer für seinen Gott keinen andern Stoff hat, als den ihm die Naturwissenschaft, die Weltweisheit oder überhaupt die natürliche Anschauung liefert, wer ihn also nur mit natürlichen Materialien ausfüllt, unter ihm nichts anderes denkt, als die Ursache oder das Princip von den Gesetzen der Astronomie, Physik, Geologie, Mineralogie, Physiologie, Zoologie und Anthropologie, der sei auch so ehrlich, sich des Namens Gottes zu enthalten, denn ein Naturprincip ist immer ein Naturwesen, nicht das, was einen Gott constituirt [1]). So wenig eine Kirche, die man zu einem

---

1) Grenzenlos ist die Willkühr im Gebrauch der Worte. Aber doch werden keine Worte so willkührlich gebraucht, keine in so widersprechenden Bedeutungen genommen,

Naturalienkabinet gemacht hat, noch ein Gotteshaus ist und heißt, so wenig ist ein Gott, dessen Wesen und Wirkungen nur in astronomischen, geologischen, zoologischen, anthropologischen Werken sich offenbaren, ein Gott; Gott ist ein *religiöses Wort*, ein *religiöses Object und Wesen*, *kein physikalisches*, astronomisches, kurz kein *kosmisches* Wesen; Gott offenbart sich wohl auch in der Welt, in der Natur, aber in ihr nur, *wie sie selbst ein Object der Religion*, nicht der Physik, nicht der natürlichen, der *nicht* religiösen Anschauung ist. Die Natur, wie sie Gegenstand der Religion, ist das Wunder; selbst in dem regelmäßigen, gewöhnlichen Lauf der Natur erblickt *die Religion keine Natur*, *keine Nothwendigkeit*, sondern nur den unmittelbaren Willen Gottes. „Deus et Cultus, sagt Luther in den Tischreden, sunt Relativa, *Gott und Gottesdienst gehören zusammen*, *eines kann ohn das andere nicht sein*, denn Gott muß je *eines Menschen* oder *Volkes* Gott sein und ist allzeit in Predicamento Relationis, referirt und ziehet sich auf einander. Gott will etliche haben, die ihn anrufen und ehren, denn einen Gott haben und ihn ehren, gehören zusammen, sunt Relativa, wie *Mann* und *Weib* im Ehestand, keines kann ohn das andere sein." Gott setzt also Menschen voraus, die ihn verehren und anbeten; Gott ist ein Wesen, dessen Begriff oder Vorstellung nicht von der Natur, sondern von dem und zwar religiösen Menschen abhängt; ein Gegenstand der Anbetung ist nicht ohne ein anbetendes Wesen, d. h. Gott ist ein Object, dessen Dasein nur mit dem Dasein der Religion, dessen Wesen nur mit dem Wesen der Religion gegeben ist, das also *nicht außer der Religion*, *nicht unterschieden*, *nicht unabhängig* von ihr existirt, in dem *objectiv* nicht mehr enthalten ist, als was *subjectiv* in der Religion [1]. Der

---

als die Worte: Gott und Religion. Woher diese Willkühr, diese Verwirrung? Weil man aus Furcht oder Scheu, durch ihr Alter geheiligten Meinungen zu widersprechen, die alten Namen — *denn es ist nur der Name*, *nur der Schein*, *der die Welt*, *selbst auch die gottesgläubige Welt regiert* — beibehält, aber *ganz andere*, erst im Laufe der Zeit gewonnene Begriffe damit verbindet. So war es mit den griechischen Göttern, welche im Laufe der Zeit die widersprechendsten Bedeutungen erhielten, so mit dem christlichen Gott. Der Atheismus, der sich Theismus *nennt*, ist die Religion, das Antichristenthum, das sich Christenthum *nennt*, das wahre Christenthum der Gegenwart. Mundus vult decipi.

1) Ein Wesen also, das nur ein philosophisches Princip, also nur ein Gegenstand der Philosophie, aber nicht der Religion, der Verehrung, des Gebetes des Gemüthes ist, ein Wesen, das keine Wünsche erfüllt, keine Gebete erhört, das ist auch nur ein Gott dem Namen, aber nicht dem Wesen nach.

Schall ist das gegenständliche Wesen, der Gott des Ohres, das Licht das gegenständliche Wesen, der Gott des Auges; der Schall existirt nur für das Ohr, das Licht nur für das Auge; im Ohre hast Du, was Du im Schalle hast, erzitternde, schwingende Körper, ausgespannte Häute, gallertartige Substanzen; im Auge dagegen hast Du Lichtorgane, durchsichtige Linsen. Gott zu einem Gegenstande oder Wesen der Physik, Astronomie, Zoologie machen, ist daher gerade so viel, als wenn man den Ton zu einem Gegenstande des Auges machen wollte. Wie der Ton nur im Ohr und für das Ohr, so existirt Gott nur in der Religion und für sie nur im Glauben und für den Glauben. Wie der Schall oder Ton als der Gegenstand des Gehörs nur das Wesen des Ohrs, so drückt Gott als ein Gegenstand, der nur Gegenstand der Religion, des Glaubens ist, auch nur das Wesen der Religion, des Glaubens aus. Was macht aber einen Gegenstand zu einem religiösen Gegenstand? Wie wir gesehen haben: nur die menschliche Phantasie oder Einbildungskraft und das menschliche Herz. Ob Du den Jehovah oder den Apis, ob Du den Donner oder den Christus, ob Du Deinen Schatten, wie die Neger der Goldküste, oder Deine Seele, wie der alte Perser, ob Du den Flatus Ventris oder Deinen Genius, kurz ob Du ein sinnliches oder geistiges Wesen anbetest — es ist eins; Gegenstand der Religion ist nur Etwas, in wiefern es ein Object der Phantasie und des Gefühls, ein Object des Glaubens ist; denn eben weil der Gegenstand der Religion, wie er ihr Gegenstand, nicht in der Wirklichkeit existirt, mit dieser vielmehr im Widerspruch steht, ist er nur ein Object des Glaubens. So ist z. B. die Unsterblichkeit des Menschen oder der Mensch als unsterbliches Wesen ein Gegenstand der Religion, aber eben deswegen nur ein Gegenstand des Glaubens, denn die Wirklichkeit zeigt gerade das Gegentheil, die Sterblichkeit des Menschen. Glauben heißt sich einbilden, daß Das ist, was nicht ist, heißt sich z. B. einbilden, daß dieses Bild lebendiges Wesen, dieses Brot Fleisch, dieser Wein Blut, d. h. ist, was er nicht ist. Es verräth daher die größte Unkenntniß der Religion, wenn Du Gott mit dem Teleskop am Himmel der Astronomie, oder mit der Loupe in einem botanischen Garten, oder mit dem mineralogischen Hammer in den Bergwerken der Geologie, oder mit dem anatomischen Messer und Mikroskop in den Eingeweiden der Thiere und Menschen zu finden hoffst — Du findest ihn nur im Glauben, nur in der Einbildungskraft, nur im Herzen des

Menschen; denn er ist selbst nichts anderes als das Wesen der Phantasie oder Einbildungskraft, das Wesen des menschlichen Herzens.

55.

„Wie Dein Hertze, so Dein Gott.“ Wie die Wünsche der Menschen, so sind ihre Götter. Die Griechen hatten beschränkte Götter — das heißt: sie hatten beschränkte Wünsche. Die Griechen wollten nicht ewig leben, sie wollten nur nicht altern und sterben und sie wollten nicht absolut nicht sterben, sie wollten nur jetzt noch nicht — das Unangenehme kommt dem Menschen immer zu früh — nur nicht in der Blüthe der Jahre, nur nicht eines gewaltsamen, schmerzhaften Todes sterben; 1) sie wollten nicht selig, sie wollten nur glücklich sein, nur beschwerdelos, nur leichthin leben; sie seufzten noch nicht darüber, wie die Christen, daß sie der Nothwendigkeit der Natur, den Bedürfnissen des Geschlechtstriebs, des Schlafs, des Essens und Trinkens unterworfen waren; sie fügten sich in ihren Wünschen noch in die Grenzen der menschlichen (respective griechisch menschlichen) Natur; sie waren noch keine Schöpfer aus Nichts, sie machten noch nicht aus Wasser Wein, sie reinigten, sie destillirten nur das Wasser der Natur und verwandelten es auf organischem Wege in den Saft der Götter; sie schöpften den Inhalt des göttlichen, glückseligen Lebens nicht aus der bloßen Einbildung sondern ans den Stoffen der bestehenden Welt; sie bauten den Götterhimmel auf den Grund dieser Erde. Die Griechen machen nicht das göttliche, d. i. mögliche Wesen zum Urbild, Ziel und Maß des wirklichen, sondern das wirkliche Wesen zum Maß des möglichen. Selbst als sie vermittelst der Philosophie ihre Götter verfeinert, vergeistigt hatten, blieben ihre Wünsche auf dem Boden der Wirklichkeit, auf dem Boden der menschlichen Natur stehen. Die Götter sind realisirte Wünsche, aber der höchste Wunsch, das höchste Glück des Philosophen, des Denkers als solchen ist, ungestört zu denken. Die Götter

1) Während daher in dem Paradies der christlichen Phantastik der Mensch nicht sterben konnte und nicht gestorben wäre, wenn er nicht gesündigt hätte; so starb dagegen bei den Griechen selbst auch in dem glückseligen Zeitalter des Kronos der Mensch, aber so sanft, als schliefe er ein. In dieser Vorstellung ist der natürliche Wunsch des Menschen realisirt. Der Mensch wünscht sich kein unsterbliches Leben; er wünscht sich nur ein langes leiblich und geistig gesundes Leben und einen naturgemäßen, schmerzlosen Tod. Um daher den Glauben an die Unsterblichkeit aufzugeben, dazu gehört nichts weniger als eine unmenschliche stoische Resignation; es gehört nichts weiter dazu, als sich zu überzeugen, daß die christlichen Glaubensartikel nur auf supranaturalistische phantastische Wünsche gegründet sind, und zur einfachen, wirklichen Natur des Menschen zurückzukehren.

des griechischen Philosophen — wenigstens des griechischen Philosophen κατ᾽ ἐξοχὴν, des philosophischen Zeus, des Aristoteles — sind daher ungestörte Denker; die Seligkeit, die Gottheit besteht in der ununterbrochenen Thätigkeit des Denkens. Aber diese Thätigkeit, diese Seligkeit ist ja selbst eine innerhalb dieser Welt, innerhalb der menschlichen Natur — wenn gleich hier mit Unterbrechungen — wirkliche, eine bestimmte, besondere, im Sinne der Christen daher beschränkte, armselige, dem Wesen der Seligkeit widersprechende Seligkeit; denn die Christen haben keinen beschränkten, sondern unbeschränkten, über alle Naturnothwendigkeit erhabenen, übermenschlichen, außerweltlichen, transcendenten Gott, das heißt: sie haben unbeschränkte transcendente, über die Welt, über die Natur, über das menschliche Wesen hinausgehende d. i. absolut phantastische Wünsche. Die Christen wollen unendlich mehr und glücklicher sein, als die Götter des Olymp; ihr Wunsch ist ein Himmel, in dem alle Schranken, alle Nothwendigkeit der Natur aufgehoben, alle Wünsche erfüllt sind [1]), ein Himmel, in dem keine Bedürfnisse, keine Leiden, keine Wunden, keine Kämpfe, keine Leidenschaften, keine Störungen, kein Wechsel von Tag und Nacht, Licht und Schatten, Lust und Schmerz, wie im Himmel der Griechen stattfindet. Kurz der Gegenstand ihres Glaubens ist nicht mehr ein beschränkter, bestimmter Gott, ein Gott mit dem bestimmten Namen eines Zeus oder Poseidons oder Hephästos, sondern der Gott schlechtweg, der namenlose Gott, weil der Gegenstand ihrer Wünsche nicht ein namhaftes, endliches, irdisches Glück, ein bestimmter Genuß, der Liebesgenuß, oder der Genuß schöner Musik, oder der Genuß der moralischen Freiheit, oder der Genuß des Denkens, sondern ein alle Genüsse umfassender, aber eben deswegen überschwänglicher, alle Vorstellungen, alle Begriffe übersteigender Genuß, der Genuß unendlicher, unbegrenzter, unaussprechlicher, unbeschreiblicher Seligkeit ist. Seligkeit und Gottheit ist eins. Die Seligkeit als Gegenstand des Glaubens der Vorstellung, überhaupt als theoretisches Object ist die Gott-

1) „Wo aber Gott ist (nämlich im Himmel), da müssen, sagt z. B. Luther, alle Güter mit sein, so man nur immer wünschen kann.“ Eben so heißt es von den Bewohnern des Paradieses im Koran nach Savary's Uebersetzung: Tous leurs desirs seront comblés. Nur sind ihre Wünsche anderer Art.

heit, die Gottheit als Gegenstand des Herzens, des Willens, [1]) des Wunsches, als praktisches Object überhaupt ist die Seligkeit. Oder vielmehr: die Gottheit ist eine Vorstellung, deren Wahrheit und Wirklichkeit nur die Seligkeit ist. So weit das Verlangen der Seligkeit geht, so weit — nicht weiter geht die Vorstellung der Gottheit. Wer keine übernatürlichen Wünsche mehr hat, der hat auch keine übernatürlichen Wesen mehr.

---

1) Der Wille namentlich im Sinne der Moralisten, gehört übrigens nicht zum specifischen Wesen der Religion; denn was ich durch meinen Willen erreichen kann, dazu brauche ich keine Götter. Die Moral zur wesentlichen Sache der Religion machen, heißt den Namen der Religion behalten, aber das Wesen der Religion fallen lassen. Moralisch kann man ohne Gott sein, aber selig — selig im supranaturalistischen, christlichen Sinn — kann man nicht ohne Gott sein, denn die Seligkeit in diesem Sinne liegt außer den Grenzen, außer der Macht der Natur und Menschheit, sie setzt daher zu ihrer Verwirklichung ein supranaturalistisches Wesen voraus, ein Wesen das ist und kann, was der Natur und Menschheit unmöglich ist. Wenn daher Kant die Moral zum Wesen der Religion machte, so stand er in demselben oder doch einem ähnlichen Verhältniß zur christlichen Religion, als Aristoteles zur griechischen, wenn er die Theorie zum Wesen der Götter macht. So wenig ein Gott, der nur ein speculatives Wesen, nur Intelligenz ist, noch ein Gott ist, so wenig ist ein nur moralisches Wesen, oder „personificirtes Moralgesetz" noch ein Gott. Allerdings ist auch schon Zeus ein Philosoph, wenn er lächelnd vom Olymp auf die Kämpfe der Götter herabschaut, aber er ist noch unendlich mehr; allerdings auch der christliche Gott ein moralisches Wesen, aber noch unendlich mehr; die Moral ist nur die Bedingung der Seligkeit.

Ludwig Feuerbach.

Variations brillantes,

sur une pensée de Hegel.

Introducione.

Bruchstücke aus einem Briefe an einen Freund in Amerika [1]).

Die neueste Neuigkeit, welche ich Dir aus unserm lieben Deutschland melden kann, ist (unglaublich zu sagen!), daß es jetzt einige Deutsche giebt, welche am „Geiste" nicht mehr ihr Eins und Alles besitzen. Hättest Du wohl dies je zu erleben, für möglich gehalten? Und doch ists so. Diese Leute gehören sogar zu Deinen Bekannten. Wie das zugegangen, fragst Du billig. Ganz einfach, lieber Fritz, Du weißt, wie aus Hegels Schule eine dogmatische und kritische Richtung hervorgegangen ist, Leute, die den großen Mann absolut für einen Dogmatiker oder Kritiker ausgeben wollten. Du weißt, wie die erstere Richtung in Deinem Freunde, Schreiber dieses, früher culminirte, und es ist Dir eben so bekannt, daß unser lieber Bruno andererseits die Kritik zu ihrer äußersten Höhe in der „reinen Kritik" gebracht hat. Daß uns nun, die wir von Hegel „Dialektik" gelernt, diese Einseitigkeiten nicht für immer behagen konnten, brauche ich Dir nicht lang auseinanderzusetzen. Eben so wenig aber hat uns Max Stirner mit seiner abstracten Opposition gegen den Geist

1) Warum in Amerika, darüber vergleiche man in Sealsfields „Norden und Süden" den Charakter des Herrn Bohne, des deutschen Gelehrten.

genügt: dazu waren wir wiederum zu gute Hegelianer; mit der für permanent erklärten reinen Kritik brachten wir ihn über die Seite, zugleich damit aber auch die letztere selbst. Und was nun? Da stehen wir, „wir selbst allein!“ Ist es Dir etwa gefällig, Dich nach einem terminus technicus für uns umzusehen? Ich habe nichts dagegen, nimm Dich aber in Acht, daß er nicht wieder „geistig“ ausfalle z. B. dadurch, daß Du uns, im Gegensatze zum Geiste selbst, wenn Du uns vielleicht „Illusionslose“, „Pathosfreie“ nennen wolltest. Denn im Gegensatze zum Geiste stehen wir nicht mehr. Da sieh Dir nur unsern Freund A. an; er sagt, er verhalte sich geistig, er „denke“ zu seinem Vergnügen, wie er zu seinem Vergnügen Karte spiele, musicire u. s. w. Nicht wahr, ein prächtiger Junge? Er weiß ja, daß gar nichts dabei heraus kommt, zu „urtheilen“; denn Gegensätze sind identisch, und Hegel hat ihn pour comble de plaisir vom „Verstand“ befreit, indem er ihn den Widerspruch denken lehrte. Vielleicht schreibt er, wie er mir gesagt hat, über dies Thema Variationen. Freund A. goutirt dabei besonders den lieben Henri Heine, dies „frivole“ Subject, dieses Scheusal für die radicalen deutschen Jahrbücher nicht nur, sondern auch für den „reinen Kritiker“ Bruno in Berlin. Aber er enthusiasmirt sich keineswegs für ihn und seine „Grazie“ wie weiland das junge Deutschland. Das ist der Grund, warum er nicht „europamüde“ wird. Eins beklagt Freund A., daß Börne nämlich nicht bis jetzt gelebt und gesehen hätte, wie wir mit dem ganzen „Intellectualismus“ fertig geworden, Börne, der viel zu sehr „Börne“ war, als daß er die Gedankensucht, diese Schwäche der deutschen Jahrbücher, sollte übersehen haben. Unser Freund B. macht gegen Nichts Opposition, nur Käse kann er nicht essen. Wahrscheinlich wird er darum auch nicht wie Butter an der Sonne vergehen. C. will den Naturwissenschaften den Geist ausklopfen. Sie hätten noch gar zu viel davon, gar zu viel „Methode“, meint er, und er erfreut sich Mitscherlichs, welcher seine Chemie ohne Definition anfängt, statt deren uns aber sagt, wie man Sauerstoff bereitet. Freund D. hat „einen wahren Heißhunger“ nach „realen Kenntnissen“. Es wäre eine Schande, ruft er aus, bis jetzt mit Nichts als mit dem Dreck (er brauchte eigentlich ein anderes Wort, welches ich aber nicht nenne, weil ich zu „gebildet“ bin) von Idealismus zu thun gehabt zu haben. Der gute Junge ist, wie Du siehst, noch nicht ganz so weit, wie unser lieber C. und unser A.; denn ersterer weiß, was es

mit einem großen Theile der „realen" Kenntnisse auf sich hat und letzterer „amüsirt" sich doch noch am „Denken". Am Weitesten sind unsere beiden E's zurückgeblieben. Weil beim Denken, wie sie sagen, Nichts herauskäme, so spielen sie Karte und sprechen mit unsern jungen Damen von Gott, Tugend und Unsterblichkeit, machen die armen Dinger noch dümmer, als sie schon sind. Ach es ist Dir eine wahre Wohlthat, mal so einem dummen Menschen zu begegnen. Diese Klugen, pfui Teufel! Es lebe der Unsinn. Farewell! A propos, Du wirst zuletzt fragen, was ich bin. Wie Du aus meinem Schreiben siehst, wenigstens kein Purist nicht, und die Gesetze der Sprache sind mir auch nich heilig, wie Du eben liesest. Mais ne suis-je surtout très-aimable? Adieu! Dein X.

P. S. Ich höre, bei Euch in Amerika sei die Bildung schon so weit, daß man Einen auf eine Visite verklagen könne. Ach wären wir doch auch erst so gebildet! Oder wenigstens nur so weit wie jener Engländer, der einen Ertrinkenden nicht retten konnte, weil Niemand ihm denselben vorstellte. Gewiß eine billige Anforderung an unsere „Rohheit".

Thema.

Hegel hat den Widerspruch denken lehren. Damit hat er den Verstand aufgehoben, d. h. die Illusion, welche durch das Denken das Reale zu erfassen glaubte, welche Denken und Sein identificirte. Zum Sturz der Alleinherrschaft des Verstandes gehörte diese Selbst-Ironie: der Verstand (Gedanke) glaubte noch an sein Leben, als er sich bereits den Todesstoß versetzt, den Satz der Identität und des Gegensatzes für gleich gültig, d. h. für gleichgültig erkannt hatte.

---

1. Die preußische Verfassungsfrage.

Wenn Regierungen aus richtiger Einsicht in ihre Stellung dahin gelangen, nicht nur jeden Gegensatz, sondern sogar jede „Aufregung"

und jedes „Aufsehen“ ihnen gegenüber zum Schweigen zu bringen [1]), so muß doch wiederum die Rücksicht darauf, daß die Regierung selbst ihre Bedeutung verliert, wenn das Ganze, welches sie beherrscht, innerlich leer, ohne Gegensätze und Spannung, die Heere z. B. interesselose Miethlinge werden, die oberste Gewalt nöthigen, Gegensätze sogar zu erwecken, damit das „Volk“ (als dieses Ganze) nur nicht aus Langerweile dahin sieche. Denn ein „Volk“ löst sich auf, wenn keine allgemeine innere Macht es in Form der Sitten, gemeinsamen Gesetze, Religion u. s. w. zusammenhält. Hat eine Regierung aber alles Hervorragende darin nivellirt, so nivellirt sie sich selbst. Wir sehen an dem berühmten Beispiele der französischen Revolution, daß die revolutionäre Regierung gerade so lange an Stärke zunahm, als sie nach Innen im Kampfe der Parteien sich principiell zu reinigen und nach Außen gegen mächtige Feinde zu behaupten hatte. Als hingegen die revolutionäre Regierung durch den „revolutionären Dialektiker“ St. Just und den Mann der revolutionären That Robespierre, unbekümmert um liberale Sentimentalitäten irgend welcher Art, ihre Consequenzen so strict gezogen hatte, daß sogar „Diejenigen, die verdächtig waren, Verdächtigen anzugehören, ohne allen Unterschied ausgerottet werden sollten,“ und als dies classische Gesetz keine bloße Phrase mehr geblieben war, da mußte sie selbst ihren Halt verlieren, und die einzig richtige Fortsetzung der Revolution bestand daher darin, daß Bonaparte, der Mann, der die Gewalt kunstgerecht, d. h. als Militär übte, sie gegen Europa führte, um durch den allein übrigen Gegensatz nach Außen, durch die „Gloire de la France“, die Bedeutungslosigkeit der innern Gegensätze, die Ermattung der Parteien, zu verdecken. Ganz ähnlich zerfallen Despotien in der Regel, wenn sie aufhören, Interesse an ihren Gegensätzen zu haben, z. B. nach Sättigung mit Eroberungen; dann beginnen auch die großen Heerführer ihnen zu fehlen. Rußland würde unter Andern dadurch ein großes Unglück widerfahren sein, daß es die Türkei und Polen zur Ohnmacht herabgedrückt hat, falls es nicht etwa noch eine Zeit lang aus Deutschland und England gegensätzliche Nahrung zu ziehen vermag. — Der Mangel an innerer Spannung läßt sich also wie gesagt für ein „Volk“ in

---

1) Es ist daher folgerecht, daß z. B. (wie Schlosser, Gesch. des 18. Jahrh. IV. S. 733, bemerkt) nach österreichischem Grundsatze alles Große schon deshalb nicht geschehen darf, weil es seiner Natur nach neu ist. — Eisenbahnen etwa müssen darum durch die Regierung gebaut werden, wenn man sie nicht zurückweisen kann.

„herzstärkender Weise" nur durch Spannung nach Außen ersetzen. Es giebt allerdings noch andere Mittel, welche die innere Leere eine Zeit lang übertäuben, z. B. aristakratische Schwelgereien und religiöse Phantastereien mittelst Schaugepränge diverser Art; mit letztern möchte jetzt die Romantik gar zu gern manche Länder beglücken, die sich wegen ihrer Verstandesnatur, d. h. ihrer Liebhaberei für das Denken (freilich ein eigener Geschmack) gar nicht zu so etwas eignen. Allein alle solche Raffinements können unmöglich lange vorhalten; denn diese Wüstlingsmanier stößt das „Volk" entweder von sich oder stirbt daran, so daß dann der „Geist" als „Geschichte" nicht länger bei ihm bleibt.

Fragen wir hiernach, was muß eine Regierung, sie diese selbst geistige Macht, aus Interesse für den „Geist" thun? so kann die Antwort nur lauten: Entweder sich selbst Gegensätze im Volke mit sparsamer Hand zu erhalten, damit diese als Gott den Götzen Langeweile vertreiben, oder noch besser, dahin zu streben, daß innerhalb des Volkes selbst Gegensätze erwachsen, welche dessen geschichtliches Bedürfniß, seinen geschichtlichen Hunger und Durst stillen und es gesättigt sprechen kann: Freue dich liebe Seele — lieber Volksgeist! In letzterer „glücklichen" Lage hat sich England eine Zeit lang befunden, es hatte Torys und Whigs; beide gingen unbewußt von denselben englischen Voraussetzungen aus und phantasirten dabei von ihrer Gegensätzlichkeit. Jetzt scheint freilich dieses Phantasiren etwas leck geworden zu sein. Doch wird das ja in majorem historiae gloriam nur Schein bleiben......

Wir setzen bei unserer Frage über das Verhalten der Regierungen zu Gegensätzen indeß voraus, daß dergleichen immer möglich seien. Wir müssen daher dies erst untersuchen. Doch diese Untersuchung ist durch den Aristoteles der modernen Zeit bereits geführt, es wäre eine Ilias post Homerum; denn: er hat die Illusion von der gegenwärtigen Ausschließung der Gegensätze schon gelöst und gezeigt, daß das Entweder-Oder gar nicht ohne das Sowohl-als-auch und dieses nicht ohne jenes bestehen könne, daß das Sowohl-als-auch und das Entweder-oder also identisch seien, in denselben Abgrund versänken. Damit hat er der Welt des Verstandes, dem Fürsichbestehen der Gegensätze, dem Gotte, welcher die Welt unter der Formel des Satzes der Identität beherrschte, dieser höchsten Spitze der Geisteswelt, den Garaus gemacht. Wie ist es seitdem noch möglich, die Illusion festzuhalten, daß man Eine Seite irgend eines Gegensatzes wollen könne, ohne zugleich die andere ebenfalls zu wollen? Wahrlich seitdem steht es höchst

mit sich um alles Verfassungswesen — vielmehr gehört die Beschäftigung damit einer bereits vergangenen, der pathetischen, dogmatisirenden, innerlich beherrschten Weltanschauung an, welche Menschen voraussetzt, die sich noch rauschweise enthusiasmiren können, für die es noch Gegenständliches, Geistiges einer Weltanschauung, die man nur noch belächeln, nur aus Spaß noch mit Ernst behandeln kann.

Doch wir sprachen noch immer nicht von Preußen und der preuß. Verfassungsfrage. Nun so wollen wir denn zum Schluß dies schnell nachholen! In der That, müssen wir sagen, es ist hohe Zeit, daß Preußen eine Verfassung bekomme; denn es ist noch zu zeigen, daß Liberalismus und Radicalismus von dem Bestehenden als ebenbürtig, als Familienglieder anzuerkennen sind; daß das Bestehende die „Extreme" nicht blos ausschließe, sondern auch ihrer bedürfe. Darum glaube ich, es bekommt eine solche.

2. Ruhe.

„Es war einmal ein Tannenbaum" — wollt' ich sagen ein deutscher Baron, der hatte den Spleen. Kann ein deutscher Baron nicht auch den Spleen haben, so gut wie ein englischer Lord? Alle Eure christlich-germanischen Zweifel dagegen schlage ich sofort zu Boden, wenn ich Euch sage, daß er den Spleen aus Anglomanie hatte: denn er war deutscher Baron. Kurz und gut, ich versichere Euch auf Ehre! er hatte den Spleen, und sein Spleen bestand darin, daß er Ruhe haben wollte. Er sprach nicht mit Hamlet: Worte, Worte, Worte! sondern dachte: Ruhe, Ruhe, Ruhe! Alles machte ihm zu viel Lärm, und wenn er auch nach und nach unendlich viel Lärm verbannt hatte, immer trieb mans ihm noch zu arg. Eine Menge Bedienten hatte er deshalb schon weggejagt, was gewiß glaublich, da er eben in Deutschland lebte. Wenn er spazieren ritt (auf den frömmsten Pferden versichere ich Euch, wahre Schleicher, Sandpferde aus der Residenz, welche niemals wieherten oder nur schnauften!), so waren die Hufe der Thiere umwickelt, damit sie leise aufträten. Wenn er ging (und das geschah nur ausnahmsweise, weil Bewegung das Gegentheil aller Ruhe) so hatte er gewiß keine klirrenden Sporen, sondern Filzsocken; seine Bedienten mußten ihm eben so serviren. Denn wehe dem, dessen

Stiefeln geknarrt hätten! Ich weiß nicht, ob der Herr Baron dem Sturme draußen das Brausen verboten, meine Erzählung ist mythisch, trotz Strauß's Evangelien. Es ist mir das aber sehr wahrscheinlich. Viele Mühe kostete es dem Herrn Baron, seine Bedienten einzuhetzen, daß sie nicht sprachen, sondern durch Winke die gnädigen Befehle empfingen und durch Winke und Zeichen deren Vollziehung meldeten. Das ist in der That schwer, besonders wenn es verboten, die Antworten schriftlich zu bringen — in Deutschland, wo jeder zweite Mensch ein Schriftsteller ist. (Beiläufig Börne hat Unrecht, die Deutschen einzutheilen in Hofräthe und solche, die es werden wollen — viel richtiger ist meine Eintheilung — was sollte aus der Welt werden ohne Eintheilungen!) Revenons à notre mouton! Es gelang dem Herrn Baron endlich, einen Bedienten zu erlangen, ein wahres Muster von Bedienten, der ein ganzes halbes Jahr — sage sechs Monate lang kein einziges Versehen machte — hätten Zeitungscorrespondenten über den Herrn Baron zu berichten gehabt, sie wären in Verzweiflung gerathen, da sich gar nichts, nichts in der Welt von ihm sagen ließ, selbst nicht einmal, daß er Guerelle, Krakeel mit seinem Bedienten gehabt. Nur die Sonne ging auf über dem Herrn Baron, wie sie denn Gute und Böse bescheint, es wurde auch wieder Nacht und Sie schliefen, ob schnarchend? Zweifle! (Viel unaufgeklärte Seiten für den Geschichtsforscher.) Es verging der Frühling, der Sommer auch, es kam der Herbst. Im Herbst geschah es eines Tages, daß der Herrr Baron dinirten, ja dinirten. Sei es daß Ihnen das Licht zu stark auf den Teller fiel, sei es ein Zittern der Glieder, kurz Sie ließen die Gabel so heftig auf den Teller fallen, daß es einen Klapp that, wirklich einen vernehmlichen Klapp — weil nämlich Alles ringsherum mäuschenstill und der Herr Baron über dem auch des geringsten Geräusches entwöhnt waren. „Vermaledeiter Kerl“ riefen da der Herr Baron im höchsten Zorn, „kann ich denn gar keine Ruhe im Hause haben?“ Der Bediente verlor aber seine Contenance nicht, sondern deutete durch Zeichen darauf hin, daß der Herr Baron selbst Ihre kostbare Ruhe gestört hätten. Das half aber nichts, Sie waren einmal in Aufruhr gegen den Störer und jagten ihn deshalb unverzüglich zum Hause hinaus.

Ob der Herr Baron sich seitdem selbst bedient, darüber schweigt die Geschichte.

Die Moral davon? Nun Leser, Du ziehst sie wohl selbst, wenn Du an Deine süße Suppe etwas Salz als Gewürz thust.

Gings doch dem Herrn Baron wie andern Leuten mit dem Vergnügen (s. Herrn Fürsten Pücklers Vergnügling und dessen treffliche Anweisungen zu der edeln Kunst) oder mit der Freiheit, oder der Ehe, oder der Kirchenzucht (s. Herrn Bunsens Werke) oder der Unsittlichkeit, oder ....

---

3. Geldaristokratie.

To make money — das ist die große Frage, das Einzige, was weise Eltern ihren Kindern rathen und beibringen können. Der große Denker Hamlet, eben weil er ein Denker ist, er würde heutzutage nur denken: Geld oder kein Geld, unter dieser Alternative muß man wählen, so lange man denkt. Und ist der Gott „Geld" nicht ein liebenswürdiges Wesen? Verlangt nicht sein Cultus die allergrößte Gewandtheit und Geriebenheit? Was ist dagegen der Gott „Ehre" für ein abstracter Perückenstock; der kann weiter nichts vorbringen, als Puff und Pah! So loben wir uns denn den Gott „Geld," der ist doch was Gegenständliches, was Fühl- und Greifbares, was Sinnliches, der ist durch ein bloßes Niederstürzen vor seinem Altar noch lange nicht befriedigt, der will geliebt sein von ganzem Herzen, von ganzer Seele und aus allen Euren Kräften, sonst verläßt er Euch. Und diesen trefflichen Gott sollten wir abschaffen? — Wir sollen den „Götzen" stürzen sagt uns die Secte der Socialisten. Stürzen! „Alle Mittel, die Ihr sonst anwendet, können den Siegeslauf des Capitals nicht hemmen, das wie eine furchtbare Seuche von allen Enden der Welt hereingebrochen ist, den Menschen bis in seine geheimsten Schlupfwinkel verfolgend. Was nützt es dem Menschen, dieser Seuche zu entfliehen? Wohin er kommt, findet er sie wieder. Nicht eher hat er Ruhe vor ihr, bis er ihrer Herr geworden ist, bis er „sie besiegt, zu Nichte gemacht hat." (Gesellschaftsspiegel H. 4.) Und welchen „Gott" bekommen wir denn für den „Götzen?" Denn als Secte müssen doch die Socialisten einen Gegencandidaten aufstellen. Etwa die „Liebe?" Ach das ist ein tyrannisches Weib, ein um so tyrannischeres, je schweigsamer es herrschen will. Denn das sind von jeher die schlimmsten Tyrannen gewesen. Deren Gunst verscherzt man, man weiß nicht wie und warum. Lest nur Philipp II. von Spanien

Lebensgeschichte[1]). Die schlimmsten Hunde sind die nicht bellen sondern beißen. Und glaubt Ihr denn mit dem „Götzen“ Geld durch „Kampf“ fertig zu werden? Ein dicker Irrthum! Fangt nur an zu kämpfen und am jüngsten Tag seid ihr sicher noch nicht damit fertig! Theilt z. B. den „Besitz,“ richtet gemeinschaftliches Leben ein und binnen wenigen Jahren wird durch die „sittliche“ Fortpflanzung so viel „überflüssige“ Bevölkerung da sein, als nie zuvor, und die alte Verlegenheit wird um einige Grade verstärkt wieder hervorbrechen. Habt ihr je ein Geistiges, eine Religion gefunden, welcher man durch Opposition dagegen beigekommen wäre? Opposition richtet nur dann etwas aus, wenn die Parteien von vorn herein stillschweigend darüber sich vereinigt haben, den Kampf nur bis zu gewissen Eventualitäten fortsetzen zu wollen, z. B. in England und Nordamerika unter der Bedingung der „Majorität.“ Mit dem herrschenden Geiste fertig zu werden giebt es blos Eine Möglichkeit: macht ihn sich selbst langweilig, seines Lebens überdrüssig, laßt ihn selbst wünschen, nur erst zur ewigen Seligkeit eingehen zu können und ihr könnt so viel neue „Geiste“ als ihr wollt an seine Stelle setzen — vorausgesetzt natürlich, daß ihr ein Interesse am „Geist“ überhaupt habt. So viel ist aber sicher, durch Pathos gegen „den Götzen Geld,“ durch „Arbeiter-Marseillaisen,“ „Lieder vom armen Mann“ verleiht ihr ihm erst rechte Kraft: Geld, so lange es „Gegenstand,“ wird es auch Herrscher bleiben.

Doch was helfen solche weise Lehren! Es giebt in der That Gesetze in der Geschichte, für die dumme Menge der „Geistigen“ nämlich, welche sich erst satt und heiser geschrien haben müssen, um mit einem „Geiste“ fertig zu werden, welche nur durch diese Monotonie darüber hinauskommen können, versteht sich um aus der Traufe in den Schlagregen zu gerathen. That's a fact sagt Sam Flick, ein Vetter von Uncle Sam.

Allah ist groß, aber größer noch die Beschränktheit der Socialisten. In demselben Aufsatze des Gesellschaftsspiegels, aus welchem obige Worte entnommen sind, wird uns von den Grubenarbeitern in Belgien erzählt, sie verständen nicht Haus zu halten, der größte Theil fürchte

1) Wie dumm*) von mir, Philipp II. in Sachen der Liebe anzuführen.

*) Nemo ipse sibi injuriam facere potest — bin also in meinem „Rechte.“

zu sterben, ohne sein Verdienst rein aufgezehrt zu haben. Was heißt das anders, als daß auch ihnen Geld (und Genuß) Gegenstand sind? Schöne Aussichten für die Theilung oder Gemeinschaftlichkeit des Besitzes! Indessen angenommen, es müsse jeder „Genuß" seines Lebens „das wichtigste Recht, das Recht menschlich zu leben" haben, wo ist denn die Grenze, wenn „Genuß" und „Leben" ihm etwas Transcendentes bleibt? Die Kaiserin von Rußland braucht zwölf Ammen und muß nach Palermo gehen, ihr unglückliches „Leben" zu erhalten. Wird nicht bald ein Socialist kommen und bedauern, daß so vielen Menschen, die dies Alles nicht an sich wenden können, das „wichtigste Recht" verkümmert werde, sie viele Jahre früher sterben müßten, als die „Reichen?" Wenn man einmal in Kategorien hineingeräth, z. B. in die „Beziehung auf Anderes," so ist in der That kein Ende abzusehen und hinein geräth man, sobald man sich „geistig" — „begeistert" wie sein Gegner verhält.

---

4. Mäßigkeitsvereine.

Vereine aller Orten,
Vereine die Kreuz und Quer,
Vereine hier und dorten
Und immer und immer mehr!
Drum schließt Euch redlich an,
Zu irgend einem Vereine
Gehör' ein deutscher Mann!

Schließen wir uns also dem Mäßigkeitsvereine an, wirken wir mit vereinter Kraft dem Ungethüm der „Unmäßigkeit" entgegen. Mit vereinter Kraft wird es uns ja gelingen, die Mäßigkeit herzustellen, welche wir einzeln (schwach genug!) nicht vor uns bringen konnten.

Wirklich? — Nun warum nicht? Es ist ja nicht gerade nöthig, daß wir gänzlich enthaltsam seien, es genügt die „Mäßigkeit." Schälen wir also diese letztere sorgfältig heraus aus deren Gegensatze, der „Unmäßigkeit" ... Ein verteufeltes Beginnen, das Andern von schärferm „Verstande" als mir gelingen mag. Ich kann damit nicht zurecht kommen. Wenn ich noch so mäßig bin, bin ich nicht dennoch immer unmäßig und wäre es auch nur in der Mäßigkeit? Es geht mir

damit wie der lieben Geistlichkeit im Mittelalter, der so keuschen, demüthigen, armen. Ach in welche Wollust, Herrschsucht und Habsucht „versank" sie! Aber da meint mein kluger Nachbar, sie wäre gar nicht herausgekommen aus diesen letztern Sünden, hätte also gar nicht darin „versinken" können. Der Herr Nachbar ist wohl ein paradoxer Kerl? Höchst wahrscheinlich und ein „unverständiger" Mensch dazu.

Wenn man einmal Einfälle hat! So fällt mir jetzt noch ein, daß mir der Arzt sagt, eine gewisse Debauche könne mitunter gar nicht schaden, die belebe den Körper, der sonst vor „Gewohnheit" stumpf werde. Das ist nun wieder so etwas gegen alle Mäßigkeit Verstoßendes. Was in der Welt fange ich damit an? Diese tolle Welt! Wir sind einmal darin — fassen wir einen kühnen Entschluß — nehmen wir sie wie sie ist!

Doch „bedenken" wir uns noch einmal, wir sind ja Deutsche, wir dürfen uns bei Leibe nicht widersprechen und wir widersprächen uns doch, wenn wir „mäßig" und „unmäßig" zugleich wären. Ein ekliches Dilemma. Ob wir vielleicht einige Gutachten einholen, um zu erfahren, was das „Rechte" sei? Vielleicht thun uns unsere Facultäten, dieser „Stolz unserer Nation," die Liebe. Ach hätte doch z. B. Justinian sich darüber bestimmt ausgesprochen? . . . Es ist kein Ausweg übrig — schreckliches Geschick — wir verlieren den Gedanken — er geht uns aus!

---

5. Der Instanzenzug und das Eventualprincip.

Zur Kritik des Rechts.

Schon Plato wußte, was es mit dem „Rechte" auf sich habe, wenn er in seinen Dialogen schließlich regelmäßig jeden der Streitenden Recht behalten läßt. Nicht so unsere und alle Juristen seitdem! Die sind der Meinung, durch Subtractionsexempel das pro et contra prächtig abwägen und als goldenes Facit dann das „Recht" herausspringen zu sehen. Weil denn aber doch ein error calculi vorgekommen sein könnte, so schafft man Instanzen, und nach echt deutscher Weise hat man aus innigster Hochachtung vor dem „Geist" endlich so viele

herausgebracht, daß gar kein Ende von Processen abzusehen ist. Diese allein richtige Consequenz alles Rechts, dasselbe vor lauter Suchen danach gar nicht hervortreten zu lassen, ist denn aber doch selbst den Deutschen endlich zu seltsam vorgekommen. Man hat daher hierin das Recht „reformirt" d. h. man hat es abgschafft. Ja wohl Ihr klugen Juristen abgeschafft habt Ihr das Recht, als Ihr nur das geringste Rechtsmittel gegen das unbedeutendste Interlocut nicht mehr erträglich fandet! Es vollzog sich in der Rechtssphäre ganz dasselbe, was auch in den übrigen Geistesgebieten hervortrat: die „sana ratio" sollte allein gelten, ganz wie in der Theologie der Rationalismus verfuhr. Glückselige Unschuld, die Du nun schon seit 100 Jahren Dich mit Deiner „Aufklärung" umherplagst! Diese Unschuld war so groß, daß sie in der Preußischen Gesetzgebung sogar das durch den J. R. A. glücklich abgeschaffte „Recht" des Beklagten, Einreden in jedem Stadium des Processes vorzubringen, großentheils wieder herstellt. Diese „großen Kinder der Aufklärung," kann man sich bei ihrer Bewußtlosigkeit wundern, daß die noch größern Kinder der Romantik endlich den Sieg über sie davon trugen? Denn unter zweierlei Kindereien wähle ich doch am liebsten die innigere, tiefere, d. h. die größere.

Da stehen sie nun, die großen Helden der Juristenkaste und flicken und flicken! Was wollt Ihr denn eigentlich? Geht, lernt Dialektik bei Hegel, lernt von ihm, daß das „pro und contra" identisch sind, lernt von ihm, daß man „Gründe" auch für das Dümmste vorbringen, kurz lernt von ihm, was es mit dem „Recht" auf sich hat, d. h. daß es keines giebt, als den bloßen Ausspruch derjenigen Person, welche die Parteien über sich als Autorität hinstellen und anerkennen.

Der gemeine Mann, der das Rechtsprechen für eine Lotterie ansieht und dem Rechte eine wächserne Nase beilegt, der hat eine weit „tiefere" Einsicht in dessen Natur als die schärfsten „Denker" unter den Juristen. Denn jener hat doch eine Ahnung davon, was es mit dem „Verstande" auf sich habe. Diese aber sind so dumm, daß ihnen der „Verstand" noch für einen „Gegenstand" gilt.

6. Die Aufklärung und die Romantik.

(Thema in Moll.)

Als der Verstand mit seinem Ultimatum, daß man nicht hinter das Wesen der Dinge kommen könne, eigentlich seinen Bankerott erklärt hatte, dennoch aber gerade jetzt um so aufdringlicher die Alleinherrschaft verlangte, da konnte es nicht Wunder nehmen, wenn sich starke Menschen von ihm abwandten und sich vor ihm sicher glaubten, wenn sie zu seinem Gegensatz flüchteten. Im Kunstwerk, bemerkte man, da ist keine Rede vom „Verstande", da ist es kein „Zweck", welcher dadurch verwirklicht werden soll, da schauen wir „die Einheit des Idealen und Realen." Bon! Flüchten wir also in die Kunst! Schaffen wir Kunstwerke wie aus der Pistole geschossen, schaffen wir überhaupt nicht mit der dummen, prosaischen Besonnenheit, lassen wir vielmehr die Welt kaleidoskopisch wechseln, nebelnde schwebelnd, langend und bangend unsagbar — Feen, Mondlicht — Helldunkel 2c.! So muß man Kunst treiben; Das Genie grübelt und klügelt nicht, es ist klug; das Genie braucht keine Technik, es ist Künstler, ohne dies erst zu werden; das Genie denkt nicht, sondern schafft. Als man einmal so im Zuge war, da konnte es nicht fehlen, daß der Widerwille gegen den Verstand überall zu grassiren anfing. Gegen die moderne, Alles calculirende Staatsweisheit, wie schön war da das naive, innige, vertrauende, auf der ungebrochenen Sitte beruhende — nun was denn? — Mittelalter! Richtig das Mittelalter fiel der Chorus ein. Machen wir also keine Dogmen, keine Verfassungen und Gesetze, schwärmen wir nicht für Freiheit und Gleichheit, schwärmen wir vielmehr für das Mittelalter, machen wir Mittelalter!

Und die Aufklärung was sagte sie, dazu? Erkannte sie daß sie durch ihr Entweder jenes Oder der Reaction herbeigeführt? O bewahre! Das hätte ja den Sieg mit dem eigenen Leben erkaufen heißen. So schrie sie also Zeter Mordio, so schreit sie es seit 50 Jahren, bis sie sich denn jetzt ungefähr heiser geschrieen hat. Sie hat die Romantik in der Philosophie und Kunst, die Orthodoxie und Mystik in der Theologie, die historische Schule in der Jurisprudenz, die Legitimität in der Politik, die Homöopathie in der Medicin, die „Nachtseite des Lebens" in den Naturwissenschaften nicht zu überwinden vermocht. So oft sie ihren Antäus zu Boden warf durch irgend ein neues „System," irgend

eine neue „Erklärung" von Dunkelheiten, um so kräftiger schnellte der Riese wieder empor; auch er nahm von daher seine Kraft, wo sie selbst ihren Stützpunkt hatte.

Aber die Romantik, die trug wohl nun schließlich den Sieg davon? Da sie das Naive, Tiefe, Innige, Ungebrochene machen wollte, so lag eben hierin der Hase im Pfeffer, was herauskam, war etwas Gemachtes. Gemachtes Mittelalter! Eine prächtige Copie, aber eben leider eine Copie! Und wo blieb denn das Original? Ja das war nur dieses copirende Subject. Der Romantiker ist nolens volens „Ironiker." Byron, aber nicht Byron der den Childe Harold, sondern der, welcher den Don Juan schrieb, Heine nicht Heine der weinerliche, schmerzensvolle, zerrissene wie er zuerst auftrat, sondern der lachende, „frivole" Heine, das junge Deutschland überhaupt, das waren die legitimen Sprößlinge der Romantik. Sie schämt sich jetzt ihrer schlechten Kinderzucht. Die Rabenmutter! Als ob das gefallene, zur Gebenedeiten betende Gretchen nicht tausendmal schöner wäre, als das unschuldige dumme Ding vorher, als ob eben nicht die „Unschuld" zu Falle kommen müßte! Die Romantik wollte ohne Falsch sein wie die Tauben, blos deshalb, weil ihre Gegnerin nur klug sein wollte wie die Schlangen. Sonderbare Schwärmerin! Wer beides kann, wem Verstand und Gefühl nicht im Gegensatze stehen, wer über die Ideale der Philisterwelt: Aufklärung und Gemüth gleicherweise hinaus ist, der wird der Meister sein! Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitten! Arme Romantik, du kannst, konntest nur bis zur Vorhalle kommen, weil dir der „Verstand" noch Gegensatz und damit Gegenstand blieb. Du konntest nicht, der Alleinherrschaft des Denkens gegenüber, letzteres nur als Eine Eigenschaft des Menschen behaupten (um in der Sprache der Begriffswelt zu reden) so gern du dies auch wolltest.

---

7. Der Fanatismus des Gedankens.

Es ist eine Lieblings-Einbildung unserer „Denker" zu meinen, sie seien frei von Fanatismus. Napoleon, der von den Ideologen sagte, sie könnten eine Monarchie von Granit zertrümmern, hat bereits das richtige Urtheil darüber gefällt. In der That, wenn der „Geist" in

irgend einer Form Alleinherrscher ist, wo bleibe dann Ich? Wenn ich für „die Wahrheit" schwärme, giebt es da einen Unterschied von der Schwärmerei für den Glauben, für die Liebe ꝛc.! — Sieh nur unsere modernen Atheisten, wie aufdringlich sie sind mit ihrer „Wahrheit" trotz den besten Theologen. Natürlich, sie müssen ja der Welt von dem Glücke, welches sie in der Tasche führen, mittheilen. Das erheischt „der Ernst des Lebens," — der nur die „Sachen selbst" geben will. Sieh diesen Mann in Amt und Würden, kein Stäubchen darfst du an seiner „Amtsehre" kränken, und dies Uebel wird von Tage zu Tage schlimmer, aus demselben Grunde, aus welchem diejenigen Leute sich am leichtesten erkälten, die sich am sorgfältigsten vor Wind und Wetter schützen. Der „Ernst des Lebens" bringt das so mit sich, dieser Ernst, welchen du aus der Candidatenhaltung, dem Referendarsstil und der Second-Lieutenants-Miene und Stimme hättest prophezeihen können. — Sieh dort den Polizeimann, keine Linie will er uns von der vorgeschriebenen Bahn abweichen lassen; denn „der Ernst des Lebens" kann Keckheit und Humor nicht dulden. Und diese Liberalen und Radicalen, wenn die „regierten", da könnten wir wohl rufen:

> Endlich ist erlaubt uns allen
> Wieder doch einmal ein Witz!?

Bewahre uns der Himmel nur vor ihnen! Was würden die erst für „Gesetze" geben und wie sie ausführen! Kein Titelchen der alten patriarchalischen Lust und Fröhlichkeit blieb übrig:

> Unsre Freuden, unsre Leiden
> Wollen wir in Schwarz nur kleiden;
> Schwarz ist Anstand überall,
> Bei dem Grab und auf dem Ball!

Aber weiter, diese Dame, wie sittsam, ach so sittsam, daß ich mich stark versucht fühle, ihr einige Unsittlichkeiten zu sagen — wenn das nämlich nöthig wäre; denn die Gute fühlt dir sicher so sehr wie wir, daß es nicht nur langweilig, sondern auch unmöglich ist, „fleckenrein" zu bleiben. So einseitig sind Damen nie. — Dagegen die Krone von allen Ideologen, unsere Gelehrten, wie die „des Lebens Ernst" aufrecht zu erhalten wissen! „Die Welt ist ihnen, wie Hamlet, ein Gefängniß und Deutschland der schlimmsten eines," sie studirten ja sämmtlich „in Wittenberg," welches wohl nirgends anders liegen kann, als eben in Deutschland; darum geben sie denn auch so gern ihren Unsinn für Ver-

stand aus und wir hätten so Unsinn, wenn es leider nicht — gelehrter Unsinn wäre, der stolz auf seine „Wissenschaft" mit souverainer Verachtung auf uns arme Proletarier des Wissens herabsieht. Das einzige vernünftige Institut ist noch die Censur; denn da diese das, was der Denkfanatismus für „Unsinn" ausgiebt, nicht streicht, und wie überhaupt keinen Fanatismus, so auch den des Denkens nicht zuläßt, so bewahrt sie uns nicht nur vor vieler hausbackenen Altklugheit, sondern läßt uns auch die leckern Bissen allein übrig. Dies ist mein völliger Ernst; denn zu spaßen habe ich in einer so „verständigen" Welt verlernt. — Kurz, wie ich auch das große Kaleidoskop Welt schüttele, immer giebts „Grau in Grau." .....

Leser, ich muß Dir beschreiben, wie der „Denker" aussieht, in welchem der Gedanke entsteht: Er fühlt es sich regen, die Adern schwellen ihm an, das Blut tritt ihm ins Gesicht, die Augen treten hervor, er streckt die Hand in die Luft — sieh da, der „Gedanke" ist zur Welt gebracht! Unterdessen hat sich der andächtige Denker aber vor den Spiegel gestellt, um dem heiligen Acte des „Denkprocesses" in ihm zuzuschauen und sich daran zu erbauen. Aber wenn der „Gedanke" ihn übermannt, dann freut er sich, wenn du zu ihm eintrittst und „guten Morgen!" sagst; denn das bannt die Zauberei wieder. Dies Bild ist aus dem L e b e n genommen und wohl einzig und allein nur in Deutschland Wirklichkeit. Erkennst du daraus, welcher Art der Denk-Fanatismus sein wird?

Wenn ich König wäre, ich zwänge meinem Volke den Karneval auf, das wäre meine erste Regentenhandlung, dann müßten meine Minister je älter sie wären ein desto größeres Steckenpferd reiten, jeder wenigstens 6 Monate im Jahr. Wollte aber mein dummes Volk hiervon nichts wissen, so würde ich ein so fürchterlicher Tyrann für den „Ernst des Lebens" werden, daß es einen ordentlichen Heißhunger danach bekommen sollte, mal „kindisch" sein zu dürfen ......

Man würde mich mißverstehen, wenn man dächte, ich hätte etwas gegen den „Verstand." Eben weil ich nichts gegen den Verstand habe, darum will ich a u c h den Unverstand, den Unsinn d. h. keines von beiden. Pereat das Ochsenthum! Es leben die Ochsen!

Ein Element besitzt die gegenwärtige aschgraue Welt, welches ihr ein Asyl vor dem Verstande gewährt, das ist das „somnambüle Leben" der Musik. Haben wir Deutschen vielleicht deshalb so große Musiker und so viel Musik, weil wir so große Denker besitzen und so viel denken? Immerhin wäre das eine „Erklärung" des Phänomens, natürlich aber nichts weiter.

8. Virtuosität.

Die bedeutenden Menschen müssen wohl stets einen guten Magen haben: was sie auch genießen, sie formen es immer zu sich selbst um. Warum fiel Talleyrand immer, wie die Katzen auf die Füße? Als er bei seinem ersten Auftreten in den Salons deren Königin, welche unschicklicher Weise zu nahe an ihm vorüberging, ein beleidigtes O! zurief, und auf ihre Frage, was er damit habe sagen wollen, erwiederte: Madame, ce nétait pas un oh, c'était seulemeut un ah! worüber Paris ihm Beifall jauchzte, da war er schon Herr des „Bestehenden," weil er sicher mehr war, als dieses. Sollte es sich anders verhalten haben, als er als constitutioneller Bischof die berühmte constitutionelle Feier anf dem Marsfelde leitete, und als er anno 15. die „Legitimität" erfand? in der That, ein höchst zweideutiges Geschenk, ein Gott aus den Händen eines solchen Mannes, eines Mannes, dessen oberster Grundsatz lautete: surtout pas de zèle, eines Mannes, der zuletzt sogar noch die römische Curie, die unbetrügbare, durch eine Versöhnungscomödie düpirte! — Wie der Virtuose Talleyrand stets den Sachen überlegen war, so ist es mit jeder bedeutenden Individualität: große Individuen haben kein System. Hayden fühlte das, wenn er allemal ehe er componirte betete: Lieber Gott, laß mich vergessen, daß ich ein Musiker bin. Die Mediciner haben sich den Kopf zerbrochen über Schönleins System, die Berliner gefragt, ob Seidelmanns Leistungen vom Verstande oder dem Genie eingegeben seien. Alberne Frage! Große Männer sind keine Tassos und keine Antonios, sondern der Eine Mann, wie ihn Leonore wünscht. Sie verrennen sich in kein Entweder-Oder, und das Denken soll es wohl bleiben lassen, den „Eingebungen des Genius" nachzufolgen, wenn es „formales" Denken bleibt d. h. sich nicht selbst ironisirt.

Kürzlich wollte man eine Stelle in der Vorrede zu Bettinas Königsbuche von mir „erklärt" wissen. In Erwiederung darauf bat ich um die richtige Erklärung der C moll Symphonie Beethoven's und ob dieselbe wirklich ein Hochzeitsfest darstelle, da mir dies doch nur eine Erklärung zu sein scheine, etwas, das man sich dabei denke, nicht die Sache selbst; „denn Andere hätten mir versichert, die Symphonie schildere" eine Tropenlandschaft.

Die wahre Virtuosität giebt nur sich die „Gesetze" z. B. welche ein großer Naturforscher aufstellt, sind für ihm keine Gesetze, selbst wenn er das glaubt; die Dutzend-Virtuosität dagegen läßt sich begreifen und macht Kunststücke. Die Nachahmung der wirklichen Virtuosität ist Manier, die der Dutzend-Virtuosität was ihr Original — Escamotage! und die Dutzend-Virtuosen sind höchstens von einer sauber gearbeiteten Schablone abgenommen.

Finale.

Hast du Gescheut's vollbracht?
„Ich habe blos gedacht."
Schwer ists, vom Narren sich befrei'n!
„Ists minder schwer ein Narr zu sein? —
„Wenn ich kritisirte,
„Wenn ich speculirte,
„Hab' ich mich vergnügt;
„Mir hat das genügt!

Bunsen und die Verfassung der Kirche der Zukunft.

Das Streben nach Freiheit wird in Deutschland auf den mannigfachen Gebieten immer lebhafter. Es schien in politischer Beziehung entschieden praktisch werden zu wollen und ist mit neuer Energie auf religiösem Gebiet erwacht. Auch hier ist es wieder Preußen, auf das sich die Erwartungen Aller richten. Will dieser Staat seinem eigenen Wesen nicht widersprechen, so muß er den übrigen deutschen Bundesstaaten auf der Bahn der Vernunft voranschreiten; und bei dem beständigen Zögern des preußischen Monarchen einer längst bewährten Theorie nachzugeben, werden die Verhältnisse des Gesammtvaterlandes immer verwickelter. Die Parteien gerathen bei der Unklarheit, in der sie gehalten werden, in stets gereizteren Gegensatz.

Deshalb ist jede Stimme zu beachten, die dazu beiträgt, die Entscheidung näher zu bringen. Mag dieselbe den Philosophen und Kritikern in transcendenter Hinsicht manche Schwäche bieten: der Politiker hat, wie der Historiker — um unserem Gegenstande sogleich einen Schritt näher zu kommen — gar keine Religion, um gegen alle Religionen gerecht zu sein, keine zu beeinträchtigen, das Vernünftige in jeder zu fördern und alle Bildungsstufen unter einer höhern Einheit zusammenzufassen.

Die Schwierigkeit, den von Bunsen in Bezug auf die Kirche vorgelegten Plan richtig zu würdigen, beruht daher hauptsächlich darauf, zu seinem eigentlichen Kern erst hinzugelangen. Man muß mit dem Verfasser nicht erst über sein Glaubensbekenntniß streiten wollen. Es kommt darauf an, dasselbe als berechtigt anzuerkennen; und es ist berechtigt, da der unterlaufenden religiösen Pleonasmen sehr wenige sind, da die

beibehaltene christliche Mystik und Allegorie sehr leicht ins Philosophische zu übersetzen ist; außerdem die hier ausgesprochene religiöse Ansicht etwa die Durchschnittssumme des Glaubens der Gegenwart, worauf Gervinus Gewicht legt, enthält; überhaupt aber das Glaubensbekenntniß von Millionen Menschen keineswegs mit einem Federstrich der Philosophie plötzlich wegzuschaffen ist.

Bunsen faßt das Christenthum in durchaus edler Weise auf. Das Gebot der Liebe ist ihm die Hauptsache. In Liebe und Freiheit soll das Christenthum seinen Weg über die Erde machen. Nur weiß Bunsen keinen neuen Enthusiasmus zu wecken. Nur überspringt er in Bezug auf die Menschen die Erfahrung. Namentlich geht er von der Annahme aus, Secten und Separatisten seien schon verschwunden, während wir bei völliger Gewissensfreiheit das Sectenwesen erst in rechter Fülle durchzumachen haben würden.

So viel würde allerdings durch die neue Kirchenverfassung gewonnen werden, daß alle Glaubensbekenntnisse sie unbedenklich bei der innern Organisation der Gemeinde annehmen und daher in Harmonie und Eintracht neben einander bestehen könnten. In den bisherigen Verfassungen der geistlichen Dictatur, des Consistorialsystems, des einseitigen Episkopalismus würde wenigstens kein Hinderniß liegen, zu der neuen Ordnung überzugehen, da keine der bisherigen Kircheneinrichtungen mit dem Volksleben organisch verwachsen ist.

Bunsen ist sogar auf dem besten Wege das kirchliche Leben da am entschiedensten gehoben zu sehen, wo es in weiser Förderung eines großartigen und kräftigen Gesammtlebens der Nation geschähe. Es wäre dies der Punkt gewesen, alle ideegetränkte Bestrebungen der Gegenwart im Staatsleben zu concentriren und der Kirche mit ihren mannigfachsten Bekenntnissen den richtigen Platz in diesem Staatsorganismus anzuweisen. Allein die hierher bezüglichen Andeutungen bleiben schwach und werden kaum bemerkt.

Denn bald bezeichnet Bunsen das kirchliche und staatliche Leben als zwei Ströme, die das Volk am heilsamsten tränken sollen, wenn sie sich nur in ihrem Ausflusse aus ihrer obersten Gewalt berühren. Das Bild von den beiden zusammengewachsenen Siamesen hat dieses Verhältniß schon längst verspotten müssen. Es wäre bei Preußen des von Rom noch nicht losgesagten Katholicismus wegen vielleicht schon von drei Strömen zu reden. Die Hauptsache ist aber, daß Bunsen die preußische evangelische Kirche autonom haben will, während er in politischer

Hinsicht die absolute Monarchie wenigstens auf sich selbst beruhen läßt. Eine autonome Kirche kann aber nur in autonomer politischer Gemeinschaft bestehen: nur da fällt der Argwohn zwischen Staat und Kirche weg, daß beide von verschiedenen, sich friedlichen Interessen geleitet werden; nur da findet die Lehre der Kirche das entsprechende Gebiet praktischer Anwendung. Ein autonomer Staat verlangt eine autonome Kirche, eine autonome Kirche einen autonomen Staat, und so könnte es leicht kommen, daß, wenn man das kirchliche Leben emancipirte, das politische aber unter Vormundschaft zurückhielte, einer freien Kirche vorgeworfen würde, sie überschreite ihre Grenzen und das Geschenk der Freiheit sei ihr wieder zu nehmen.

Fordern würde das Volk aber die bürgerliche Freiheit auch bei einer der Kirche gewährten Oeffentlichkeit. Es muß sie fordern, wo sich irgend Gelegenheit dazu bietet. Die Kirchenversammlung ist auch eine Volksversamplung. Dasselbe Volk bildet den Staat und bildet die Kirche. Die Religion selbst, das Christenthum reicht wie die Vernunft überhaupt über den einzelnen Staatsverband, über die einzelne Nationalität allerdings hinaus. Die katholische Kirche wollte in diesem Sinne alle christliche Staaten unter sich zusammenfassen. Aber naturgemäßer ist es, daß die Religionsanstalten, das Kirchenwesen sich dem Staate unterordnet. Die Kirche ist als Erziehungs- als Lehranstalt Institut des Staats. Sie hat mit ihren Hülfsmitteln an biblischer und profaner Weisheit das sittliche Bewußtsein zu begründen und zu entwickeln. Der Staat hat das Bewußtsein in die Praris zu führen. Dieselben Menschen, welche zur Kirche gehen, treten nachher in die bürgerlichen Rechte und Pflichten. Wenn die Kirchenangelegenheiten einmal bestimmten Personen übertragen werden, so geschieht es, wie bei den bürgerlichen Functionen, wegen obwaltender menschlicher Einseitigkeit, sonst müßten beide, wie Bunsen auch annäherungsweise einräumt, Allen übertragen werden können. Aber wo die Mitglieder verschiedener Confessionen zusammenhalten, da geschieht es im großen vernünftigen, politischen Interesse, und ist der Staatsband in den Gemüthern hinlänglich befestigt, so kann auch die unbedingte Gewissensfreiheit in religiösen und politischen Dingen eingeräumt werden, während die Unterthanenschaft unter einem und demselben absoluten Monarchen eine zufällige bleibt, wenn sie nicht geradezu eine unfreiwillige ist.

Bunsen hätte also nothwendig das Staatsgebiet in dieser Beziehung berühren müssen. Wie er hier zu wenig thut, so geschieht auf

einem anderen Punkte zu viel, indem er Staatsgebiet für die Kirche anspricht. So fern nämlich Jahre und Anwendung, Theorie und Praxis der klaren Uebersicht und einer leichteren Geschäftsordnung wegen auseinander zu halten sind, gehört das Armenwesen dem Staat an. Bunsen nimmt es, wie alle Fromme für die Kirche in Anspruch. Doch sei der Punkt hier nur angedeutet, indem ihm weiter unten entschieden widersprochen werden muß.

Sobald die Kirche theoretisch von ihren weiteren Verbindungen gelöst ist, und man den Standpunkt innerhalb derselben als berechtigt erkannt hat, kann man mit dem Verfasser leicht einverstanden sein. Denn auf dem begrenzten Gebiete erscheint er mit staatsmännischer Uebersicht und Unbefangenheit. Hätte er mit seiner Ansicht der Dinge das bestehende Kirchenwesen kritisch zu beleuchten unternommen, statt daß er's vorgezogen hat, sogleich den Plan zu einem Neubau vorzulegen, so würde Mancher in ihm den gefährlichsten Revolutionär entdeckt haben; wie man denn überhaupt noch lange nicht über das Christenthum hinauszugehen braucht, um mit den gegenwärtigen öffentlichen Zuständen in Deutschland unzufrieden zu sein. Bunsen selbst muß es schon recht sein, wenn wir meinen, nicht eigentlich Neues in seinem Buche gefunden zu haben. Er hat nur ältere, z. B. von Dahlmann schon angedeutete Principien specieller angewendet.

Genug indeß die evangelische Kirche besteht im deutschen Staatsgefüge und soll ihrer Idee nach entwickelt werden. Das ist Bunsen's Thema, ist es, worauf er sich beschränkt. Er lehnt es durchaus ab, sich mit Katholiken oder Philosophen oder mit sonst Jemand zu verständigen und wir folgen ihm gern, da selbst im äußersten Falle das hier Gesagte wenigstens als eine Vorbereitung auf weitere Consequenzen zu betrachten ist, mit der viel erreicht wäre, wenn sie selbst durchgesetzt würde.

Bunsen geht von der alten Annahme aus, wornach die Kirche das Reich Gottes vorzugsweise darstellt und ihr Gesetz in der Gottesdienstordnung und Gemeindeordnung findet.

Nur die letztere, die Gemeindeordnung soll in Betracht kommen und als Grundlage dafür wird wieder die Gleichheit aller Gemeindeglieder hervorgehoben. Es geschieht in Anknüpfung an die ebenfalls alte und fast veraltete Idee des allgemeinen Priesterthums, wonach die Priestervormundschaft und Priestervermittlung zwischen Gott nnd Menschen aufhört, indem alle Christen unmittelbar vor Gott treten dürfen. Doch

braucht sich die Philosophie diesem Bilde nicht geradezu feindlich zu beweisen. Das christliche Leben in Gott enthält die tiefste und auch dem einfachsten Menschen zugängliche Weisheit: einzuwenden ist nur in der Explication, daß wir die weiteren Offenbarungen der Gottheit nicht in Mythen, die etwas Unnatürliches geltend machen, sondern geradezu in Naturwissenschaften suchen müssen. Die Philosophie stimmt aber sofort wieder mit dem Christenthume überein, wo es darauf ankommt, die Menge in leicht faßlicher Form über metaphysische und physische Dinge zu belehren, um eine gesunde Sittenlehre darauf zu gründen.

Wir übergehen es indeß, wenn die Möglichkeit der unmittelbaren Hingabe des Menschen an Gott durch die Allegorie des Versöhnungsopfers Jesu deducirt wird, und sehen die Befähigung der Menschen sich dem Göttlichen ganz zu weihen lieber in der edleren Vorstellung der Gottheit als des Vaters der Menschen und in der höhern Pflicht, um der Gottheit willen die Menschen zu lieben.

Bei dieser großen sittlichen Idee treffen wir mit Bunsen wieder zusammen. Er verlangt mit Recht zu ihrer naturgemäßen und gesunden Entwickelung ein christliches Volk und einen christlichen Staat, obwohl sie in ihrem Keime nur der christlichen Familie bedarf und selbst unter politischer Despotie erstarken kann. Bunsen sieht, wie die sittliche Idee den ganzen Menschen in Anspruch nimmt, der ganze Mensch sich aber nur als Glied einer freien Gesammtheit entwickelt. Jedoch trennt er das eigentliche Erbauungsleben wieder von dem Getreibe der Geschäfte, um in der Kürze zu sagen, wie das Christenthum trotz seiner anregenden Kraft das ganze Mittelalter hindurch im Kampf mit den erst zur Cultur durchbrechenden Völkern nicht im Stande war, jene Grundideen in das Leben zu rufen, sondern wie die Menschheit erst wieder durch eine Priesterkaste mit Gott vermittelt werden mußte und die Gemeinde deshalb in der Geistlichkeitskirche zu einem untergeordneten Bestandtheile herabgedrückt wurde.

Erst die Reformation — das ist der Gang von Bunsens Beweisführung — forderte für das christliche Leben das allgemeine Priesterthum der Gemeinde zurück und für den christlichen Staat die Selbständigkeit des Volkslebens. Der europäische Westen trennte sich in zwei Lager, wo sich die Geistlichkeitskirche mit byzantinisch-mittelalterlichen Formen und mit mittelalterlichen Satzungen und Philosophemen noch einmal befestigte und wo auf der andern Seite die Gemeindekirche mit neuem Lebenselement erstand, das sie unmittelbar aus der Bibel, aus der

classischen Welt und wir setzen hinzu, aus der neuern Menschheitsentwickelung zusammenfaßte.

Vor der Hand mag man es also einmal stehen lassen, da es verständlich ist, wenn Bunsen den Ausgangspunkt für die neue Zeit so stellt: die Reformation machte die Herausstellung des allgemeinen Priesterthums in einem weltgeschichtlich gebildeten Volke und Staate möglich, damit aber noch nicht wirklich. Die Möglichkeit war gegeben durch die Annahme der Schrift als oberster Richtschnur des Glaubens und durch die unbedingte Forderung einerseits der innern Gesinnung und der persönlichen Verantwortlichkeit, andererseits der Gewissensfreiheit im Staatsverbande.

Für die Realisirung dieser evangelischen Freiheit verlangt Bunsen die Verwirklichung und Bethätigung des wahren Priesterthums in der Gemeinde und die Erhaltung der Gemeinde selbst. Die Bethätigung nehmen wir jedoch als dem Staate angehörend in Anspruch, ohne daß ihr sittlicher Gehalt dadurch beeinträchtigt werden darf: im Gegentheil sie kann hier erst ihre ganze Energie bekommen.

Die kirchliche Verfassung setzt nun den Glauben an die Thatsache der Erlösung und Stiftung der Kirche voraus. Aber wir meinen selbst, der Rationalismus kann sich damit einverstanden erklären, da die Bibellehre damit der richtigen Exegese und Erklärung noch nicht entzogen ist. Selbst wenn Bunsen noch mehr verlangt und die Thatsache der Schöpfung der Welt und des Menschen als göttlichen Ebenbildes, als nothwendige Forderung hinzufügt, so wird die Gewissensfreiheit dadurch noch keineswegs eingeengt, indem das unbefangene Auge hier wenig Mystik entdeckt und die reine Philosophie am Ende noch mehr Voraussetzungen als nothwendig befinden würde.

Das Hinderniß, weshalb nicht Alle Priester wurden, sieht Bunsen auch nicht so sehr in der Schwierigkeit der Lehre, als in der Verfassung der Geistlichkeitskirche. Er sucht nachzuweisen, wie die protestantische Kirche mit der katholischen so ziemlich dieselbe sittliche Verantwortlichkeit lehre: wenn das nicht so fühlbar werde, wenn der Werth der Gesinnung hinter dem Werthe der Ceremonie zurücktrete, so liege das eben daran, daß die Geistlichkeit in den Ceremonien ihre Stütze finde, um allein die gesetzgebende Gemeinde mit einem untrüglichen, also unumschränkten Herrscher an der Spitze, den gehorchenden Laien gegenüber auszumachen.

Die Reformation schaffte also dies neue Hinderniß des allgemei-

nen Priesterthums wieder fort: Der romanische Reformator, explicirt Bunsen weiter, suchte die christliche Idee dadurch zu begründen, daß er eine freie Stadt, deren Bürger sämmtlich Glieder der Kirche wären, als Muster des christlichen Staats hinstellte. Zwingli's Kirche bekam dadurch einen entschiedenen Vorzug für Jahrhunderte, daß sie den politischen Sinn für freie Verfassung befestigte, wenn auch der damals allein möglichen Verfassungsform dadurch, daß sie das erste Product des gereinigten Glaubens war, eine übermäßige Bedeutung beigelegt wurde.

Bunsen sieht keineswegs einen Vortheil darin, daß der germanische Reformator alle Anmuthungen zur Aufstellung einer neuen Kirchenverfassung abwies und diese dem Eigennutz und der Raubsucht der Fürsten, der Selbstsucht des Adels und der Rohheit und Hülflosigkeit der Gemeinden, wie sie das Mittelalter erzogen und überliefert hatte, preisgab. Doch wollte die freie Gesinnung erst befestigt sein, um freie kirchliche Verfassung als volles Recht in Anspruch zu nehmen und erst der vollen Gewissensfreiheit sollte die bürgerliche Freiheit folgen. Unläugbare Thatsache bleibt, daß seit der Reformation alle civilisirten Völker nach äußerer Freiheit strebten, die evangelischen als nach dem Schutz der Glaubensfreiheit, die unter der römischen Kirche gebliebenen als nach dem Schutz gegen den doppelten Despotismus des absolut romanischen Staats. Das ganze Verhältniß soll in dem Satze zusammengefaßt werden: die romanischen Völker wollen nicht mehr Freiheit ohne Religion, die germanischen nicht mehr Religion ohne Freiheit.

Genug, nach drei Jahrhunderten, meint Bunsen, sei die Gewissensfreiheit errungen und die bürgerliche Freiheit deshalb gesichert: Der Zeitpunkt sei gekommen, um nun wirklich eine freie, nationale, durch und durch volksthümliche Gemeinde, welche sich als Theil der allgemeinen Kirche Christi erkennt, darstellt, fortpflanzt, erhält und regiert, darzustellen und zwar auf dem Grunde der unirten evangelischen Landeskirche Preußens.

Es wird nun zu beweisen gesucht, daß die von der Reformation aufgestellten beiden Heischesätze vom allgemeinen Priesterthum und von der Trennung der weltlichen und geistlichen Regierung den Grund aller freien Kirchenverfassung enthalten, daß nach ihnen jede Verfassung zu prüfen und einzurichten sei.

Für die Verfassung wird aus diesem allgemeinen Priesterthum indeß nur festgehalten, daß die evangelische Kirche Religiosität und Sitt-

lichkeit im tiefsten Grunde vereinigt und als unzertrennlich betrachtet; so daß also der Stand der Sittlichkeit das Verhältniß des Menschen zu Gott bewährt. Die Annahme des priesterlichen Amts befähigt, das Heil durch das göttliche Wort zu erkennen, die Selbstsucht zu bekämpfen und alle Dinge dieser Welt nach dem Bewußtsein in der sittlichen Verantwortlichkeit zu behandeln. Bunsen drückt es geweiht aus, daß dieses Amt währen soll bis an das Ende der Dinge und man könnte dem entgegensetzen, daß nur das rein Menschliche so lange dauern wird, wie die Menschheit dauert, während Aemter und symbolische Aemter wechseln und schwinden werden. Indeß ist das theologisch bezeichnete Reich Gottes die Herstellung der sittlichen Ordnung in der allgemeinen Weltordnung. Was die einzelne Seele selig macht, heißt es, fördert das Ganze und dieses Ganzen Förderung ist die Bedingung der vollen Entwickelung der Menschenseele. Darin liegt allerdings eine unendliche Reciprocität, von der aus der Verfasser mit Recht die Einseitigkeit der politischen Theorie tadelt, die den Gegensatz von Volk und Regierung nicht zu versöhnen weiß, indem der Jakobinismus vom Volke ausgehend nie zur Regierung gelangt, der Absolutismus von der Regierung ausgehend nie zur Freiheit vordringt und der Hallerianismus vor lauter Privatrechten nicht zum Staate.

Nun soll die Kirche die Versöhnung bringen. Sie ist das göttliche Mittel zur Herstellung der gesprengten und getheilten Menschheit. Das Wort des Heils ist an alle Menschen ergangen und durch dasselbe ist ein göttliches Reich der Wahrheit und Liebe gegründet, in welchem alle Menschen Brüder sind, weil Eines Vaters Kinder und zu einem Heile berufen. Nur durch die Aufnahme der Kirche in sich wird ein Volk Theil der göttlich befreiten Menschheit und der Staat wirklich die höchste sichtbare Darstellung der Sittlichkeit.

In dieser Allgemeinheit kann der Staat nicht schöner geschildert werden. Auch bleibt es dabei, daß das von der Kirche geforderte innerliche, freie Leben der Sittlichkeit dem Recht und der That, die dem Staate die Hauptsache sind, vorhergehen muß. In diesem Sinne trennten wir aber auch gleich Anfangs Lehre und thätiges Leben.

In diesem Sinne nimmt Bunsen für das Christenthum Katholicität in Anspruch. Nationalitäten und Staaten sollen sich als Glieder einer der Geistesfreiheit entgegengeführten Menschheit anerkennen, die nicht mehr in Abgeschlossenheit nur Selbstzweck sein wollen, sondern

die natürliche Grundlage für die Menschheit, für das freie Leben der Liebe, für das Reich Gottes bilden.

Mit dem in diesen Ideen verjüngten Bildungstriebe will Bunsen nun nicht weniger Kirche als bisher, sondern mehr: und das ist gern zuzugeben ohne daß unserer oben gebildeten Grenze zwischen Staatsgebiet und Kirchengebiet Abbruch geschähe. Denn es ist jenes Wort so zu verstehen, daß in der Kirche der Zukunft nicht der Geistlichkeit (der Rechtsperson der mittelalterlichen und der bisherigen Staatskirchen) das gesetzgebende Recht und die Gewalt bleiben, sondern daß sie der ganzen Gemeinde, als der vollständigen, bewußten, mündigen Kirche zu Theil werden soll.

Ja wohl ist die gegenwärtige Kirche eine niedrige, vorläufige. Das Volk muß seine kirchlichen wie bürgerlichen Angelegenheiten in Urversammlungen, wie durch Deputirte selbst berathen und ordnen können. Doch lehnt der Verfasser eine Staatskirche ausdrücklich ab, weil er die auf kirchlichem Gebiet verfochtenen Principien auf civilem nicht geltend macht. Naturgemäß scheint ihm eine solche nur da zu sein, — und nur da trifft sie von selbst ein, — wo Staat und Kirche, wie in Genf und Schweden ganz derselben Norm folgen. Bunsen hält dafür, daß diese Einrichtung bei bürgerlicher Gewissensfreiheit und lebendigem religiösem Sinne von keiner Dauer sein könne, daß die Staatskirche überhaupt eine gefährliche politische Einrichtung, weil eine Fiction sei, an der fast allenthalben Blut und Gewaltthat klebe. Für Deutschland würde die Staatskirche, fügen wir hinzu, am wenigsten passen, da bei der Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der deutschen Stämme niemals jene Conformität zu erzielen ist, wie sie sich auf einem kleinen Gebiet, wie in einem Schweizercanton oder bei einem so einfachen Volke, wie den Schweden, herausstellt.

Dagegen hält Bunsen eine evangelische Nationalkirche bei uns für ausführbar und überall da, wo die große Masse des Volks sich nicht so weit in Secten gespalten hat, daß eine kirchliche Gemeinschaft mehr als eine andere für den Ausdruck des nationalen Lebens gelten muß. Ihre Formel schließt, nach Bunsens Ansicht, keineswegs aus, daß bei einer politischen Verfassung mit gleichen politischen Rechten aller anerkannten christlichen Bekenntnisse und mit bürgerlicher Duldung aller nicht unsittlichen, also staatsgefährlichen Secten und Religionen doch mehrere größere kirchlichen Gemeinschaften neben einander stehen, in welchen das nationale Bewußtsein sich vorzugsweise darstellt. Bei

voller Gewissensfreiheit, meint Bunsen, würden im Westen (von Deutschland?) wenigstens zwei, in Osten mindestens drei nationale Kirchen sich begründen. Der Staat habe den weltgeschichtlichen Fortschritt darin anzuerkennen und zu schützen und habe dahin zu sehen, daß alle große und kleine Gemeinschaften so viel als möglich mit dem Geist der Volksthümlichkeit und der Liebe zu dem gemeinsamen Vaterlande durchdrungen würden.

Bunsen ist nicht durchaus dagegen, wenn ein Staat, wie Nordamerika trotz seines überwiegenden Protestantismus theoretisch nicht einmal ein christlicher Staat sein will und das Freiwilligkeitssystem zu Rechte bestehen läßt, wonach die Religion mit allen ihren Instituten Privatsache der Einzelnen und der Gemeinden bleibt. Jedoch würde er in diesem Streben bei uns mit Recht einen geselligen und politischen Rückschritt sehen, indem jedes Volk nach seiner Ansicht sich als Einheit darzustellen strebt, ohne daß gerade eine buchstäbliche Einheit des Symbols, eine Einförmigkeit des Gottesdienstes dazu durchaus nöthig wäre.

Aus demselben Grunde wünschten wir aber auch, daß Bunsen sich entschiedener als es geschehen ist, gegen Rom erklärte. Dem Katholicismus selbst mochte er so viel Toleranz zuwenden wie er wollte. Nur die Abhängigkeit der deutschen Kirche von einem fremden Kirchenfürsten, vom Papste, hätte er auch bei dieser Gelegenheit bekämpfen sollen, um den Urgrund der katholischen und gemeinsamen protestantischen Kirche in Christus desto entschiedener anerkennen und die endliche Vereinigung beider fördern zu können.

Bekämpfen mußte Bunsen das Papstthum um so mehr, da zwar nicht die innere Verfassung der Kirche, wohl aber die ganze Haltung dadurch bedingt wird, wie eine Kirche zu einer andern Kirche zu stehen kommt. Die „erworbenen Rechte" und die „ehrwürdigen Sitten und Gebräuche" durften in dieser Beziehung um so eher fallen, als die übrigen Verdienste der Kirche des Mittelalters ihrem ganzen Werthe nach anerkannt werden. Groß ist das Mittelalter allerdings darin, daß es den Begriff des allgemein Menschlichen in demjenigen festgehalten, was es über göttliche Dinge als wahr annahm. Desto unverständiger ist es aber darin, daß es die Nationalitäten nicht respectirte und die menschliche Spitze des religiösen Lebens des Volks in der geistlichen Körperschaft uns damit außerhalb der Volksthümlichkeit setzte. Die christliche Wahrheit wurde verdunkelt und der Gehorsam wurde zur Hauptsache gemacht.

Doch wenden wir uns zur evangelischen Kirchenverfassung selbst.

Keine der bisherigen Verfassungen genügt: weder die Consistorialverfassung, noch der anglikanische Episkopalismus, noch der genfer, holländische, schottische Presbyterianismus, noch der Independentismus oder amerikanische Episkopalismus. Doch ist hinzuzusetzen, daß dies nicht in dem Sinne zu verstehen ist, daß dieselben Institutionen gar nichts Vernünftiges, Volksthümliches enthielten. Diese Annahme würde zur Revolution führen: um die aber gänzlich unmöglich zu machen, sind die bestehenden Freiheitselemente in die systematische Potenz zu erheben.

B. will das ausgebildet wissen, was die vereinte evangelische Kirche Deutschlands besitzt. Er meint, hier fänden sich die besten Voraussetzungen für die Entwickelung der Kirche in evangelischen Grundsätzen.

B. geht wieder vom allgemeinen Priesterthum aus, sieht aber, daß bei der Verfassung nicht so sehr die gläubige als sittliche Seite des Menschen in Betracht kommt. Der Mensch, in dem das Bewußtsein seiner unmittelbaren Beziehung zu Gott durch innere Stimme und Offenbarung gefördert ist, steht in voller sittlicher Verantwortlichkeit, vom freien sittlichen Standpunkte aus zu handeln, nicht mehr vom natürlichen Mittelpunkte des Ich, in der Sklaverei der Selbstsucht. Der so Gestellte soll zur Verkündigung des Wortes im weitesten Sinne als Prediger und Seelsorger verpflichtet sein und soll sich bei der innern Regierung der Gemeinde betheiligen.

Die oberste Rechtsperson in der Kirche ist die Gemeinde. Das Reich Gottes, die gläubig gewordene Menschheit, die Gesammtheit der innerlich Christi theilhaftig Gewordenen, der wahrhaft Frommen bleibt unsichtbar, in der Ortsgemeinde wie in der Weltgemeinde, in der Gegenwart wie in der Reihe der Geschlechter. Auch auf die sichtbare Gemeinde der Gläubigen, die sich nach Familien, Gemeinden, Stämmen, Völkern und Staaten zur Menschheit erweitern und zusammensetzen würde, wenn sie ohne einen Universalstaat möglich und überhaupt darstellbar wäre, will er sich nicht einlassen. Denn selbst die allgemeinen Concilien der glänzenden Zeit des Papstthums blieben sehr unvollständige und unfreie Darstellungen der Geistlichkeit, ja nur eines Theiles der Geistlichkeit und von den Gemeinden war dabei gar nicht die Rede.

Es giebt bei mündigen Völkern keine Regierung jenseits des Staats meint B., auch nicht in kirchlichen Dingen. Eine christliche Nation,

deducirt er weiter, um Deutschland und Preußen näher zu kommen, bildet die Reichsgemeinde, indem sie sich von der Ortsgemeinde zur Bezirksgemeinde und Landesgemeinde emporgliedert. Mögen die Sphären der kirchlichen Regierung dabei weiter oder enger sein, so soll doch die geistliche Oberherrlichkeit in jeder Sphäre bei der Gemeinde bleiben. Jedes kirchliche Regierungsamt soll von der Gemeinde ertheilt werden. Ob ein Geistlicher oder Weltlicher für das Amt besser tauge, soll davon abhängen, ob dieses sich mehr nach der göttlichen oder weltlichen Seite hinneige. Theologen hält B. für einseitige und befangene Geschäftsmänner. Namentlich das Recht, meint er, hätten selbst die weisesten und besten Geistlichen verdorben, indem sie Gesinnung und That nie, wie es nöthig ist, hinlänglich zu trennen wußten. Rein richterliche Amtsthätigkeit und rein äußerliche Verwaltung, z. B. die des Vermögens, will er den Geistlichen nicht übertragen wissen. Der Geistliche soll nur persönlichen Antheil daran haben als Mann von Gewissen. Sei nun der kirchliche Regierungsbeamte Geistlicher oder Weltlicher, so soll er doch stets eine doppelte Oberherrlichkeit anerkennen.

Bunsen erklärt sich hier auf dem speciellen Gebiete für Volkssouverainität. Wie er sich ausdrückt, ist der Geist Gottes der Gemeinde gegeben; es giebt keine höhere Macht in der sittlichen Weltordnung als das allgemeine Gewissen, das freie, nicht geknechtete. Er erkennt an, wie den Menschen ein unverlöschliches Gefühl der einigen, seligen, freien Menschheit einwohnt und wie dem gemäß schon vor Christus das Ideal der Kirche, d. h. der Menschheit als solcher, in der Republik Platons angestrebt wurde: wie es als Ideal der Menschheit wieder in den politischen Theorien von den allgemeinen Menschenrechten der französischen Revolution und neuerlich wieder in den Träumen des Communismus und Socialismus zum Vorschein kam, den er selbst als Weheruf gegen den Götzendienst des Reichthums bezeichnete und deshalb wenigstens nicht für Wahnsinn auszugeben brauchte, da jeder Versuch, den elendesten Menschen, die nur theoretisch christliche Mitbrüder sind, praktisch aufzuhelfen, wenigstens das Zeugniß einer mitleidigen Seele ist.

Bunsen ist der Meinung, daß gerade jenes Princip der selbständigen Gemeinde, das die Reformation trotz Scheiterhaufen und Ligue durchsetzte, die eine Hälfte Europas vor der 300 Jahre später die römisch-katholischen Völker erschütternden und noch durchwühlenden Revolution geschützt habe. Uebrigens stellt er die bürgerliche und kirch-

liche Ordnung ganz gleich. Keineswegs sollen die Kirchenbeamten aufhören Bürger zu sein, wenn sie auch nicht Staatsbeamte sind: es heißt jedoch nicht Bürger, sondern Unterthanen; die Parallelisirung zwischen allgemeinem Priesterthum und allgemeinem Bürgerthum ist auf die Weise vermieden und das ganze Verhältniß bleibt ein hinkendes.

Wie das preußische Herrscherhaus zur Schirmvoigtei des deutschen Protestantismus gekommen sei, drückt Bunsen zwar bildlich aus, doch sieht man so viel, daß dort die weltliche Macht das kirchliche Leben aufrecht erhalten soll, da die Diener des Kirchenlebens das Kirchenleben nicht immer am Energischsten vertraten. Es soll deshalb nicht darauf ankommen, ob die wiederbelebenden Ideen zuerst im Gewande der Philosophie und Wissenschaft oder der Dichtung und des Christenthums erschienen.

Im weitern Verlauf wird nachgewiesen, wie mit jenen Ideen vorgearbeitet sei, wie viel kirchliche Verfassungselemente Preußen schon enthalte.

An die 6000 Gemeinden sind dort mit Pfarrgeistlichen versehen, die das Christenthum wissenschaftlich ergriffen.

Es ist die Rede davon, daß einige Wenige mit dem christlichen Glauben gebrochen hätten und Bunsen bedauert, daß diese zur Philosophie Uebergetretenen nicht Gewissenhaftigkeit genug hätten, ihr christliches Amt niederzulegen. Man könnte einverstanden sein, wenn die Grenze nachgewiesen wäre, wo Jemand mit dem Christenthume entschieden gebrochen hätte, was bei vorausgesetzter Besonnenheit und Selbständigkeit des Denkens so leicht nicht ist, und wenn die Schwierigkeiten gehoben würden, die sich in gegenwärtigen Verhältnissen dem Uebergange aus einem Berufe in einen andern entgegenstellen und oft unübersteiglich sind. Wenn die Regierung, wie Bunsen meint, großes Bedenken trägt, gegen vermeintliche Ketzer Gewalt zu gebrauchen, so thut sie nur Recht daran, da für die gesammte gegen die Kirche indifferent gewordene gebildete Welt überhaupt noch keine Auskunft getroffen ist. —

Die Grundlage der Kirche ist die bestehende Ortsgemeinde mit ihrer Pfarrordnung, ohne bewegliche Prediger, wie sie die apostolische Zeit hatte und die jetzige sie möglich macht und fordert. Bunsen verlangt hier Theilung der zu großen Pfarrgemeinden und Verbesserung der Gehälte bei vielen armen Landgemeinden. Von den Gemeinden selbst sei aber, meint er, in dieser Hinsicht nichts zu erwarten, so lange sie die

Kirche als eine Staatseinrichtung, besser gesagt, als eine Polizeianstalt, als eine Versorgungsanstalt für protegirte Geistliche und nicht als ihre eigene Angelegenheit ansehen, was allerdings so lange nicht geschehen wird, als ihnen verfassungsmäßige Rechte in der Kirche und der thätige Antheil an der Besetzung der Pfarren entzogen bleiben.

Die Gemeindeältesten sind von der reformirten Kirche neben den Pfarrer hergestellt; die unirte preußische Landeskirche fordert sie und die rheinisch-westphälische Kirche bekam sie 1835 wirklich. Die aus der Gemeinde und von der Gemeinde gewählten Aeltesten bilden mit dem Pfarrer den Vorstand der Kirche, welcher die Kirchenzucht ausübt, die öffentlich geprüften Confirmanden in die Gemeinde aufnimmt und die Abgeordneten für die Kreissynode aus den Aeltesten wählt. Selbstergänzung der Aeltesten ist unstatthaft, da sie den Gemeinsinn schwächt und diese bald als unverantwortliche Körperschaft dastehen würde.

Der Vorstand steht vermittelnd zwischen Gemeinde und Pfarrer, um namentlich die Lehre des Geistlichen nicht über das Verständniß und das Gewissen der Gemeinde hinausgehen zu lassen. Die letztere soll dem Prediger mit Vertrauen und Achtung entgegenkommen: er soll aber auch die Meinung der Gemeinde erfahren; nur Richterin soll die Ortsgemeinde nicht sein.

Patronatpfarreien will B. gelten lassen, so fern der Candidat von der geistlichen Behörde geprüft ist und der Gemeinde durch das preußische Landrecht das Recht des Einspruchs nach gehaltener Probepredigt gesichert bleibt, so fern sie zureichende Gründe angiebt und zwei Drittel der Gemeinde gegen den Vorgeschlagenen sind. Er meint, die complicirte Art der Wahl vermeide die Einseitigkeiten und gebe mehr Raum, den wirklich Würdigen zum Amte gelangen zu lassen.

Die Gemeinde hat das Recht, daß ihr von dem Vorstande Rechnung von der Verwaltung des Gemeindevermögens abgelegt werde. Die Beschwerde soll an eine obere Kirchenbehörde gehen.

Als das dritte Amt bei der Ortsgemeinde würde das der Diakonen zu betrachten sein, der Gehülfen des Predigers, worunter hauptsächlich Hülfsprediger und Schullehrer zu verstehen sind. Bunsen hebt es hervor, daß in Preußen gegen 17,000 Volksschullehrer bei den evangelischen Gemeinden angestellt sind, die durch gelehrte Schulen und durch 24 Schullehrerseminare theoretisch und praktisch für ihr Amt vorbereitet werden. Mit Recht wird dies als ein beträchtlicher Fortschritt

der neuesten Zeit bezeichnet; nicht minder aber auch auf Verbesserung der Stellen gedrungen.

Zugleich ertheilt der Verfasser der Diakonie die Armen-, Kranken-, Kinder- und Gefangenpflege. Sie soll den Aeltesten mit dem Geistlichen übertragen werden, so daß sie einen ihnen verantwortlichen Rechnungsführer und Armenpfleger anstellen mögen. — Hier müssen wir aber Einwendungen machen. Gehört die Armenpflege u. s. w. der Kirche an, warum ihr denn nicht auch die Justiz? Wir meinen die Mildthätigkeit in der bezeichneten Ausdehnung gehört durchaus der praktischen Sphäre des bürgerlichen Lebens. Es ist in diesem Punkte nothwendig, daß man sich aller weinerlichen Sentimentalität entschlage, um desto beherzter und eifriger die schreckliche Noth, welche einreißt, abzustellen. Die christliche Liebe mag endlich einmal eine Wahrheit werden: wir dürfen nicht blos bei den Almosen und planloser Barmherzigkeit stehen bleiben: die Menschenrechte müssen anerkannt werden. Dabei mag denn die private, stille, herzliche Wohlthätigkeit, um das Zweckmäßigste zu treffen, allerdings mit Einsichtsvollen Rücksprache nehmen und warum sollte sie den Geistlichen nicht zuziehen? Die kleine Dorfgemeinde hat etwas Patriarchalisches und der Geistliche ist gewöhnlich ihr Rath und Beistand in allen wichtigern Angelegenheiten. Wenigstens sollte der Prediger deshalb immer etwas mehr sein, als blos Prediger und Hochehrwürden. Wo die Noth aber, wie in den Städten, in den Fabrikdistricten, überhand nimmt, da ist das Armenwesen Angelegenheit der Commun, des Staats, die beide auf das Praktische gerichtet sind, um einmal das Armwerden, die Bettelei und Faullenzerei zu verhüten und im Nothfall Strenge zu gebrauchen, was die Kirche, namentlich freilich die katholische, nicht kann; dann aber, wenn die Noth wirklich eintritt, auch gar keinen Unterschied mehr zwischen Würdigen und Unwürdigen, zwischen Gläubigen und Ungläubigen zu machen. Es versteht sich, daß der Geistliche auch hier seine Meinung sagen und daß er, wenn er praktischen Blick zeigt, thätig eingreifen darf. Allein sollen die Geistlichen das Armenwesen unbedingt verwalten, so ist Gefahr da, daß der Grad des Glaubens und am Ende die Heuchelei die Würdigkeit auf einem Felde bestimmen soll, wo der Würde des Menschen vom Egoismus der Mitmenschen nur Hohn gesprochen wird.

Bunsen macht geltend, daß, je dringender die Anforderungen an den Staat gestellt worden, seine Armen vor dem Hungertode zu

bewahren, seinen Kranken Schlafstätte und Arznei zu gewähren und seine Gefangenen vor dem Entlaufen zu bewahren und zweckmäßig zu beschäftigen, seine Ohnmacht desto offenbarer werde. Er könne nicht Liebe befehlen — er kann aber auf Gerechtigkeit halten — er könne nicht trösten, nicht bessern. Hier trete die Gemeinde in das eigentliche Feld des allgemeinen Priesterthums, ihres selbständigen sittlichen Handelns. Der Vorstand soll auch hier leiten, allein die ganze Gemeinde soll am Bett des Kranken, in der Hütte des Armen, in der Herberge der Bettler, in der Zelle der Gefangenen die Hülfe bringen. Die Menschen sollen das wohl, allein sie thun es nicht; und deshalb muß der Staat, der in seiner Gesammtheit die sittlichen Ideen energischer repräsentirt, als es der einzelne Mensch vermag, hier eintreten.

Es wird eine ganze Reihe von vortrefflichen Anstalten für Nothleidende aufgezählt; sie werden in einem Anhange ausführlicher besprochen, und es ist dankenswerth und ein schönes Zeichen der Humanität, daß sie durch freiwillige milde Beiträge geschaffen sind. Allein sie reichen dennoch nicht weit und der Staat soll deshalb da eingreifen, wo sie aufhören.

Der höhern Sphären, welche Verfassungselemente in Preußen enthalten, sieht Bunsen vier. Zunächst die 333 Kreise mit 386 Superintendenten. Dann folgen die 25 Regierungsbezirke, deren Regierung eine Abtheilung für die Kirchensachen hat (Besetzung der Pfarrstellen, Verwaltung des Kirchenvermögens und polizeiliche Aufsicht über die Gemeinden). Hierauf kommen die 8 Provincialconsistorien mit dem Oberpräsidenten an der Spitze (für die allgemeine Aufsicht und namentlich die Prüfung der Candidaten). Endlich umfaßt in Berlin das Directorium der geistlichen Angelegenheiten unter einem Minister das gesammte Kirchenwesen.

Die Thätigkeit der Kreissynoden mit ihren Superintendenten ist zunächst freilich nur vorberathend, ohne daß der Superintendent, wie zu erwarten wäre, die Verwaltung in Händen hätte.

Die Kreissynode der Presbyterialkirche wählt ihren Superintendenten immer auf 6 Jahre mit seinem Assessor und Schreiber aus ihrer Geistlichkeit und beräth die an die Provincialsynode zu stellenden Anträge. Ihre eigentlichen Verwaltungsrechte werden ihr von der Staatsregierung und der Provincialsynode indeß noch vorweggenommen.

Die weitere Entwickelung ergiebt, daß selbst in der rheinisch-west-

phälischen Kirche das Princip des reinen Presbyterianismus durch die Staatsregierungen und Consistorien, mit der Abhängigkeit des Superintendenten von der Bezirksregierung und des Generalsuperintendenten (Bischofs) von dem Oberpräsidenten und „der Instruction" des betreffenden Ministers, beträchtlich getrübt wird.

In der Provincialsynode sitzen drei Classen von Mitgliedern, sämmtliche Superintendenten, ein abgeordneter Pfarrer aus jedem Kreise und ein aus jeder Kreissynode abgeordneter Aeltester. Der verwaltende Vorstand besteht verfassungsmäßig nur aus Geistlichen. Die Provincialsynode wacht, um die Hauptpunkte ihrer Thätigkeit zu nennen, über die Erhaltung der reinen Lehre in Kirchen und Schulen, indem sie Beschwerden vor die Staatsregierung bringt; sie nimmt durch Abgeordnete Theil an der Prüfung der Candidaten vor dem Consistorium und faßt Beschlüsse über innere kirchliche Angelegenheiten, die freilich vom Ministerium bestätigt werden müssen.

Von einer selbständigen Kirchenregierung, meint B., könne unter diesen Umständen also nicht die Rede sein. Der Mißstand, meint er aber, beruhe auf dem doppelten Mißtrauen von Seiten der Gemeinden und ihrer Behörden gegen einen doch aus ihrer Mitte genommenen Geistlichen, der sie bei der Provincialsynode auf sechs Jahre vertritt und des Mißtrauens von Seiten der Staatsregierung, die Beamten demokratischer Wahl keine freie Hand gönnen mag. Hier tritt der Uebelstand, auf den wir oben aufmerksam machten, lebhaft hervor. Politische Büreaukratie und kirchliche Demokratie vertragen sich nicht. Bunsen billigt das natürlich, wie schon deutlich genug geworden sein wird, keineswegs, aber er besteht nicht auf die politische Umgestaltung und deshalb bleiben auch seine kirchlichen Wünsche unausführbar, wie die Antwort des Königs an den Berliner Magistrat hinlänglich bewiesen hat. Die Superintendenten der Kreisynoden bleiben, wie es Bunsen gerade heraussagt: nichts weiter, als zeitige Berichterstatter und in der wirklichen Verwaltung nichts als die „statistischen Durchgangspunkte" und Registratoren der Berichte und Gesuche von unten an die Staatsbehörde und der Erlasse und Verfügungen eben dieser Behörden nach unten.

In dieser polizeilichen Bevormundung der kirchlichen Verwaltung vermag B. kein Element einer definitiven Kirchenverfassung zu finden und er hat gewiß Recht, wenn er dies Verhältniß wie in der Luft der Bevormundung so auch in der Befangenheit des ungemischten Presby-

terianismus sieht, wo die Laien die Herstellung des Pfaffenregiments scheuen und die Pfarrgeistlichen Niemand ihres Gleichen trotz der Wahl ein Primat einräumen wollen.

Nach Aufdeckung dieser Mißstände nimmt Bunsen nun um Verbesserungen einzuführen für seinen unabhängigen Kirchenkreis oder für den bischöflichen Sprengel den landräthlichen Kreis als Norm, um zunächst einen natürlichen kirchlichen Kreis jenseits der Ortsgemeinden zu gewinnen. Später weist er statistisch nach, daß etwa 60 Städte, in denen sich zugleich andere Anstalten vorfinden, welche das geistige Leben tragen und fördern zu Bischofsitzen sich eignen würden für 6000 Pfarreien, wo denn etwa 100 Pfarren auf jedes Bisthum kämen. An der Spitze jedes Sprengels soll ein Bischof stehen mit zwei weltlichen Kirchenräthen, mit einem für die reinen Verwaltungsgeschäfte und einem für die richterliche Sphäre. Neben dieser Behörde soll die Kreissynode als der große Rath des Sprengels stehen.

Die politische Aufgabe ist, die beiden Behörden, Kirchenrath und Synode unter einander, und der Provincialsynode aus dem Staate gegenüber in eine vernünftige Selbständigkeit zu setzen, und hinlängliche Bürgschaft für die Gemeinde und für die Staatsregierung abzunehmen.

Die hinlängliche Bürgschaft für Staat und Kirche findet B. aber darin, daß der Bischof und seine Kirchenräthe vom Staate gebildet und geprüft sind, daß der Bischof als Pfarrer beiden schon bekannt sein muß und um sie in die richtige Stellung zwischen Kreissynode und Provincialsynode zu bringen, soll der Bischof seine Räthe aus der Kreissynode für die Bestätigung der Regierung wählen oder vorschlagen. Sie würden auf die Weise also das Vertrauen des Bischofs, der Kreissynode und der Staatsregierung zugleich besitzen. Es würde auf diese Weise eine Behörde hingestellt sein, in der sich Orts-, Kreis- und Landesgemeinde, geistliche und weltliche Kirchenglieder vereinigen, um selbst neue Lebenskraft auszuströmen. Der Bischof selbst aber soll aus der Provincialsynode hervorgehen, etwa so, daß der König aus drei von der Synode ihm vorgeschlagenen Superintendenten oder Pfarrern einen auswähle und ernenne. Doch fügen wir hinzu, daß dies mindestens ein constitutioneller König mit verantwortlichen Ministern sein muß, wenn hier nicht sofort wieder etwas Hierarchisch-Büreaukratisches einschleichen soll.

Der Bischof hat sodann die Ordination der Candidaten seines Sprengels in der Weise, daß er dieselben aus Gewissensgründen, also

wegen der theologischen Ansichten des Candidaten unbedingt verweigern darf, daß sich der Candidat alsdann aber von einem andern Bischof ordiniren lassen kann. Gegen die Einführung in eine Pfarre soll der Bischof aber gleich dem Patron einer Pfarre und einer Gemeinde nur unter Appellation an die obere Verwaltungsbehörde das Recht der Einsprache haben. — Die Confirmation soll den Gemeindepfarrern bleiben.

Persönliches Recht des Bischofs bleibt die Visitation in seiner Diöces, zu predigen, seelsorgerische Besuche in den einzelnen Gemeinden zu machen.

Alle übrigen laufenden Geschäfte werden im Kirchenrathe abgemacht. Streitige Punkte, neue Verfügungen müssen ihrer Natur nach der jährlichen Kreissynode oder der höhern Kirchenbehörde vorgelegt werden.

Die Provincialsynoden sollen sich so ziemlich nach den politischen Provinzen richten. Jede Provinz hat ihre Landesuniversität; jede enthält 10 Bisthümer mit 1000 Gemeinden.

Der Bischof dieser Kirchenprovinz wird als Metropolitanbischof bezeichnet. Warum er aber vom Könige aus den bereits ernannten Bischöfen und nicht von der Synode gewählt werden soll, hätte wenigstens erst erklärt werden müssen. Bunsen verwahrt sich zwar, diesem Metropolitanbischof irgend ein Primat oder auch nur den Schein davon zu geben, allein jene Unabhängigkeit von der Synode durch die Ernennung des Königs giebt ihm beides schon. Er soll in der Provincialsynode den Vorsitz führen; für die geistlichen Angelegenheiten aber soll die Synode statt seiner einen andern Bischof der Provinz wählen. Wegen angewachsener Geschäfte soll er sich die Zahl seiner Kirchenräthe auf vier verdoppeln; da in dem Kirchenrath der Metropole die Vorarbeiten für die Provincialsynode gemacht und die gegen die richterliche Entscheidung des bischöflichen Kirchenraths eingelegten Berufungen geprüft werden müssen. Der Metropolitanbischof soll mit einem Wort das Provincialconsistorium bilden; auf dieses würde die Verwaltung des Patronatsrechts von den königlichen Regierungen übergehen. Die kirchliche Scheidung kirchlicher Ehen soll vor diese Instanz gehören. Die Provincialsynode sollen alsdann aber ausmachen:

A. Geistliche.

1) Die Bischöfe.

2) Die Dekane.

3) Die Abgeordneten der Landesfacultät.

4) Die Abgeordneten aus den Pfarrern der Kreissynode.

B. Laien.

1) Die beiden ältern Kirchenräthe des Metropolitanbischofs.

2) Die Kirchenräthe der übrigen Sprengel.

3) Die Abgeordneten der evangelischen Schulcollegien.

4) Die Abgeordneten der Kreissynoden.

Bei Abstimmungen würden die Bischöfe für sich stimmen; die übrigen stimmen zusammen ab, außer wenn mindestens zwei Drittheile der weltlichen Abgeordneten verlangen, daß nach den beiden Ordnungen abgestimmt werde.

Das kirchliche Gericht über die Bischöfe würde von der vollen Provincialsynode vollzogen werden.

Der Uebergang von der Provincialkirche zur Reichskirche ist einfach. — Die oberste Verwaltung der evangelischen Kirche, welche bisher vom Ministerium der geistlichen Angelegenheiten ausgeübt worden, fällt ihrem größten Theile nach ganz weg. Es soll nur die polizeiliche (politische) Aufsicht des Königs bleiben, über die wir uns schon ausgesprochen haben und der Verkehr mit den Provincialsynoden. Der Minister dieser Angelegenheiten soll kein Geistlicher sein, sondern ein in der evangelischen Kirche stehender, rechtskundiger, wir setzen hinzu mit politisch freiem Ueberblick ausgerüsteter Mann, mit einem geistlichen und weltlichen Rathe und einem erforderlichen Kanzleipersonal umgeben.

Für die oberste richterliche Entscheidung in Angelegenheiten, welche nicht in den Synoden erledigt werden können, (aber wir meinen sie müssen dort erledigt werden können) denkt sich Bunsen einen von der Verwaltung gänzlich getrennten kirchlichen Revisionshof: namentlich für Ehescheidungsprocesse und Amtsenthebung eines Bischofs in Folge eines königlichen, oder eines von der Provincialsynode ausgehenden Antrags.

Eine Reichssynode einzurufen, scheint dem Verfasser weder thunlich noch räthlich. Und man kann leicht mit ihm einverstanden sein, da die Kirche in den wenigsten Fällen Beschlüsse zu fassen hat, die alle verschiedenen Provinzen Preußens gleichmäßig angingen. Die Bibel und die Vernunft mag der Mittelpunkt der Lehre bleiben, nicht mag es der preußische Staat werden. Was den Staat als solchen und die Nation als solche angeht, fällt auf das Staatsgebiet und gehört vor die Reichsstände.

Bunsen hat bei der Organisation der Kirche der Zukunft hauptsächlich das Kirchenwesen der Rheinlande und Westphalens im Auge. Auch sie würden bei seinen Vorschlägen noch gewinnen und die übrigen Gememeinden, je nachdem sie hinter jenen noch zurück sind.

Sämmtlich würden sie zum ersten Male freie Verwaltung bekommen. Sämmtliche Kirchenbeamten würden das volle Vertrauen der Gemeinden besitzen, da sie aus ihrer Wahl hervorgingen. Ihre Gewalt gewänne dadurch unstreitig ein Beträchtlicheres als durch ihre Unabhängigkeit vom Minister.

Die Staatsregierung behält freilich nur das Oberhohheits- und allgemeine Aufsichtsrecht. Allein mehr würde auch nicht erforderlich sein, sobald feststeht, daß diese Oberhohheit des Volkes wegen aufrecht erhalten wird und nicht das Volk da ist, um jener Oberhohheit Glanz zu geben. — Der Fürst würde freilich die Gewalt aus den Händen seiner Beamten weggeben und damit wir offen sprechen, er gewinnt nichts wieder dafür. Bunsen meint auch, der freisinnigste Fürst könne jene Gewalt nicht aufgeben, wenn die Bürgschaft der Ordnung und Erhaltung nicht in der freien Kirchenverfassung läge. Bunsen sieht sie in vorbereiteten und erfahrenen Gemeindevorstehern und durchaus gebildeten und edel denkenden Geistlichen. Allein diese Ordnung und Erhaltung würde, damit es noch einmal ehrlich herausgesagt werde, der größten Vieldeutigkeit unterliegen und so wenig eine formelle Organisation der Kirche etwas werth ist, ohne weitere Consequenzen, eben so wenig ist damit gedient, wenn jene Organisation von einem noch so freisinnigen Fürsten geschenkt würde, der in allen übrigen Dingen absoluter Selbstherrscher bleiben möchte.

Indem Bunsen von der „Herrlichkeit der Kirchenämter" redet, ist anzuerkennen, daß er das Ueberschwängliche wenigstens glücklich vermied. Das meiste Gewicht legt er auch hier wieder auf das Amt der Liebe, der Armen-, Kranken- und Gefangenenpflege. Wir fügen zu unseren Ansichten in dieser Beziehung hier nur noch hinzu, daß vom evangelischen Standpunkte aus nicht blos die Wohlthätigkeit zu befördern ist, sondern auch die Selbständigkeit und Ehrenhaftigkeit der Menschen, die auf Rechte besteht und nicht auf Gnade und Barmherzigkeit.

Ist von dem Verhältniß der neuen Kirche zur Christenheit die Rede, so wird man mit Bunsen einverstanden sein, wenn eine große Einheit in einer und derselben Wahrheit gesucht wird. Allein im großen Ganzen haben wir diese Einheit in der Vernunft und in der menschlichen Natur

überhaupt; und im Einzelnen mag hier eine vernünftige und wohlwollende Politik sich noch an die Handelsinteressen u. s. w. halten, selbst für den Krieg gerüstet bleiben und die innere Sittlichung den Nationen selbst überlassen.

Wichtiger und schwieriger ist, was über das Verhältniß der Kirche zu Gott und Wissenschaft gesagt wird.

Bisher hielt Preußen den Zwang der Confirmation und der kirchlichen Trauung als Bedingung der bürgerlichen Gültigkeit der Ehe fest. Beides sieht Bunsen als mit der Kirche der Zukunft unvereinbar an. Die Kirche muß die polizeilichen Krücken wegwerfen, das sind seine Worte, und muß sich doch sicher wissen. — Wir sind nicht einverstanden, daß der Staat getaufte Eltern, die nicht Wiedertäufer geworden sind, nöthige, ihre Kinder zur Taufe zu bringen. Denn es ist keine nothwendige Annahme, daß solche Eltern, welche nicht taufen lassen, in der Erziehung gewissenlos sein werden: die Erfahrung spricht dafür, daß auch solche, welche die Taufceremonien vornahmen, ihre Kinder dennoch verwildern lassen. Indeß wird von philosophischer Seite gern eingeräumt werden, daß die Taufe leicht als eine Weihe fürs Leben angesehen werden kann.

Die Confirmation hat allerdings nur Sinn, wenn sie freies Bekenntniß ist und sie darf die weitere bürgerliche Laufbahn nicht bedingen.

Auch die Civilehe will Bunsen neben der kirchlichen Trauung eingeführt wissen; so daß nachher die Stände die Gesetzgebung in Hinsicht der Scheidung der bürgerlichen Ehe bekämen, die evangelische Kirche mit ihren Synoden ihre Gesetzgebung so gut erhielte, wie die katholische Kirche. — Ob jedoch eine durch die Kirche geschlossene Ehe durch Civilproceß wieder getrennt werden könne, oder nur durch die Kirche, ist nicht zur Erörterung gekommen.

Wenigstens wird aber bei der Gelegenheit ganz entschieden gegen jede polizeiliche Bestrafung des Ehebruchs als solches protestirt, die man selbst in dem Falle eintreten lassen wollte, wenn der beleidigte Theil nicht klagbar würde. Bunsen bemerkt richtig, daß solche Bestrafung nur gegen die armen Sünder etwas bedeute, nichts aber gegen die höhern und höchsten Stände, welche mit einigem Anstand zu sündigen im Stande sind. In der Kirche der Zukunft soll die Kanzel allein den Beichtstuhl bilden und das geschärfte Gewissen der Gemeinde und des Einzelnen die Kirchenzucht aufrecht erhalten. Bunsen ehrt, wie er sagt, die Sittlichkeit derer, die nicht kirchlich sein wollen,

zu sehr, als daß er voraussetzte, sie würden an kirchlichen Handlungen, am Abendmahl, an der Taufe als solche Theil nehmen, um sie zu verspotten. Ob Jemand Theil nehmen dürfe, sollen indeß die Aeltesten, die aus Laien bestehenden Consistorialbehörden, nicht die Geistlichen entscheiden, weil das Gebiet des Richtens den Standpunkt des Amts der Liebe verdirbt.

Wir gelangen zu dem Verhältniß der theologischen Facultät zur Kirchenbehörde. Die Sache wird dadurch beträchtlich erleichtert, daß Bunsen innerhalb der Kirche stehend die Richtungen von Feuerbach, Bruno Bauer, selbst Strauß ohne Weiteres verwerfen kann und nur die Lehrer der evangelischen Landeskirche von der Staatsanstalt, der Universität verlangt. Der Staat soll die Professoren der Theologie anstellen und das muß geschehen, um ihnen eine gewisse Unabhängigkeit zu sichern; aber die freie Gemeinde soll das Beschwerderecht haben. Der Bischof soll bei der Provincialsynode eine Untersuchung beantragen können über die Reinheit der Lehre eines Mitgliedes der Facultät. Indeß fragt es sich nach unserem Dafürhalten, ob Gemeinde und Bischof nicht bei der Anklage stehen bleiben müßten und ob nicht das Gericht über die akademischen Lehrer vielleicht nur den Facultätsmitgliedern und den theologischen Facultäten der verschiedenen Landesuniversitäten zustände. — Bunsen sieht die Sache freilich von der Seite an, daß das Land der Universität ihre Jugend anvertraut. Allein das thut nicht die Kirche, sondern der Staat. So gut der Staat aber den Uebertritt aus einer Confession in eine andere gestattet, so gut muß er auch die wissenschaftliche Entwickelung über die Religion zur Philosophie hin gestatten. Den Studirenden muß schon einige Selbständigkeit zugetraut werden, so daß sie ihre Lehrer selbst wählen dürfen. Sie werden durch Examen und Examinatoren schon hinlänglich eingeschüchtert. Und deshalb möchten wir wenigstens darauf bestehen, daß einen Streitfall nicht blos die Synode entscheiden mag, sondern die theologischen Facultäten verschiedener von beiden Theilen gewählter Universitäten. Wird Jemand von ihnen verurtheilt, so stimmen wir Bunsen wieder bei, wo er verlangt, daß sich Jener auf das Gebiet der philosophischen Facultät ziehe und auf dem Wege der Presse seine Ideen weiter anzubauen und zu verbreiten suche. Die philosophische Facultät gehört keiner Kirche an — Bunsen sagt, keiner bestimmten Kirche — und steht nur unter den Staatsgesetzen. Eben so die Presse. — Sich im theologischen Amte aber über das Gewissen der Kirche stellen zu wollen, scheint Bunsen eine unevangelische

und tyrannische Anmaßung. Dagegen verlangt er für den durch alle Instanzen der Kirchengerichtsbarkeit seiner Stelle Entsetzten Beibehaltung seines vollen Gehalts nach der allgemeinen Dienstpragmatik der Beamten.

Mit den Geldmitteln soll die freie Kirche in Preußen für die amtlichen Arbeiten von Staatswegen ausgestattet werden: es fragt sich, ob dies keine Inconsequenz ist und ob nicht die Gemeinde für ihren Prediger und Schullehrer sorgen mag. Indeß ist das Grundvermögen der Gemeinden im Verlauf der Zeiten so sonderbar durch einander gerüttelt, daß wenn hier nicht anderweitige Auskunft getroffen wird, jene Inconsequenz wie bei der katholischen Kirche durchgehen muß. Die Abtheilung für Kirchensachen bei den 26 Regierungen wird im Staatsbudget wegfallen, so daß die Fonds wieder auf die bischöfliche und Synodalregierung verwendet werden könnten.

Die vom Staate eingezogenen Stifter sollen dem Staate bleiben; die noch bestehenden ebenfalls einzuziehen, scheint Bunsen aber weder gerecht noch räthlich; doch erklärt er Pfründen ohne Pflicht und Amt für einen Schandfleck der evangelischen Kirche. Er hätte deshalb wohl etwas energischer auf ihre Abschaffung bestehen können.

Daß der vorgelegte Plan lebensfähig sei, glaubt Verfasser aus dem Gedeihen der rheinisch-westphälischen Kirche entnehmen zu können. Er erzählt: Man sah die zusammentretenden Synoden mit Mißtrauen an. Die Gemeinden verwahrten sich gegen herrschsüchtige Beschlüsse der Geistlichkeit und die Gelehrten gegen Umtriebe der Finsterlinge. Selbst die Theologen verschiedener Schulen traten mit Mißtraun gegen ihre Gegner ein. Allein die Versammlungen begannen mit würdigem Ernst; bald stellte sich Vertrauen ein und alle kamen sich in brüderlicher Eintracht entgegen. Alle Versammlungen erlangten einstimmig die Herbeiziehung der Brüder nichtgeistlichen Standes. Ueber die Reinheit und Einheit der Lehre entschied man sich bei aller Verschiedenheit für das Festhalten an der Bibel. Zwar mußte die Synode bei der Verschiedenheit der Meinungen darauf verzichten, durch Weglassen auf der einen, durch Hinzuthun auf der andern Seite ein drittes Allgemeines zu erlangen, indeß hofft man, sich und der Wahrheit in Ernst, Treue und Liebe immer näher zu rücken.

Bunsen verweist noch auf die Einhelligkeit der Synode der protestantischen Baiern in Anspach, um sich gegen die von katholischer Obrigkeit geforderten Kniebeugung vor der Hostie zu verwahren. Er

weist hin auf den Gustav-Adolf-Verein, den einzigen mit der Kirche und dem Glaubensbekenntniß eigentlich zusammenhängenden wohlthätigen Verein, der keine Feindschaft gegen die Katholiken schüren soll, aber auch nur durch billiges Verfahren der katholischen Regierungen gegen ihre protestantischen Unterthanen würde aufgehoben werden können. — Durch die Streitigkeiten über Union und Liturgie, über Köln und Jerusalem sieht Bunsen das wahre Kirchenleben gefördert. Er sieht darin etwas Anregendes für das deutsche Volk: er hält jenen Kampf nicht für kriegerisch und feindlich. Er wünscht die Erhaltung des Friedens und Fortschreiten der gesetzlichen Freiheit, um bürgerliche und geistige Einheit und gemeindliche Thätigkeit in gesetzlicher Ordnung zu fördern.

Auch die Wissenschaft sieht Bunsen von der Vergangenheit ab- mehr der Gegenwart zugewendet. Er meint, die verschiedenartigsten Theologen seien wenigstens einverstanden darüber, daß das apostolische Christenthum mit levitischer Geistlichkeit und kanonistischer Gerechtigkeit unverträglich sei. Alles strebe aus der Schule ins Leben, vom Wissen zur That. Wir unsers Theils wünschen es und wenn wir uns auch nicht überzeugen können, daß die kirchliche Bewegung in der Isolation, worin Bunsen sie hält, den Enthusiasmus erzeugen wird, welcher erforderlich ist, um etwas Großes durchzusetzen, so hoffen wir doch, daß es im Zusammenhange der politischen Entwickelung geschehen möge. Von einer durch Machtwort hervorgerufenen Umgestaltung der Dinge im Sinne der bisherigen Erörterungen kann keine Rede mehr sein; denn sie widersprechen einem Machtwort und voller Freiheit: diese Freiheit aber ist erst auf politischem Gebiet zu erringen und erst dann ist sie auch den Kirchen und Secten und Schulen sicher.

Adolf Bock.

Rückblick auf preußische Zustände.

Von

F. von Florencourt.

Erster Artikel.

In der Geschichte der Menschheit, in diesem großen, ewig fortlaufenden Drama hat jeder Einzelne und jedes Volk seine besondere Rolle. Mag diese auch scheinbar noch so unbedeutend sein, mag sie völlig zurücktreten in den Hintergrund, immer ist sie nothwendig und unentbehrlich zur Entwickelung des Ganzen. Fehlen darf auch nicht der geringste Statist, oder die Geschichte wird eine andere, oder vielmehr unmöglich. Wo jede Rolle gleich nothwendig, jedes Glied gleich unentbehrlich ist, da kann eigentlich von größerer oder geringerer Wichtigkeit im eigentlichen, wesentlichen Sinne des Wortes nicht die Rede sein; für die Weltregierung ist Alles gleich wichtig. Aber der Mensch besitzt nicht das Auge der Weltregierung. Er kann diesen schwindelnden Standpunkt der Betrachtung, von dessen Höhe herab alles gleich groß oder gleich klein, gleich wichtig oder gleich unwichtig erscheint, im Leben nicht behaupten. Er kann den Satz in seiner Allgemeinheit wohl aus-

---

Ob diese Charakterschilderung einer hochstehenden Person eine durchgreifende Anerkennung erfahren wird, mag dahin gestellt bleiben. Darin stimme ich aber mit dem Herrn Verfasser überein, daß die Lösung der wichtigsten politischen und kirchlichen Fragen für Deutschland eben in der Hand dieser Persönlichkeit vorzugsweise gelegt ist. Jeder Beitrag zur Beurtheilung derselben muß daher von hohem Interesse sein, und deshalb habe ich auch diese bereitwillig an- und aufgenommen. Otto Wigand.

sprechen, aber er kann seine Betrachtungs- und Handlungsweise diesem Satze gemäß nicht praktisch durchführen. Seinem Auge bringen sich Erscheinungen auf, die ihn vorzugsweise interessiren, Wirkungen, die ihn als besonders bedeutsam erscheinen, Zustände, die seine Aufmerksamkeit lebhafter in Anspruch nehmen müssen, als die unendliche Masse der übrigen Dinge. Auch hier also, wie überall, der alte Zwiespalt. Auch hier diese zwei entgegenstehenden Pole, dieser logisch unvereinbare Widerspruch. Während die Abstraction in ihrer höchsten Spitze Alles nivellirt, Alles Hervortretende in die eine große Allgemeinheit zurückschleudert, treibt uns der concrete Lebensdrang immer wieder zur Betrachtung des Einzelnen und zur vorzugsweisen Würdigung, besonders in die Augen fallender Momente. Logisch allgemein läßt sich dieser Widerspruch nicht lösen, wohl aber individuell lebendig. Jeder einzelne Mensch muß ihn auf seine eigene Weise auszugleichen suchen, eine gewisse Mitte zu finden erstreben, in welcher die entgegenstehenden logischen Momente sich organisch vereinigen, und im Widerstreite der logischen Polaritäten zu einem höhern, unmittelbaren Lebensbewußtsein sich auf wunderbare Weise verschlingen und durchwachsen. Wie dieses zugeht, das ist eben das Mysterium des Lebens, welches alle philosophische Scheidekunst nie auseinanderlegen, nie in seine einzelnen Bestandtheile auflösen, nie mit Worten aussprechen können wird. Die ächte geschichtliche Betrachtungsweise ist daher eine solche, die von einem Individuum ausgeht, welches beide Momente schon in sich vermittelt hat, bei dem sie schon ins Leben, in den Charakter übergegangen ist. Ein offener Sinn für Alles, was groß, schön, wirkungs- und erfolgreich im Einzeln erscheint, nach der gemeinsamen Construction des menschlichen Geistes also erscheinen muß, eine Hingabe an diese Momente bis zu einem gewissen Grade, als an wirklich selbständige — und auf der andern Seite wieder ein, ich möchte sagen, demüthiges Fallenlassen, ein Aufgeben aller dieser einzelnen Erscheinungen im letzten Hinblicke auf die unendliche, unterscheidungslose, unerfaßbare Allgemeinheit, das sind die Grunderforderniße einer tiefern und wahrern Geschichtschreibung. Es ist erklärlich, wie bei dem Journalismus jene erstere Seite, die Hervorhebung des Einzelnen, vorzugsweise sich aussprechen muß. Eine gewisse Einseitigkeit, die jeden Gegenstand, der eben behandelt werden soll, aus der Masse der Einzelnheiten hervorhebt, ihm gewissermaßen eine übertriebene Wichtigkeit beilegt, ist hier erforderlich und unvermeidlich. Der Journalismus ist eben der einseitige Partei-

advocat für irgend einen besondern Zeitgegenstand. Er soll nur die eine Seite in möglichst heller Beleuchtung herauskehren, und braucht nicht zu fürchten, der Kehrseite dadurch für immer das Licht zu entziehen. Wir wollen damit nur für unsere journalistischen Arbeiten im Allgemeinen und für nachstehenden Aufsatz insbesondere andeuten, wie wir uns gewisser Einseitigkeiten, gewisser auf die Spitze getriebener Behauptungen und Schilderungen wohl bewußt sind, diese jedoch im Wesen des Journalismus für begründet halten. Gleichwie der ächte dramatische Künstler bei lebendigster Zeichnung der Charaktere und Wiederspiegelung der Leidenschaften nie doch seine bewußte Ruhe verliert, nie aus sich selbst heraustritt, so soll der Journalist seinen Gegenstand mit der concretesten, lebendigsten Hingabe behandeln, ohne daß er seine philosophische, ausgleichende Lebensansicht darum auch nur für den Augenblick aus den Augen verlöre.

Der König.

Es ist nicht möglich, die preußischen Zustände zu verstehen, ohne daß man die Persönlichkeit des jetzigen Königs mit in Betrachtung zieht. Und zwar in doppelter Rücksicht. Einmal ist die Stellung unseres Königs eine ganz andere, wie in den constitutionellen Staaten, namentlich in den Staaten, wo das constitutionelle System vollständig durchgeführt und zur Wahrheit geworden ist, also in England, Frankreich, Belgien, Norwegen u. s. w. Gesetzgebung und Administration hängen dort in letzter Instanz von dem Volke ab, von den Kammern, die theils aus dem ganzen Volke, theils aus einzelnen Classen desselben hervorgegangen sind. Der König ist auch dort zwar ein wesentlich integrirender Theil des Regierungsprocesses, der nach seiner gesetzlichen Stellung bald fördernd, bald hemmend, bald retardirend, bald beschleunigend eingreifen kann, aber auf die Länge ist er dem Willen der Kammern unterworfen, sobald sich einmal eine entschiedene, feste Ueberzeugung bei diesen gebildet hat. Durch das Mittel der Steuerverweigerung sind diese im Stande, sowohl die Gesetze zu erzwingen, welche sie selbst gegen den Willen des Königs für nothwendig halten, als auch die Männer indirect zu ernennen, denen die oberste Leitung der Administration obliegt. Die Ueberzeugungen und Parteien der Kammern

und des Volkes, so wie diejenigen einzelnen Charaktere, welche die Träger und Führer dieser Ueberzeugungen und Parteien sind, bilden daher vorzugsweise den Inhalt der Zeitgeschichte bei solchen Völkern, eben weil die letzten Ursachen und Wirkungen auch gesetzlich von ihnen abhängen. Anders ist es bekanntlich bei uns in Preußen. Hier ist es der Entschluß des Königs, von dem jede gesetzliche Bestimmung und jede administrative Ernennung einzig und allein absolut abhängig ist. Wenn auch theils die Ueberzeugungen des Gesammtvolkes, sobald sie lebhaft und dringend hervortreten, theils die Ansichten seiner nächsten Umgebungen auf diese Entschlüsse mehr oder weniger moralisch influiren, wie denn ja auch der selbständigste, stärkste Charakter nicht gänzlich so losgelöst von aller geistigen Verbindung mit der übrigen Menschheit sein kann und soll, so steht doch die gesetzliche Macht des Königs ganz unbedingt da und wird von keiner nebenherlaufenden mitberechtigten Macht nur im Mindesten paralysirt, geschweige denn überboten. Der Charakter, sowie die Ansichten des Königs über alle einzelnen wichtigen Fragen der Zeit bildet daher in absoluten Monarchien, wie Preußen, immer den allerwesentlichsten Inhalt der Zeitgeschichte, worüber der Betrachter gar nicht wegkommen kann. Alle Hoffnungen und Befürchtungen, jeder Calcul für die nächste Zukunft müssen nothwendiger Weise immer in diesem letzten Punkte zusammen laufen, an ihm ihre Fragen stellen und die Antworten von ihm erwarten. Ob diese Einrichtung der Dinge gut, der Bildung und den Anforderungen der Zeit entsprechend sei, ob dieses absolute Schalten und Walten eines einzigen Menschen über die Wünsche und Bedürfnisse seiner übrigen Mitmenschen noch länger aufrecht zu erhalten sein wird, darüber wollen wir hier vorläufig unsere Ansicht nicht weiter äußern. Genug, das Verhältniß ist einmal da und hat im verflossenen Jahre noch vollständig und ungeschmälert bestanden. Wer also über preußische Zustände in der Gegenwart, in nächster Zukunft und jüngster Vergangenheit Etwas schreiben will, der kann über die Person des Königs gar nicht hinwegkommen. Er ist gezwungen, immer und immer auf dieselbe zu recurriren und auf sie hinzudeuten. Er kann sich auch aller Kritik dieser Persönlichkeit nicht entziehen, sobald er überhaupt kritisiren und nicht rein enunciativ schreiben will. Die gesetzliche absolute Stellung des Königs zwingt ihn dazu. So wenig man einen Menschen mahlen kann ohne seinen Kopf, so wenig kann man über die Zeitgeschichte eines absolut monarchischen Staates sprechen, ohne den König vorzugsweise mit in die Discussion

hineinzuziehen. Nicht alle politischen Wahrheiten lassen sich mit mathematischer Gewißheit beweisen, dieser Satz aber ist mathematisch gewiß, und keine polizeiliche Logik wird im Stande sein ihn zu widerlegen. In absolut monarchischen Staaten, wie Preußen, giebt es nur eine Alternative: Entweder darf man über Politik gar nicht schreiben, oder man ist gezwungen, über den König zu schreiben. Das Gebot absoluten Stillschweigens über politische Zustände in Preußen besteht aber noch nicht und steht auch wegen seiner moralischen Unmöglichkeit, wegen seiner Unausführbarkeit nicht zu erwarten. Die Gesetzgebung hat vielmehr die politische Schriftstellerei als etwas Erlaubtes in unzähligen Erlassen anerkannt. Ja wir haben ein eigenes Institut, die Censur, welche eben auf die gesetzliche Anerkennung und auf die Berechtigung der Staatsbürger über politische Verhältnisse des eigenen Landes schreiben zu dürfen, gegründet ist. Sie beschränkt freilich dieses Recht, aber eben dadurch erkennt sie es an. Steht nun der erste Satz unumstößlich fest, daß man über preußische Politik nicht schreiben kann, wenn man zu gleicher Zeit nicht auch über den preußischen König schreibt, steht sodann auch der zweite Satz fest, daß die Censur existirt, daß eben durch diese Existenz das Recht der Literatur über das Gebiet der Politik zugegeben und anerkannt ist, so möchte auch wohl der Schluß nicht angefochten werden können, daß selbst durch das Dasein der Censur das Recht des Schriftstellers zur Hineinziehung der Person des Königs in politische Schilderungen und Untersuchungen anerkannt und bewiesen sei. Wir haben es schon bei andern Gelegenheiten ausgesprochen, wie diese Exponirung der Person des Königs uns eine durchaus antimonarchische Einrichtung zu sein scheint; wir haben unsern aufrichtigen Schmerz und unsere aufrichtigen Befürchtungen in dieser Beziehung nie verschwiegen, und die tägliche Erfahrung hat unsere Befürchtungen a priori hinterher nur noch mehr bestätigt. Wir ließen unserseits daher eben aus Respect vor dem monarchischen Principe die Persönlichkeit des Königs gern hinweg aus unsern politischen Parteidebatten, wenn uns dadurch das Recht des politischen Ideenaustausches nur nicht überhaupt vollständig annullirt würde. Diese moralisch und gesetzliche Berechtigung einer vorgeschrittenen menschlichen Bildung steht uns aber höher, wie jene Rücksicht. Auf dieses Recht können wir einmal nicht renonciren, wenn wir nicht überhaupt auf unser Menschthum, auf unser Bürgerthum im neunzehnten Jahrhundert verzichten wollen. Wir müssen daher diese schmerzliche Consequenz schon mit in den Kauf nehmen,

und uns damit getrösten, daß die Zeit nicht mehr ferne sein wird, wo durch Einführung eines andern politischen Systems die Möglichkeit sich zeigt, eine ehrfurchtsvolle Discretion gegen den Monarchen zu beobachten, ohne dadurch in gründlicher und scharfer Erörterung jeder politischen Tagesfrage gehemmt zu sein.

Aber nicht allein die politisch-gesetzliche Stellung unsers jetzigen Königs ist es, was ihn zu einem unumgänglichen Gegenstande der politischen Tagesliteratur macht, auch seine Persönlichkeit, sein Charakter macht sich auf eine so entscheidende Weise geltend, daß er uns überall bei jeder politischen Frage zuerst entgegentritt. Ein absoluter Monarch ist darum noch nicht immer ein einflußreicher. Wir wissen alle, daß der allerunumschränkteste Regent nicht immer selbst regiert, sondern von seinen Ministern und seinen Höflingen oder wer weiß von sonst wem noch, regiert wird. Was hilft alle äußere Machtvollkommenheit, wenn die innere fehlt, wenn die Persönlichkeit des Herrschers eine moralische Null ist? In diesen Fällen — und die Geschichte zeigt uns, daß sie eben nicht selten sind — schweift das Auge des Beobachters über den Thron hinweg und sucht den Souffleur zu entdecken, der dahinter steht und dem königlichen Automaten seine Worte und Befehle zuflüstert; den Maschinisten, der die Action der Gliederpuppe lenkt. Nicht was auf dem Throne, sondern was hinter und unter dem Throne geschieht, gesprochen und gedacht wird, ist alsdann von Bedeutung. Dieser Fall trifft bei uns in Preußen nicht ein. Umgekehrt kann man wohl mit Wahrheit behaupten, daß die Geschichte nur wenig Charaktere von solcher Selbständigkeit des Willens sowohl, als der Ansichten zeigt, wie Friedrich Wilhelm den vierten. Er steht in dieser Beziehung nicht nur als erster hervorragendster Regent unter den jetzt lebenden Fürsten da, sondern er nimmt auch als bedeutender Charakter einen ausgezeichneten Platz in der großen Gallerie geschichtlicher Persönlichkeiten überhaupt ein. Jeder, der sich nur etwas auf menschliche Charaktere versteht, er sei nun Freund oder Gegner, wird dieses zugeben müssen. Ich habe diese Selbständigkeit absichtlich als eine doppelte, als eine Selbständigkeit des Willens einerseits und der Lebensansichten anderseits herausgehoben. Was den bloßen Willen anbetrifft, so erblicken wir auf dem Throne häufig eine große Entschiedenheit desselben, ohne daß man darum schon ein bedeutendes Interesse an der Persönlichkeit überhaupt nehmen könnte. Entschiedenheit des Willens, die nicht auf tiefer Durchbildung bedeutender moralischer und intellectueller Anlagen beruht, ist

nur eine Scheinselbständigkeit, eben weil sie sich nur scheinbar selber bestimmt, im Grunde aber doch ihre Richtung theils von Launen und Zufälligkeiten, theils von den Umgebungen empfängt, die es sehr bald verstehen, die Auffassung der Gegenstände immer unter solche Gesichtspunkte zu bringen, wie es ihren Zwecken angemessen ist. Der Wille eines solchen Regenten wird indirect gelenkt und alle seine Entscheidungen sind unfrei und von Andern abhängig, ohne daß er sich dessen bewußt ist. Er befiehlt, aber der Inhalt seiner Befehle wird ihm ohne daß er es merkt von andern Personen eingegeben. Während er zu schieben glaubt, wird er geschoben. Selbstwilligkeit ist noch keine wahrhafte Selbständigkeit. Eigensinn und Starrheit machen noch keinen unabhängigen Charakter. Unser König dagegen ist ein Charakter im vollsten Sinne des Worts. Eine selbsteigene durchgebildete Anschauung des Lebens überhaupt, wie aller einzelnen wichtigen Momente desselben, eine Anschauung, die ihre Blicke und Offenbarungen aus einem reichen lebendigen Geiste genommen hat, wird wohl Niemand bei ihm in Abrede stellen können. Er steht durch und durch in jeder Beziehung auf eigenen Füßen, er ist eine selbständige Sonne, die kein fremdes Licht empfängt, sondern das eigene Licht auf eine Masse von dunkeln Trabanten ausstrahlt. Vielleicht könnte man eher behaupten, daß sein Licht zu eigenthümlich und isolirt wäre, daß es zu wenig in Wechselwirkung mit den Strahlen stände, die von der Zeit überhaupt, von andern selbständigen Persönlichkeiten in der Zeit ausgehen, — ein Punkt, auf den wir später noch Gelegenheit haben werden zurückzukommen. So viel ist aber gewiß, nicht nur in seiner Würde als absoluter Monarch muß er die Beachtung der Tagespresse auf sich ziehen, sondern auch als eine Persönlichkeit, deren Entschlüsse auf eigenen Lebensüberzeugungen und Grundsätzen beruhen. Selbst wenn er nicht König wäre, und nur dem Privatstande angehörte, würde sich diese ausgezeichnete, geistreiche Individualität geschichtlich geltend machen, wiewohl nicht zu verkennen ist, daß die eigenthümliche Stellung als geborner Fürst in einem absoluten Staate auf die Art und Weise seiner Entwickelung einen bedeutenden Einfluß geäußert hat. Als Privatmann geboren würden die Lebensansichten Friedrich Wilhelm des vierten sich anders gestaltet haben; er würde ein anderer geworden sein. Aber ein historischer Charakter von hervorstechender Wirksamkeit auf seine Zeit, ein Selbstzähler wäre er für alle Fälle geblieben.

Ist nun jeder wirkliche Charakter abgesehen von seinem speciellen In-

halte immer schon als solcher eine interessante und wohlthuende Erscheinung, ist er dieses um so mehr in unserer matten blasirten Zeit, wo die wenigsten Naturen ursprüngliche Kraft und siegreich innern Selbstentwickelungstrieb genug besitzen, um den von frühster Jugend an auf sie einstürzenden Autoritäten aller Art widerstehen zu können und nicht von ihnen erdrückt, um ihr eigenes Wesen betrogen zu werden, so sind auch die besonderen Eigenschaften dieses Charakters von dem höchsten moralischen Werthe und von einer unbeschreiblichen Liebenswürdigkeit. Die Geschichte zeigt uns Individuen, bei denen jedes Wort, jede, auch die unbedeutendste Lebensäußerung, einen herzgewinnenden Ton hat, einen Ton, der mit dem vollen Metalle allgemeiner Humanität und in individueller Schönheitsform ausgeprägt ist, Individuen, wo der bloße Name uns schon in eine glückliche, heitere, reine und hochherzige Stimmung versetzt. Ich erinnere z. B. an Heinrich den vierten von Frankreich, an Gustav Adolph von Schweden. Welch ein unendlicher Reiz ist über diese tapfern, thatkräftigen, lebensfrischen und liebewarmen Charaktere ausgegossen! Ganz so verhält es sich mit unserm Könige; es ist dieselbe Erscheinung, noch verklärt von den Strahlen einer in Kunst, Wissenschaft und historischer Erfahrung weit vorgeschrittenen Zeit. Ich kann es mir nicht versagen noch auf einige besondere Momente dieses Charakters aufmerksam zu machen, wiewohl es eigentlich eine Sünde gegen den guten Geschmack ist, aus einer solchen ganzen, vollen und einheitlichen Erscheinung Einzelnes herauszureißen.

Ich nenne zuerst seine Ritterlichkeit. Ich weiß man hat über diesen Ausdruck gespottet, man hat diese Eigenschaft wohl gar zu einem Vorwurfe gemacht, — aber mit Unrecht. Es ist hier von keinem selbstsüchtigen, hochmüthigen, bornirten Junkerthume die Rede, welches sich fälschlicher Weise als Ritterthum hinstellt, zu welchem leider die wahre Ritterlichkeit in unsern Zeiten sich größtentheils umgewandelt hat. Die wahre Ritterlichkeit ist überhaupt keine einzelne Eigenschaft, sondern sie ist ein Gesammtbegriff von Tugenden, die organisch zu einer einheitlichen Erscheinung verschmolzen und verwachsen sind. Eben in dieser Mannigfaltigkeit liegt aber auch das Mißverständniß für so viele Menschen. Sie denken nur immer an eine einzelne Eigenschaft, oder wohl gar nur an einen einzelnen Auswuchs der Ritterlichkeit und verwechseln damit den moralischen Totalbegriff. Dieser ist eben wegen seiner reichen nnd schönen Mannigfaltigkeit nicht zu defininiren. Die Intuition desselben läßt sich nicht durch den Paragraphen eines Compendienheftes veranschaulichen,

nicht Schwarz auf Weiß nach Hause tragen. Daher kommt es, daß unser literarischer Pöbel nicht recht weiß, was er mit diesem Worte anfangen soll. Vielleicht gelingt es mir, demselben eine Ahnung davon beizubringen, was unter der Ritterlichkeit unsers Königs verstanden wird.

Zuerst die Begeisterung für alles Große und Schöne und Würdige, sobald es als solches erkannt wird. Diese Begeisterung ist die Atmosphäre, in welcher unser König athmet. Sie ist der Grundzug seines Charakters. Von allen jetzt lebenden öffentlichen Charakteren ist mir keiner bekannt, aus dem sie fortwährend so stark und rein mit ursprünglicher Leichtigkeit ausströmt. Noch ist kein Wort, keine Handlung von ihm bekannt geworden, denen dieser Stempel nicht auf die Stirne gedrückt wäre; sein ganzes Wesen tönt hell und klar im reinsten Silberklange einer frischen, fröhlichen, durch schwunghafte Phantasie genährten Begeisterung. Die Lust zu streiten für alles Menschlich-schöne, die feinste Erregbarkeit für dasselbe hüpft in allen Pulsschlägen und Athemzügen seines geistigen Lebens. Sie strömt von ihm aus, so stark, daß Alles, was in seine Nähe kommt selbst das tonloseste, erdigste Phlegma, selbst die berechnendste Gemeinheit davon mehr oder weniger berührt und durchdrungen, oder doch für den Augenblick wenigstens mit fortgerissen und betäubt wird. Diese unendliche Fülle der Begeisterung, diese Hochherzigkeit der Auffassung war es auch, welche vom ersten Tage seiner Regierung an bis auf den heutigen Tag allen seinen Worten einen so mächtigen Impuls gab, und die trüben, auf die Erde gerichteten Blicke seines Volkes wieder in die Höhe in die Regionen einer schönern Hoffnung und einer bessern Zukunft geleitete. Nicht die Gedanken, die er aussprach, sondern die begeisterte Gesinnung war es, die wie mit einem Zauberschlage den stockenden Puls des Volkslebens wieder in Gang brachte. Diese Worte klopften erweckend an die schlafenden Geister der abgestorbenen, in prosaischer Selbstsucht verfaulten Herzen. Wo noch ein Athem von Seele war, wurde sie wieder aufgerüttelt. Freilich ist nicht zu verkennen, daß bei vielen Nichts mehr zu erwecken war. Unser büreaukratischer Beamtenstand, der vor Allen in geistlose Selbstsucht versunken war, gerieth über diese neue Erscheinung auf dem Throne nicht in geringe Verlegenheit. Pflichtschuldigst suchte auch er in den Ton der Begeisterung einzustimmen, aber er konnte es mit wenigen Ausnahmen nur zu einer lächerlichen Grimasse bringen. Heimlich mußte er sich eingestehen, daß der König eine Eigenschaft besitze, die ihm gänzlich mangelte, daß von nun an sittliche Anforderungen an ihn

gestellt würden, die er nicht zu erfüllen im Stande sei. Im Gefühle dieser seiner absoluten Ohnmacht setzte sich allerdings ein heimlicher Groll bei ihm fest; er machte die Faust in der Tasche. Es wurde unter ihm Mode durch Hervorhebung und Anpreisung des verstorbenen Königs, unter dessen Regimente jede nichtige Actenseele sich allerdings sicherer fühlte und eher ihre Rechnung finden konnte, eine leise, indirecte, aber desto böswilligere Opposition zu machen. Zu einer geraden, offenen Opposition hatte man natürlich nicht den Muth. Das ist keinem Zweifel unterworfen, unter der preußischen Bureaukratie herrscht eine große Mißstimmung; aber man würde sich sehr irren, wenn man diese auf Rechnung der etwaigen Mängel und Fehler des Königs setzte. Ohne einzelne Mißgriffe und irrthümliche Richtungen von seiner Seite in Abrede stellen zu wollen —: wir werden später Gelegenheit haben, darauf hinweisen zu müssen — so ist doch so viel gewiß, daß die Unzufriedenheit und das heimliche Frondiren der Bureaukratie nicht durch diese, sondern eben durch die höhern Tugenden desselben, welche zu lästige Anforderung stellten, hervorgerufen ist. Man fühlte, daß der König seine eigene, kleinlich-herrschsüchtige, abgerichtete, Stellen und Gehalt erjagende Bureaukratie verachtete; und solche Verachtung verzeiht kein Pöbel, am wenigsten der Beamtenpöbel, der immer noch hundert Procent Hochmuth mehr besitzt, als jeder Andere. Aus diesem heimlichen Grolle erklärt sich auch, wie jetzt mit einem Male eine Menge Beamter von Unabhängigkeit des Richterstandes, von Constitution u. s. w. sprechen. Es geschieht aus Rache, nicht aus Ueberzeugung. Unter der Regierung des verstorbenen Königs, wo ihnen jedenfalls mehr Gelegenheit dazu geboten wäre, hielten sie solche Ideen, auf die sie jetzt selber provociren, geradezu für die Sünde gegen den heiligen Geist, und schlugen ein Kreuz vor jedem Menschen, der nur im entferntesten Geruche stand, daß er von diesen verbrecherischen Ideen inficirt sei. Auch bei der großen Masse der übrigen Stände trat so ziemlich derselbe Fall ein. Auch hier erregte die sittlich begeisterte Natur des Königs, die man nicht zu fassen und nicht nachzuahmen vermochte, einen gewissen neidischen Groll, und man beeilte sich nun um so mehr alle die zahlreichen Uebelstände im preußischen Staatsleben, die durch den unglücklichen Gang der Geschichte sich allmälig herausgebildet hatten, unverständiger und gewissenloser Weise dem jetzigen Könige allein zur Last zu legen. Es ist empörend, wenn man diese gemeinen Urtheile hört, eben weil sie aus so trüber Quelle stammen. Aber für

alle Bessern liegt auch darin gerade die Aufforderung, sich denselben entgegenzuwerfen und die schöne Persönlichkeit des Königs auch dann noch mit freudiger Anerkennung hervorzuheben, wenn sie sich vermöge ihrer Ansichten als politische Gegner desselben hinstellen müssen. Nie und nimmer darf es vergessen werden, daß nicht der jetzige König, sondern sein Vorgänger dieses bureaukratische Bevormundungssystem, an welchem unsere materiellen sowohl als geistigen Zustände so schwer und unheilbar darnieder liegen, bis auf die äußerste Spitze getrieben hat, daß nicht der jetzige König, sondern sein Vorgänger den Karren so tief hineingeschoben hat, daß er weder rückwärts noch vorwärts kann. Nie dürfen wir vergessen, daß der König die moralische Versunkenheit seines Volkes tiefer fühlt, als irgend ein Anderer, und daß er mit glühender Begeisterung an der Herbeiführung eines edlern Zustandes arbeitet. Wenn wir auch mit seinen Mitteln und seinen Ueberzeugungen in dieser Beziehung nicht übereinstimmen, so müssen wir doch tief durchdrungen sein von der Grundlage sittlicher Begeisterung, auf der diese Mittel und diese Ueberzeugungen ruhen.

Ein anderer integrirender Theil der Ritterlichkeit ist der Haß und die Verachtung alles Unschönen, Gemeinen und Schlechten, der tiefste Widerwille gegen das Kleinliche, Niedrige und Unwürdige. Auch diese Eigenschaft besitzt der König mehr als irgend ein Anderer. Seine ganze Natur lehnt sich gegen das Schlechte und Verwerfliche auf. Ich bin überzeugt, daß nie ein niedriges Motiv in seiner Nähe laut werden darf, daß es wenigstens immer sich hinter der Maske des Schönen und Guten verstecken muß. Keine kleinliche, ängstliche Rücksichten halten ihn von Bekämpfung des Schlechten ab; freudig springt er bei diesem Kampfe immer selber in die Bresche und setzt seine eigene Person dabei ein. Wo er wirklich verabscheut, kennt er kein Diplomatisiren und kein Tergiversiren. Er hält nicht hinter dem Berge, sondern rückt gerade auf den Feind los. Das ist ein anderer Zug der Ritterlichkeit. Der freie, frische Muth für seine gute Sache, die Sicherheit, die fröhliche Kampfeslust.

Und soll ich noch auf seine Religiosität, auf jene Blüthe des Ritterthums hinweisen? Sie ist der Boden, in dem alle seine andern höhern Eigenschaften wurzeln, aus dem sie Nahrung und Frische saugen. Ein wunderbares Gemisch von tiefer Christlichkeit und griechischer Heiterkeit, eine Verschmelzung aller frühern religiösen Lebensansichten zu einem freudigen, innigen, allesumfassenden Ganzen. Gesund durch und

durch, ohne trübe Ascetik, ohne einseitige Schwärmerei, mit dem Blicke zugleich sehnsüchtig über diese Erde hinschweifend und doch wieder fröhlich auf dieser Erde verweilend, ihre Schönheit erfassend und verklärend, so steht der religiöse Mensch des Königs da, ein Muster und ein Beispiel für uns Alle. Wie sind in dieser reinen Individualität doch alle Widersprüche der Dogmatik und der Mystik, der Welt und des Himmels, des Verstandes und des Gemüthes, des Glaubens und der Speculation, des Geistes und des Fleisches, und wie sie alle heißen die Gegensätze, mit denen sich die Aermeren zermartern und von jeher zermartert haben, wie sind sie doch in dieser bewunderungswürdigen Organisation so erquicklich aufgelöst! Ja, wäre ein solches Resultat nicht immer nur ein individuelles, ließe es sich Schwarz auf Weiß in Dogmen und Gesetze fassen, ließe es sich Allen einlernen und eintrichtern, dann würden sich die heutigen kirchlichen Zustände gar bald friedlich abwickeln und lösen lassen.

Ich schweige von des Königs übrigen Eigenschaften, von seiner Wahrheit, seiner Liebe, seinem Gerechtigkeitssinn, seinem Geistesreichthum, von seinem Witz, seiner zarten, feinen Empfindungsweise, von seiner Verehrung der Wissenschaft und seinem großartigen Ueberblicke derselben, von seinem Kunstsinne u. s. w. Das Alles liegt für den Beobachter offen da; es manifestirt sich in jeder Lebensäußerung.

Wie kommt es nun, daß dieser so liebenswürdige und so bedeutende Charakter nicht nur in einem gewissermaßen feindlichen Gegensatze zu der großen Masse steht — das ist einmal mehr oder weniger das Schicksal jeder ausgezeichneten Persönlichkeit —, sondern daß auch selbst die gebildetsten und edelsten Männer des deutschen Volkes, die geistigen Führer desselben in der Gegenwart, im Wesentlichen eine entschieden gegnerische Stellung zu ihm einnehmen? So sehr diese Thatsache mit Trauer und Schmerz erfüllt, so wenig läßt sie sich abläugnen. Die gerechte Bewunderung dieser hochherzigen, geistreichen Persönlichkeit war wohl die Ursache, daß man sich lange genug gegen ein solches oppositionelles Verhalten sträubte, aber mit jedem Tage ist dieses Verhältniß klarer hervorgetreten, schärfer und bewußter als unabweisbare moralische Nothwendigkeit erkannt worden. Mögen Viele lange geschwankt haben, ehe sie diese ihre Stellung zu dem Könige erkannten, in diesem Augenblicke wird wohl nicht leicht Jemand darüber mit sich noch im Zweifel sein. Im Anfange seiner Regierung hatte man noch keine klare Einsicht in diesen mit so festen Principien und eigenthümlichen Auffassun-

gen ausgeprägten Charakter. Die Grundsätze, die er in öffentlichen Reden äußerte, versuchte man gern als den eigenen Wünschen gemäß auszulegen. Wenn man sich schon gestehen mußte, daß die Standpunkte, von denen der König ausging, bei scharfer consequenter Durchführung der Richtung, dem eigenen Standpunkte völlig entgegengesetzt seien, so war man doch sehr geneigt zu hoffen, daß eben diese consequente Durchführung nicht vorhanden sei. Man schmeichelte sich, daß der immer stärker anschwellende Strom der Zeitideen ihn mit sich fortreißen, und ihn, ohne daß er sich dessen versehe, auf einen ganz andern Standpunkt hintragen werde, als auf den, von dem er eben auszugehen schien. Man kannte noch nicht die klare Durchbildung dieses Charakters, man hatte sich noch nicht überzeugen können, daß die geäußerten Ansichten wirklich nothwendige Resultate dieser durch und durch selbständigen und bereits vollkommen entwickelten Persönlichkeit seien. Man hielt Manches für augenblickliche Laune, für unklare Phantasterei, für unbestimmten Enthusiasmus, dem ein consequentes, klar bewußtes Ziel, eine vollkommen innere Einheit mangele. Diesen sanguinischen Hoffnungen und Täuschungen wird man sich jetzt nicht mehr hingeben können. Niemand hegt wohl noch die verwegene Einbildung auf den König influiren, ihn zum Proseliten seiner eigenen Ideen machen zu wollen. Die Presse, ich möchte sagen, ganz Deutschland und ganz Europa haben sich in zahllosen Versuchen deshalb abgearbeitet, ohne daß diese Versuche zu etwas Anderem gedient hätten, als den entschiedenen Gegensatz der politischen Lebensauffassung des Königs mit der seiner Zeit in desto helleres, unverkennbareres Licht zu setzen, und allen die evidente Ueberzeugung beizubringen, daß man es mit einem so vollkommen durchgebildeten, sich seiner Zwecke und Ueberzeugungen in den tiefsten Gründen so klar bewußten Charakter zu thun habe, wie die Geschichte nur Wenige aufgestellt. Sah man sich also auf der einen Seite genöthigt, die Bedeutsamkeit dieses Charakters immer mehr anzuerkennen, wuchs die tiefste Hochachtung vor demselben mit jedem Tage mehr, so wurzelte auf der andern Seite auch mit jedem Tage das Bewußtsein fester, daß hier ein unversöhnbarer Gegensatz einer edeln Natur mit den eigenen Ueberzeugungen und Bestrebungen stattfände, ein Gegensatz, den die Zeiten nicht ausgleichen, sondern nur zu immer schrofferer Spannung hinauftreiben würden. Ein tiefer klarer Charakter, dessen Ansichten völlig ins Blut und innerste Leben übergegangen sind, trägt seine Principien nicht gern zur Schau, wie

ein deducirender Professor, dem sie nur äußerlich angeflogen sind. Nur da, wo es gilt, in heißern Lebenskämpfen brechen sie hervor und zeigen sich in ihrer Consequenz und Wahrhaftigkeit. Ein Schulfuchs trägt seine Theorien immer in abstractester Schroffheit öffentlich vor, ein wirklicher Charakter, der sich seiner innersten Entschiedenheit bewußt ist, sucht umgekehrt im gewöhnlichen Lebensverkehre sie so viel wie möglich zu mildern, und die scharf hervorstehenden Ecken derselben abzuschleifen und auszupolstern. So auch unser König. Was wir für Unklarheit hielten, war nur die höfliche Concession eines Mannes, der eben, weil er im Wesentlichen auch nicht um ein Jota nachgeben will, aus angeborener Gutmüthigkeit in allen unwesentlichen Punkten und namentlich in der Ausdrucksweise gerne die freundlichsten Zugeständnisse macht. Also noch einmal, jede Illusion ist jetzt verschwunden; wir wissen, daß wir an unserm König nicht nur einen der edelsten, sondern auch einen der unbeugsamsten Charaktere haben, einen frischen, fröhlichen Charakter, wie ihn die Geschichte selten zeigt. Aber wir wissen zu gleicher Zeit auch, daß unser eigenes Wesen, wiewohl auf derselben innersten Grundlage ruhend, in seiner Ausbildung und Entwickelung, in seiner Richtung auf praktische, politische Zwecke, doch in entschiedensten, unversöhnlichsten Conflict mit ihm geräth. Beide haben sich getäuscht, der König sowohl, als seine Zeitgenossen. Im Gefühle seiner Kraft und tief innerster Ueberzeugung hielt es der König vielleicht für einen ihm von der Vorsehung ertheilten Beruf, die Richtung der Zeit allmälig zu beugen und der seinigen anzunähern. Und wenn er sich auch von der Unmöglichkeit dieses Strebens vielleicht noch nicht vollständig überzeugt hat, wenn diese Erkenntniß wohl einem spätern Augenblicke noch aufbehalten sein wird, so wird er wenigstens schon jetzt eingesehen haben, daß er sich diese Aufgabe doch wenigstens viel zu leicht gedacht. Wir Zeitgenossen dagegen haben uns auch getäuscht, als wir uns schmeichelten, diese Individualität für unsere Zwecke gewinnen und erobern zu können. Der Conflict ist jedenfalls ernsthafter; er setzt einen ganz andern Aufwand von Kräften voraus, als wir wähnten. Es ist ohne Zweifel gut, daß es so ist. Ich für meine Person wenigstens fühle auch hier schon den tiefern Gehalt der Weltregierung, als den meiner eigenen schwachen Illusion. Mögen Andere das aber auch nicht anerkennen, mögen sie murren, daß ihre Weltverbesserungsplane nicht von der Persönlichkeit getheilt werden, von der sie vorzugsweise abhängen; jedenfalls ist es gut, daß man weiß, wie

man mit einander steht. Die Thatsache einmal zugegeben, daß wirklich ein Zwiespalt zwischen der politischen Richtung unsers Königs mit derjenigen der übrigen Zeitgenossen obwaltet, so frage ich nochmals, worin besteht dieser Zwiespalt?

Viele sinnige Beobachter der Menschengeschichte und der Gesetze, nach denen sie sich gestaltet, haben auf eine interessante, häufig wiederkehrende Erscheinung aufmerksam gemacht. Wenn nämlich eine frühere Auffassung und Lebensrichtung im Absterben begriffen ist, und durch eine neue ersetzt werden soll, so kommt es häufig vor, daß die Weltregierung zuletzt noch ein Individuum erschafft, welches alle Zweige dieser absterbenden Richtung zu guterletzt noch einmal in sich zusammenfaßt und aufs Vollkommenste repräsentirt. Es ist gleichsam der letzte Scheideblick einer untergehenden Sonne, welche die neugewordene Welt noch einmal in dem frühern Lichte bestrahlt. Diese Erscheinung wiederholt sich unserer Ansicht nach bei Friedrich Wilhelm IV. in vollkommenster, unverkennbarster Weise. Er ist der Repräsentant des alten Königthums, des Königthums des Mittelalters, und zwar ein Repräsentant, der alle Momente der neuern Bildung nur deshalb aufs Vollständigste in sich aufgenommen zu haben scheint, um jene untergehende Idee einer frühern Zeit mit denselben zu verklären und zu vergeistigen. Friedrich Wilhelm IV. erscheint uns als der letzte und zugleich als der vollkommenste König, in dem Sinne nämlich, welchen eine frühere Zeit damit verband. Wenn auch die neue Zeit den Begriff sowohl als die politisch sittliche Nothwendigkeit des Königthums noch vollkommen anerkennt, so ist dieses jetzige Königthum doch ein ganz anderes, wie das frühere. Versuchen wir es, uns zu verständigen.

Die verschiedenen Lebensthätigkeiten der Menschen wurden früher durch verschiedene Classen, durch Stände repräsentirt. Diese Stände verfolgten ihre Sonderaufgaben einseitig, ganz für sich selbst. Ihr Standesberuf war auch zugleich ihr menschlicher Beruf. Sie waren, wenn ich so sagen soll, specifisch von einander verschieden. Sie waren verschiedene Species von einem allgemeinen Genus. Der Bauer bebauete die Scholle, und lebte nur für diese Scholle, der Bürger trieb Handwerke und Handel, die Geistlichkeit betete, der Adel kämpfte und kriegte für das Vaterland. Jeder Stand hatte seine abgeschlossene Beschäftigung und zugleich seinen abgeschlossenen Ideenkreis. Ihre geistigen Richtungen waren eben so einseitig und specifisch von einander verschieden, wie ihre Berufsthätigkeiten. Sie durchdrangen sich nicht,

griffen nicht in einander über, sondern lagen unvermittelt neben einander und führten ein abgeschlossenes Sonderleben für sich selber. Nur eine Person war es, die über diesen verschiedenen Kreisen stand, die sie alle zugleich überschaute, die den Mittelpunkt bildete, oder zu bilden strebte, um sie alle in sich selbst zu einem Ganzen zu vereinigen. Diese Person war der König. So wie es Aufgabe der einzelnen Stände war, sich einzig und allein ihren Sonderrichtungen hinzugeben, und alles Allgemeine Verbindende von sich abzuweisen, so war es umgekehrt die Aufgabe des Königs, diese Verbindung herzustellen, und eben für die allgemeinen höhern Ideen zu leben und zu wirken. Der König war der irdische Gott, der die bewußtlosen einseitigen Bestrebungen des Menschengeschlechts regierte und zu einem höhern, bewußten Ganzen in seiner Person vereinigte. Er allein vermochte das Ganze zu überschauen und zu beurtheilen, und es war daher eben so natürlich als consequent, wenn er seiner absoluten Einsicht in die Dinge dieser Welt auch die absolute Machtvollkommenheit darüber, das absolute Recht der Entscheidung in letzter Instanz hinzufügte. Er allein war im Stande das Ganze zu erhalten, über das Ganze Glück und Segen auszuspenden, den gesonderten Theilen, die sich egoistisch als Selbstzwecke betrachteten, während sie doch sich gegenseitig nicht entbehren konnten, selbst wider ihren Willen die Wohlthaten eines organischen Zusammenhanges mit der übrigen Welt zu gewähren. Ob dieses Ideal eines frühern Königthums je ganz vollständig und rein zur Ausführung gekommen, mag dahin gestellt sein. Wie bei jedem andern Ideale, jedem andern abgezogenen Begriffe mag auch hier wohl immer etwas an der Realisirung gemangelt und einzelne widerstreitende Elemente mögen auch selbst in seiner blühendsten Epoche nie ganz zu überwinden gewesen sein. Man kann auch nicht mit Bestimmtheit den Zeitpunkt angeben, wo die Idee dieses eben geschilderten Königthums scharf und abgegrenzt in die Weltgeschichte eintritt, denn bei näherer Betrachtung fließen die Epochen der Weltgeschichte so unmerklich in einander über, daß man nie den Punkt findet, von dem man sagen könnte: hier hört die alte auf, hier beginnt die neue. Aber so viel ist gewiß, in den vorhergehenden Jahrhunderten strebte diese Idee des Königthums sich zu verwirklichen und hat sich mehr oder weniger verwirklicht.

Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich annehme, daß unser König von dieser Idee des Königthums im Wesentlichen ganz erfüllt ist. Alle seine andern Ueberzeugungen haben eben durch sie eine eigenthüm-

liche Färbung und eine besondere Richtung bekommen. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß alles Studium, alle Beobachtung, alles Nachdenken nur dazu dient, uns in einer bestimmten Theorie nur noch mehr zu befestigen und zu bestärken, sobald diese Theorie einmal von vornherein als unumstößlich angenommen wird, und man mit derselben an die Erscheinungen und Dinge herantritt. Sobald man von Hause aus, gewissermaßen a priori einen bestimmten Satz, als Axiom feststellt, der einmal über jeden Beweis erhaben ist, wenn das ganze Streben sich einmal darauf richtet, die Bestätigung eines solchen willkührlich angenommenen Axioms in der Geschichte wieder zu finden, so ist die gewöhnliche Folge, daß auch das gefunden wird, was man einmal finden will. Bei einer solchen Voreingenommenheit können die Gegenstände nicht rein auf unsern Geist wirken. Die unbefangene Betrachtung ist von vornherein verloren. Alles reflectirt sich durch die falschgeschliffenen Brillengläser, die unsere höchst subjective Neigung uns aufgesetzt hat. Ganz frei von solcher Voreingenommenheit ist wohl Niemand, aber es läßt sich wohl erklären, wie eine von frühster Jugend eigenthümliche, von der aller andern Menschen specifisch verschiedene Stellung auch eine gesteigerte, subjective Abnormität bedingt und erzeugt. Was nun diese eben angedeutete Idee des Königthums anbetrifft, so ist sie für einen hochherzigen, sich seiner geistigen Kraft bewußten Mann besonders verführerisch. Ein solcher stellt sich seinen Beruf so erhaben vor, er dehnt seinen Wirkungskreis in seiner Einbildungskraft so weit aus, wie irgend möglich. Gutes zu wirken, Segen zu spenden, Großes und Würdiges zu schaffen, Alles durch eigenen Willen und eigene Kraft, das ist ein Gedanke, dem sich überhaupt edlere Naturen in früherer Jugend so gern hingeben. Schon bei Menschen von minder excusiver Stellung, denen weit weniger Mittel und Macht zu Gebote stehen, dauert es lange, ehe sich diese ausschweifende ethische Illusion durch die Lebensconflicte motificirt und corrigirt. Bei einem gebornen Fürsten aber hält es noch ungleich schwerer. Jene Idee des Königthums mit aller seiner Machtvollkommenheit setzt auch gewissermaßen ein geistiges Königthum voraus, und jemehr Friedrich Wilhelm IV. diese hohe geistige Begabung von Jugend auf in sich fühlte, destomehr mußte er auch den äußern Bedingungen derselben Neigung und tiefere Bedeutung abgewinnen. Diejenigen würden sich schwer versündigen, die eine blos rohe äußere Herrschsucht seinem Beharren auf jener alten Idee des Königthums zu Grunde legen wollten. Es ist vielmehr die sittlich-poetische

Begeisterung für dasselbe, die nicht weichen und wanken läßt. Vermöge seiner sittlichen Anschauung kann er nicht nur sich selber keine andere Stellung der Welt gegenüber denken, als die oben angedeutete, sondern er kann auch der Welt, den übrigen Menschen, keine andere einräumen, wenn sie wahrhaft glücklich und frei werden soll. Wenn wir auch nicht läugnen wollen, daß die eigene Persönlichkeit sich bei dieser politischen Lebensansicht stark und entschieden, wenn auch unbewußt, geltend gemacht hat, so kann doch wahrlich nicht in Abrede gestellt werden, daß die Liebe für seine Mitmenschen bei Bildung derselben ebenfalls nicht ein wesentlich wirkender und integrirender Theil gewesen sei. Beide Momente, Egoismus und Liebe stehen dabei nicht im Gegensatze, sondern haben sich zu einem vollkommen gesunden und einigen Ganzen verschmolzen. Auch in diesem bedenklichsten Punkte tritt uns wieder die volle abgerundete Einheit des Charakters, der gar keinen innern Zwiespalt kennt, entgegen. Selbsttäuschung und Wahrheit, Illussion und wirklich tiefe Empfindung sind organisch naturwüchsig aufs Innigste in einander übergegangen. Selbst die Religion hat ihren Beitrag zu diesem geistreichen Resultate hergeben müssen. Jenes alte Königthum nimmt eine gewisse mystische Mittelstellung zwischen Gottheit und Menschheit ein. Es ist das Königthum von Gottes Gnaden, eine religiöse Mission, und Niemand eben ist sich dieser Mission aufrichtiger und lebhafter bewußt gewesen, wie unser jetzt regierender König.

Von diesem erhabenen, halbgöttlichen, übermenschlichen Standpunkt herab betrachtet er nun das Treiben seiner Menschen. Von diesem Standpunkte herab regelt, ordnet und regiert er, von diesem Standpunkte herab sucht er uns zu erziehen, wie ein Vater seine Kinder. Gleich wie Kindern gewährt er uns manche Freiheit; er ist kein engherziger Pädagog, der unser äußeres und inneres Thun in die engsten vorgeschriebenen Formen einzwängt; er gönnt uns eine fröhliche, freie Bewegung, nur darf diese Bewegung nie das Ziel überschreiten, das er selber für gut und heilsam hält. Er will uns nicht in die engen Wände einer Schulstube einkerkern, sondern er gönnt uns die Bewegung in Gottes freier Natur; wir mögen uns darin herumtummeln nach Herzenslust; je lebhafter, fröhlicher, desto mehr erfreut sich sein eigenes Herz. Nur müssen wir nie in jugendlichem Uebermuthe wähnen, daß wir nun völlig frei und selbständig hingehen könnten, wohin wir wollten, denn dann geböte es seine Pflicht, uns mit väterlicher Strenge zu beweisen, daß wir nicht fähig sind, unsern eigenen Weg zu

finden; um unserer selbst willen muß er uns dann wieder beschränken. Er verlangt auch nicht, daß wir unsere Worte so ängstlich abwägen, daß wir immer blos das auswendig gelernte vorgeschriebene Pensum herleiern; er hat es gerne, wenn wir selber denken und es versuchen uns allerlei eigene Begriffe zu bilden. Aber wenn diese Begriffe zu sehr von dem Rechten und Guten abirren, dann sieht er sich genöthigt ein Einsehen zu gebrauchen und die Mittheilung solcher gar zu schlimmen und verderblichen Gedanken zu verpönen.

„Ich trage meine Krone von Gott, wehe dem, der sie anrührt!“ Diese Worte des Königs sind noch in unser aller Gedächtniß. Es hat sich jetzt herausgestellt, wie der König diese Worte verstanden, und was er mit seiner Krone gemeint. Er meinte jenes Königthum, was wir so eben in leisen Andeutungen geschildert haben. Diese Krone ist allerdings in Gefahr, die Zeit will sie abschaffen, und von diesem Standpunkt aus betrachtet waren jene Worte allerdings nicht überflüssig, wie sie von manchen gehalten wurden. Alle Bessern und Vernünftigern im Volke sind freilich auch noch von der Nothwendigkeit des Königthums überzeugt; sie betrachten es als die unumgängliche Bedingung eines freien geordneten Staatslebens in Deutschland; aber dieses Königthum, was sie meinen, ist ein ganz anderes, als jenes. Die freie Selbstbestimmung in allen Staatsangelegenheiten soll in letzter Instanz bei der Gesammtheit der Staatsbürger sein. Der König ist nur die oberste ausführende Behörde, der man gerne einen Antheil an der Gesetzgebung bis zu einem gewissen Grade einräumt, um einen schädlichen Zwiespalt der ausführenden mit der gesetzgebenden Macht möglichst zu vermeiden; man hält diese Form des Staatsbeamtenthums zu einer ruhig organischen Thätigkeit des Ganzen, zu einer vernünftigen Ausgleichung von Beharren und Fortschreiten, zur Aufrechthaltung aller festen Sitte für unumgänglich nothwendig. Man zollt daher dieser Würde gern den höchsten Respect und gewährt ihr gerne alle die Mittel, die sie zur vollsten Entwickelung ihres Berufes bedarf. Aber ein Jeder fühlt sich daneben als selbständiger Theil des Ganzen, der das Recht hat, auf die Entwickelung des Ganzen rathend und thatend mit einzuwirken. Nicht der König soll über dem Ganzen stehen, sondern das Ganze soll über dem Könige stehen. Die Einsicht sowohl, als der Wille der Gesammtheit wird höher angeschlagen, als die Einsicht und der Wille des Königs. Wenn ein Collisionsfall zwischen beiden entsteht, der sich durch die von der Verfassung an die Hand gegebenen

Versuche nicht ausgleichen läßt, so hat der letztere unbedingt nachzugeben. Das ist das Königthum, welchem die Zeitgenossen anhängen, welches sie erstreben und schützen, und in dieser verschiedenen Auffassung des Königthums liegt der tiefe Zwiespalt, der das preußische Volk und den preußischen König in diesem Augenblicke trennt. Ich halte es für kein Glück, daß dieser Gegensatz mit jedem Tage mehr so schroff zu Tage tritt, daß er bis auf seine äußerste Spitze hinauf getrieben wird. Ich habe mich auch immer gescheut, ihn offen auszusprechen, weil von einem Principienstreite über die letzten Gründe der weltlichen Macht meiner Ansicht nach wenig Heil zu erwarten ist. Die ganze Geschichte bestätigt es, wie ein allmäliger Uebergang von einem Grundsatze zum andern, wie ein mehr unbewußt-naturwüchsiger Umbildungsproceß einer alten Idee zu der ihr entgegenstehenden neuen den ethischen und materiellen Verhältnissen der menschlichen Gesellschaft weit besser bekommt, als jene heftige Krisis, die immer mit Nothwendigkeit eintreten muß, wenn das Neue nicht allmälig Platz greift, und das Alte nicht in demselben Maße schrittweise zurückweicht. Allen wohlwollenden und einsichtigern Männern wäre es gewiß lieber gewesen, wenn der Uebergang des absoluten Königthums zur sogenannten Volkssouverainetät mehr auf naturwüchsig-organische Weise hätte geschehen können; wenn die Principienfrage ganz in suspenso geblieben wäre, und wenn das alte Königthum je nach den dringendsten, augenblicklich-hervortretenden Bedürfnissen der Zeit mehr unwillkührlich im Einzelnen nachgegeben hätte; in so kleinen Dosen, daß das Opfer nicht schwer, daß der Selbstvernichtungsproceß von ihm selbst kaum gefühlt worden wäre. Mir hat in dieser Beziehung immer England als Muster vorgeschwebt. Hier sehen wir offenbar in der Geschichte des letzten Jahrhunderts dieses allmälige Zurückweichen des alten Princips und das Platzgreifen des neuen auf jene stille, schmerzlose Weise vor sich gehen, so daß der geordnete Gang der Dinge auch nicht auf einen Augenblick unterbrochen wird. Das alte Königthum hat dort seit hundert Jahren an Terrain verloren; es ist ganz außer Besitz gesetzt, so allmälig, so naturwüchsig, daß seine Inhaber es kaum selbst bemerkt, daß es nicht einmal nöthig war, es durch ein ausdrückliches Gesetz abzuschaffen. Das Veto der Krone, welches auf dem Papiere als unversöhnbarer Gegensatz dem Veto der Kammern logisch gegenüber stand; es ist außer Gebrauch gekommen, es ist ruhig entschlafen, abgestorben, ohne daß sein Verlust dem Inhaber irgend einen Schmerz erregt hätte. Die neue Ordnung

der Dinge ist durch eine moralische Nothwendigkeit herbeigeführt, ohne daß es nöthig gewesen wäre, eine Entscheidungsschlacht auf Tod und Leben, zwischen zwei unvereinbaren Postulaten zu kämpfen. Dieser allmälige Uebergangsproceß, zu dem durch die neuen constitutionellen Verfassungen mehrerer deutschen Staaten der Weg gebahnt zu sein schien, ist aber an der entschiedenen, klaren, scharf-durchschauenden, sein Princip bis in die letzten Folgerungen überwachenden Persönlichkeit des Königs von Preußen gescheitert. Der König sieht es nicht nur ein vermittelst seines Verstandes, sondern er fühlt es auch sich heraus bis in die äußersten Fingerspitzen, eben weil seine Uebezeugungen völlig in Fleisch und Blut bei ihm übergegangen sind, weil das alte Königthum sich vollständig in seiner Persönlichkeit incarnirt hat, daß nämlich weder das ganze Volk, noch irgend ein Einzelner aus demselben, irgend ein selbständiges absolutes Recht der Krone gegenüber haben darf. Der absoluten Krone gegenüber können alle sogenannten Rechte der Unterthanen nur Zugeständnisse sein, die als gewöhnliche Regel gelten, von denen es ihr aber frei steht, abzuweichen und Ausnahmen zu machen, sobald sie es für nützlich und gut hält. Mit der clausula cassatoria sind alle Rechte der Unterthanen stillschweigend behaftet. Auch das unbedeutendste, kleinste Recht, sobald es absolut wäre und unabhängig von der Krone, würde jenem festen Punkte des Archimedes gleichen, vermittelst dessen derselbe den Erdball aus seiner Bahn herauswerfen wollte. So stehen sich zwei Consequenzen jetzt leider einander gegenüber, von denen es mit jedem Tag unmöglicher wird, sich durch das Leben zu vermitteln. Das moralische Bewußtsein des Königs hatte sich so klar dem mehr unbewußten Streben der Zeit entgegenstellt, daß auch dieses nun seinerseits zu einer logischen Consequenzmacherei hingetrieben worden ist, und daß es sich jetzt auf allen Gebieten des Lebens nur immer einzig und allein um diese letzte Grundfrage handelt. Alle die unzähligen Aufgaben in Kirche und Schule, im Rechtsverfahren und Administration, im Fabrik- und Handelswesen, im Steuersystem u. s. w., sie sind alle nicht zu lösen, bis diese einzige letzte Frage erst entschieden ist. Das Kleinste, wie das Größte hängt einzig und allein von der Entscheidung dieses abstracten Grundprincips ab, auf welches man mit unvermeidlicher Nothwendigkeit selbst wider Willen hingetrieben wird, wenn man auch mit den aller concretesten Verhältnissen beginnt. Ehe man es sich selbst versieht, steht man wieder vor dieser letzten großen Entscheidungsfrage, die allen organischen Bildungsproceß vorläufig aufgehoben und gelähmt

hat. Auf welche Weise sich dieser Zwiespalt lösen wird, das vermag kein menschlicher Verstand nachzuweisen. Niemand kann das Auskunftsmittel angeben, Niemand den Weg bezeichnen, der einzuschlagen sei, weder von der einen, noch von der andern Seite. Es ist eine jener Perioden, wie sie die Geschichte öfter zeigt, wo die Weltregierung selber sich auf unvorhergesehene Weise ins Mittel schlagen und den gordischen Knoten zerhauen muß, den die menschliche Einsicht nicht lösen kann; und sie versteht dieses bekanntlich auf bewunderungswürdig-geniale Weise. Wir Menschen befinden uns auf dem Strome der Geschichte in diesem Augenblicke wie der Schiffer auf jenen zahlreichen Punkten des Rheines, wo er rings von Felsen wie auf einem Landsee eingeschlossen ist, wo er keinen Ausgang erblickt. Aber nur einen kurzen Augenblick vertrauensvoller Geduld und der Strom trägt ihn dahin, wo er leicht und mächtig sich seine fröhliche Bahn gebrochen hat, und eine neue überraschende Aussicht zwischen blühenden Ufern gewährt. Auch in Preußen wird der Strom der Geschichte sich schon seine Bahn brechen, ehe wir uns dessen versehen, biegt er um eine Ecke. Möge es nicht fehlen an wachsamen Steuerleuten, auf daß wir sie umschiffen, ohne an ihr zerschellt zu werden.

Die Minister.

Es läßt sich eigentlich wenig über sie sagen. In constitutionellen Staaten sind sie die Führer der herrschenden Partei, und müssen als solche schon mehr oder weniger bedeutende Persönlichkeiten sein. Es sind selbständige Charaktere, welche ihre politischen Ansichten auf selbständige Weise zu verwirklichen suchen. In Preußen braucht das nun eben nicht der Fall zu sein; dem absoluten Könige gegenüber hat der Minister so wenig eigenen Willen, wie der geringste seiner Unterthanen. Er muß Alles zur Ausführung bringen, was ihm befohlen wird, auch wenn es seiner Ueberzeugung schnurstraks zuwiderläuft. Will er das nicht, so kann er freilich von seinem Amte zurücktreten, gleich wie der Minister in constitutionellen Staaten, aber in der Praxis kommt das bei uns selten oder gar nicht vor. Es ist auch sehr natürlich. Der Minister eines absoluten Königs billigt die Theorie des absoluten König-

thums; er erkennt es an, daß es nur eine richtige Einsicht und nur einen Willen giebt, dem man unbedingt gehorchen muß. Das ist die Einsicht und der Wille des Königs. Ohne diese Anerkenntniß würde er überhaupt nicht Minister geworden sein. Man braucht sich daher nicht darüber zu wundern, man muß es vielmehr ganz folgerecht finden, wenn unsere Minister die widersprechendsten Verordnungen mit ihrer Namensunterschrift versehen, wenn sie heute anbefehlen, was sie gestern verboten haben; eine Erscheinung, die man in Preußen oft genug erblickt. Es treten aber noch außerdem manche Ursachen hinzu, welche es nicht zulassen, daß eben große und bedeutende Persönlichkeiten in die Ministerposten einrücken; die erste Ursache liegt darin, daß unser ganzes Erziehungssystem mit seiner Gedächtnißdressur fortwährend darauf hinwirkt, schon frühe alle selbständige Entwickelung, alle ursprüngliche Gesinnung, alle eigenthümliche Productivität und Anschauungsweise zu zerstören. Die wenigen Reste, die noch übrig geblieben sind, werden dann im bureaukratischen Actenleben, in einer todten maschinenmäßigen Formthätigkeit vollends erdrückt. Ein öffentliches Aufeinanderplatzen der Geister, welches dem charaktermörderischen Einfluß der Bureaukratie einigermaßen als Gegengewicht dienen könnte, findet bei uns nicht statt. Deutschland und zumal Preußen ist also überhaupt nicht der Boden, wo Charaktere erwachsen. Am allerwenigsten aber darf man sie in unserer Beamtenwelt suchen, in dieser großen Gallerie geknickter, zernagter, in Fäulniß übergegangener Persönlichkeiten. Weit eher findet man sie wenigstens der Anlage nach noch im Bürger- und Bauerstande, wie wohl sie auch hier immer seltener werden. Es ist nun freilich nicht zu verkennen, daß unser König selbst den größten Widerwillen gegen diese absoluten Sklavenseelen hegt, die gar nichts Eigenes mehr haben, keine eigene Empfindung, keine eigene Anschauung, keine Logik, kein Gewissen mehr. Er liebt es vielmehr sich mit Männern zu umgeben, die einen gewissen Anstrich von Geist und Charakter besitzen. Aber doch nur bis zu einem gewissen Grade. Derselbe Widerspruch, der in seinem Verhältnisse zum Volke überhaupt liegt, erneuert sich auch in dem Verhältnisse zu seinen Ministern. Auch in dem Volksleben wünscht er allerlei freie, geistige Regungen, mannigfaltige Bewegungen. Ein Volk, welches blos der Knute als letztem Motive seiner Denk- und Handlungsweise bedürfte, würde ihn zur Verzweiflung bringen. Aber sobald diese freien geistigen Regungen gar zu gründlich und entschieden hervorbringen, kann er sie wieder nicht dulden,

weil sie alsdann mit seinem absoluten Selbstwillen in Collision gerathen müssen. Es wird daher auch immer nur mehr eine gewisse Spielerei mit der Freiheit als ein gründlicher, männlicher Ernst bleiben müssen. Und ebenso mit den Ministern. An geistreichem Widerspruch, an interessanten Bedenken, an einer würdigen Haltung fehlt es gewiß nicht. Sie wird vielmehr verlangt. Der König besitzt zu viel persönlichen Stolz, als daß er zu seinen nächsten Dienern Männer nähme von ganz gemeiner Unwürdigkeit; aber ein selbständiger Charakter in des Wortes voller Bedeutung, ein Charakter, welchen der König als ebenbürtig anerkennen müsse, würde eine Anomalie sein, ein Verhältniß, was keine vier Wochen von Dauer sein könnte.

Es ist schwer ein Urtheil über unsere jetzigen Minister zu fällen, auch schon wegen der Heimlichkeit, in die sich ihre ganze Thätigkeit hüllt. Man kann ihre Ansichten, ihre Talente und Kräfte, ihr größeres oder geringeres Gewicht nur aus leisen Anzeigen vermuthen, nur als dunkele Gerüchte conjecturiren, welche die dicken Mauern der Sessionen und der Salons hie und da durchbrechen; denn ein öffentliches Handeln vor der Gesammtheit der Staatsbürger, welches allein einen tiefern Einblick in den Organismus ihrer Ansichten und moralischen Eigenschaften gestattete, existirt für sie nicht. So viel aber kann man mit Gewißheit behaupten, daß ihre Persönlichkeit ohne Ausnahme im Vergleiche mit der Persönlichkeit des Königs selbst, ungefähr in demselben untergeordneten Verhältniß sich befindet, wie ihre gesetzliche Stellung zu der erhabenen Stellung des Königs. Der König ist auch hier der geistige König, er ist die geistige Sonne, von der diese seine Trabanten ihr Licht empfangen. Er influirt sie alle, er regt sie mehr oder weniger mächtig an, und sie dagegen bemühen sich, nach Kräften ihn zu verstehen, ihr Denken, Empfinden und Handeln nach seinem Sinne einzurichten. Daß in diesem Bemühen zuweilen etwas Grimasse mit unterläuft ist nicht zu verwundern, denn eine so bedeutende Persönlichkeit, wie die des Königs, ist nicht leicht zu verstehen, und eine so eigenthümliche Persönlichkeit ist schwer nachzuahmen. Die Bewunderung für ihren König ist gewiß Allen gemein, davon sind wir überzeugt; aber von dieser Bewunderung werden sie häufig wohl mehr erdrückt, als wahrhaft gefördert. Irre ich nicht, so hat der Minister Eichhorn offen erklärt, wie er sein ganzes Wesen seinem Könige, seinem Herrn und Meister völlig gefangen gäbe und wie er nach den Ansichten desselben auch da mit vollem Vertrauen und bestem Gewissen handele, wo er sie nicht

völlig verstände. Dieser Minister ist es auch, der am häufigsten Gelegenheit gehabt und genommen hat, seine politischen und kirchlichen Grundsätze öffentlich auszusprechen. Er hat dabei immer erklärt, daß er nur der Dollmetscher der königlichen Ueberzeugungen sei. Und hätte er es auch nicht ausdrücklich bemerkt, so würde man es doch nicht verkannt haben. Aber freilich merkte man nur zu deutlich, daß hier der Schüler und nicht der Lehrer sprach; daß uns hier eigenthümliche Ansichten eines genialen reichen Geistes in der aller unvortheilhaftesten — ich erlaube es mir zu sagen — plumpsten Vermittelung übertragen wurden, daß der Schüler doch wohl nicht immer den Lehrer verstanden habe. Wir bekamen den Buchstaben aber nicht den Geist. Statt des Maßes, der Harmonie erhielten wir die Uebertreibung; statt des lebendigen Geistes das nachgeschriebene Compendium. Wir sind überzeugt, wie der König sich des guten und ernsten Willens seines Ministers gefreut, wie er aber diese Verdollmetschung seines Wesens nicht immer als die richtige anerkannt und häufig genug darüber die Achseln gezuckt haben wird. So z. B. liegt dem Gedanken, daß alle Wissenschaft von einer christlichen Lebensauffassung durchdrungen sein müsse, gewiß viel Geistreiches und Wahres zu Grunde, besonders wie ihn der König versteht. Wenn aber der Herr Minister bei seinem Besuche der verschiedenen Universitäten die Mitglieder der Facultäten zusammenkommen läßt, und ihnen die Realisirung dieses Gedankens anbefiehlt, ungefähr wie ein Schulmeister seinen Knaben ein Pensum stellt, so begeht er eine geistlose Tactlosigkeit, für die es kaum ein hinlänglich bezeichnendes Wort giebt. Was der König fühlt, denkt und glaubt, das will der Minister in seiner diensteifrigen Begeisterung par ordre in die Ueberzeugung der Unterthanen einführen, er will das äußerlich machen und fabriciren, was nur frei und innerlich aufblühen und erwachsen kann. Der König ist der Erfinder, der Schöpfer seines eigenen Systems; dieses System fällt mit seiner Persönlichkeit zusammen, es ist in seiner Persönlichkeit incarnirt. Nichts natürlicher daher, als daß er sich frei und leicht und sicher auf dem Boden desselben bewegt, daß er bei jeder Gelegenheit und bei jedem Lebensanlaß die rechte Anwendung, die rechte Form und das rechte Maß von selber findet. Nicht so bei den Ministern. Eben weil sie diese Ansichten nicht aus sich selber geschöpft haben, weil sie nicht natürliche Producte ihres eigenen Wesens sind, fühlen sie sich nicht sicher in denselben, und fallen bei der täglichen Anwendung derselben häufig aus der Rolle. Dieses Verhältniß tritt nach verschiedenen Seiten hin deutlich hervor.

Wir wollen hier aber nur eine hervorheben. Der König glaubt an sich und an sein System, er glaubt, daß die absolute Macht der Krone mit allerlei Freiheit der Unterthanen gar wohl bestehen könne. Das bureaukratische Bevormundungssystem in seiner bisherigen Ausbildung, welches alle Lebensäußerungen auf dem Gebiete der Presse, der Kirche, der Schule und der Universität, des Handels und Gewerbes u. s. w. bis aufs Kleinste überwachte, controllirte und polizeilich anordnete, welches gewissermaßen eine Normalgesinnung für alle Unterthanen festsetzte, und jede Abweichung von derselben verfolgte, war ihm in tiefster Seele zuwider. Er zog die Zügel daher weniger straff an, ließ die Rosse etwas freier laufen, ohne Furcht, daß sie deshalb schon durchgehen würden. In diese eigenthümliche Mischung von Liebe zur freien Bewegung und von religiöser Verehrung für seine absolute Machtvollkommenheit konnten sich nun die Minister nimmer finden, und können es noch nicht bis auf den heutigen Tag. Es schien ihnen ein Widerspruch darin zn liegen, den sie in ihrem Verhalten nicht aufzulösen vermochten. Wie weit und bis zu welchem Grade der König Freiheit lassen will, und wann der Moment gekommen ist, wo sie wieder ihr Halt dazwischen rufen sollen, darüber sind sie in ewiger Ungewißheit. Rufen sie zu früh Halt, so machen sie es nicht recht, wollen sie ihre Voreiligkeit wieder gut machen, indem sie, wenn auch mit zagendem Herzen eine gewisse Freiheit gewähren, so überschreiten sie vielleicht eben da die Grenze und verletzen die königliche Auffassung. Die Gegensätze, die der König vermöge seiner eigenthümlichen Individualität in sich ausgeglichen und versöhnt hat, müssen für sie unauflösliche Widersprüche sein. Beide haben übrigens in gewisser Beziehung recht, und in gewisser Beziehung unrecht. Der König ist zu geistreich und zu edel, als daß er nicht einsehen sollte, wie eine bis auf die Spitze getriebene bureaukratische Bevormundung die menschliche Natur entwürdigt, und wie sie bei dem regen Geistesleben eines gebildeten Volkes im neunzehnten Jahrhundert auch gar nicht mehr durchzuführen ist. Er will sie daher abschaffen; — und wer gäbe ihm darin nicht aus vollster Seele Recht? Die Minister ihrerseits haben aber auch wieder nicht ganz Unrecht, wenn sie fürchten, daß jede freiere Bewegung zuletzt gegen die absolute Macht der Krone gerichtet sein würde. Sie folgen daher nur mit ängstlichen Schritten der ihrer Ansicht nach kecken, gefährlichen Bahn, die der König einschlägt. Sie sehen den Wagen an einem gefährlichen Abhange dahin rollen, und trauen sich selber wenigstens nicht die Geschicklichkeit zu, um ihn bei so

rascher Fahrt immer im Geleise zu erhalten. So lange die Arme des Volks durch die Fessel der Bureaukratie enge an den Leib geschnürt sind, halten sie die Fessel für stark genug; wird sie gelüftet, so fürchtet man, daß die freigewordenere Kraft sie wie Spinngewebe zerreißt. Mir fallen immer Egmont und sein Geheimschreiber ein. Der König will nicht kleinlich, nicht ängstlich regieren, schon seiner selbst wegen, um selber freier und fröhlicher leben zu können. Die Minister aber zittern vor dem Gefühle dieser ihrer Ansicht nach übermüthigen Lebenskraft und Lebenssicherheit.

Wie gesagt, sie haben Beide Recht und Beide Unrecht. Der König hat Recht, wenn er die bureaukratische Bevormundung seiner und seines Volkes unwürdig hält, aber er irrt sich, wenn er glaubt, daß durch die selbständige Stellung des Volkes nicht allmälig die absolute Macht der Krone modificirt und paralysirt werde. Und die Minister haben Recht, wenn sie dieser Irrthum ihres Königs mit ahnender Furcht erfüllt. Aber sie irren ihrerseits wieder, wenn sie wähnen, die freie Selbstbestimmung des Volkes noch auf längere Zeit durch polizeiliche Bevormundung zurückhalten zu können. Es geht weder auf die eine, noch auf die andere Weise mehr. Man mag die Zügel schlaffer ode straffer anziehen, die absolute Krone ist immer verloren und muß der constitutionellen den Platz räumen.

Ich glaube auch, daß das dunkle Gefühl dieser Wahrheit ahnend die Brust der meisten höhern Staatsbeamten durchdringt. Gar viele giebt es gewiß, die nur noch für den nächsten Moment leben, die einen weitern Blick in die Zukunft scheuen: après nous le deluge. Die Handlungsweise sowohl als die Sprechweise entbehrt schon jener entschiedenen Sicherheit, jener Rücksichtslosigkeit, jener polizeilichen Consequenz, wie ein Kamptz, ein Brenn, ein Rochow sie sans façons an den Tag legten. Wenn die Minister auch auf keine andere Weise zu regieren wissen, als auf bureaukratische, so sagt ein dunkles Gewissen ihnen doch, daß es auf diese Weise nicht mehr recht geht, und dieses Gewissen macht sie schwankend, ängstlich, düster. Nur der König, scheint es, ist noch im Besitz des vollen, freudigen Vertrauens auf sich selber.

Wir kommen nun zu den einzelnen Momenten des einzelnen preußischen Staats- und Volkslebens, die als besonders wichtig und entscheidend in der Gegenwart hervorgetreten sind, zu den Landtagen, der Verfassungsfrage, zu den Verhältnissen der Kirche, zu der Bürger- und

Volksversammlung u. s. w. Aber dieser Stoff dehnt sich vor unsern Blicken so unendlich aus, daß wir ihn schon für das nächste Vierteljahrsheft aufheben müssen, wenn unser Aufsatz nicht für sich allein zu einem ganzen Bande anschwellen soll. Unsere Leser mögen daher diesen Artikel, „Preußische Zustände", als einen stehenden, fortlaufenden betrachten, der regelmäßig seinen vierteljährlichen Platz in dieser Zeitschrift einnehmen wird.

Betrachtungen eines Einsamen.

Indem wir uns die Gesellschaft aus dem Gesichtspunkte des ästhetischen Geschmacks ansehen möchten, ist dabei immer noch an die Resultate der Schillerschen Untersuchungen über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts zu erinnern. Wenigstens in so fern darf das leicht geschehen, als der genannte Aufsatz darauf aufmerksam macht, wie der einzelne Mensch in seinem Innern zur harmonischen Ausbildung gelangen muß, um den harmonisch geordneten Staat bauen zu helfen und wie die unglückliche, leider tief eingerissene Einseitigkeit der Charaktere vorher zu heben ist, wenn überall eine Ausgleichung der verschiedenen Ansprüche an das Leben und an die Mitmenschen erstrebt werden soll.

Sofern die Idee der Vollkommenheit dem moralisch Guten und ästhetisch Schönen gemeinsam zum Grunde liegt, war es allerdings interessant, die menschlichen Dinge einmal aus dem ästhetischen Gesichtspunkte in Beziehung auf Formvollendung anzusehen und zu beobachten, wie die Ineinsbildung des Vernünftigen und Sinnlichen sich vollziehe und wie weit das Ideal in der Welt der Erscheinungen realisirt werden könne.

Schiller stellt den dynamischen Staat der Rechte dem ethischen und ästhetischen gegenüber. Sie ergänzen sich, helfen sich aus, fördern einander, sollen im Grunde nur deshalb auseinander gelegt werden, um die Uebersicht zu erleichtern. Die Eintheilung geschieht, je nachdem die verschiedenen praktischen Ideen im Vordergrunde stehen. Doch ist es sehr gewagt den ästhetischen Staat ohne Weiteres zur Hauptsache zu machen und bei dem schönen Scheine, der diesem genügt, ohne

ausdrücklichen Vorbehalt stehen zu bleiben. Schiller als Dichter läßt Form und Inhalt sich durchaus bedingen; als praktischer Philosoph beobachtete er aber nicht streng genug, um zu sehen, wie in der Prosa des Lebens der Schein trügt, indem hier der auf weiter nichts als den äußern Eindruck berechnete augenblickliche Act niemals wirklich vereinzelt dasteht, sondern sowohl an sich und in einem berechneten Zusammenhange, als auch in weiterer und weitester Verbindung menschlicher Bestrebungen beurtheilt sein will. Schiller sieht in seiner edeln Gemüthsverfassung mit brennender Phantasie nicht blos hinter der schönen Gestaltung alles Nichtentsprechende sogleich verschwinden, sondern das Gerechte sich gestalten und deshalb entdeckt er die Heuchelei dort nicht. Hippel dagegen, der in ähnlicher Weise mit ästhetischen Mitteln die irdische Existenz annehmlicher machen will, gestattet die kleine Heuchelei ausdrücklich, die an sich schon Verwirrung erzeugt und der groben consequenten Weise den Weg bahnt.

Schillers Menschengeschlecht würde sich hauptsächlich mit der schönen Literatur, mit Musik, Malerei, Sculptur und Architektur beschäftigen und sich auf die übrigen Angelegenheiten des Lebens höchstens wegen ihrer Beziehung zu jenen einlassen. Jene Dinge aber zur Hauptbeschäftigung zu machen, ist nur wenigen Menschen vom Glück vergönnt, sowohl was ihre geistige Befähigung betrifft, als was die äußern Mittel angeht. Für den Dichter, für den Philosophen mag Schiller es als ein Vorrecht in Anspruch nehmen, keinem Volke und keiner Zeit anzugehören, sondern der Zeitgenosse aller Zeiten zu sein. Schiller steuert damit auf den Kosmopolitismus los und dieser soll allerdings die Kurzsichtigkeit und die Vorurtheile der Heimath, die Engherzigkeit des Patriotismus und des Jahrhunderts beseitigen. Ist aber die Uebersicht erlangt, so haben wir uns desto fester an das Nahe und Erreichbare zu halten. Wir dürfen nicht blos, wie Schiller einmal unwahr genug sagt, dem Leibe nach Bürger unserer Zeit sein und bleiben wollen, sondern wir müssen es unserem ganzen Wesen nach, mit aller Energie werden, um die Vorzüge der Zeit uns anzueignen, gegen ihre Schwächen unsere bessere Einsicht aufzubieten und wo möglich eine Spur unserer Thätigkeit zurückzulassen. Der denkende Mensch ist aus freier Ueberlegung das, wozu ihn die Naturnothwendigkeit doch einmal zwingt. Wir gehören nun einmal nicht allen Zeiten an; kaum die Zeiten durch die Geschichte uns. Wir haben uns, genau besehen, von den Erfahrungen der Vergangenheit so viel wie

möglich anzueignen, um mit der berechneten That dann in der Gegenwart zu stehen. Die breite Wirklichkeit der moralischen und politischen Zustände bleibt in voller Kraft, wenn wir uns auch für den Augenblick vorzugsweise auf das ästhetische Gebiet versetzen.

Schiller hatte auch, als er den ästhetischen Maßstab auf die menschlichen Verhältnisse angewendet wissen wollte, hauptsächlich das gesellige der Erholung, dem Vergnügen gewidmete Beisammensein im Auge. Nur sein Streben nach großen, allumfassenden Verhältnissen treibt ihn darüber hinaus.

Wir selbst möchten uns einmal in jenen ganz engen Grenzen halten. So viel auch in den großen, umfassenden Angelegenheiten der Gegenwart zu arbeiten und zu kämpfen ist, so bleibt doch das Leben zu kurz, als daß wir uns nur quälten und mühten. Der Geist will auch Ruhe haben; wir wollen auch genießen. Bei den Griechen war angenehmer Müßiggang Beschäftigung der Götter.

Das Schillersche Lied an die Freude, worin Millionen umschlungen werden sollen, ist für die nüchterne Betrachtung zu überschwänglich; Scribe sagt dagegen mehr spottend: dans la contredanse tout le monde se donne la main. Der Staat der schönen Sitte bildet sich allmälig.

Schiller sah diesen Staat nur in wenigen ausgewählten Kreisen, wo nicht geistlose Nachahmung fremder Sitten, sondern philosophische Bildung, Tact und originelle Schöpfungskraft das Betragen bedingt, den Verkehr der Menschen belebt und wo die höhere Erregung, welche die Poesie erzeugt, ins Leben tritt.

Wo wir solchem schönen Leben, wenn auch nur hier und da, dann und wann begegnen, da ist überhaupt schon beträchtlich vorgeschrittne Cultur vorauszusetzen; es ist dort vorauszusetzen, daß Poesie und Kunst blühten und Dichter und Künstler ihren Zeitgenossen vielfache Anregung gaben.

Freilich wird nachgewiesen, daß mit der Blüte der Künste und schönen Lebensformen meist der Verfall der bürgerlichen Freiheit, der Staaten und Sitten zusammenfiel. Zu dem Preise wären die kleinen Annehmlichkeiten des Lebens allerdings zu theuer erkauft. Man wird an Athen unter Perikles, an Florenz unter den Mediceern, an Ludwig XIV. und den Hof von Versailles erinnert. Diese politischen Erscheinungen werfen zwar kein nachtheiliges Licht auf das schöne, poetische Trachten selbst; aber es bekommt dadurch eine gehässige Beimi-

schung, daß es sich auf egoistisch enge, abgeschlossene Kreise beschränkt, deren ungerechte Bevorzugung vor den Zeitgenossen zu sehr ins Auge fällt. Das Unglück lag nicht in den genialen Bestrebungen jener Zeiten, sondern in ihrem äußern Zusammenhange. Hätte das Volk von Athen aus eigenem Antriebe jene Tempel erbaut, jene Statuen errichtet; hätte Florenz an den Schöpfungen der Dichter und Künstler Theil gehabt, die den dortigen Hof verherrlichten, so hätte diese allgemeine volksthümliche Begeisterung unmöglich den Verfall der politischen und sittlichen Kraft, im Gegentheil ihren fröhlichen Aufschwung bewährt. Allein es waren Einzelne, die sich der Mittel bemächtigten, großartige Pläne mit Glanz und Geschmack durchzuführen. Dieselben suchten durch die Pracht ihrer Umgebung, durch den Ruhm ihrer Unternehmungen zu blenden und über die Lage des Staats vielleicht gar zu täuschen, um im Uebermaß allein zu genießen. Sie verschwendeten Summen für die Kunst, die für die Staatseinrichtungen nothwendiger zu verwenden gewesen wären.

Die Kunst und die Nachwelt hat dadurch gewonnen, aber es bleibt immer ein Unglück, daß die Mitbürger jener Tonangeber die nothwendigsten Voraussetzungen einer selbständigen und menschenwürdigen Lage in intellectueller und materieller Hinsicht entbehrten.

Schlimmer sah es am französischen Hofe unter Ludwig XIV. aus, der um zu prunken und zu glänzen die Kraft eines großen Reichs aussog und verschwendete. Und noch dazu kann man den König selbst nicht einmal, was schöne Formen betrifft, für durchaus mustergültig halten. Er war keineswegs der erste Cavalier seines Jahrhunderts, vielmehr der erste Schurke desselben zu nennen. Aus dem Memoiren jener Zeit geht deutlich genug hervor, daß er nicht blos die Gerechtigkeit und die Freiheit und den Frieden seines und anderer Völker mit Füßen trat, sondern auch Anstand und Sitte oft genug verletzte [1]. Die französische Poesie blühte damals und brachte allerdings viel Schönes, aber noch mehr Geschmackloses hervor, weil alle Welt auf die feinsten Genüsse ausging und Poesie zum gutem Tone gehörte. Der Adel machte Geschäft aus ihr und Mißhandlungen konnten deshalb nicht

1) Ludwig XIV. hatte sich oft zwei, drei Tage nicht rasirt, war überhaupt schmutzig in seiner Kleidung, wenn er in Gesellschaft erschien und seine Maitressen mißhandelte er; selbst wenn sie krank und schwanger waren, mußten sie ihn auf die Jagd begleiten, reisen und alles Mögliche mitmachen.

ausbleiben. Frivolität war unter dem an Vermögen und Rechten bevorzugten Stande Folge des Uebermuths [1]).

Diese Sitten von Versailles haben der gesammten civilisirten Welt erstaunlich viel geschadet. Sie waren für Alles, was in Europa auf Feinheit Ansprüche machte, mustergültig. Große und kleine Höfe mit ihrem hohen und niedern und niedrigsten Adel ahmten jene Sitten nach. Was aber dort noch auf Witz, Originalität, weltmännischer Sicherheit beruhte und zum Theil wenigstens das Product poetischer Laune war, blieb in der Nachahmung nichts als leere Schale. Ein stolzer, hochmüthiger Adel konnte sich durch nichts leichter, als durch jenes Ceremoniel gegen jede nicht ebenbürtige Berührung abschließen; und abgemessene und abgezählte Bannformeln der Höflichkeit, wonach Jemand vor einem Höherstehenden seine eigene Ehre verläugnen mußte, verdeckten bei diesem am Besten den Mangel an origineller Kraft, ohne die sich Niemand die Stellung zur menschlichen Gesellschaft selbständig schafft. Der vom Glück und Zufall über seine Mitmenschen Gestellte brauchte nicht durch Geist hervorzuragen: er that es durch die Absätze seiner Schuh, man erkannte ihn am Rock, an Ketten, Bändern, Sternen und Kreuzen. Schuhschnallen und Perücken brachten die Würde mit sich. Als deshalb der Minister Poland es wagte, vor der Majestät Ludwigs XVI. einfach gekleidet, in schlichtem Haar, ohne Schuhschnallen zu erscheinen, so war das für die Höflinge, welche aus den Reden der Nationalversammlung kein Arg hatten, das erste, aber ein sicheres Zeichen, daß eine Revolution ausgebrochen sei.

In Deutschland hatte das von Frankreich geborgte Formelwesen gar zu festen Fuß gefaßt. Die zahlreichen großen und kleinen Höfe wetteiferten im Luxus und Glanz.

Erst in den bescheidenern, stillern Kreisen des unabhängigen Adels waren vielleicht hier und da Erscheinungen anzutreffen, an die Goethe dachte, wenn er den Edelmann überhaupt als Muster feiner Sitte hinstellt.

In Deutschland, meint Goethe, sei nur dem Edelmanne eine gewisse, allgemeine, personelle Ausbildung möglich. Ein Bürger könne

1) Ein Zeitgenosse Ludwigs XIV. erzählt von einer erhabenen Region, wo die Greise galant und artig, die jungen Leute dagegen hart, roh, ohne Sitte und Höflichkeit seien, wo die Männer in dem Alter die Leidenschaft für das weibliche Geschlecht schon aufgeben, wo man sie anderwärts erst zu fühlen anfange und Der gelte für nüchtern und mäßig, der sich nur im Wein berausche, der jenem Kreise matt und geschmacklos erscheine.

sich Verdienste erwerben und zur höchsten Noth seinen Geist ausbilden: seine Persönlichkeit gehe verloren, er möge sich stellen, wie er wolle. Indem es dem Edelmanne, der mit den Vornehmsten umgehe, zur Pflicht werde, sich einen vornehmen Anstand zu geben, etwas auf sich zu halten, sich zu zeigen, so werde alles Das bei ihm freie Bewegung, was dort beabsichtigt werde, aber schüchtern, wenn nicht unbehülflich ausfalle. Eine gewisse feierliche Grazie bei gewöhnlichen Dingen, eine Art von leichtsinniger Zierlichkeit bei ernsthaften und wichtigen Angelegenheiten kleide ihn wohl, weil er sehen lasse, wie er überall im Gleichgewicht stehe. Er sei eine öffentliche Person und je ausgebildeter seine Bewegungen, je sonorer seine Stimme, je gehaltener und gemessener sein ganzes Wesen, desto vollkommener sei er. Wenn er gegen Hohe und Niedere, Fremde und Verwandte immer derselbe bleibe, so sei nichts an ihm auszusetzen. Dann möge er kalt, aber verständig bleiben, sich verstellen, aber klug sein. Wenn er sich äußerlich zu beherrschen wisse, so habe Niemand eine weitere Forderung an ihn zu stellen, und alles Uebrige, was er an und um sich habe, Fähigkeit, Talent, Reichthum, Alles scheine nur Zugabe zu sein. — Mache dagegen ein Bürgerlicher Ansprüche an jene Vorzüge, so müsse es ihm durchaus mißlingen und er müsse desto unglücklicher werden, je mehr ihm sein Naturell zu jener Art zu sein Fähigkeit und Trieb gegeben habe.

Wenn der Edelmann im gemeinen Leben gar keine Grenzen kenne, wenn man aus ihm Könige und ähnliche Figuren schaffen könne, so dürfe er, heißt es im „Wilhelm Meister" weiter, überall mit einem stillen Bewußtsein vor seines Gleichen treten, er dürfe überall vorwärts dringen, während dem Bürger nichts besser stehe, als das reine stille Gefühl der Grenzlinie, die ihm gezogen sei. Er dürfe nicht fragen, was bist Du? sondern nur: was hast Du? welche Einsicht, welche Kenntnisse, welche Fähigkeit, wie viel Vermögen. Wenn der Edelmann durch die Darstellung seiner Person Alles gebe, so gebe der Bürgerliche durch seine Person Nichts und solle Nichts geben. Jener dürfe und solle scheinen, dieser solle nur sein, und was er scheinen wolle, sei lächerlich und abgeschmackt. Jener solle thun und wirken, dieser solle schaffen und leisten; er solle einzelne Fähigkeiten ausbilden, um brauchbar zu werden, und es werde schon vorausgesetzt, daß in seinem Wesen keine Harmonie sei, noch sein dürfe, weil er, um sich in einer Weise brauchbar zu machen, alles Uebrige vernachlässigen müsse. An diesem Unterschiede sei nicht etwa die Anmaßung der Edelleute schuld, oder die

Nachgiebigkeit der Bürgerlichen, sondern die Verfassung der Gesellschaft. Ob sich das ändern werde, kümmere ihn nicht.

Uns soll das desto mehr kümmern. Die Kluft zwischen Edelmann und Bürgerlichem beruht zum Theil allerdings auf Anmaßung von jener und von zu großer Nachgiebigkeit von dieser Seite; zum Theil auf den Staatseinrichtungen, die den Edelmann begünstigen, den Bürgerlichen benachtheiligen, so daß dort Stolz und hier Unterthänigkeit genährt wird. Das Auftreten des Edelmanns ist aber das glücklichere, schönere. Es soll deshalb nicht durch niedrige Beimischung herabgezogen, sondern das bürgerliche Wesen soll veredelt und erhoben werden.

Allerdings ist der gute Geschmack das Ergebniß des feinern Lebens, wo ein sicherer Blick, ruhiges Abwarten des Moments, klare, wenn nicht geistreiche Beherrschung der Scene die Grazie der Schicklichkeit erzeugt, so daß selbst ein neuerer Aesthetiker[1]) den Geschmack nicht besser zu bezeichnen weiß, als mit den Worten Montesquieus, der da sagt, der Geist werde Geschmack genannt, wenn der Gegenstand, dem er sich zuwendet, mehr Beziehung habe à un certain plaisir délicat des gens du monde. Der gute Geschmack soll in dem Vermeiden des Geradezu, der Derbheit, der unappretirten menschlichen Aeußerungsweise, in der Besorgniß vor der Verwegenheit der Leidenschaften, des Nackten, des Ursprünglichen liegen, um des Geistes Freiheit zu wahren, seine Herrschaft über die Materie aufrecht zu erhalten.

Der Thatbestand aber, der durch den Geschmack verbessert werden soll, ist von Goethe richtig und fein genug angedeutet und er wird von den übrigen bürgerlichen Dichterkreisen, die sich weniger als Goethe auf den Höhen der Gesellschaft halten und zu den reinen Gestalten des Ideals erheben, bestätigt. Das war eine Genügsamkeit, ein Verzichtleisten ohne Maß. Alle große Schicksale des öffentlichen Lebens, aller heftige Ehrgeiz hoher, starker Charaktere, kühner brausende Leidenschaften, die auf das wahrhaft Tragische oder wirklich Komische hingearbeitet hätten, waren für das allgemeinere Bewußtsein verloren gegangen. Traulicher, herzlicher Ton, stilles, bescheidenes Wissen ist gewiß anzuerkennen. Allein die kleinstädtische Abgeschlossenheit war in Deutschland zu sehr eingerissen. Die Stände blieben streng geschieden und die unteren verdumpften in ihren fest gezogenen Grenzen. Ein kleines Amt mit einem mäßigen Einkommen, stilles Seelenvergnügtsein

1) Hotho, in den „Vorstudien für Leben und Kunst“.

im Schoosse der Familie mit Weib und Kind und allen lieben Angehörigen, und Hoffen und Harren auf Beförderung, Zulage, Gnadenzeichen und was man Einschlagen, Freude an den Kindern erleben hieß, erfüllten den ganzen Gedankenkreis dieses deutschen Philisterthums. Jedes frische Verlangen war abgewelkt, die Kraft war karg, der Eifer grämlich; Vernunft und Sinnentrieb mußte sich unter geistlicher Zucht beargwohnen und befeinden. Selbst wo Geist ist, getraut er sich nicht ins Freie. Die Charaktere Jean Pauls, welche große Gedanken, Weltverbesserungspläne im Kopfe haben, dabei aber in dem engsten Sackgäßchen der Welt zu kauern gar kein Bedenken tragen, sind nach dem Leben gezeichnet.

Durch Friedrichs des Großen Thaten und die gleichzeitige Literatur in Deutschland wurde nun viel gebessert. Mehr blieb noch der französischen Revolution und unsern großen Dichtern selbst übrig. Es kam wieder Freiheit in das Leben. Und namentlich hat Goethe selbst das Seinige redlich beigetragen, den Menschen der Natur und der Freiheit entgegenzuführen.

Gegenwärtig sind die Ideen der Fortentwickelung im Sinne philosophischer Freiheit wirklich ausgesprochen und nahe genug bezeichnet. Der Einzelne darf sich wieder laut und herzhaft und aufrichtig äußern. Der Mann von Welt darf wieder Gefühle statt schöner Redensarten haben. Er darf der Leidenschaft, wenn sie auch nicht sieden soll, doch ihren Pulsschlag nicht wehren. Er braucht nicht mehr das Harte weich und das Herbe geschmeidig zu nennen, die Höhen und Tiefen zu verläugnen, um im wohlgeheizten Zimmer einen sorgenfreien Abend zu heucheln, wenn er als Geschäftsmann, oder als Bürger, oder als Mensch entweder ernst erscheinen, oder gar wegbleiben möchte. Wir schlüpfen nicht mehr in Tanzschuhen über die Angelegenheiten des Lebens hinweg. Der Stiefel des festern Auftretens ist zu seinem Rechte gelangt.

In politischer Hinsicht ist noch nicht von Freiheit und Gleichheit vor dem Recht zu reden. Selbst die Gewissensfreiheit, die wir als sich von selbst verstehend annehmen, wird noch vielfach angefochten.

Aber selbst wenn hier mehr erreicht wäre, als wirklich erreicht ist, und wenn das Geschäftsleben dadurch auch bedeutend gewonnen hätte, so bleibt das noch immer ohne Genuß, so lange die ästhetische Bildung nicht wirklich vereint, was durch die politischen Institute nur nicht weiter getrennt wird.

Denn die Freiheit und der gute Ton der geselligen Beziehung beruht auf Bildung. Die Bildung gewährt erst das Band, welches den sonst noch so verschiedenartig Gestellten und noch so verschiedenartig Beschäftigten ein gemeinsames Interesse giebt. Sie läßt jene philosophische Vertraulichkeit eintreten, die Alle als Mitwisser der feinern Geheimnisse des Lebens betrachtet.

Die Kunst zu gefallen, stellt den Satz voran, laß Andern den Vorzug. Das ist eine Täuschung. Der Eigennutz nimmt den Kunstgriff wahr, der Anderen Eitelkeit auf diese Weise desto besser auszubeuten. Hierzu kommt die Kunst, sich mit Anstand zu ennuyiren und viele Künste, die noch jener servilen Atmosphäre angehören, wo man gut reden hat, wenn man meint, es gebe kein schöneres Geschäft, als einem Höhergestellten zu dienen, da dieser Dienst ein sehr leichter, sehr angenehmer ist und reichliche Mittel giebt, nach einer andern Seite hin desto unabhängiger zu befehlen. — Die wahre Manneswürde stützt sich auf strenge Gegenseitigkeit, auf Dienst und Gegendienst; sie hilft nur der Schwäche aus Gefälligkeit oder gradezu aus Mitleid; sonst aber verlangt sie Anerkennung, wenn sie solche gewähren soll.

Allerdings lehnt sich die ästhetische Bildung an äußere Unabhängigkeit und Sorglosigkeit in materieller Beziehung. So weit die Menschen mit gemeiner Noth zu kämpfen haben, kann keine geistige Freiheit, kein schöpferischer Uebermuth emporkommen. Hunger macht feige, Mangel blöde, Unterdrückung verzagt.

Viel kommt auf die Kleidung an. Es ist deshalb erfreulich, die fortwährende Verähnlichung der Männertracht auf die gegenwärtig noch bestehenden verschiedenen Stufen der Gesellschaft wahrzunehmen. Die Kleidung ist das Erste, worin sich der Geschmack bewähren kann; sie würde vielfach geschmackvoller sein können, als sie ist, wenn man sich nur die Mühe geben wollte, darauf zu achten und wenn nicht Reichthum und Pracht noch so oft mit Schönheit verwechselt würden. Ehe man einen Menschen näher kennt, beurtheilt man ihn nach seinem Gesicht und nach seinem Anzuge. Man sollte in dieser Hinsicht deshalb überhaupt so viel Sorgfalt wie möglich anwenden; dann würde die Erscheinung der Menschen viel Angenehmes mehr haben, als gegenwärtig, wo der Rock so oft weder dem Manne entsprechend, noch bequem, noch in irgend einer Weise malerisch, im Gegentheil oft genug durchaus hinderlich, karrikaturartig ist und selbst abgesehen von der

eigentlichen Noth, dennoch selten dem Humor, sehr oft dem Bedauern anheim fällt.

Ein edler Luxus hat nichts Verwerfliches. Nur die Uebertreibung wird gehässig und zu berücksichtigen bleibt immer, daß mit weniger Luxus und mehr Geschmack dem Schönheitssinn am meisten gedient ist. Mögen die Frauen sich in reiche Stoffe kleiden und Perlen, Gold und Edelsteine tragen. Die jetzigen Moden richten sich einigermaßen nach einem malerischen Princip. Mögen die Männer den Bart wieder zu Ehren kommen lassen, wie der moderne Machiavell, der nachgeborne Prinz es zur Sprache bringt und den spitzen Hut mit breiter Krämpe tragen, wie Laube vorschlug: denn durch nichts wird der Philister mehr charakterisirt, als durch die Backenbärte und die Topfgestalten und Ofenaufsätze, die man Hüte und Mützen nennt.

Uebrigens sind Selbstvertrauen und Selbständigkeit die ersten Bedingungen, wenn sich Jemand unter Menschen bewegen will. Mit dem Worte des Mephistopheles:

Und wenn ihr euch nur selbst vertraut,
Vertraun euch auch die andern Seelen,

hat Jedermann seine Position unter den Menschen zu begründen, er braucht gar noch nicht, wie jener Philosoph und wie Eulenspiegel, den Mittelpunkt der Welt gerade da zu sehen, wo er selbst steht.

Selbstvertrauen, Ehrenhaftigkeit, Energie und Klugheit sind es, die der Gesellschaft Leben und Bewegung geben. Gegenseitige Anerkennung des Werthes, Vertrauen und Wohlwollen geben ihr den gefälligen artigen Ton. Hat die Politik so weit vorgearbeitet, daß die Unentbehrlichkeit der verschiedenen Zweige menschlicher Thätigkeit anerkannt wurde, daß die Persönlichkeit des Einzelnen, ihre wahrhaft menschliche Berechtigung nirgend hinter ihrer Arbeit verloren geht und weder durch Hochmuth einerseits, noch durch Neid andererseits beeinträchtigt wird, so behält das bürgerliche Leben Mannigfaltigkeit und Reiz genug, um den Einwand, welcher den Humanisten gemacht wird, als wollten sie der Menschheit durch Uniformirung und Kasernenhaushalt starre Einförmigkeit geben, lächerlich erscheinen zu lassen. Auch ohne Heuchelei wird es Charaktere genug geben, um interessante Situationen zu bilden. Goethe schlägt vor, spielweise bestimmte Rollen zu übernehmen und improvisirt durchzuführen. Besser ist es unstreitig, ohne Maske in die wirkliche Scene des Lebens zu treten, das Leben als

Drama zu betrachten und die vom Schicksal ertheilte Rolle durchzuführen.

Nur gute Laune und Regsamkeit mitgebracht und Alles muß gehen.

Freilich sagt Machiavell schon von den Deutschen: dieselben sind reich an Besitz, wenn es aber auf das Genießen ankommt, so sind sie doch arm. Es gilt das noch immer in geistiger Hinsicht. Aeußerer Aufwand, Luxus der Tafel, der Kleidung, der Wohnung hat sich stets geltend gemacht und herrscht vor wie nach. Alles das ist aber erst eine niedere Stufe des Genusses. Viel essen und mehr noch trinken ist eben keine Kunst, wenn es stumm und gedankenlos, oder überlaut und wild dabei hergeht.

Doch fängt man an, das Bedürfniß edlerer Unterhaltung auch dort zu fühlen, wo früher nur sinnlicher Genuß herrschte. Die Langeweile veranlaßt die Phantasie auf gesellige Unterhaltung zu denken. Man fühlt es, daß man wenigstens zur Hälfte selbst Schuld daran ist, wenn kein Gespräch von Interesse, keine Heiterkeit zu Stande kommt. Verlangt man Unterhaltung, will aber selbst nicht unterhalten, so nennt man Denjenigen wenigstens keinen Schwätzer mehr, der sich des Worts bemächtigt, der den Ton angiebt.

Im Ganzen sind wir keine redselige Nation, wir sind fast wortkarg, in Norddeutschland jedoch mehr als in Süddeutschland, indem dort Klima, Boden, Nahrungsmittel, Protestantismus und Tracht auf Temperament und Beweglichkeit des Geistes schwerfällig einwirken. Im Südosten Deutschlands ist seit der gewaltsamen Katholisirung heitere Gedankenlosigkeit, in Musik gewiegtes Hinträumen vorherrschend. Am rührigsten sind die südwestlichen Deutschen in politischer, wie socialer Hinsicht.

Das möge sich ausgleichen. Die Königsberger Versuche verdienen Unterstützung und Nachahmung.

Ueber die Berliner wird vielfach geklagt, sie redeten über Alles, am meisten über Das, wovon sie das Wenigste verständen; sie erschienen besonders in ästhetischer Hinsicht leicht naseweis und rechthaberisch. Es ist wahr, für den kühlen Beobachter hat es etwas Lächerliches, wenn Menschen, die durch ihren Dialekt beweisen, daß sie eigentlich der Provinz und nicht dem Gesammtvaterlande angehören und die auf Kosmopolitismus nur den allergeringsten Anspruch machen dürfen, mit großstädtischer, kosmopolitischer Pralerei über Alles in der Welt mit wenigen Worten aburtheilen und über die meisten Dinge, die ihrem

individuellen Geschmacke nicht entsprechen, geringschätzig reden. Allein es giebt nun einmal Staub, wo gemalen wird. Berlin ist unstreitig ein vorzüglicher Sitz feiner Bildung. Wie wäre das anders möglich bei der Menge dort zusammengedrängter literarischer und künstlerischer Kräfte, welterfahrener und leichtsinniger Köpfe, die viel können und wissen und mit ihrem Können und Wissen zu glänzen trachten. Was für ein Schwarm von Witzworten, von oppositionellen Wespen, von lustigen Schwänken und geistreichen Wortspielen fliegt von Berlin aus durch ganz Deutschland. Und das ist nur die lose Waare gegen die bedeutenden Schöpfungen der Kunst und Literatur, die dort entstehen, wenn auch das wahrhaft großartige staatsmännische Element dort fehlt, wenigstens keinen Mittelpunkt und keine Oeffentlichkeit hat. Werden die Berliner wirklich feinen Kreise von minder geistvollen und minder reich gebildeten Menschen nachgeahmt, so hat das für den Gescheitern allerdings etwas Lächerliches. Wir haben dann das alte Verhältniß von Original und Nachahmung wieder, wobei letztere immer eine elende Rolle spielt.

Die Hauptsache ist, daß man gearbeitet habe, ehe man in der Gesellschaft Erholung sucht. Wenn der Edelmann, wie ihn Goethe schildert, noch von den Verdiensten seiner Vorfahren zehren darf, so muß der sich das Verdienst selbst Erwerbende nach modernen Begriffen eigentlich noch vortheilhafter in dem menschlichen Verbande dastehen. Wirklich muß die Arbeit dem Einzelnen eine feste Position in der menschlichen Gesellschaft geben, um von da aus die Theilnahme an den allgemeinen Angelegenheiten zu begründen.

Aus der Gesellschaft Geschäft machen und den ganzen Tag als Vorbereitung auf den Salon zu betrachten und untröstlich, in der größten Verlegenheit zu sein, wenn keine Einladung eingelaufen ist, bleibt das Vorrecht jener aristokratischen Kreise, die sich auf Kosten ihrer Mitmenschen einen guten Tag machen dürfen und die dann endlich, weil sie Alles durchkosteten und jeden Genuß bis zur Neige schlürften, vor Lebensüberdruß nicht zu bleiben wissen.

Gingen sie mit Talent zu Werke, so gilt von ihnen vielleicht Schillers Gedicht:

Es glänzen Viele in der Welt,
Sie wissen von Allem zu sagen,
Und wo was reizet und wo was gefällt,
Man kann es bei ihnen erfragen;

Man dächte, hört man sie reden laut,
Sie hätten wirklich erobert die Braut.

Doch gehen sie aus der Welt ganz still,
Ihr Leben war verloren.
Wer etwas Treffliches leisten will,
Hätt' gern was Großes geboren,
Der sammle still und unerschlafft
Im kleinsten Punkte die höchste Kraft.

Ohne das kommen sie dann gar nicht mehr in Betracht.

Hat sich aber bei der Arbeit die Kraft bewährt, kann man zufrieden sein mit dem vollbrachten Tagewerke, so hat man sich ein Recht auf Erholung erworben; und wer dabei nicht gerade zu glänzen im Stande ist, braucht deshalb nicht niedergeschlagen zu sein, da er in ernsten Leistungen seinen Rückhalt hat. In Gesellschaft forcirt zu glänzen, im beständigen Feuer des Witzes, des Humors zu stehen, ist ein beneidenswerthes Talent; allein zu Haus knickt dasselbe nur gar zu leicht zusammen und es tritt gewöhnlich eine keineswegs beneidenswerthe Abspannung und Blasirtheit ein.

Es giebt gesellige Genies, wie es auf anderen Gebieten Genies giebt, die nie die Uebersicht verlieren, die sich rasch in jede Situation finden, die nie verlegen werden. Sie wissen die Fremden auf leichte und angenehme Weise zusammenzuführen, sie wissen die Gegenstände zu finden, über die man am liebsten sprechen oder hören will. Sie singen, sie musiciren, sie tanzen, sie haben Gesellschaftsspiele und Geschichten in Menge vorräthig. Der Kreis, welchem sie angehören, steht sich gut dabei. Sie unterhalten gern und sind zufrieden, wenn man ihnen nur zuhört, wenn man nur tüchtig lacht. Aber eben so unentbehrlich sind die Menschen in Gesellschaft, die, ohne gerade Tonangeber zu sein, Gegensätze vermitteln, oder, wo dieselben zu schroff sind, sie aus einanderhalten; die Gewandheit und Sicherheit genug besitzen, um nicht zu verstoßen und keine Spielverderber zu werden. Nur eigensinnige, ungeschlachte und kopfhängerische Leute sind in der Gesellschaft nicht zu gebrauchen. Wer sonst ein Original ist und Humor genug besitzt, um sich dem Gelächter preiszugeben, der ist nur um so willkommner.

Alsdann ist im geregelten Leben der edelste Genuß, Mensch mit Menschen zu sein.

Die schlechteste Gesellschaft läßt Dich fühlen,
Daß Du ein Mensch mit Menschen bist,

sagt Mephistopheles, um Faust aus seiner Melancholie zu reißen. Wenn das die schlechteste thut, so thuts die bessere und beste noch mehr. Die Welt bleibt mit all ihren Bewegungen dieselbe auch ohne uns; uns aber kommt es darauf an, von ihr zu profitiren. Auch in der Gesellschaft bleiben alle Contraste des bürgerlichen Lebens. Die Politik soll, als den ganzen Menschen angehend, hier durchaus nicht schweigen, sondern erst recht die edelsten Leidenschaften in Anspruch nehmen.

Es kommt darauf an, die Erlebnisse, die Geschichte für die leichte Uebersicht und für das Interesse des Augenblicks zu kürzen, gefällig abzurunden, geschickt zu beleuchten. Die Schwierigkeiten der Speculation werden vermieden. Der Reibung und Eifersucht der Geschäfte ist eine heitere Beimischung gegeben. Alle Dialektik scharfsinnigen Wetteifers bleibt in Kraft. Arbeit und Mühe, Kampf und Zorn treten mit Genuß und Freude gewissermaßen als Kunstwerke in die Erscheinung, wo wir an den Gegensätzen unsere Freude haben, indem Witz und Humor sie ergreifen, der Exceß der Leidenschaften vermieden wird und an die Stelle übertriebenen Zorns höchstens übertriebene Artigkeit tritt.

Ists möglich, der Kunst und Literatur directe Beziehung einzuräumen, so ist der Spielraum ein unendlicher. Beide, besonders aber die Literatur, haben zu allen Zeiten die Gesellschaft nicht nur wiedergespiegelt, sondern auch angeregt und belebt. Sie haben gegenwärtig vielleicht die günstigste Position eingenommen, indem sie überall das durchdacht Freie, das Kluge und zugleich Herzliche, das Kräftige und Gefällige an die Stelle des gutmüthig Gemessenen, des schwerfällig Biedern, des resignirt Gutmüthigen gestellt haben. Die Literatur bietet in ihren neusten Erscheinungen nichts außerordentlich Hervorragendes; aber sie verarbeitet das in einer großartigen Periode Gewonnene; sie ist in ihrer leichten Fassung einer größeren Menge von Lesern zugänglich und sie vermittelt durch ihre Läuterung des Geschmacks das schwierige Verständniß der älteren kunstgerechten Dichterwerke, die noch immer auf unerreichter Höhe das Studium und die durchdachte Besprechung herausfordern.

Indeß dürfen die Frauen niemals fehlen, wo von der feinern Entwickelung der Gesellschaft die Rede sein soll. Wollen wir heitere, fröhliche Gesichter sehen, so wollen wir auch schöne Gesichter sehen, wir wollen neben dem Starken, Freien auch das Zarte, das Anmuthige repräsentirt wissen.

Es gehört für den gebildeten Mann zu den edelsten Genüssen, in größerer Gesellschaft, auf einem Spaziergange, im Boudoir mit schönen, geistreichen Damen zu verweilen. Steht er ihnen ferner und sind sie noch jung, so wird er sie zunächst zum Tändeln, Lächeln, Kokettiren verleiten, indem er ihnen Bemerkungen über alles Mögliche, über Ernsthaftes und Spaßhaftes zuflüstert und sie zu klugen und naiven, drolligen und im Nothfall sentimentalen Gegenbemerkungen verleitet. Das ist freilich erst die Vorschule zu jenen eleganten Kreisen, wo die Dame des Hauses einen Mittelpunkt bildet, um den sich die gewählteste Gesellschaft von Staatsmännern, Gelehrten, Künstlern und Dichtern drängt und die jenen Zauber ausüben, von dem Frau Roland spricht und unter dessen Einfluß die geistreichsten Leute ihre eigenen Geistesblitze als von dort empfangen ansehen. In der Nähe solcher Frauen, die wie Männer des nil admirari begriffen und ausüben, kann freilich von Galanterien und Complimente schneiden nicht mehr die Rede sein. Sie verlangen Achtung und Verständniß und Vertrauen. Mit weiblicher Feinheit werfen sie bei den Combinationen des Verstandes die Ansprüche des Gemüths mit in die Wage. In Frankreich wissen sie sich Einfluß auf die Staatsangelegenheiten zu erringen. In Deutschland verhandeln sie wohl nur literarische Angelegenheiten. Indeß sind solche Frauen bei uns wohl so äußerst selten, daß wir ihnen wie den Freundinnen des Tasso fast nur im Gedicht begegnen und wir wagen es noch lange nicht, uns für die breite Wirklichkeit auf sie zu berufen.

Der allgemeinere Verkehr behält wohl einen erotischen Anflug. Montesquieu meint deshalb, der Umgang mit den Frauen verderbe die Sitten und bilde den Geschmack. Allein das müßte ein sehr verschrobener Geschmack sein, der nicht auch die Sitten in der Sphäre des Schönen zu halten wüßte. Ist das Verhältniß der beiden Geschlechter freilich ein schiefes, heimliches, egoistisches, nur der Sinnlichkeit fröhnendes, so können Sitte und Geschmack nichts dabei gewinnen. Sobald der Verkehr aber die gegenseitige Achtung einschließt, so kann er unmöglich gefährlich sein.

Es ist allerdings schon ein schwieriger Punkt der Erziehung, wie die beiden Geschlechter einander genähert werden sollen und der natürliche Gang ist der, wie ihn das Familien- und Nachbarleben mit sich bringt, wo weder die Annäherung, noch der Umgang junger Leute gehindert oder planmäßig angelegt oder ängstlich überwacht wird. Das Gefährlichste bleibt immer die Absperrung der Geschlechter. Wie Kin-

der überhaupt früh unter die Menschen zu bringen sind, damit sie dreist werden, so sind Knaben und Mädchen, Jungfrauen und Jünglinge im Familienkreise zu erhalten, damit sie sich nachher nicht über Dinge wundern, die sich von selbst verstehen. Es kommt freilich die Zeit, wo Knaben und Jünglinge sich lieber unter sich beschäftigen: es sind dies die Flegeljahre, wo die Jugend nichts von sanfteren Sitten wissen will. Der Jüngling braust und tobt, während die Mädchen schon in der Gesellschaft der Erwachsenen verständig neben der Mutter und den ältern Schwestern sitzen. Indeß muß es kein Aufsehen erregen, wenn die wilden Flüchtlinge wieder kommen und neben den Freunden auch Freundinnen suchen. Am glücklichsten, weil am natürlichsten, ist das Verhältniß, wo Schwestern und Brüder, Vettern und Cousinen sich für das Liebeleben vermitteln und am übelsten sind solche Menschen daran, die ohne Geschwister und gleichaltrige Verwandte dastehen, die deshalb dem Familienleben entfremdet werden und endlich, wenn sie die Annehmlichkeiten desselben zu würdigen anfangen, Niemand haben, der sie darin einführt. Die Menge übereilter, unglücklicher und lächerlicher Liebschaften und Ehen sind Folge davon. Aber auch die meisten Menschenfeinde sind's nicht durch Unglück, das ihnen unter Männern begegnete, sondern weit öfter verscheuchte sie das Mißgeschick, das ihnen unter Frauen zustieß, ins wunderliche Hagestolzenleben und in die Einsamkeit.

Entbehren können sich die Geschlechter im heitern Verkehr durchaus nicht. Natürlich sollen die Frauen, so gut wie die Männer, aus einem ernsten Bereich häuslicher Thätigkeit in die Gesellschaft eintreten, um es hier, wo die Männer ganz von humaner Seite erscheinen, der Mühe werth zu halten, sich liebenswürdig zu zeigen.

Damit ist vielleicht das ganze Geheimniß der Emancipation ausgesprochen. Alle Untersuchungen über diesen Gegenstand, die den Geschäfts- und Berufskreis der Frauen erweitern wollen, laufen im Grunde darauf hinaus, daß das weibliche Geschlecht im Ganzen den der heutigen Cultur entsprechenden Platz neben dem Manne einnimmt, wenigstens nach den äußern Bedingungen einnehmen kann, wenn die eigene Fähigkeit dazu ausreicht. Wir brauchen in keinem Punkte conservativer zu sein, als in diesem.

Die Franzosen fühlten das. Obgleich sie vorzugsweise par et pour les dames leben, so läßt doch die Revolution das Verhältniß der Frauen ganz unangetastet. Die Frage über die Emancipation wurde

auf deutschem Papier verhandelt. Aber selbst Hippel, der mehr fordert, als das gesammte junge Deutschland und der ursprünglich darauf ausgeht, die Frauen den Männern in der Arbeit, im Geschäftsleben, in der Kunst, in der Wissenschaft und im Staatsleben ganz gleich zu stellen, bringt es eigentlich nur zu einer lebhafteren, geistigen Durchbringung der jetzigen Zustände.

In Bezug auf die Politik mag es geistreich bemerkt sein, daß die monarchische Regierung sich besser in den Händen von Frauen, als von Männern befinde, weil dort Männer, hier Frauen regierten und wenn die Erfahrung damit wirklich übereinstimmte, so spräche das nur gegen die politische Betheiligung des Weibes. Die Wissenschaften und Künste sind den Frauen zugänglich. Haben wir in diesem Augenblick auch keine berühmte Paccula von Venedig, die Jura und Theologie lehrte und so schön war, daß sie nur hinter einem Vorhange sprach, um ihre Zuhörer nicht zu zerstreuen, so haben wir doch eine Talvj und eine Menge Damen, die sich in der schönen Literatur und in den Künsten auszeichnen und sie dürfen sich über ihren Ruhm nicht beklagen.

Wenn die Frauen in manchen bürgerlichen Angelegenheiten von Verpflichtungen ausgenommen werden, so ist das eher eine Schonung, als eine Zurücksetzung zu nennen.

Die natürliche Ordnung ist, daß die Frauen die Politik des Hauses ausüben. Als Gattinnen, Mütter, Schwestern haben sie ihren ernsten Beruf. Für häusliche Einrichtungen, für kluge Wirthschaft mögen sie sorgen. Ein Kämpfer für die Emancipation meint freilich, das weibliche Geschlecht würde bald auf sein Recht bestehen, wenn es nicht von Vätern, Brüdern, Gatten gehätschelt und bestochen würde. Allein es gehört zum weiblichen Wesen, geschont, gehegt, geliebt und geneckt zu werden. Es fehlt den Frauen nicht an Gelegenheit, dabei ihre Eigenthümlichkeit auszubilden und so, wenn man will, vorbereitet in die Gesellschaft zu treten.

Nur das sei noch bemerkt, daß die Frauen allerdings viel abhängiger von ihrer äußern Umgebung sind, als die Männer. Und dies wäre der Punkt, wo etwas mehr Unbefangenheit und ungenirtes Wesen zu wünschen wäre. Die Frauen stecken noch viel tiefer in den Standesvorurtheilen, als die Männer. Männer können sich durch ihr Talent schon aus niederer, unansehnlicher Umgebung emporarbeiten, ohne daß sie von Männern ihrer Vergangenheit wegen zu leiden hätten. Frauen sehen sich in dieser Beziehung viel argwöhnischer an; sie müssen schon

sehr schön sein, außerordentlich viel Tact beweisen und einen bedeutenden Glückswechsel durchgemacht haben, wenn sie zu allgemeinerer Anerkennung durchdringen wollen.

Es giebt freilich wenig Frauen, die bei äußerlich beschränkter Lage doch feine Manieren und unbefangenen Blick erlangten und es verstehen, das Schöne, das Anmuthige, das ihnen nicht fehlen darf, in geschmackvoller Einfachheit herzustellen. Die meisten verbrauchen erst viele und reiche Stoffe, ehe sie das ihrem Wesen entsprechende und das dem feinern Geschmack Zusagende treffen und sich aneignen. Die meisten bleiben im Putz stecken, die Moden müssen die Richtschnur abgeben und man muß froh sein, wenn mit großem Aufwande nur einige vor der Aesthetik aushaltende Sicherheit erzielt wird.

Was das ungenirte Wesen der Frauen in ihrem Auftreten betrifft, so herrscht auch da, was das Dürfen angeht, Freiheit genug. Zunächst sind es freilich nur die Damen der höhern Stände und Damen, denen das Genie Profession ist, die Gebrauch davon machen und die etwas laut auftreten, in Männertracht wohl gar erscheinen und ein Wort führen. Verlangen darf man dieses Extrem von den weiblichen Charakteren nicht, wenn sie sich nicht selbst dazu entschließen; das häusliche, stillere, sinnigere Wesen hat seine vorzugsweise Berechtigung.

Nur auch darin etwas genialer, meine Damen, wenn wir bitten dürfen!

Im Ganzen beruht das richtige Verhältniß der Männer zu den Frauen auf eben so scherzhafter, wie ernsthafter Werthschätzung, die im Weibe eben so sehr das schwächere, wie das schöne Geschlecht sieht. Man wird in Deutschland nicht behaupten, daß die Frauen pour le bon plaisir der Männer da seien. Allein sie erleben erst in der Liebe den Culminationspunkt ihres Daseins. „Sie lieben insgesammt, doch jede liebet anders.“ Nun geht die Geschäftigkeit erst an und dieselbe ist so reich und reizend, wie die Charaktere reich und bewegt sind. Der kleine Krieg zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlechte beginnt, sobald sich beide in natürlicher Enwickelung suchen. Und sind beide durch die Erziehung in einfacher und aufrichtiger Natürlichkeit erhalten und sind beide befähigt, sich den Dingen überhaupt geistig überlegen zu zeigen, so wird auch ihr Umgang den Anforderungen schöner Sitte leicht entsprechen.

Auf Suchen und Fliehen, auf Verlangen und Verweigern und Gewähren aller Liebeszauber wird das Spiel hinauslaufen. Die Liebe

ist das unerschöpfliche Thema der Jugend. Indem der Mensch sich in seinem Liebesfeuer ungemein frei dünkt, um schön zu finden, zu wählen, nach Besitz zu streben, giebt er dem unerbittlichen Naturzwange nach und ist ein Sclave seiner Neigungen. Wir wollen keine Wissenschaft der Zärtlichkeit schreiben, keine Metaphysik des Kusses. Aber mancher Kosmopolit würde nicht Kosmopolit sein, wenn nicht die Hälfte des Menschengeschlechts weiblich wäre; mancher Demokrat würde nicht Demokrat sein, wenn die Bürger keine hübsche Töchter hätten.

Wo die Annäherung der Geschlechter den einfachen Verlauf nimmt, so daß die weitere Verständigung zur Ehe führt, da tritt das Verhältniß als Familienbildung aus dem Rahmen unserer Darstellung wieder heraus.

In bürgerlicher Beziehung entsteht das meiste Unheil zwischen den Geschlechtern erst dadurch, daß die Ehe erschwert wird. Fordern muß der Staat die Ehe und alle bisherige Angriffe auf dieselbe sind, wie Gutzkow bemerkt, nur plump und ohne Einsicht in den bestehenden Staatsorganismus ausgefallen. Aber die Ausschweifung ist unter den gegebenen Umständen unvermeidlich.

Um so gefährlicher wird der Umgang der Geschlechter für die bestehenden Anordnungen des Staats, je weiter die ernste Beziehung zurücktritt; je mehr das Vergnügen, welches der Verkehr zwischen Mann und Weib gewährt, zur Hauptsache wird und je weniger aus dem Spiele Ernst werden darf.

Ungebildete Naturen haben keine andere Auskunft, es blos bei dem Spiel bewenden zu lassen, als den Tanz. Die natürliche Verschämtheit des Weibes muß die Zudringlichkeit des Mannes in Schranken halten.

Erst wo wahre Bildung herrscht, wo die Complimente der Herren fein genug sind, so daß eine Dame sie ohne Erröthen annehmen darf und wo die Damen gewandt genug sind, um über das Bischen Liebesgetändel hinaus zu größeren Interessen geführt zu werden, um alsdann nicht blos nicht dumm, sondern wirklich klug und gescheit auf die Ideen der Herren einzugehen, selbst die Kunst des Schweigens, des Ueberhörens, des Mißverstehens zu verstehen und die Initiative des Gesprächs zu ergreifen, kann gerade der unbegehrliche, mit den geringsten Gunstbezeugungen, den feineren Aufmerksamkeiten zufrieden gestellte Umgang der Geschlechter der angenehmste, freiste und schönste werden.

finden die tausend Verwickelungen als heitere Spiele der Phantasie

in reiner Illusion ihr Ziel. Anmuth, Fröhlichkeit, Originalität sind die Anforderungen, welche eine Dame, die eben so klug als leichtsinnig war, Frau von Maintenon, an ihre Freundinnen stellte und wirklich giebt es wohl keine bessere Empfehlungen für Damen in Gesellschaft, während überlegte oder natürliche Kälte, auf Schönheit pochender Eigensinn, Unaufmerksamkeit und Zerstreutheit eben so widerwärtig wie Dummheit selbst sind.

Dort wird der Schein der buntesten Intrigue, der enthusiastischen Erklärungen und das täuschendste Ausmalen der Zukunft schöner poetischer Genuß. Wenn irgend wo, so ist die Hippel'sche kleine Heuchelei hier gestattet, weil man hinzusetzt: ertapp mich dabei. Aber die Kenntniß poetischer Ironie muß durchaus vorausgesetzt werden und doch entsteht am Ende Unglück daraus, wenn sich das Herz nicht mehr überwinden kann, die bis auf die Illusion des Ganzen hin wahr ausgemalten Situationen für Spiel zu nehmen und nun doch Alles als aufrichtig gemeint angenommen werden soll.

Phantasievolle Köpfe denken sich jene Freundschaft zwischen Freunden und Freundinnen lebhaft aus. Doch sind Versuche, die sogar vorher planmäßig durchsprochen waren, oft genug an der Sentimentalität beider Theile gescheitert. Vielleicht glückt der dramatische Effect unter jungen Damen und Herrn, die poetischen Anflug haben, für einen Abend, wo eine große Gesellschaft sich durch einander wirrt und der ganze Abend als ein interessanter Traum gelten darf, aber die etikettmäßige Visite am nächsten Sonntage muß die Novelle in ihr Nichts auflösen.

Für solche flüchtige Dramen möchten große, geräuschvolle Gesellschaften ganz zweckmäßig sein. Auf einem Balle sah Romeo seine Julie zum ersten Mal; auf einem Balle ward Fiesco zur Besinnung gebracht. Wilhelm von Oranien kannte das Zaubermittel, sich durch glänzende Gastfreiheit unter den Großen Freunde zu machen und dem niederländischen Volke durch seine Verschwendung Verdienst und imponirende Schauspiele zu geben. In großen Gesellschaften muß man Zwecke verfolgen; aus bloßer Prunksucht veranstaltet, behalten sie gar keinen Werth.

Nur der Beobachter wird dort Unterhaltung finden. Geht das Geräusch so weit, daß sich die Gäste auf der Treppe drängen, daß es Mühe kostet, in den Saal zu gelangen, sich bei der Frau des Hauses als anwesend zu melden, in Eile ein Glas Limonade zu trinken und

sich wieder fortzudrängen, so wird nur der Spötter und Spaßvogel dort Beute machen. Der einfachere Mensch empfiehlt sich bei Zeiten. Ihm sind kleinere Gesellschaften viel lieber, wo Niemand aus bloßer Pflicht erscheint, Jedermann gerne kommt, das Ceremoniel draußen läßt und gerne gesehen wird. Musik, Spiel, Tanz beschäftigt Alle. Die niedliche Unterhaltung der Hausfrau führt zusammen, was sich sucht. Die Unterhaltung wird eine allgemeine und löst sich wieder in Gruppen auf, je nachdem es die Umstände mit sich bringen. Ein Glas Wein macht die Herren redselig; ihre Artigkeiten lassen die Damen rosig erglühen; man freut sich noch lange über die guten Einfälle des Abends, während ein einsamer Träumer über den Leichtsinn der heutigen Welt seufzt, wenn er die Gesellschaft erst spät in der Nacht nach Haus gehen hört.

A. Bock.

Allerlei Glossen über unsere Preßzustände.

Von

F. von Florencourt.

Natürlich erwartet man unter diesem Titel ein Klagelied über die Censur. Wer könnte sich auch über deutsche Preßzustände ergehen, ohne gleich beim ersten Schritte mit dem Kopfe gegen die Censur zu stoßen! Wenn jener berühmte Feldherr auf die Frage: was das erste Erforderniß zum Kriegführen sei? die Antwort gab: „Geld"; und was das zweite?, „wiederum Geld", und was das dritte?, „nochmals Geld", so kann man allerdings heut zu Tage auf die Frage, wie unsere Preßzustände zu heben seien, unbedenklich antworten: zum ersten, durch Abschaffung der Censur, und zum zweiten abermals durch Abschaffung der Censur, und zum dritten wiederum durch Abschaffung der Censur. Und wie jener alte Römer jede Rede, die er im Senate hielt, mit den Worten schloß: Ceterum censeo Carthaginem esse delendam, so könnte man auch füglich jeden Aufsatz, den man schreibt, gleichviel über welchen Gegenstand er auch handelt, mit der Phrase beschließen: „Jedenfalls aber muß die Censur abgeschafft werden."

Welche Ströme von Tinte sind doch schon über diesen Gegenstand vergossen, und doch ist er noch nicht erschöpft.

> Es ist die alte Geschichte,
> Doch ist sie ewig neu.

Man wird nie müde über diesen Gegenstand zu schreiben, und nie müde, darüber zu lesen. Wie viele Schriftsteller giebt es, — ich selber gehöre halb und halb zu ihnen — die einzig und allein von der Censur leben und

zehren, und die in große Verlegenheit darüber gerathen würden, wo sie andern Stoff hernehmen sollten, sobald die Censur abgeschafft würde. Wahrlich, diese Kurzsichtigen, sie wissen nicht, was sie thun! Sie declamiren und polemisiren gegen die Censur — denn auch der Aermste ist noch geistreich genug, um mit diesem unglücklichen Gegner eine siegreiche Lanze brechen zu können — und wenn nun endlich ihre Forderungen in Erfüllung gingen, wenn die Scheere der Censur ihre unermüdliche Thätigkeit mit einem Male einstellte, so würde sich ergeben, daß auch der Lebensfaden dieser Herren urplötzlich abgelaufen wäre. Sie gleichen in der That jenem Irländer, der den Baumast, auf welchem er sitzt, abzusägen sich bemüht, und der, nachdem ihm dieses gelungen, mit sammt dem Aste herunterstürzt und den Hals bricht. Ganz gewiß, viele von jenen über die Censur verzweifelnden Schriftsteller stehen sich sehr gut bei ihr, denn ohne die Censur würde es ihnen nicht nur an Stoff und an der nöthigen Hitze und Leidenschaftlichkeit fehlen, welches einmal die nothwendigsten Ingredienzien der Schriftstellerei heut zu Tage sind — denn die Censur ist für den Schriftsteller die mütterliche Erde, die den Riesen Antänus stets mit neuer Kraft begabte, sobald er niedergeworfen war, und ihr Herkules, die Staatsbehörden werden ihn nie besiegen, es sei denn — durch Erdrosselung in freier Luft (Preßfreiheit) —, sondern sie würden auch sehr bald andern und bessern Männern Platz machen müssen. Wenn wirklich die jetzige censirte Presse „die nothwendigen Schranken des Staates und der Kirche auf alle mögliche Weise zu durchbrechen sucht, so daß sie nur mit größter Mühe davon zurückgehalten werden kann," wie sich die diesjährigen preußischen Landtagsabschiede eben so geistreich als neu darüber ausdrücken, so würde diese anerkennungswerthe Mühe jedenfalls eine weit geringere werden, wenn man diese Schranken, die vielleicht ein ganz klein wenig zu eng gezogen sind, nur um etwas erweiterte und gewisse Fragen, als da sind: absolutes Königthum, heimliches Gerichtsverfahren, Censur u. s. w. aus dem vollgepfropften Raume entfernte. Es wäre gewiß zu viel behauptet, wenn man versichern wollte, daß alsdann alle und jede Opposition mit einem Male aufhören würde. Dieser paradiesische Zustand wird freilich nie eintreten. Aber ihre mächtigsten Pulsadern würden dadurch jedenfalls mit einem Male unterbunden und die Ideencirculation würde sich in viele besondere Nebenzweige verästeln, von dem Herzen ab in alle jene äußern Theile des Körpers hingeführt werden, von denen sie sich jetzt zurückgezogen hat. Die hohlen

Theorien und allgemeinen Phrasen, die man ohne Zweifel mit Recht so sehr verachtet und verabscheut, würden dann zum guten Theile von selber verstummen. Die Zahl der allgemeinen Staatsverbesserer, die jetzt schon Legion und noch täglich im Wachsen ist, würde sich gar sehr verringern. Man behauptet, und ich finde das ganz natürlich, daß in den höhern Kreisen der Staatsbeamten eine gewisse Mißstimmung, ja sogar ein bedeutender Haß gegen das Journalistenvolk Platz gegriffen habe. Ursache genug ist dazu vorhanden, denn diese Staatsbeamten gleichen einem Corps Soldaten, welches auf offenem Felde postirt von allen Seiten aus Schluchten und Verstecken mit Kanonen und Kleingewehrfeuer beschossen wird, ohne daß sie selber einen Gegenschuß thun können. Sie müssen ruhig still halten, müssen es mit ansehen, wie rechts und links ihre Cammeraden stürzen, wie ihnen hier ein Ohr, hier eine Nase und dort auch wohl der ganze Kopf weggeschossen wird, ohne daß sie in diese Buschklepper, die durch ihr Terrain geschützt sind, nach Herzenslust einhauen dürften. Diese Stellung ist gewiß keine angenehme, und es gehört sicher ein ungewöhnlich hoher Grad von christlicher Philosophie dazu, wenn Einem nicht zuletzt die Galle etwas überlaufen und sich nicht im Herzen eine kleine freundliche Regung von Rache entwickeln sollte. Und haut man zuletzt doch mal ein, so ist das Gesindel wie Spreu verflogen und höchstens fängt man einen unglücklichen Nachzügler, an dessen Person wenig gelegen ist. Ich könnte diesen Herren nun einen Operationsplan angeben, wodurch sie nicht allein dieses ganze unzählbare Heer von tiraillirenden Feinden mit einem Male auflösen und desorganisiren würden, sondern wodurch sie auch ihre Herzensgelüste kühlen und Rache nehmen würden an den meisten ihrer ungroßmüthigen Gegner, die ungerührt von ihrer Wehrlosigkeit sie so unbarmherzig gereizt und verwundet hatten. Man halte sich nun nicht mehr an die Personen, die sich ja doch immer wieder multipliciren, wenn man die eine oder die andere auch unschädlich macht; aber man versuche es einmal auf andere Weise und nehme den Feinden ihre Magazine, worin ihre Waffen, Munition, ihr Mundvorrath aufgestapelt ist, und man wird sie bald unschädlich gemacht haben. Ihre Munition und ihr Mundvorrath besteht nämlich hauptsächlich in dem absoluten Königthume und in der Censur. Das sind die Zeughäuser, die ihnen unerschöpflichen Waffenvorrath liefern, das die Magazine, aus welchen sie gespeist werden. Man versuche es nur einmal, und man wird bald auf den Straßen vielen bleichen, hohl-

wangigen Gesichtern begegnen, die nach Brot schreien. Nimmt man dem Handwerker sein Handwerkszeug, so ist ihm bald das Handwerk gelegt. Und die Preßfreiheit und die Reichsstände sind so recht eigentlich der Acker und Pflug, mit denen die meisten Journalisten wirthschaften.

Es ist aber dieses Mal nicht meine Absicht, gegen die Censur zu schreiben, wenn schon ich nicht verkenne, daß eine gründliche, in das (tiefste moralische) Wesen unserer Preßzustände eingreifendere Reform nur aus der Freiheit der Presse hervorgehen kann. Ich will vielmehr nur einige Nebensymptome berühren, die auch schon an sich schlimm genug sind, wiewohl sie im Vergleich mit der Censur nicht viel zu bedeuten haben mögen. Zuerst will ich solche Uebelstände anführen, an denen die Regierungen völlig unschuldig sind, und deren Abschaffung ganz von dem guten Willen und der Macht der Schriftsteller selber abhängt. Wir haben z. B. nicht allein eine Censur, die durch die Regierung angeordnet ist, sondern wir leiden auch an einer zweiten Censur, die von den Redactionen ausgeht. Ueber diese schreibt Niemand, beklagt sich Niemand, ein Umstand, der merkwürdig und charakteristisch genug ist. Man könnte dadurch leicht auf den bösen Argwohn gerathen, daß es mit der moralischen Freiheit und Mündigkeit unserer Redactionen sowohl, wie unserer Schriftsteller noch nicht weit her sei, daß sie vielmehr an denselben moralischen Gebrechen leiden, die sie den Regierungen nicht müde werden vorzuwerfen. Denn wenn die Censur nur für Sklaven paßt, warum lassen die Schriftsteller sie sich denn von den Redactionen gefallen? und wenn das Amt eines Censors wirklich nur von einem Despoten, der die natürlichen Rechte seiner Mitmenschen nicht gehörig respectirt, ausgeübt werden kann, weshalb macht sich so manche liberale Redaction nur immer noch dieser Despotie schuldig? So lange Ihr selber noch sklavisch gesinnt seid, so lange dürft Ihr Euch auch nicht beschweren, wenn man Euch als Sklaven behandelt, und wenn man selber nicht aufhört, die Rechte der Mitmenschen mit Füßen zu treten, so lange hat man auch kein Recht zur Beschwerde, daß das eigene von Andern nicht respectirt werde. Ein Jeder kehre zuerst vor seiner Thür und ziehe den Balken aus seinem eigenen Auge heraus. Nachher mag er sich dann weiter umsehen.

Ich habe eine Menge Erfahrungen in Beziehung auf die Censur gemacht, welche sich selbst Redactionen, die im Geruche des höchsten Liberalismus stehen, gegen ihre Mitarbeiter erlauben, und ich bin so frei, einige Beispiele zu erzählen.

Die unschuldigsten und mildesten Arten dieser Censur sind die Stylverbesserungen. Sie sind gut gemeint, aber greifen doch scharf und despotisch genug in das Recht und in das geistige Eigenthum des Schriftstellers ein. Angenommen auch, daß es wirkliche Verbesserungen wären, so fragt es sich immer doch noch, ob der Schriftsteller selbst sie als solche betrachtet und ob er mit ihnen zufrieden ist, und auf dessen eigene Ansicht und Zustimmung kommt es doch einzig und allein dabei an. Man muß doch präsumiren, daß er mit gutem Bewußtsein eben seine eigenen Worte und Ausdrücke gebraucht habe, und daß er sie für das beste Kleid seiner Gedanken hält. Wie darf man sich nun unterfangen, ihnen dieses Kleid selbstwilliger und räuberischer Weise auszuziehen? Es bleibt immer eine Rechtswidrigkeit gegen das geistige Eigenthum, ein Vergehen gegen die freie Persönlichkeit des Schriftstellers. Nur in zwei Fällen darf unserer Ansicht nach eine Redaction solche Stylverbesserungen mit einer fremden Arbeit vornehmen. Einmal alsdann, wenn der Schriftsteller es ihr entweder ein für alle Mal erlaubt, oder für einen besondern Aufsatz darum ersucht hat. Und zweitens: wenn eine offenbare, unbewußte Nachlässigkeit, ein Versehen wider Willen von Seiten des Schriftstellers offen auf der Hand liegt; wenn er z. B. ein Wort vergessen hat, ohne welches der ganze Satz unverständlich und unsinnig wäre, oder wenn ein unverkennbarer Schreibfehler sich herausstellt. In diesen beiden Fällen darf die Redaction ändern und verbessern, denn sie thut es mit ausdrücklicher oder stillschweigender Einwilligung des Schriftstellers. In jedem andern Falle aber schließt auch die unzweifelhafteste Verbesserung eine Rechtsverletzung und eine Rücksichtslosigkeit gegen die Person des Schriftstellers in sich.

Aber in der Regel sind solche Stylverbesserungen gar keine wirkliche, sondern nur eingebildete, auf altkluge Selbstgefälligkeit der Redaction beruhende. Es giebt bekanntlich keinen Normalstyl, sondern jeder Styl ist subjectiv und soll subjectiv sein. Le style c'est l'homme, darin haben die Franzosen Recht. Der Styl soll der Ausdruck des individuellen Charakters sein, er soll zeigen, wie sich der allgemeine Gedanke in der besondern Persönlichkeit des Schriftstellers abspiegelt. Der schlechteste Styl, den es giebt, ist der charakterlose. Sprünge, schroffe, gewagte Ausdrücke, überkühne Bilder u. s. w., sie mögen der allgemeinen Regel nicht angemessen sein, aber zur Darstellung der Individualität des Schriftstellers sind sie oft nothwendig und

unentbehrlich. Wenn daher gewisse schulfüchsige pedantische Redactionen es nicht lassen können, manche Rauhheiten und Unebenheiten des Styls zu verwischen und statt dessen ihre glatte, regelrechte, wasserhelle und nichtssagende Ausdrucksweise an die Stelle zu setzen, so versündigen sie sich nicht nur an der Persönlichkeit des Schriftstellers, sondern sie verbessern auch, wie Johann Balhorn, und betrügen nebenbei das Publicum. Solcher altkluge Redactionen, die sich dem Schriftsteller gegenüber eine selbstgefällige Bevormundung rücksichtlich des Styls erlauben, giebt es aber mehrere, und auch gegen mich haben sie sich dergleichen zu meinem größten Aerger erlaubt. Ich könnte deren mehrere nennen, Namen thun aber nichts zur Sache. Dagegen aber wäre es wohl an der Zeit, und der persönlichen Freiheit des Schriftstellers angemessen, wenn sich Niemand fortan dergleichen Eingriffe, und seien sie auch noch so unbedeutend, ferner gefallen ließe. Da ein Gesetz gegen diese Rechtsverletzung bis jetzt nicht schützt, so muß man sich selber schützen. Ein Verein von Schriftstellern, die sich gegenseitig verpflichteten, keine Redaction ferner mit ihren Aufsätzen zu unterstützen, sobald sie sich dergleichen gegen irgend Jemand herausgenommen, möchte wohl ein ziemlich durchschlagendes Mittel sein.

Des Scherzes wegen kann ich doch nicht umhin, hier einer eigenthümlichen Marotte der Redaction des „Herolds" zu erwähnen. Im Uebrigen habe ich mich über dieselbe nicht im Mindesten zu beschweren, aber über die Orthographie finden einige Differenzpunkte zwischen uns statt. Diese Redaction nämlich scheint zu einer Ueberzeugung gelangt zu sein, wonach gewisse aus dem Griechischen herstammende Laute und Schriftzeichen aufgegeben werden müßten. Namentlich hat sie einen unversöhnlichen Haß auf das Ph geworfen. Sie schreibt daher nie Phantasie, Philosophie, sondern immer Fantasie, Filosofie. Ganz gewiß ist sie dabei auch in ihrem vollen Rechte, sobald es nur ihre eigenen Aufsätze betrifft; aber sie geht doch wohl etwas zu weit, wenn sie in ihrem puristischen Eifer auch die Philosophie und die Phantasie ihrer Mitarbeiter, selbst wenn die Aufsätze mit den Namen unterzeichnet sind, in ihre eigne Filosofie und Fantasie umgestaltet. Davon läßt sie sich übrigens nicht abbringen; im Gegentheil scheint ihr dieser Grundsatz ganz besonders am Herzen zu liegen. Meine Protestation dagegen hat bis jetzt noch nichts geholfen, und nach wie vor sehe ich, wenn ich den „Herold" lese, meine Philosophie in eine Biedermann'sche Filosofie metamorphosirt. Ich bin überzeugt, daß selbst aus diesem Aufsatze,

wenn ich ihn dem „Herold" zusendete, die Ph. selbst auf Kosten des Sinnes verschwinden würden.

Schlimmer jedoch, als diese Stylverbesserungen, ist das Streichen einzelner Sätze und ganzer Theile eines Aufsatzes, welches sich sehr viele Redactionen zu Schulden kommen lassen. Es kommt natürlich häufig vor, daß eine Redaction nur theilweise mit der Tendenz oder mit den in einem Aufsatze enthaltenen Gedanken übereinstimmt. Ist es nun eine Redaction von Character und Ueberzeugungstreue, deren es freilich noch immer nicht sehr viele giebt (denn den meisten ist der Inhalt des Aufsatzes gleichgültig, wenn er nur die Leser anzieht, und die Redaction in keine unangenehme Verwickelung bringt), so wird sie natürlich häufig Anstand nehmen, die Spalten ihrer Blätter zu solchen ihrer Ansicht zuwiderlaufenden Aeußerungen herzugeben. Wenn sie in dieser Beziehung gewissenhaft und scrupulös ist, so gereicht es ihr nur zur Ehre. Was bleiben ihr nun für rechtliche und moralische Auswege in dem Falle, wo sie den Aufsatz nicht überhaupt kurz weg zurückweisen will? Ich kann mir deren nur zwei denken. Entweder sie druckt den Aufsatz unverändert mit allen ihr anstößigen Stellen ab, reservirt sich aber in einer Note ihre eigene zuwiderlaufende Ueberzeugung, und protestirt gegen jede mögliche Verwechselung zwischen ihren Ansichten und denen des Verfassers. Bei Aufsätzen, die nur in einzelnen unwesentlichen Nebenpartieen mit dem Character des Blattes nicht harmoniren, reicht dieses Mittel für die Integrität des Characters der Redaction auch vollständig aus. Während sie sich ihre eigene Stellung zu dem Gegenstande reservirt, tritt sie den Rechten des Schriftstellers dadurch nicht im mindesten zu nahe. Auch wird es wohl keinen vernünftigen Schriftsteller geben, der ein solches Verfahren nicht billig und ganz in der Ordnung fände; nur wahnsinnige Eitelkeit könnte sich dadurch verletzt fühlen. Genügt der Redaction dieses Auskunftsmittel jedoch nicht, nimmt sie Anstand, einzelne Partieen des Aufsatzes, zu deren Veröffentlichung sie einmal die Hand nicht reichen will und kann, mit abdrucken zu lassen, und wünscht sie dagegen doch einen größern oder geringern Theil des Aufsatzes, dessen Inhalt ihr convenirt, im Blatte zu erhalten, so tritt das andere, rechtlich mögliche Auskunftsmittel ein. Es bleibt ihr dann Nichts übrig, als mit dem Verfasser Unterhandlungen darüber anzuknüpfen, ob er die bedenklichen Stellen entweder ganz aufopfern, oder im Sinne der Redaction abändern will. Sie hat alsdann die Zustimmung des Schriftstellers einzuholen und ehe diese nicht erfolgt, darf der Aufsatz

nicht gedruckt werden. Ich gebe gerne zu, daß dieses Auskunftsmittel für die Redactionen häufig lästig und beschwerlich ist, zumal wenn der Verfasser in weiter Entfernung wohnt und man befürchten muß, daß der geeignete Moment der Veröffentlichung darüber versäumt werde; aber alle diese Beschwerlichkeiten, und wären sie auch noch zehnmal lästiger, können doch unmöglich in Anschlag gebracht werden bei einem Gegenstande, wo es sich um Eigenthum, Recht und Freiheit handelt. Alle Vortheile oder Nachtheile wiegen federleicht, sobald man mit der Wagschale der Ethik an sie herantritt. Und wenn das ganze äußere Schicksal des Blattes davon abhinge, nie und nimmer darf die Redaction sich an dem innerlichsten, dem geistigen Eigenthume eines Dritten vergreifen, darf sie eigenmächtig die Manifestation, die äußere Erscheinung einer freien Persönlichkeit entstellen und verstümmeln. Nie darf sie selbst zum Censor sich herabwürdigen.

Ich sage zum Censor. Aber wenn sie ohne den Willen des Schriftstellers sein Werk entstellt veröffentlicht, so geht sie noch weit über die Censur hinaus und treibt die Rücksichtslosigkeit gegen die Person des Schriftstellers bis auf die höchste Spitze. Das Recht seine Gedanken mitzutheilen, ist gewiß ein so ursprüngliches als es nur irgend eins giebt. Wird es von dem Gutdünken eines dritten abhängig gemacht, so liegt darin freilich eine Beschränkung der ersten und natürlichen Freiheit, wie sie in civilisirten Staaten nicht mehr stattfinden sollte. Allein die Censur, welche diese Beschränkung ausübt, trägt doch wenigstens den Character eines Staatsgesetzes an sich und ist als solche noch immer eher zu ertragen, wie die Willkühr einzelner Personen. Sodann aber, und das ist die Hauptsache, verhindert mich freilich die Censur in den ihr angemessen scheinenden Fällen an der Veröffentlichung meiner Gedanken, aber sie entstellt und verstümmelt sie doch nicht; sie läßt mir die Wahl frei, ob ich meinen Aufsatz ganz zurückziehen, oder ob ich ihn unter den von ihr beliebten Auslassungen dem Publicum mittheilen will. Sie *verhindert* freilich den Druck dessen, was ihr nicht ansteht, aber sie *zwingt* auch nicht zum Druck dessen, was *mir* nicht ansteht. Wenn ich also unter ihrer Herrschaft auch meine Persönlichkeit vor dem Publicum nicht frei entfalten kann, was allerdings schon schlimm genug ist, so nöthigt sie mich doch keineswegs, diese Persönlichkeit mit ihren moralischen Bewegungsgründen, auf eine unvollkommene und ungenügende Weise dem Publicum darzulegen. Sie zwingt mich wohl zu einem stillschweigenden, aber doch nicht zu einem schiefen, ungenü-

genden, ja selbst lächerlichen und unehrenvollen Verhältnisse zu den Mitlebenden. Das aber thun die Redactionen, welche willkührlich streichen, und den übrig gebliebenen Rest ohne Einwilligung des Schriftstellers eigenmächtig abdrucken lassen. Ein solches Verfahren ist bodenlos schlecht und unrechtlich. Es involvirt nicht nur die rücksichtsloseste Verachtung gegen den freien Willen eines Dritten, eine Rechtsverletzung, wie sie kaum verabscheuungswürdiger gedacht werden kann, sondern sie ist auch ein niederträchtiger Verrath an dem bewiesenen Vertrauen. Es versteht sich doch wohl ganz von selbst, daß die Absicht des Schriftstellers, als er der Redaction ein Manuscript anvertraute, nur die sein konnte, daß sie dasselbe in derselben Gestalt und so vollständig, wie er es überschickt, wie er es reiflich überlegt, und oft mit Aufwande seines besten Herzblutes ausgearbeitet und zur Welt gebracht hatte, als ein ganzes in seinen Theilen zusammenhängendes Product der Oeffentlichkeit übergeben solle. Es bedarf dazu gar keiner ausdrücklichen Bevorwortung, denn dieser stillschweigende Vertrag ist in der Natur der Sache begründet. Ein Aufsatz ist ein organisches Ganzes, in welchem das Eine auf dem Andern ruht, sich gegenseitig bedingt. Er ist ein organisches Conglomerat einzelner Worte und Buchstaben, von denen jeder selbständig für sich allein dasteht. Ich kann mir in der That keine schwerere Beleidigung denken, als einen solchen rücksichtslosen und verrätherischen Mißbrauch meiner Persönlichkeit. Nehmen wir z. B. den Fall, daß der Schriftsteller einen Vordersatz vorausschickt, um darauf einen Nachsatz zu gründen. Dieser letztere bekommt eben durch den ersteren erst seinen eigenthümlichen Sinn, und klingt dann oft ganz anders, sagt sogar häufig eben das Gegentheil von dem, was er ohne diese Begründung bedeuten würde. Der Vordersatz aber paßt nun nicht recht in den Kram der Redaction; sie läßt ihn also weg und legt dadurch einem Andern Meinungen und Ueberzeugungen in den Mund, die er gar nicht hegt, oder ich stelle einen allgemeinen Satz auf, spreche ein allgemeines Urtheil aus, füge aber sogleich, um nicht ungerecht zu sein, oder um nicht mißverstanden zu werden, mehrere bedeutende Ausnahmen hinzu, die ich als solche angesehen wissen will. Der Redaction nun gefallen aber diese Ausnahmen nicht, sie läßt blos das allgemeine Urtheil abdrucken, und setzt mich auf solche Weise Mißverständnissen aus, die ich habe umgehen wollen.

Nehmen wir ein concretes Beispiel. „Ein Schriftsteller schreibt: Ich glaube an Christus, wenn man unter glauben die Anerkennung

und Verehrung eines erhabenen, menschlichen Charakters versteht," und die Redaction streicht nun den Nachsatz und läßt blos den Vordersatz „Ich glaube an Christus," abdrucken. Heißt das nicht widerrechtlicher Weise Jemandem Ansichten unterschieben und vertreten lassen, von denen er eben das vollständige Gegentheil hat sagen wollen?

Oder ein Schriftsteller spricht sich folgendermaßen aus: „Die Regierungen sind schuld an unserem sittlichen Elende, und das Volk ist ebenfalls schuld daran." Die Redaction aber will auf das Volk nichts kommen lassen, und streicht die zweite Hälfte des Satzes. Bekommt es nun nicht den Anschein, als ob der Schriftsteller die Regierungen ganz allein verantwortlich machen wolle, ein Ausspruch, der ihm nicht in den Sinn gekommen, gegen welchen er sogar entschieden Protest eingelegt hatte? Doch wozu noch weitere Beispiele und Ausführungen? Wer nur einen Funken von Rechtssinn, von persönlichem Selbstgefühl und von Treue und Glauben in sich hat, der muß ein solches Verfahren auf den ersten Blick unbedingt verdammen, und wird gern mit uns übereinstimmen, wenn wir behaupten, daß Niemandem, der sich solche Unbill erlaubt hat, die moralische Berechtigung zustehe über eine Staatscensur nur die mindeste Beschwerde zu führen.

Man wird vielleicht entgegnen, daß ich nur gegen ein Phantom zu Felde ziehe, und daß sich dergleichen in der Wirklichkeit nur selten oder nie zutrage. Hierin würde man sich aber irren. Wenn auch solche ganz auffallende Verletzungen, wie ich z. B. zwei angeführt habe, nicht alle Tage verübt werden, so sind sie doch häufig genug; und was minder in die Augen springende Fälle anbetrifft, wo Redactionen ohne zuvor eingeholte Erlaubniß des Schriftstellers einzelne Aeußerungen und Sätze streichen, die ihnen nicht ganz genehm sind, so behaupte ich, daß sie ganz regelmäßig an der Tagesordnung sind.

Ich will nur einige Erlebnisse dieser Art aus meiner eignen Erfahrung anführen. Im Allgemeinen kann ich schon voraussetzen, daß man mich eben nicht schlimmer behandelt haben wird, als die meisten Andern, indem man weiß, daß ich Rechtseingriffe in meine eigne Persönlichkeit nicht geduldig zu ertragen verstehe. Ich bin vielmehr überzeugt, daß man gegen meine eignen Aufsätze verhältnißmäßig noch eine Art zarter Scheu beobachtet hat, und daß der Schluß, den ich von den mir widerfahrenen Verletzungen auf unsere allgemeinen Preßzustände in dieser Beziehung ziehe, kein voreiliger genannt werden kann.

Die Redaction einer gelehrten Literaturzeitung sendet mir ein Buch

zu mit der Bitte es zu recensiren. Ich mache mich an die Arbeit, dehne meinen Aufsatz über alle die Verhältnisse aus, mit denen der zu besprechende Gegenstand meiner Ansicht nach in näherer Verbindung steht, und schicke die Recension ein. Ich erhalte die Antwort, der Aufsatz sei angenommen, und zwar ohne Clausel und Reservation. Nach einiger Zeit finde ich ihn auch abgedruckt in dem Blatte, aber es wurde mir schwer ihn wieder zu erkennen. Es war nur ein Auszug meines Aufsatzes; eine Menge von Gedanken und Momenten, die ich für wichtig und wesentlich gehalten und mit wohlbewußter Absicht hineinverwebt hatte, waren gänzlich gestrichen. Der ganze Aufsatz war über die Hälfte zusammengeschrumpft. Abgesehen davon nun, daß mir aus diesem Verfahren ein Verlust am Honorar erwuchs, also ein Verlust an meinem materiellen Eigenthume, eine Rücksicht, die freilich von sehr untergeordneter Bedeutung ist, die aber dabei doch auch in Anschlag kommt — so war mir die Freude an meinem eignen Werke zerstört, die Frucht mancher mühevollen Stunde auf unverantwortliche Weise geschändet. Mein geistiges Eigenthum war spoliirt, und das so ganz sans façon, ohne auch nur eine nachträgliche Entschuldigung mir zukommen zu lassen, woraus ich denn auch den Schluß ziehe, daß ein solches Verfahren bei dieser Redaction ein ganz gewöhnliches und unbedenkliches sein müsse. Und wer glaubt man wohl, daß dieser streichfertige Redacteur, der so cavalièrement mit fremdem Eigenthume umspringt, gewesen sein mag? Etwa ein Anhänger der Bureaukratie, ein Regierungsmann, bei dem die persönliche Würde eines Dritten und das Recht desselben weiter nicht viel in Frage kommt, sobald es sich um eine Verwaltungsmaßregel, um etwas, was er für nützlich oder convenabel hält, handelt? O nein, keineswegs, es war ein Professor, der im Geruch des reinsten Liberalismus steht, der wahrscheinlich auf mich selbst, als auf einen nur halb liberalen, dem es an Muth zu einer ehrlichen Consequenz fehlt, stolz herabblickt. Es war ein Mann, der gewiß tausend und abermal tausend Mal gegen die Censur geeifert, sie als eine ungerechte barbarische Scheuslichkeit bezeichnet hat, ein Mann, bei dem der „freie Geist" das stehende Stich- und Schlagwort ist. Da haben wir wieder diese unglückselige Erscheinung, welche alle Hoffnungsträume auf eine schönere Zukunft in moralischen Ekel umwandelt, diese naive bodenlose Unwahrheit zwischen der Theorie, die man im Munde führt, und zwischen der Praxis, nach der man handelt; — eine Unwahrheit, die dergestalt schon in Fleisch und Blut übergegangen ist, daß sich fast Niemand mehr der-

selben bewußt ist. Hört man die Herren sprechen, so sind es lauter römische Republicaner, lauter Charaktere, die für das Recht und für die Idee lieber heute als morgen sich aufopfern und in den Tod gehen möchten. Beobachtet man sie aber in ihrem täglichen Verhalten, in ihrem Thun und Lassen, so sind es charakterlose Schwächlinge, elende Egoisten, feige Sklaven, hohle Renomisten und hochmüthige Poltrons, die so wenig Gewissen besitzen, daß sie den krassen Widerspruch zwischen ihren Floskeln und Systemen auf der einen Seite und zwischen ihrer nichtigen Persönlichkeit auf der andern Seite nicht einmal ahnen, geschweige denn sich dessen schämen. Wo es mit diesen pathetischen Zungen und mit diesen leeren, vertrockneten Herzen, von denen Deutschland jetzt von oben bis unten und nach allen Seiten hin wimmelt, wo es damit noch hinaus will, das weiß der Himmel!

Ein weit schlimmerer Fall begegnete mir vor wenigen Jahren. In einem Aufsatze schlug ich dem Publicum eine Maßregel vor, deren Natur und Zweck ich hier nicht näher auseinander setzen will. Ich führe nur an, daß es kein ganz unbedenkliches Unternehmen war, indem es von den Regierungen gar leicht gemißbilligt und als ungesetzlich aufgefaßt werden konnte, und in diesem Falle für den Verfasser gar unangenehme Folgen nach sich ziehen mochte. Bedenklich war es besonders deshalb, weil schon früher etwas Aehnliches versucht war, und zwar von der extremsten, revolutionärsten Seite her. Mein Vorschlag unterschied sich aber besonders dadurch von dem frühern Unternehmen, daß er nicht zum Deckmantel revolutionärer Bestrebungen dienen und nicht noch andere, weiter gehende Zwecke, als die ausdrücklich angegebenen, hinter sich verstecken und verhüllen wollte, wie dieses allerdings bei jenem frühern Unternehmen der Fall gewesen war. Ich hatte es daher für nöthig befunden ein entschiedenes Verdammungsurtheil gegen diese frühern Bestrebungen und gegen die Männer, welche sie angeregt hatten, vorauszuschicken, um ausdrücklich gegen eine Verwechselung zu protestiren. Diesen Aufsatz nun sandte ich in ein Blatt, welches schon damals des wohlbegründeten Rufes entschiedener liberaler Gesinnung und uneigennütziger Ueberzeugungstreue genoß, welchen Ruf es denn auch fortwährend behauptet hat, so daß es in dieser Beziehung vielleicht als einzig in seiner Art in Deutschland dasteht. Der damalige Redacteur dieses Blattes war ein Mann, gegen den ich noch in diesem Augenblicke die größte Achtung hege, wiewohl ich von seinen Ansichten sowohl als von seiner Verfahrungsweise oft entschieden abweiche. Er

war ein Mann, der seine Kraft und sein Leben an die Realisirung der liberalen Ideen gesetzt hatte, und der es damit vollkommen ehrlich meinte, ohne alle unlautern Nebenrücksichten. Daß er ein leidenschaftlicher Gegner der Censur war, brauche ich daher wohl kaum anzuführen. Die bloße Erwähnung derselben brachte ihn schon in Aufregung. Und wie verfuhr dieser entschiedene und berühmte Feind der Censur mit meinem Aufsatze? Er strich die ganze Stelle, in welcher ich mich gegen jene oben erwähnten Bestrebungen und Männer einer extremen revolutionären Richtung ausdrücklich erklärt hatte, bis auf die letze Sylbe, und ließ meinen Vorschlag ohne die Protestation, die ich für unumgänglich nöthig gehalten hatte, mit Unterlassung jeder weitern Nachfrage darüber bei mir, abdrucken. Er war nämlich ein Freund jener Männer, die ich getadelt, und er mißbilligte jene Bestrebungen nicht, gegen welche ich mich erklärt hatte. Auf diese Weise bekam dann mein Vorschlag freilich einen ganz andern Sinn und ein weit gefährlicheres ungesetzmäßigeres Ansehen, als ich aufrichtiger Weise mit ihm beabsichtigt hatte.

Die Strafe folgte jedoch auf dem Fuße nach. Die Regierung schien allerdings gerichtliche Verfolgung gegen den unbekannten Verfasser — denn damals schrieb ich noch dann und wann anonym, was ich jetzt grundsätzlich nicht mehr thue — einleiten zu wollen. Niemand wird es mir verdenken, wenn ich bei dieser Nachricht meinem Freunde erklärte, daß ich mich nur bedingungsweise als Verfasser jenes Aufsatzes bekennen würde, und daß ich nicht umhin könne, sowohl zu meiner rechtlichen als moralischen Vertheidigung, ihn als Denjenigen zu nennen, der durch Verstümmelung meines Aufsatzes wider meinen Willen demselben eine gefährliche Tendenz beizubringen gewußt hätte. Es fehlte auch bei dieser Gelegenheit nicht an harten Redensarten und an Vorwürfen darüber, wie die meisten Liberalen in ihrer leidenschaftlichen Parteisucht keinen Anstand nähmen, sich derselben ungerechten und despotischen Maximen zu bedienen, gegen welche sie täglich und stündlich föchten. Die Sache hatte glücklicher Weise keine weitern Folgen und mein Freund mag auch wohl sein Unrecht eingesehen haben, denn ich erhielt auf meinen Fehdebrief, den er gewiß nicht hinter den Spiegel gesteckt hat, ein freundliches, entschuldigendes Schreiben; ich stehe aber keineswegs dafür ein, daß er in leidenschaftlicher Verfolgung seiner Parteizwecke nicht jeden Augenblick wieder eben so handeln würde. Seine Entschuldigung bestand übrigens darin, daß er es für niedrig

gehalten habe, in seinem eigenen Blatte Männer und Bestrebungen anzugreifen, die mit seiner Ueberzeugung völlig übereinstimmten. Darin hatte er nun ganz gewiß Recht, und wenn er aus diesem Grunde meinen Aufsatz zurückgewiesen hätte, so würde ich seine Handlungsweise vollständig gebilligt haben. Durfte aber dieser Mann des Rechts und der Freiheit sich deshalb auch an dem Rechte und der Freiheit eines Andern vergehen? Durfte dieser Mann, der so viel von Menschenwürde spricht, so klein und niedrig von meiner Menschenwürde denken — wie sein Lieblingscharakter Marquis Posa sich ausdrückt —, daß er sie so rücksichtslos verletzte und mit Füßen trat?

Noch einen andern Fall will ich erzählen, der mir eben erst in der jüngsten Zeit begegnet ist, und zwar ebenfalls mit einem Redacteur, der sich gewiß für sehr liberal und jedenfalls für weit liberaler, als mich selber hält. Dieser Fall ist deshalb besonders interessant, weil er außerordentlich oft vorkommt, indem gewiß jeder Schriftsteller schon häufig Aehnliches erlebt hat. Es trat nämlich dabei der Umstand ein, daß es dieses Mal nicht der Redacteur war, der gestrichen hatte, sondern der, dem es gesetzlich zustand, der Herr Censor selber. Dieser Herr Censor, der sich wegen der wahrhaft barbarischen Rücksichtslosigkeit, mit der er Alles streicht, was nur im Allerentferntesten „höhern Orts" unangenehm vermerkt werden könnte, eine gewisse keineswegs beneidenswerthe Berühmtheit erworben hat, dieser hatte aus einer ziemlich langen Abhandlung, die ich der Redaction eingesandt, ungefähr den vierten Theil gestrichen. Wie es gewöhnlich der Fall zu sein pflegt, waren es eben die markirtesten und am Lebhaftesten geschriebenen Stellen, solche, auf die ich mir am Meisten zu Gute that, die hier unter der Scheere der Censur gefallen waren. Der Redacteur unterließ es, mich davon in Kenntniß zu setzen, und bei mir anzufragen, ob ich bei so bewandten Umständen die Ruine des Aufsatzes noch in seine Zeitschrift abgedruckt haben wolle, oder ob ich es nicht vorzöge, ihn ganz zurückzunehmen, um an einem andern Orte mein Heil damit zu versuchen. Daß er zu einer solchen Anfrage wenn auch nicht gesetzlich, doch jedenfalls moralisch verpflichtet war, bevor er den Aufsatz drucken ließ, liegt wohl klar auf der Hand. Der Wille des Schriftstellers, welcher einen Aufsatz einsendet, ist unzweifelhaft der, daß der ganze Aufsatz veröffentlicht werden soll. Es ist dies eine Bedingung, die sich stillschweigend so ganz von selbst versteht, daß sie gar nicht ausdrücklich bemerkt zu werden braucht, denn zu welchem andern Zwecke schreibt und über-

sendet man etwas? Ich war daher sehr ungehalten, als ich aus dem gedruckten Exemplare diese selbstwillige Verfügung des Redakteurs über mein Eigenthum ersah. Diese Handlungsweise war um so verwerflicher, als ich nur wenig Meilen von seinem Wohnorte entfernt lebte, und also in Zeit von 24 Stunden Anfrage und Antwort ihre Entledigung hätte finden können; sie war auch deshalb doppelt verwerfflich, weil der Redacteur recht gut wissen konnte, daß so ziemlich an jedem andern Orte meine Abhandlung ungeschmälert die Censur passiren würde und er also die Zurückziehung meines Beitrages von meiner Seite, sobald er mich von dem Geschehenen in Kenntniß setzte, als unzweifelhaft präsumiren mußte. Er erhielt demnach auch umgehends ein ziemlich hitziges Schreiben, worin ich ihm sein illoyales Benehmen, vermittelst welchem er ein ihm anvertrautes Manuscript gemißbraucht habe, in dürren Worten vorwarf. Zu gleicher Zeit forderte ich die Rückgabe meines Manuscriptes in seiner ursprünglichen Gestalt (von welchen ich keine Abschrift besaß), damit ich wenigstens wieder zum Besitze meines vollen geistigen Eigenthumes gelange. Die Antwort darauf war das non plus ultra von Unverschämtheit und Rechtsverdrehung. Zuerst stellte der Redacteur in Abrede, daß er verpflichtet sei nochmals bei mir anzufragen, wenn die Censur Stellen gestrichen habe. Sodann übersendete er mir freilich mein Manuscript, aber er bemerkte dabei, daß dieses nur aus Gefälligkeit geschehe, indem ich ihm das Manuscript verkauft hätte, und er also Eigenthümer desselben geworden sei. Dieser Mann, der ein studirter Jurist ist und sich viel auf seine spitzfindige, wortklaubende Juristerei zu Gute thut, schien also nicht einmal zu wissen, daß der Schriftsteller immer Eigenthümer seines Werkes bleibt, und daß er dem Verleger die Benutzung dieses Eigenthums nur bis zu einem gewissen Termine überträgt. Und doch hatte derselbe auf dem Leipziger Journalistencongresse bei der Berathung über das schriftstellerische Eigenthum ein großes Wort geführt! Ich muß übrigens noch hinzusetzen, daß er später diese letzte Behauptung wieder zurückgenommen hat, indem er mir schrieb, ich hätte ihn mißverstanden. Mißverstanden hatte ich ihn nun freilich nicht, denn die Ausdrücke seines Briefes, den ich noch besitze, sind sehr klar und unzweideutig, und lassen keine andere Auslegung zu. Aber der Herr sah doch wohl ein, daß er mit seiner frühern Behauptung nicht durchkommen könne, sondern vielmehr sich lächerlich machen würde. Deshalb bließ er zum Rückzuge.

An den eben erzählten Fall, der, wie gesagt, gewiß sehr häufig

vorkommt, knüpfen sich nun mehrere, das Recht des Schriftstellers betreffende, interessante Fragen. Ich will hier nur auf einen Umstand aufmerksam machen. Wenn ein Schriftsteller eine Arbeit an einen Verleger verkauft, so begiebt er sich dadurch für gewisse Zeit des Rechtes einer anderweitigen Verfügung über dieselbe; er darf sie bis zum abgelaufenen Termine nicht nochmals abdrucken lassen. Wie gestaltet sich aber nun das Verhältniß, wenn der Redacteur, wie hier geschehen, nicht die ganze Arbeit, sondern nur einen Theil derselben veröffentlicht hat, gleichviel ob er durch die Censur, durch ein Naturereigniß oder durch seinen eigenen Willen davon abgehalten worden? Die Verfügung über denjenigen Theil, der nicht veröffentlicht worden, steht dann doch unzweifelhaft noch immer dem Schriftsteller zu, — das wird auch von dem Redacteur selber nicht in Abrede gestellt werden können. Nun ist dieser Theil aber kein für sich selbständig Bestehendes, sondern der integrirende Theil eines Ganzen, von dem er abhängt, durch welches er allein Werth und Geltung erhält, ohne welches er gar nicht existirt, gar nicht gedacht werden kann. Um ihn benutzen zu können, muß nothwendiger Weise auch die bereits abgedruckte Partie des Aufsatzes zu gleicher Zeit wieder mit veröffentlicht werden. Kann nun der Redacteur gegen diese zweite Veröffentlichung unter dem Vorwande, daß er das Benutzungsrecht erkauft habe, Einspruch thun? Wenn er wider den Willen des Schriftstellers diese theilweise Veröffentlichung eines organischen Ganzen vorgenommen, alsdann ganz gewiß nicht. Ich für meine Person wenigstens halte mich für vollkommen berechtigt jeden Aufsatz, der wider meinen Willen mit Veränderungen oder Auslassungen gedruckt worden, zum zweiten Male herauszugeben, wenn auch der contractliche Termin noch nicht abgelaufen sein sollte. Dadurch, daß der Redacteur die erste Bedingung, die diesem Contracte zu Grunde lag, nicht erfüllt, hat er die bindende Kraft desselben in Beziehung auf die ihm daraus erwachsenen Rechte vollständig aufgehoben.

Da in diesem Sommer ein zweiter Schriftstellercongreß sich in Stuttgard versammeln wird, so behalte ich mir vor, ein ausführliches Memoire über die hier angeregten und über noch manche andere Gegenstände bei demselben einzureichen. Ich bin überzeugt, daß sich durch diese Versammlungen allerdings eine Reform sowohl in moralischer, als rechtlicher Beziehung für unsere Preßzustände erreichen läßt, vorausgesetzt, daß ein ehrenhafter, gerechter Sinn sie belebe. Es wird besser werden, sobald wir selbst besser sind, — diese Wahrheit kann man heut zu Tage

nicht genug in Deutschland wiederholen. Gar häufig tadeln wir an Andern eine Verfahrungsweise, der wir uns selbst täglich schuldig machen. Den großen Einfluß, den ein despotisches Bevormundungssystem von Seiten der Regierungen auf die immer weiter sich entwickelnde Verderbniß und moralische Entartung unserer Presse ausgeübt hat, und noch ferner ausübt, will ich gewiß nicht in Abrede stellen. Aber ich behaupte, daß wir selber ebenfalls nicht zu den reinen Engeln gehören und daß gar vieler moralischer Unrath einzig und allein auf unsere eigene Rechnung zu schreiben ist. Wer die Welt reformiren will, und das will und soll doch die Presse, der fange vor allen Dingen bei sich selber an. Ein Dieb wird ausgelacht, und seine Worte klingen wie Spott, wenn er als Verfechter der Ehrlichkeit auftritt; ein Säufer macht sich lächerlich, wenn er andern Strafpredigten über ihre Unmäßigkeit hält, und die Worte der Presse verlieren alles moralische Gewicht, wenn sie selber Rechtsverletzungen und Bedrückungen sich zu Schulden kommen läßt, gegen die sie fortwährend eifert. Auf diese große Selbsttäuschung muß man immer wieder von Neuem aufmerksam machen. Die meisten unserer heutigen Liberalen werden nicht von einer wirklichen Liebe zum Rechte und zur Freiheit getrieben, — denn sonst würden sie dasselbe erst an sich selber dargestellt und in alle ihre Gedanken und Empfindungen, in ihr tägliches Thun und Treiben organisch verwoben und consequent hineingebildet haben, — es ist vielmehr nur der Drang sich geltend zu machen, sich an den öffentlichen Angelegenheiten zu betheiligen, der sie in die Opposition hineintreibt, weil sie demselben hier am leichtesten Genüge leisten können. Wir sind wahrlich weit entfernt, diesen Drang zu tadeln; wir halten ihn vielmehr für natürlich und zeitgemäß. Aber wenn ein solcher dunkler Drang sich nicht zu sittlichen Principien abklärt, wenn die Ideen von Recht und Freiheit nur als wirkungsreiche Phrasen, als Parteimittel gemißbraucht und nicht zur innern wirklichen Wahrheit werden, so haben die Regierungsmänner vollkommen Recht, welche Anarchie, sittliche Barbarei und chaotischen Wirrwarr aus dem heutigen Treiben prophezeihen. Wäre nun zweierlei denkbar, entweder das Fortbestehen des heutigen unwürdigen Bevormundungssystems, die ausschließliche Regierungsweise durch Polizei und Furcht auf der einen Seite, oder das gewissenlose Durcheinanderrasen unreifer und unwahrer Individualitäten auf der andern Seite; dann freilich würde ich mich noch immer lieber für das Fortbestehen des ersteren Zustandes erklären, der doch wenigstens Ordnung und einen gewohnten Gang des Lebens aufrecht

erhält, unter dem sich Ungerechtigkeit und Unterdrückung doch nie zu so barbarischen Extremen verirren können, wie bei einem Volke, welches die Bande der äußern Autorität gebrochen hat, und dabei unfähig ist, nach innern Grundsätzen der christlichen Moral und des Rechtes seine Denk- und Handlungsweise zu regeln. Daß eine solche Alternative nicht in kürzester Zeit von der Geschichte an Deutschland gestellt werde, das möge jeder Einzelne von seinem Platze aus nach besten Kräften abzuwenden suchen.

In dem folgenden Artikel werde ich mir einige Worte über die Anonymität und ihre Folgen erlauben.

Vermischte Aufsätze und Kritiken.

Die Epochen der Geschichte der Menschheit. Eine historisch-philosophische Skizze, von Dr. **E. F. Apelt** (Professor in Jena). 2 Bände. gr. 8. Jena, 1845, bei Carl Hochhausen.

Wer die wissenschaftlichen Erscheinungen der letzten Jahre aufmerksam verfolgt und sich einen möglichst vollständigen Ueberblick aller Gebiete zu bewahren gesucht hat, dem kann es nicht entgangen sein, daß mehr und entschiedener denn jemals das Bestreben hervortritt, alle bisherigen Leistungen, und nicht nur der einzelnen Fächer sondern auch der gesammten menschlichen Forschung, zu summiren und zu einem Ganzen zusammenzufassen. Wie ein großes weitverzweigtes Handlungshaus, wenn es mit seinen Mitteln eine Zeit hindurch gearbeitet hat und nun zu der Ueberzeugung gelangt ist, daß es ein Kapital erworben, welches ihm erlaube, in ganz anderer Weise als bisher aufzutreten und eine viel bedeutsamere Rolle zu spielen; wie es dann eine Generalinventur hält, um sich seiner neuen Macht bewußt zu werden und sie desto kraftvoller bethätigen zu können: so fühlt die gesammte Wissenschaft den Zeitpunkt gekommen, eine Hauptbilanz zu ziehen, um der Welt ihre Errungenschaft vor Augen zu halten, durch diese That selbst über die vererbte Unwissenheit in ihren tausendfachen theils halb theils noch ganz lebendigen Gestalten und Institutionen zu triumphiren und sich als einziger Richtschnur, als oberster Beherrscherin des ganzen Lebens Annerkennung zu erzwingen.

Als eines von jener immer häufiger werdenden Art von Werken, welche die zerstreuten Strahlen der Bildung wie in einem Brennspiegel vereinigen und dadurch für alle Welt ein ganz neues Licht anzünden helfen, begrüßen wir das vorgenannte Werk.

Bevor ich auf eine nähere Besprechung dieses Werkes eingehe, kann ich nicht umhin, zu bemerken, daß die für unsere Zeit unverantwortlich schlechte äußere Ausstattung desselben häßlich absticht gegen die Gediegenheit des Inhalts und die schwunghaft brillante Sprache. Es sind goldene Früchte in irdener Schaale. Der Verfasser ist hinaus über jenen pendantisch mürrischen Ernst des Gelehrtenthums, der die Eleganz der Form nicht nur als Nebensache unangestrebt läßt, sondern sie sogar als unwissen-

schaftlich verschmäht, und recht absichtlich das grobe Erz in regellosen Masen zu Tage fördert. Mit künstlerischer Liebe hat er überall gestrebt der Tiefe des Gedankens die durchsichtige Klarheit des Ausdrucks, dem Geiste ernster Forschung die Schönheit der Darstellung zu vermählen und wo es das scharfe Hervortreten des Grundrisses nicht beeinträchtigt, sein Gebäude selbst mit den sinnigen Arabesken der Poesie zu verzieren. Um so mehr ist es zu bedauern, daß der Herr Verleger das Buch in einem Gewande von entsetzlichem Löschpapier in die Welt hinausgeschickt hat.

Die Menschengeschichte ist auch Naturgeschichte und die Entwicklungsstufen welche die Ideenwelt bisher durchgemacht, fallen genau zusammen mit den geographischen Verhältnissen der Völker, mit den Zuständen, welche aus der Beschaffenheit ihrer Länder erwuchsen, mit den Fortschritten in der gesammten Naturwissenschaft endlich, die durch jene äußerlichen Zustände und die Eigenthümlichkeit der Heimathen möglich wurden.

Das ungefähr ist das Hauptergebniß und der leitende Gedanke des Apeltschen Buchs, wenigstens des ersten Theils, denn wir werden weiter unten sehn, daß dasselbe in eine seltsame und widerspruchsvolle Zwiespältigkeit auseinandergeht und zuletzt, wie es schon Kants Philosophie gethan, ganz denselben Gedankenbau zu retten und neu aufzuführen unternimmt, dem es so eben erst auf die entschiedenste und siegreichste Weise allen Boden unter den Füßen weggenommen und jede fernere Daseinsmöglichkeit abgeschnitten hat.

Es beginnt mit einem in engem gedrängtem Rahmen aber mit scharfen und meisterhaften Strichen hingeworfenen Bilde der Geschichte der Menschheit. Wir sehen, wie die Hochsteppen Asiens ein Nomadenvolk erzeugen, das, gleich weit entfernt von jenem Zustande der Rohheit, in welchem sich der Troglodyt von den Thieren des Waldes in seine Höhlen scheuchen läßt oder der Ichthyophage, seine Nahrung suchend, am öden Meeresstrand wandert, hülflos und nackt, von Angst und Bedürfniß auf den engen Bezirk seiner Sicherheit und seines Unterhalts eingeschränkt, wie von den milderen Sitten der ackerbauenden Völker, durch das Pferd die Möglichkeit schneller Wanderungen, durch die es beständig begleitenden Hausthiere seine Nahrung erhält und, durch Pfeil und Bogen zur Vertheidigung und zum Raube geschickt, in einer beständigen Uebung von Tumult und Krieg lebt und den entlegenen Mittelpunkt bildet, von dem der erste Anstoß zu allen großen Völkerbewegungen ausgeht. Es wird uns der Zusammenhang klar zwischen der Gleichförmigkeit und Gestaltenarmuth der Steppeneinöde, die ihrer Bewohner Phantasie dürftig an Bildern, ihre Sprache arm macht an Begriffen, und der Einfachheit ihrer Religion, die das Dasein eines Gottes zum einzigen Glaubensartikel hat. Man erkennt, wie diese heimathlosen Nomaden, durch den Glanz und Reichthum der nachbarlichen Civilisation zur Raubsucht gereizt, sich leicht müssen vereinigen lassen unter den Fahnen eines Herrschers, um sich als vernichtende Fluth über die Welt zu ergießen, aber keine andern Spuren ihrer Eintagseroberungen zurückzulassen, als die der Zerstörung, und, nachdem sie schnell gesiegt, selbst langsamer aber gründlichst von der Macht der Kultur besiegt zu werden, in deren Gebiet sie, wie z. B. in China, eingedrungen. Dann schildert der Verf. wie im Nilthal, dessen Vegetationskraft die Natur selbst jährlich ersetzt, jene alte Kultur aufkeimen und erblühen konnte, deren Monumente und spärliche Ueberlieferungen uns noch immer so räthselvoll mit dem Schauer des Geheimnisses anwehen und wie sich aus dem Charakter Afrikas die Naturwüchsigkeit des Karavanenhandels erkennen läßt. Von hier eilt er mit Rie-

fenschritten in das Land der Lotosblumen, Pagoden und abenteuerlichen Dichtungen, um auf den Kultus der Braminen ein Schlaglicht zu werfen, zugleich in das Land der Perser, wo der Gedanke vom Kampf des Ormuzd mit Ahriman entstanden. Arabien, Palästina, die Phönizische Küste werden schnell durchwandert, aber überall eröffnet sich ein deutlicher Einblick in die Hervorgeburt des geistigen Lebens der Völker aus der Beschaffenheit ihres Landes. Dann geht es weiter nach dem schon heimischeren Boden Griechenlands hinüber, wo das bewegliche Gemälde unserer eigenen Geschichte anhebt. Die Eigenthümlichkeit des ganzen griechischen Lebens im Gegensatz zu dem der morgenländischen Völker wird klar entwickelt, zugleich der Unterschied desselben von dem romantisch modernen aus dem Unterschied der beiderseitigen Weltanschauung hergeleitet. Im Gedräng wilder Horden und vom Bedürfniß geängstigt finden die Musen keine bleibende Stätte, die nur vom Ueberfluß arbeitender Hände zu leben gewohnt sind. Die Fruchtbarkeit des Bodens oder der Vortheil der Lage für Verkehr und Austausch können bald zur Ansiedlung reizen, aber zum Schutz desselben muß erst der Aberglaube die blinde Wuth der Wilden bändigen und rohe Verachtung der herumziehenden Nomaden vor einer sitzenden Lebensweise verwerflich finden lassen. Was im gebildeten Zustande die Kunst Weniger schafft, das kann im Entstehen der Gesellschaft nur die Vereinigung von Menschenkräften bewirken. Die afrikanischen Priester, die Chaldäer, die Magier und die Leviten waren ursprünglich einzelne Stämme unter ihrem Volke. Umstände oder die despotische Macht eines Nomadenfürsten hatte sie gebildet. Die Künste, welche die Gesellschaft besaß, erbten auf die Nachkommen dieser Stämme fort. Sie hatten vielleicht einst rohe Naturgewalten überwunden oder die Wildheit ihres Volks gezähmt. Ausübung der Religionsvorschriften und die Erziehung, die mächtigsten Bande des geselligen Lebens, blieb ihr Geschäft und das Volk, das mit einer gewissen natürlichen Bewunderung und Dankbarkeit diese besonders Bevorzugten unter sich auszeichnete, glaubte willig, daß sie allein die bedenkliche Rolle der Vermittlung zwischen den Menschen und den furchtbaren Mächten des Geschicks zu übernehmen im Stande wären. Dies scheint der einfache und natürliche Ursprung der Priesterkasten zu sein. Aber eben die Ursachen, welche sie im Orient von selbst hervorriefen, fielen in Griechenland weg. Die hinter dem Pontus Euxinus, dem Kaukasus und dem ägäischen Meer verborgenen Landstriche Europas mußten den asiatischen Horden unbekannt bleiben. Dies schützte diese Gegenden lange Zeit vor Uebervölkerung und fremder Zerstörung. Die armseligen pelasgischen Stämme wurden nach und nach durch neue Einwanderer veredelt, die aus verschiedenen Theilen Afrikas und Nordasiens zusammen kamen und von denen mehrere schon Künste des Friedens mitbrachten. Die wechselseitige Berührung einander fremder Kolonien mußte unter einem veränderten Himmelsstrich den Streit mitgebrachter Nationalvorurtheile allmälig ausgleichen oder vergessen lassen und in der Verschmelzung der verschiednen Stämme allmälig ein neues Volk erzeugen, so wie wir jetzt in Nordamerika ein verwandtes Beispiel vor Augen haben. Die Macht der Jugendeindrücke bewirkt es, daß die frühesten Phantasieen der Völker das Gepräge des Localen und die Farbe jugendlicher Erinnerung tragen, wie wir es im Orient überall sehen. Allein die Bildung der hellenischen Stämme entstand nicht aus der Bekehrung von Barbaren sondern aus der Einwanderung fremder Kolonien. Die Einwanderer waren gleich den ersten Kolonisten der vereinigten Staaten den Beschränkungen des Mutterlandes gewichen und die Vorurtheile der vornehmern Geburt, des Kastenvorzugs, des Monopols konnten sich nicht erhalten unter Leuten, die mit den

Hindernissen des Bodens und den eingebornen Stämmen zu kämpfen hatten, deren Existenz einzig und allein auf ihrer Thätigkeit und Industrie beruhte. Die Priester, welche die Erzeugnisse der letzteren wohl zu genießen, aber nicht zu erwerben im Stande sind, waren zu Hause gelassen und müssige Hände waren in einer Gesellschaft lästig und hinderlich, in der sich der Reiche neben dem Armen nicht schämen durfte, zu arbeiten. — So war der Boden, auf dem zum ersten Mal menschliche Wissenschaft aufblühte''. Hiervon ausgehend schildert nun der Verf. die Entfaltung der griechischen Kultur zur Wissenschaft und Kunst und folgt dann dem Gange dieser Kultur in seiner Ausbreitung über das römische Reich. Er zeigt, wie die unter der Menschheit weilenden Musen, von ihren frühern Pflegern verlassen und schon in Gefahr, von der Erde zu flüchten, eine vorübergehende aber freundliche Pflege finden bei den Söhnen der Wüste, den Arabern und wie dann die späteren Geschlechter des Nordens, nachdem sie langsam gereift sind, den römischen Erdkreis besetzen und den heimathlosen Flüchtlingen von Neuem eine dauernde Stätte bereiten. Das ganze erscheint als nur ein Gemälde, dessen Vordergrund die Figuren der Gegenwart füllen und dessen Hintergrund sich prospektivisch in den Nebel der Vorzeit verliert.

Dann wendet sich A. zu seinem zweiten Abschnitt: Unser Leben und unsere Wissenschaft, um in demselben zunächst den Einfluß der großen geographischen Entdeckungen auf den Gang der Kulturgeschichte und überhaupt die Abhängigkeit der Bildungsstufen von der Größe desjenigen Theils der Erde, der den Völkern zugänglich ist, welche gerade die Hauptträger der Kultur sind, und von dem hieraus folgenden Grade der Erkenntniß der Beschaffenheit unseres Weltkörpers und der Einrichtung des Weltalls darzuthun. Er zeigt, wie das menschliche Ideengebäude bei allen seinen Umgestaltungen von den ersten Zeiten seiner wissenschaftlichen Ausbildung durch die jonischen Philosophen an bis auf unsere Tage, zu seiner Quelle und Grundlage stets das Bild hat, welches sich die Phantasie vom Bau des Himmels und der Erde entwirft; wie die kosmischen Vorstellungen tief in den Zusammenhang unseres ganzen Wissens eingreifen; wie von ihnen im Großen die Vorstellungen über Natur und Menschenleben und mit diesen zugleich die religiösen Ideen abhängen.

Der Umstand, daß den Griechen die wahre Gestalt der Erde noch ein Räthsel war, bestimmt den ganzen Charakter ihrer Weltvorstellung. Die ersten Reisen der Phönizier und Griechen waren nur Küstenfahrten und so mußte selbst das aus eigener Ansicht gewonnene Bild der Erdoberfläche in ihrer Phantasie eine gewisse Unbestimmtheit und Wandelbarkeit behalten, da diese Selbstanschauung immer nur einzelne Züge des Ganzen bildete, die durch keine astronomische Ortsbestimmung oder trigonometrische Messung zu einem festen Umriß zusammengefaßt werden konnte. Die meerumflossene Erdscheibe Homers und Hesiods verschwimmt über den Horizont Griechenlands hinaus, dessen Blick nun über das Mittelmeer und Vorderasien reichte, ringsum ins Unbegrenzte und die Erzählungen von dem was nach den Rändern dieser Scheibe zu liegt, schweben auf der zweifelhaften Grenze zwischen der Wirklichkeit der Anschauung und dem Fabellande der Phantasie. Denn diese ist stets geschäftig die Lücken der sinnlichen Erkenntniß auszufüllen und dichterische und religiöse Volksträume, philosophische Ansichten und geologische Muthmaßungen schaffen den gefügigen Stoff herbei, den luftigen Tempel des Ideengebäudes vollständig auszubauen. Doch dämmert durch die geographischen Phantasieen der Griechen eine sagenhafte Erinnerung an wirkliche Naturgegenstände und dunkel erkennt man in ihren glückseligen Inseln die Kanaren,

in den Säulen des Atlas den Kegelberg von Teneriffa, in den Aepfeln der Hesperiden die Goldfrucht der Orangen. Diese traumartige Unbestimmtheit des Weltgemäldes, die phantastischen Formen der kosmischen Bilder machen uns die Verbindung physikalischer Vorstellungen mit den religiösen Ideen der Vorzeit begreiflich und sie giebt uns den Schlüssel zu der Weltansicht Platons, zu dem Räthsel seiner Physik; sie erst lehrt uns einsehen, wie nur nach und nach die Regel der Erfahrung und Beobachtung unserer Naturansicht künstlich jene Sicherheit verleihen konnte, die den Namen der mathematischen verdient.

Die jetzt jedermann bekannten Wahrnehmungen, welche auf die Kugelform der Erde schließen lassen, konnten zwar auf die Länge nicht unbeachtet bleiben und die Männer, die das Museum von Alexandrien zieren, erhoben sich wirklich zu Ansichten über Gestalt und Größe unseres Planeten, die der Wahrheit nahe kommen. Allein so überzeugend diese Ansichten auch sind, sind sie doch nur Folgerungen aus geometrischen Principien, haben den unmittelbaren Augenschein gegen sich, konnten deshalb nicht sofort Eingang finden und verblichen wieder, bis, durch sie angeregt, ein Toscanelli, Ruy Falero, Kolumbus, Magellan endlich die thatsächlichsten Beweise herbeiführten.

„Die geographischen Vorstellungen von dem Vorhandensein andererer bewohnbarer Zonen verschmolzen sich unbemerkt mit der religiösen Idee einer andern Welt und zogen sich so in den ätherischen Duft dichterischer Phantasieen zurück. Der Garten der Hesperiden, Elysium und die glückseligen Inseln der Griechen, das Paradies der Christen, der Berg Kat bei den Arabern, das Eldorado der Spanier, die Idee von Kuppelgewölben an der Erdoberfläche, wie sie Abulfeda und Kolumbus hegten, sind geographische Phantasiegebilde, die aus religiösen Ideen entstanden und hier bestimmter, dort unbestimmter an eine gewisse Oertlichkeit gebunden waren."

Die Entdeckungen der europäischen Seefahrer aber haben diese geographisch-religiösen Wundergebilde aus dem Reiche der Wirklichkeit verbannt. Geleitet von der Idee der Kugelgestalt der Erde und geführt von der Magnetnadel hat Kolumbus Genie die Schranken des homerischen Ozeans durchbrochen und die merkwürdige Weissagung Seneka's erfüllt:

> Venient annis saecula seris
> Quibus oceanus vincula rerum
> Laxet et ingens pateat tellus
> Thethysque novos detegat orbes
> Nec sit terris ultima Thule.
>
> Senec. Medea.

Die verschiedenen, uns zum großen Theil unverständlich gewordenen Triebkräfte, welche die abenteuerlichen Unternehmungen der Conquistadores veranlaßt, werden von A. trefflich dargelegt. „Arabische Ideengluth und normännischer Rittersinn waren in Spanien und den Südwestländern Europas zu einem seltsamen Gemisch verschmolzen. Der Sturm romanesker Phantasieen, welche jene gigantischen und zwecklosen Völkerzüge nach dem Orient bewegte, wurde gemildert durch die still aufblühende Industrie der germanischen Völker. Technische Künste fingen an die natürlichen Kräfte des Menschen zu verstärken, auflebende astronomische Kenntnisse seinen Horizont zu erweitern. Die Reisen Marko Polos und Nicolo Conti's hatten den Blicken der Europäer das Innere Asiens geöffnet und die Wünsche des Zeitalters auf das Land der Spezereien und des Goldes hingelenkt. Wie in den Zeiten der Argonauten und

der Irrfahrten des Odysseus strebte man wieder nach den Enden der Erde. Die aufstrebende Intelligenz verscheuchte die kimmerische Nacht, die sonst die Gewässer des Weltmeers bedeckte. Ueber die niebefahrenen Tiefen des atlantischen Ozeans führt Kolumbus seine Schiffe und eine neue Welt öffnet sich den Fußtritten der Europäer. — Man würde sich jedoch ein völlig falsches Bild entwerfen, wenn man jenen Zeitraum der Geschichte, den ganz andre Ansichten, Triebfedern und Hoffnungen beseelten, nach dem Geiste unseres Jahrhunderts deuten wollte. Die Unternehmungen der Conquistadores waren nicht von rein wissenschaftlichen Bestrebungen und Forschungen geleitet, sondern eine mystische Theologie verband sich bei ihnen mit kosmographischen Ansichten und dem Widerscheine einer alten Gelehrsamkeit und brachte in ihren Gemüthern eine bizarre Verknüpfung der ewigen Hoffnung mit der Sehnsucht nach Gütern dieser Welt hervor, welche die mächtige Triebfeder zu jenen kühnen und ausdauernden Thaten abgab. Die enthusiastisch aufgeregte Phantasie der ersten Entdecker brachte die neuentdeckten Länder in eine geheimnißvolle Berührung mit wirklichen oder fingirten Gegenden der Erde, deren Andenken der damaligen Menschheit durch heilige Urkunden mit den religiösen Ideen verbunden war: der Stätte des heiligen Grabes und dem verlorenen Paradiese.'— Auf seinem Sterbebette war Kolumbus fest überzeugt, daß in ihm die Weissagungen des Propheten Jesaias in Erfüllung gegangen seien und daß binnen 150 Jahren die Welt untergehen werde."

Diese großen geographischen Entdeckungen lieferten einen unermeßlichen Zuwachs neuer Ideen und übten einen unberechenbaren Einfluß auf die Ansichten und die Geschichte der gebildeten Menschheit. Jetzt zum ersten Male enthüllte sich die wahre Gestalt der Erdkugel, denn in 30 Jahren hatten die Entdeckung von Amerika und die Reisen Gama's und Magellan's den Blick des Menschen um ihr ganzes Rund geführt. Ihr Bild erhielt mit jedem Tage eine immer festere Bestimmtheit in allen seinen Zügen. Die Gestaltung der Kontinente, das Relief ihrer Massen wurde bewundernswürdig genau in unsern Karten verzeichnet. Aus einer phantasmagorischen und allegorischen Bilderwelt trat der Mensch in die Natur zurück. Die Anschauung verdrängte die dichtende Phantasie, die mythische Weltanschauung ward Geographie, die physischen Vorstellungen trennten sich von den religiösen, Elysium und das Paradies waren für immer von der Erde verschwunden, aber freilich konnte der Mensch diese geliebte Vorstellung noch einstweilen in den Himmel hinaufflüchten, der noch als feste Sphäre die Erde umwölbte, doch auch nur für einen Augenblick. Denn die Bande des Vorurtheils und Aberglaubens lösten sich sanft auf durch den Zuwachs so vieler, überraschender Kenntnisse und machten den Menschen zugänglich für neue und ungewöhnliche Ideen. Die menschliche Intelligenz begann in den neuen Entdeckungen ihre eigene Macht zu fühlen, und der große Anstoß wirkte auch auf andere Gebiete des Wissens. Kopernikus war so kühn, die Ansicht von Stellung der Erde und Sonne im Planetensystem und der Stellung dieses Systems im Weltraum umzustoßen und die wahre auszusprechen und der einmal entfesselte Forschungstrieb ließ in schneller Folge Galilei, Keppler und Neuton die Erfahrungswissenschaften erfinden, die zum ersten Male das wahre Selbst- und Weltbewußtsein entzünden und durch seine Flamme die ganze bisherige phantastische und verkehrte Vorstellung sammt ihren unzähligen Folgen für das Leben, kurz, die ganze alte Menschenwelt einzuäschern.

„Die letzte Folge der großen geographischen Entdeckungen war die Flucht der

guten Geister von der Erde. Die seligen Gefilde, Elysium, sowie der Garten Eden, wichen anfangs an die fernsten Meeresküsten und über den Ozean zurück; hoben sich später, wie das Eldorado in den maurischen Phantasieen, von der Erde zu den Wolkensitzen empor und flüchteten endlich unter die Sterne. Als aber die aufblühende Astronomie sogar im Bau des Himmels den architektonischen Zauber zerstörte, verschwand das Land der Verheißung auch aus den Räumen des Aethers. Wohin das Fernrohr auch den Blick des Menschen trug, überall folgte ihm die Nothwendigkeit des Calculs mit seiner Gesetzlichkeit, einer ätherischen Welt des Unsichtbaren den Raum verweigernd. Die Mechanik des Himmels hat des Aristoteles Luftwelt der Gestirne, den Himmel Klopstocks, das Empyreum der Väter zertrümmert und uns dafür ein Weltgebäude massenhaft schwerer Weltkörper geschenkt. Die schützenden Engel des Menschengeschlechts, alle Genieen und gütigen Feen verließen dessen Gesellschaft und wanderten in das Land der Sage und der Dichtung. So zerrinnt das Gebilde ahnungsvoller Phantasie und die ehrwürdige Sage der Vorzeit verhallt.“

Aber die letzte Zuflucht ist diesen Gebilden bei Hrn. Apelt doch noch nicht abgeschnitten. Sie flüchten bei ihm, und dasselbe gilt noch von gar Vielen in unserer Zeit, freilich aus Gestalten in gestaltlose reine Ideen verwandelt — in den Himmel der Philosophie: „Aber hingegeben der eingebornen (?) Sehnsucht nach der höhern Heimath, fühlt sich der Mensch fremd unter den Körperformen der Natur, und erst dann, wenn der letzte Nebel trügerischen Wahns verschwindet, erblickt des Geistes Auge das ewige Vaterhaus jenseits der Raumwelt (? wie ist ein solches Jenseits für Sie, Hr. A., noch möglich?) selbst und deren sternerfüllten Zonen.“ Man schrickt ordentlich zusammen bei diesem wahrhaft überrumpelnden, nimmer erwarteten Schluß jener so entschiedenen Auseinandersetzung. Ich wenigstens muß gestehn, daß er auf mich etwa den umgekehrten Eindruck eines jener Heineschen Gedichte gemacht hat, welche eine sentimentale Idee mit dem größten Kraft- und Formaufwand bis zur ungeheuersten Höhe emporschwindeln und in eine haarfeine Spitze schleifen, aber nur um sie plötzlich hohnlachend abzubrechen und den ganzen Eindruck wie eine Glasthräne zu nichtigem Staub zersplittern zu lassen. Doch ich lasse mich hier auf diesen Widerspruch noch nicht ein, da er erst am Ende des 1. Theils, zwar auch nicht begreiflich, aber doch in seinem Ursprunge erkennbar wird.

An die Folgen der geographischen Entdeckungen reiht sich unmittelbar ein Nachweis des Einflusses, den die Rundung des Erdkörpers auf die Gestaltung des Menschenlebens gehabt hat.

Früher galt die Welt für das sternengezierte Haus der Götter, das auf dem unerschütterlichen Erdkreise ruhe und, etagenförmig gebaut, vom festen Boden hinein durch die Region der Wolken bis zur Lichtregion der Gestirne emporreiche. Hier unten wo die Mächte der Finsterniß hausen, im Gebiete der wandelbaren Elemente, herrschen Vergänglichkeit, Wechsel und Trübsal, oben aber über den ewigen Sternen ist die Wohnung des Bessern und Reinern, unten die sterblichen Menschen, oben die unsterblichen Götter. — Als aber die Seereisen das Rund der Erde enthüllten und allmälig den Einfluß bemerken ließen, den diese Rundung auf die Gestaltung des Völkerlebens, die Entwicklung der Menschengeschichte ausgeübt hat, da wurde die Einheit des homerischen Weltbaus zerstört, das alte Haus der Götter abgetragen, und man erkannte, daß das Schicksal des Menschengeschlechts keiner übernatürlichen Führung anvertraut

sei, sondern unter natürlichen Bedingungen der Entwicklung stehe, welche dem Leben der Erde angehören.

Die Früchte der Pflanzendecke, welche die nackte Erdrinde überkleidet; der Lauf der Isothermen, an welche die Wanderung der Pflanzen gebunden ist; die Strömungen der Athmosphäre und des Weltmeers, welche die Beugung der Isothermen bestimmen und erhalten; die Lichtstärke der Sonnenscheibe, welche der Erdoberfläche das Maß ihrer Wärme bestimmt; die astronomische Lage der Erde auf ihrer Bahn, ihre Rotation, ihre jährliche Wanderung um die Sonne, durch welche die irdischen Prozesse bedingt sind: eine solche Reihe von Ursachen ist es, welche die Civilisation hier begünstigt, dort verhindert und die Geschichte der Menschheit an der Oberfläche unseres Planeten zwischen topographischen Schranken eingeschlossen hat. Die Geisteswelt aber, die sich innerhalb dieser Schranken entwickelt hat, ist, durch die allseitige Rundung der Erde, im Weltall isolirt. Wie sollen wir für die Menschengeisteswelt die Raumwelt deuten, die sich bei Nacht unsern Blicken erschließt? und in welchem Bunde steht der Mensch mit der Welt der Sterne? Wir sind einseitige Patrioten der Erde und unsere Phantasie ist nicht im Stande, sich das Bild des Lebens auf fremden Weltkörpern auszumalen. „Die Wissenschaft von den Sternen ist zur Mechanik des Himmels geworden und hat sich von der Erkenntniß des Geisteslebens und seiner religiösen Ideen losgerissen. (Hierin liegt der Gedanke versteckt, aus dem der oben erwähnte Widerspruch entspringt und auf den wir unten näher eingehen werden.) Wie läßt sich dies Räthsel (?) lösen? Der Weltbau des Homer, das Weltgemälde des Philolaos, der Sphärenhimmel des Aristoteles sind ästhetische Ideen. (? Wurde denn nicht oben gezeigt, daß sie ebenfalls aus Naturanschauung und Naturerkenntniß, aber mangelhafter hervorgingen? Es giebt eine andere Lösung des angeblichen Räthsels, die vom Verf. dieser Zeilen schon mehrfach ausgesprochen wurde, die aber der Leser in aller Klarheit und Vollständigkeit entwickelt in L. Feuerbachs Aufsatz in eben diesem Bande finden kann.) „Daher stimmten die Bilder unseres Geisteslebens mit der Einsicht dieser Weltansicht zusammen. Diese eine Weltkugel konnte eine Weltseele beleben, ein Gott beherrschen. Uns aber ist nach kopernikanischer Ansicht nur die mathematische Form der Grenzenlosigkeit der Raumwelt geblieben. Die Alten durften ihren Kosmos noch vergöttern, aber uns ist die Raumwelt zum Fußgestell menschlicher Einsicht geworden, auf welchem das Bild der Gottheit, die geistige Ansicht der Dinge ruht. Dies ist der Traum und seine Deutung. In diesem Weltgebäude herrscht strenge Nothwendigkeit; da findet keine Gunst der Götter statt, da wird kein Gebet erhört. Alles gehorcht hier nur dem Gesetze der Schwere. Die Unwandelbarkeit und Selbständigkeit der Naturgesetze lehnt allen höheren Einfluß ab und seit der hohen wissenschaftlichen Ausbildung der Sternkunde und Physik hat sich die Gottheit „in ein undurchdringliches Dunkel hinter der Welt zurückgezogen." Der strengste Naturalismus ist die unvermeidliche Konsequenz dieser Ansicht. Sogar das Leben ist der philosophischen Spekulation entzogen und der Naturforschung anheimgegeben. Dieselben Kräfte, die den Krystall Formen und den Gestirnen des Himmels ihre Bahnen zeichnen, bestimmen die Pulsschläge unseres Herzens. Alle Wunder der Natur lösen sich in anschauliche Zusammensetzungen aus ihren einfachsten Elementen auf. „Aber" — doch eben zu diesem Aber kommen wir jetzt bei Gelegenheit des Schlußkapitels vom zweiten Abschnitt, welches über das Verhältniß der Stufen der religiösen Ausbildung zur Philosophie und Naturwissenschaft handelt.

Das Resultat der langen wissenschaftlichen Arbeiten, welche die Entdeckung des wahren Weltsystems und der Naturgesetze herbeiführte, ist die gewonnene Ueberzeugung, daß alles menschliche Wissen naturalistisch ist. Wir werden nach dem Gesetze geboren, wir leben, wir erkennen unter dem Gesetz, wir kommen mit allen unsern Erklärungen nie über das Gesetz hinaus. Die Wunder hören auf, die Weissagungen verstummen; die Mathematik hat die Natur bezwungen; diese verlieren das Gespensterhafte und an die Stelle unheimlichen Grauens und abergläubischen Wahns tritt klare Einsicht in den Mechanismus des Welltalls. Die astronomischen Entdeckungen, nicht die Opposition der Reformatoren gegen die Hierarchie haben das Zeitalter der Aufklärung herbeigeführt. Sie gaben dem menschlichen Geiste jenes stolze Gefühl wissenschaftlicher Sicherheit und kühnen Selbstvertrauens zurück, das die Schranken des Aberglaubens durchbrach, die Fesseln tausendjähriger Erbschaft verächtlich von sich warf und die Welt nach eignen selbstentworfenen Plänen umgestalten wollte. Lockes Empirie, Humes Skepticismus, Voltairs Ironie, Lessings Dialektik hatten im Hinterhalt die neuerfundenen Erfahrungswissenschaften."

Man glaubt jetzt den Verfasser bei seinem Ziele angelangt zu sehn und bildet sich ein er müsse sein Gemälde der Epochen der Menschheitsgeschichte hier abschließen, nachdem er auf das Schönste und Klarste gezeigt, wie die Verwirklichung der Wissenschaften oder vielmehr eine Gesammtwissenschaft das erreicht, wovon man in der Religion geträumt und wie die letztere nunmehr ganz in die erstere auf- oder untergegangen, wie ihr durch dieselbe jeder Boden für die Existenz ihrer Phantasiegestalten abgeschnitten sei. Da der zweite Band seines Werks erst später ausgegeben wurde, meine Vermuthungen also nicht überraschend widerlegen konnte, dachte ich mir, bevor ich diesen letzten Abschnitt über die Religionsstufen gelesen, dieser zu erwartende zweite Band werde, wie der erste die Entwicklung der wahren Natur- und Selbsterkenntniß aus ihren ersten Keimen, aus ihrem Surrogat, der Religion darstellen, so die Entwicklung des vernünftigen Lebens, der Kultur, als der Bethätigung der Wissenschaft in ihrer Anwendung zur Bewältigung der Natur und Besiegung der gesellschaftlichen, rechtlichen und staatlichen Schranken darstellen. Aber dieser Abschnitt hat mich enttäuscht und belehrt, daß seltsamer Weise alles Bisherige, was in meinen Augen den wahren und bedeutenden Werth des Werks ausmacht, nur als eine Vorhalle angesehn sein will zu — seinem Gegentheil, nämlich zur Rettung der religiösen Ideen durch den kantischen und, des Verfassers Meinung nach, erst durch Fries wahrhaft vollendeten transscentalen Idealismus.

Die zweite große Epoche der neuern Zeit bezeichnet nämlich Hr. A. im Gegensatz zu jener der Entdeckung der wahren Wissenschaft, als die Epoche der Entdeckung der Gesetze für die ewige Wahrheit und der Reinigung der Religion von Geschichtsfabel und Aberglauben.

Jede Religionslehre hat dem Diesseits ein Jenseits entgegengesetzt, von denen das Erstere in den starren Formen der Wirklichkeit vor uns steht, während das Andere sich beliebig mit den beweglichen Bildern der Phantasie bevölkern läßt. So lange der Blick des Menschen an seinen irdischen Wohnort gefesselt ist, sucht er dies Jenseits geographisch jenseits der Berge, welche den Horizont seiner Heimath begrenzen. Dort, meint er, sei es besser als hier. Hat man aber, von Sehnsucht getrieben, diese Berge überstiegen, so erblickt man dort dieselbe irdische Natur und Nichts, was würdiger wäre, eines höheren Vorzugs zu genießen. Es beginnt die stufenweise Flucht des Jenseits.

Es flüchtet sich zunächst zu den Enden der Erde. Aber auch die Regionen, die ihm als diese Enden vorgekommen, erreicht der Mensch auf seinen Schiffen, und findet wieder Alles wie hier. Jetzt fliegt das Jenseits von der Erde empor und erhebt sich unter die Sterne. Aber das Fernrohr entkleidet auch diese Wesen ihrer überirdischen Majestät und stellt sie unter die unwandelbaren, auch auf Erden herrschenden Gesetze der Mechanik.

Welche Zuflucht bleibt dem Jenseits noch übrig? Welche Region ist noch geheimnißumschleiert und dadurch im Stande, die Bilder der Phantasie zu beherbergen, ohne daß die Wissenschaft sie sogleich auch dahin verfolgen und völlig vertreiben kann, wo ihnen dann nichts übrig bliebe, als ihre Nichtigkeit zu zeigen und sich völlig zu verflüchtigen? Der menschliche Geist. So lange er nicht in seiner Naturwüchsigkeit und ausnahmslosen Abhängigkeit von denselben Gesetzen, welche Weltkörper um einander schwingen und Mineralien krystallisiren, erkannt ist, so lange kann sich noch in ihm die Religion, freilich zur Abstraction bloßer Ideen, zur Philosophie destillirt, ihr Dasein fristen. Diese Flucht hat das Jenseits bei unserm Verfasser genommen.

Verwundert fragt man ihn, wenn man ihn allen Ernstes bestrebt sieht, der „übernatürlichen Offenbarung" noch eine Stelle zu erkämpfen inmitten der großen und so widersprechenden Errungenschaft der Erkenntniß, wo denn noch, nach dem was er selbst gesagt, das Loch offen ist, durch welches die Offenbarung in diese ausnahmslos in den undurchdringlichen Panzer der Gesetzlichkeit gekleidete Welt hinein könne? und ob er nicht selbst auf das Entschiedenste auch die letzte Lücke verstopft habe?

Diese Lücke ist ihm das Leben und besonders die Schönheit. Weil, wie er meint, unsere geometrischen Konstructionen nicht vermögen, das ganze Zauberbild der Natur in seine einzelnen Züge aufzulösen, weil es etwas giebt, das allen unsern wissenschaftlichen Kombinationen entschlüpft, nämlich die Anmuth der Farben, die die den blassen Marmor der Natur umschwebt, und die Schönheit der Gestalten, darum müßten zu unsern physikalischen Vorstellungsweisen (also ihrer Unzureichenheit wegen) eine höhere Weltansicht und wissenschaftlich sichre religiöse Ideen hinzukommen.

Was wiederholt sich hierin und was ist der Fehler dieses Verlangens?

Es ist die Wiederholung der bisher durch die ganze Geschichte der Wissenschaft mitgehenden Erscheinung, daß, wo ihre Erkenntniß auf sinnlichen Grundlagen nicht weiter ausreicht, die Phantasie sich ins Mittel legt, um die Lücken auszufüllen, und so zugleich die Religion mit der Wissenschaft verbindet, anstatt daß die letztere ruhig eingesteht: bis hierher reicht meine Erkenntniß; darüber hinaus kann ich nicht, und will ich deshalb auch nicht, ohne darum der Zukunft die Möglichkeit abzusprechen das mir Unerreichbare dennoch zu erreichen. Diese Resignation ist es, welche die wahre Größe der gegenwärtigen Wissenschaften ausmacht, vor allen die der Astronomie, deren eifrigstes Bestreben und Hauptaufgabe es in allen Fällen geworden ist, vor allen Dingen die Grenzen genau zu bestimmen, innerhalb deren sie ihre Resultate verbürgen kann. Weil die frühere Zeit den Himmel nicht kannte, darum bevölkerte sie ihn mit den Phantasiegestalten der Religion; denn der Mythus ist nichts Anderes als die in eine Gestalt gekleidete Unwissenheit, die sich im Andachtsschauer des Mysteriums, und einer Umschreibung desselben verräth. Die Philosophie aber ist ebenfalls eine Mythologie, nur daß sie die Unwissenheit statt in Bilder, in Abstractionen verwandelt.

Wer wollte behaupten, daß unser Wissen vom All Allwissenheit sei? Man darf ja nur das Auge öffnen um auf hundertfältige noch ungelöste Fragen zu stoßen, deren Beantwortung theils einer sehr fernen Zukunft überlassen bleiben, theils vielleicht nie geleistet werden wird. Aber liegt darin eine Berechtigung, statt eines offnen Eingeständnisses unserer Schranken, ein Licht bis hinter dieselben zu spiegeln, von dem sich darthun läßt, daß es ein Irrlicht ist? Oder wird die unumstößlich errungene Erkenntniß darum minder werthvoll, weil sie auf beiden Seiten eine begrenzte, nicht in die Unendlichkeit hinausreichende ist? Endlich aber, liegt darin, daß wir nirgend im Stande sind eine Erscheinung rückwärts bis in das ganze unendlich verzweigte und nie abreißende Wurzelgefäser ihrer Ursachen zu verfolgen, sondern dieselben nur bis auf eine gewisse Strecke entwirren können, liegt darin ein Grund, in jener noch unbekannten Region ein plötzliches Abreißen der Natürlichkeit und Gesetzmäßigkeit und ein Eintreten „höherer" übernatürlicher Kräfte anzunehmen? Zugegeben, daß wir die Bilder der Natur nicht in ihre einzelnen Züge auflösen können, zugegeben, daß wir das, was wir die Schönheit nennen, noch nicht genügend auf geometrische Verhältnisse, auf mathematische Gesetze zurückzuführen vermögen: ist dadurch diese Möglichkeit auch für die kommenden Generationen abgeschnitten? oder dürfen wir deshalb den Farben, der Schönheit überirdische, göttliche Ursachen zumuthen? Sind nicht selbst unsere sichersten Kenntnisse, die astronomischen, immer nur annähernd? Das Problem der drei Körper ist mit absoluter Schärfe nicht lösbar. Um die Bahn eines Planeten für jeden Augenblick mit absoluter Genauigkeit zu finden, müßten wir die in jedem Augenblick sich ändernde Stellung und den von ihr bedingten Anziehungsgrad von jedem der über dreißig Körper des Sonnensystems in Rechnung bringen, eine Aufgabe, die bekanntlich die Kräfte der Analysis bei Weitem übersteigt. Aber liegt in dieser Unmöglichkeit, die mathematische Formel oder in andern Fächern den sprachlichen Ausdruck, der einzelnen Erscheinung und ihrer unendlichen Individualisation völlig congruent zu machen, ein Grund, die Gültigkeit der allgemeinen Gesetze, des der Schwere z. B. zu beschränken und den nicht zu erschöpfenden Rest einer geheimnißvollen Macht in die Schuhe zu schieben? Sicherlich nicht!

„Der todte Mechanismus des Weltgebäudes, sagt A., vergönnt dem Geist an keinem Stern eine Stätte, wo er von den Banden jeder irdischen Nöthigung frei, in unzerstörbarer Kraft und ewiger Wonne sich seines Daseins freuen könnte. Denn wenn der Geist an einem andern Weltkörper wieder erschiene, so würde er auch dort nicht selbständig auftreten, sondern als Bewohner jener Welt an eine körperliche Organisation gebunden sein und somit wieder unter den Naturgesetzen der Organismen jenes Weltkörpers stehn."

Hiegegen wäre nun ganz und gar nichts einzuwenden, wenn es in der Absicht gesagt wäre, die chimärischen Vorstellungen von einer Wanderung nach andern Weltkörpern, von einer sinn- und verstandlosen Freiheit, von irdischer Nöthigung, von unzerstörbarer Kraft, ewiger Wonne, kurz, den ganzen Gespensterspuck mit einem leiblosen Geiste, als bodenlose Phantasterei aufzuzeigen; allein es soll gerade zum Entgegengesetzten hinführen: zu dem Geständniß, daß, gerade weil die religiösen Ahnungen nicht im Einklang stehn mit den natürlichen Kenntnissen, es außer diesen durchaus noch eine andere geben müsse, nämlich eben den transscendentalen Idealismus, der uns von der Realität des Uebersinnlichen überzeuge.

Der Grundfehler ist eben, daß er das Weltgebäude für einen „todten Mecha-

nismus" hält. Ja, wenn die lebendige Welt deswegen todt sein soll, weil auch die leiseste Zuckung irgend eines Seienden gesetzlich geschieht (wobei wir aber auch nicht vergessen dürfen, daß das Gesetz nicht eine geheimnißvolle von den Dingen unterschiedene Macht, hinter ihnen wie hinter einem Vorhang steckt, sondern nur der allgemeine Ausdruck ist, in den wir ihre wahrgenommene Thätigkeit einfassen), so muß man freilich wieder den verbannten Gott zurückrufen, um das Leben — nicht etwa erklären, sondern mysticiren oder richtiger mythisiziren zu können.

Die mythische Region hat sich also hier in das allerdings der Wissenschaft noch am Wenigsten zugängliche Gebiet, in das Gebiet des Lebens zurückgezogen. Nach ihren übrigen Seiten ist die Natur erkannt und hat dadurch aufgehört die Quelle religiöser Ideen zu sein. Jetzt soll, nachdem diese Quelle gänzlich versiegt ist „im eignen Geiste," wie Hr. A. ausdrücklich sagt, „der Quell der religiösen Wahrheit entdeckt werden."

Der menschliche Geist ist dem Verf. noch ein Mysterium und darum Träger des Göttlichen. Wir werden am Schluß sehen, wie es kommt, daß seine sonst so umfassenden Studien ihn nicht zur Erkenntniß der ausnahmslosen Naturwüchsigkeit des Menschen geführt haben.

„Worin wurzeln," fragt er, „unsere Ueberzeugungen von dem Uebersinnlichen, von Gott, Freiheit und Unsterblichkeit?" Und was ist die Antwort? Man höre! „In unsern ewigen Hoffnungen." Diese Hoffnungen gründen sich „auf die Mängel dieser Welt, denn wäre hier Alles so wie es sein sollte, so würden wir mit dem Diesseits zufrieden sein und kein Jenseits suchen. Aber lückenhaft ist unsere Erkenntniß, unvollendet erscheint uns die Natur, unbefriedigt bleibt unser Wünschen und Streben. — Wir leben in dem Unvollkommenen, dem Unvollendeten und hoffen auf das Vollendete." Da haben wir zu unserer Verwunderung mit einem Male den leibhaftigen Theologen und fragen uns erstaunt, wie derselbe Mann, den wir eben noch so herrlich, so wahrhaft vollendet sprechen hörten, nur im Stande gewesen ist dergleichen abgedroschenes Altweibergewäsch wiederzukäuen?

Was sind denn jene ewigen Hoffnungen anders, als verkehrte Wünsche? Gott ist die gewünschte aber nicht erlangte Allerkenntniß und Allgewalt über die Natur, die der Mensch haben möchte aber noch nicht auf dem langsamen Wege der Erfahrungswissenschaft und Kultur zu erlangen versteht und daher dem phantastisch ausgemalten Bilde seiner selbst mühelos beilegt. Die Unsterblichkeit ist der ins Ungebührliche und unüberlegt ausgedehnte Wunsch des Erhaltungstriebes und jene Freiheit die gewünschte, aber blos erst gewünschte Macht der Selbstbethätigung gegen die Elemente und die andern Wesen.

„Gelänge es," sagt der Verf. an einer andern Stelle, „gelänge es, die religiösen Ideen in ihrer Reinheit darzustellen und ihre objektive Gültigkeit darzuthun, ohne sie auf kosmische Bilder und historische Traditionen zu fundiren: so wäre die Religion aus aller Gefahr gerettet."

Dagegen ist nun erstlich zu sagen, daß er ja selbst den innigen Zusammenhang, ja die Unzertrennlichkeit der religiösen Ideen mit der Weltvorstellung und auch mit der Geschichte gezeigt hat. Ob aber zweitens, wenn seine Forderung erfüllt würde, die Religion wirklich gerettet wäre? Wir meinen, das, was in seiner Forderung, die so gestellt eine falsche und unmögliche ist, Richtiges liegt, ist bereits geleistet, erschöpfend geleistet und zwar von Ludwig Feuerbach. Aber den hat Herr A. nicht gelesen,

oder er thut wenigstens so. Und hiemit komme ich zu dem schweren Vorwurf, den ich ihm schließlich zu machen habe.

Der „eigne Geist“ ist ihm darum ein Mysterium geblieben, weil er die ganze Entwicklung der Philosophie von Hegel ab und somit auch ihre definitive Auflösung und ihren sich jetzt vollziehenden völligen Untergang in die allgemeine Wissenschaft vornehm ignorirt. In seinem ganzen Buche geschieht der philosophischen Arbeiten nach Kant und Fries auch nicht mit einer Sylbe Erwähnung, man müßte denn eine Aeußerung dahin deuten, die sich allerdings wie ein hochmüthig verächtlicher Seitenhieb ausnimmt: „Wenn große Epochen (er meint die kantische) eintreten — so fesselt zuerst dumpfes Staunen die Gemüther; hierauf wird die nächste Nachwelt, aus dem gewöhnten Gleise geschleudert, ins Abenteuerliche hinausschweifen u. s. w.

Dieser Systemeigensinn hat sich, wie wir gesehen, an seinem Buche empfindlich gerächt.

Ich möchte jedoch hiedurch den anziehenden Eindruck nicht geschwächt wissen, den die obigen Mittheilungen aus Apelts Werk machen werden und empfehle dasselbe angelegentlichst als eine Arbeit, welche, abgesehn von dem Schlußabschnitt, den Leser befriedigt wie ein einheitliches, anmuthsvolles und mit der liebevollsten Sauberkeit durchgearbeitetes Kunstwerk.

Auf den zweiten Band, der die Kantische Philosophie und ihre Entwicklung durch Fries enthält, gedenke ich an einem andern Orte näher einzugehen.

W. J.

Versuch einer **Polyglotte** der europäischen Poesie von **Adolph Ellissen.** In drei Bänden. Mit einer Völker- und Sprachenkarte Europa's. Erster Band. Poesie der Kantabrer, Kelten, Kymren und Griechen. Leipzig, O. Wigand, 1846. gr. 8. 434 Seiten. Brosch. 2 Thlr. 20 Ngr.

Schon der Titel dieses Buches, dessen so eben vollendeter erster Theil vor uns liegt, läßt sogleich vermuthen, daß es eine schriftstellerische Aufgabe von nicht gewöhnlicher Leistung enthalten möge, und, in Befriedigung unserer dahin gestellten Erwartungen, schließt uns der Verfasser, dessen Name durch ehrenwerthe Thätigkeit auf dem Felde poetischer Literatur *) und durch anerkannt linguistische Studien einen guten Klang von früher her sich erworben hat, einen reichhaltigen Schatz charakteristischer Gedichte auf, welche sowohl in ihrer Auswahl, Bearbeitung und Zusammenstellung, von allen bisher in Deutschland erschienenen poetischen Anthologien, z. B. von Herder, Sulzer, Wolff u. A. m., mögen sie sich nur auf die vaterländische Poesie beschränken oder auch die des Auslandes umfassen, verschieden, als auch durch ethnographisch-historische Einleitungen und einem fortlaufenden erläuternd-kritischen Commentar zu einem selbständigen compacten Ganzen verbunden sind, und deshalb unsere gerechteste Anerkennung in Anspruch nehmen.

---

*) Wir erwähnen von dem Verfasser nur dessen: Thee- und Asphodelosblüten, chinesische und neugriechische Gedichte, metrisch bearbeitet, 12. Göttingen 1840, Vandenhöck und Ruprecht, ferner dessen Uebersetzungen französischer Classiker als: Montesquieu, Geist der Gesetze, 12 Thle. und Voltair's Werke in zeitgemäßer Auswahl, 12 Thle., deutsch und mit Anmerkungen. Leipzig, 1843—1845, bei O. Wigand.

Die ersten Nachrichten von dem thätigen Bestreben des talentvollen Verfassers eine „Polyglotte europäischer Völkerpoesie" herauszugeben, welche eine vollständige Uebersicht des geistigen und zwar vorzugsweise des politischen Entwicklungsganges sämmtlicher Völker unseres Welttheils, wie er sich vom Anfang der Geschichte bis auf diesen Tag in der schönsten Blüthe des Menschengeistes, der Poesie offenbarte, gewähren könnte, finden sich in der gehaltvollen Wigand'schen Vierteljahrschrift, Jahrgang 1844, Bd. I. S. 299—310 und Bd. II. S. 283—301 vor, wo die zu jener Zeit gelieferten „neugriechischen Miscellen" und der Aufsatz „zur Charakteristik der neugriechischen Poesie" die Aufmerksamkeit des Publicums in nicht geringem Grade rege machten. Es war vorauszusehen, daß ein so umfassendes und mit solcher Gründlichkeit, Sachkenntniß und Vollständigkeit ausgearbeitetes Werk — Eigenschaften, welche selbst die strengste Kritik dem Verfasser streitig zu machen nicht vermöchte — mehr Zeit zum Erscheinen bedurfte, als man damals bei der ersten Andeutung desselben erwarten zu können glaubte; indessen vollkommene Entschädigung ist uns für diese unverschuldete und durch die Verhältnisse bedingte Zögerung zu Theil geworden.

Von der Poesie in der Sprache der Kantabrer oder Basken (S. 1 ff.), der Kelten oder Celten (S. 10 ff.), und der Kymrer, Kymerier, Breyzards oder Breizads (S. 39 ff.), im ersten bis mit dritten Capitel, liefert uns der Verfasser gegen 3 Fragmente und 13 vollständige Gedichte im Original — das Beste des noch Vorhandenen — mit sorgfältig ausgearbeiteten metrischen Uebersetzungen begleitet, welche auch in der Folge bei vorkommenden Fällen dem Urtext überall beigefügt sind und wobei, mit Festhaltung der z. B. S. 103 und 281 ff. angedeuteten Grundsätze, auch auf solche Leser, welche die Ursprache der Originale nicht verstehen dürften, dankenswerthe Rücksicht genommen wurde. Wir können hierbei den gewiß verzeihlichen Wunsch nicht unterdrücken, daß durch Bekanntwerdung und Verbreitung dieser „Polyglotte" im Ausland, namentlich in England, Frankreich und Spanien, die etwa noch vorfindlichen spärlichen Reste baskischer, keltischer und kymrischer Poesien den künftigen Generationen nicht allein bewahrt, sondern auch durch sorgfältige örtliche Nachforschungen, Seitens gelehrter Eingebornen und Touristen, ergänzt und dadurch Gelegenheit zu vollständigeren Sammlungen derselben gegeben werden möge.

Mit einer interessanten historischen Entwicklung führt uns hierauf der Verfasser am Eingange des vierten Capitels (S. 77) den indo-germanischen Völker- und Sprachenstamm vor, wobei als dessen wichtigste Sonderungen in Europa, mit Uebergehung seiner das mittelsüdliche Asien beherrschenden Aeste, der vielnamigen Vorderindier, der Perser, Armenier und Anderer, zunächst vier wesentlich verschiedene Völker- und Sprachenfamilien bezeichnet werden, die Griechen, die Völker romanischen Sprachstammes, die Germanen und die Slaven.

Bei Entwicklung der in der Geschichte des griechischen Völkerstammes wahrnehmbaren vier Zeitalter der hellenischen Poesie, nämlich des classischen bis 336 v. Chr. (S. 82), des alexandrinischen bis 146 v. Chr (S. 140), des römischen bis 330 [nach Andern bis 395] n. Chr. (S. 160) und des byzantinischen bis 1453 n. Chr. (S. 176) werden charakteristische Proben aus den Werken der gefeiertsten Dichter mitgetheilt. Wiederholung von Bekanntem war zwar hierbei an manchen Orten unvermeidlich, findet aber dadurch hinreichende Entschuldigung, daß bei strenger Begrenzung der Auswahl von so vielem Herrlichen das Vorzüglichste gewählt wurde.

Lobenswerthe Anerkennung verdient das Bestreben des Verfassers durch mühsames Nachsuchen in vielen älteren Manuscripten uns die Kenntniß mancher theils bisher vergessenen, theils selbst von Gelehrten ungekannten Dichtungen, vorzüglich aus dem alexandrinischen (S. 172, 174 ff.) und byzantinischen (S. 206, 219, 227, 230 ff.) Zeitalter, verschafft zu haben.

Nicht minder anziehend ist das lebendige und didaktisch-richtige Bild des jetzigen Zustandes der neugriechischen Sprache, welche den Beispielen der neugriechischen Poesie seit dem 12. Jahrhundert (S. 243) vorangeschickt wird. Es ist dies eine Einschaltung, welche hier ganz an ihrem Platze ist, und wofür wir dem Verfasser, welchem es durch gründliches Studium dieser Sprache während eines längeren Aufenthaltes in Griechenland selbst möglich ward, seinem Urtheil in linguistischer Beziehung eine positive Grundlage und entschiedene Richtung zu verschaffen, demnach als die schätzbarste Autorität in neuester Zeit erachtet werden dürfte, zu aufrichtigem Danke verpflichtet sind. Die Schilderungen einzelner Momente der fränkischen Heerzüge im Peloponnes (S. 250 ff.) nach Du Cange und Buchon aus der merkwürdigen Chronik [*Χρονικὰ τῶν ἐν Ῥωμανίᾳ καὶ μάλιστα ἐν τῷ Μορέᾳ πολέμων τῶν Φράγκων*] entlehnt, sind sehr interessant und mit dem Wunsche des Verfassers eine Veröffentlichung dieser romanischen Dichtungen, so wie auch eine Sammlung der vielen neugriechischen Gedichte aus dem Mittelalter, die sich auf denkwürdige Nationalereignisse beziehen, bald ins Leben gerufen zu sehen, stimmen wir vollkommen überein. Bruchstücke aus den Dichterwerken von Alexander Sutsos (S. 395, 398, 425 ff.), Rhisos Rhangawis (S. 332, 397, 413 ff.), Panagiotis Sutsos (S. 405, 422 ff.), Theodor Orphanidis (S. 418), Johann Karasutsas (S. 423 ff.) u. A. m., welche auf die neuesten Zeitereignisse in Griechenland Bezug haben, werden der Aufmerksamkeit des deutschen Weltbürgers zum erstenmal vorgelegt und die vom Verfasser (S. 404 Anmerk.) gegebene Zusage nächstens eine metrische Uebersetzung mehrer von Al. Sutsos originellsten Productionen dem Publicum übergeben zu wollen, begrüßen wir mit freudiger Zuversicht.

Wir schließen gegenwärtige Einführung von „Ellissens Polyglotte“ in die Lesewelt mit dem innigsten Wunsche, daß dem Verfasser dieses mühevollen, aber charakteristisch-schönen literarischen Unternehmens, welches von der Verlagshandlung auch im Aeussern würdig ausgestattet ist, Muth und Kraft zur Vollendung des Ganzen nie versiegen mögen!

A. Cl. H.

Das Glaubensbekenntniß der „Norddeutschen Blätter.“

„Die Norddeutschen Blätter.“ „Eine Monatsschrift für Kritik, Literatur und Unterhaltung“ — sind an ihrem glänzenden, wissenschaftlichen Himmel auf- und untergegangen. Ein Jahrlang haben sie als Meteor dagestanden — ein weitschweifiger und breitschweifiger Komet, der Verkünder der Zukunft, der Seher von dem, das da kommen sollte. Er ist in's Nichts gestürzt und mit ihm sein Prophetenthum und seine Prophezeihung. —

„Die Norddeutschen Blätter“ wollten „durch die Theorie der Kritik die philosophische Praxis vernichten.“ Denn „wenn auch die Philosophie jene kosmopolitische

Aufklärung, die das Dogma der Nationalität schon längst siegreich überwunden hatte, durchsetzen zu wollen schien: so ging sie ja bei ihrem Kosmopolitismus wiederum von dem Complex der Nationalitäten aus: so hatte sie ja nichts destoweniger die bestehenden Nationen zu ihrer Voraussetzung. Daher konnte es der Philosophie nie einfallen, den Grund der bestehenden Nationalitäten zu untersuchen und ihr Kosmopolitismus reichte gerade so weit, als ihre Anforderungen wegen „Realisirung der Vernunft" erfüllt wurden. Als aber die Kritik die Krisis herbeiführte und den Kampf zwischen der bestehenden Philosophie und den alten bestehenden Mächten dadurch entschied, daß sie die Substanz der streitenden Theile charakterisirte und bewies, daß beide von denselben Voraussetzungen ausgehend, unmöglich zu einem neuen Resultate gelangen könnten, als der gesammten Menschheit zu Gute käme: da überwand sie auch die nationalen Unterschiede, indem sie es nicht zur Nationalsache der Deutschen machte, als eine Nationalsache bezeichnete, daß sie die Freiheit — die ja die allgemein menschliche ist — als Deutsche durch die Kritik eroberte. Das wäre auch eine schöne Kritik, die von den nationalen Interessen der Deutschen ausginge, die bornirte Bildung eines einzelnen Volkes zum Modell nähme, eine Angelegenheit des nationalen Egoismus, der nationalen Absonderung und Verschlossenheit wäre. Die Kritik ist die gemeinsame Sache der Menschheit, aber nicht eine besondere Nationalangelegenheit." Ein wunderbares Geschöpf — diese Kritik. Wir haben immer geglaubt, die Kritik ist nur das Eigenthum des „Berlinismus," die Kritik ist nur die Fortsetzung, die Wahrheit, Consequenz und Vollkommenheit des „Eckenstehertums," das vollendete Eckenstehertum. Wir haben immer geglaubt, die „Norddeutschen Blätter" wären „norddeutsch," ein „norddeutsches Product, — „die Norddeutschen Blätter." Wir haben immer geglaubt, die Kritik und zwar die Kritik κατ' ἐξοχήν, und damit auch die Kritik der Norddeutschen Blätter wäre ächt deutsch, ein deutscher Gedanke, der Gedanke, den nur der Deutsche fassen und mit dem sich nur der Deutsche herumschlagen könnte, — ein nationales Geschöpf, ein National-Geschöpf. Wir haben immer geglaubt, „der Kosmopolitismus" der „Norddeutschen Blätter" reiche nur „so weit, als ihre Anforderungen wegen Realisirung der Vernunft erfüllt" würden. Eitles Gespinst, Wahn, Irrsinn, Narrenbeidinge — dieser unser Glaube. Wir haben nur geträumt. Wir werden erweckt von „dem Gedanken" der „Norddeutschen," — und unser Traum ist — Schaum. „Der Gedanke belehrt uns, daß „seine Diener die Nationalität untersuchen" und es dann zur „Nationalsache der Deutschen machen," „die Freiheit" „als deutsche" durch die Kritik zu erobern. „Der Gedanke" belehrt uns, daß er, d. h. „die Kritik" nicht eine besondere Nationalangelegenheit, sondern die Sache der Menschheit ist. „Der Gedanke" belehrt uns, daß er weiter geht und weiter reicht, als seine Anforderungen wegen Realisirung der Vernunft erfüllt werden. „Der Gedanke" belehrt uns, daß er als „die Kritik" zu „neuen" „Resultaten" gelangt, „die der gesammten Menschheit zu Gute kommen." — Dank dir, „Kritik." Laß mich näher treten und aus deinem Busen Wonne des ewigen Lebens saugen. Doch Ach! Nein! Nein! Wunder über Wunder! Ich fliehe! Die Todten stehen wiederum auf! Die selig entschlafene „Literaturzeitung" Bruno Bauers ist nach einer Seelenwandrung in den Arbeiten am „norddeutschen" Weinberge von Neuem geboren! „Die Menschheit" — das ist das Proclama dieser Jünger des großen Meisters. „Die Menschheit" unbesehen und unkritisirt — das ist die Kritik dieser Kritiker. „Die Menschheit" — „die Freiheit" — das ist der Lobgesang, das Glaubensbekenntniß

dieser frommen Seelen, die sich wie närrische Kinder geberden und das nicht sein wollen was sie sind, die als Fromme nicht fromm sondern gottlos sein wollen und darum in ihrer Gottlosigkeit fromm und gottvoll sind. „Die Menschheit“ enthebt den Kritiker der besonderen Nationalität und macht ihn zu „den Menschen,“ der natürlich vom gewöhnlichen, hausbackenen Leben nichts wissen kann und von dem Luftzuge dieser plumpen Welt nicht belästigt wird, der darum in dem „bunten Durcheinander“ der „Wigandschen Vierteljahrschrift“ nicht das Ueberalleshinaussein und darum das Inallemstehen, sondern nur sich selber, d. h. „Unklarheit und Unsicherheit des enthusiastischen Liberalismus und Ultraliberalismus“ sehen kann, der sich bei der Censur und Regierung nicht um „jene äußerlichen Fesseln,“ die des Censors Rothstift durch seine Manuscripte gemalt hat,“ kümmert, da es ihm „freisteht,“ „die innerlich Gefesselten zu verhöhnen, vorausgesetzt, daß er mit sich selber einen Kampf bestanden seine Selbstfesselung verhöhnt hätte und daß es ihm gelungen wäre, auch ohne äußerliche Preßfreiheit den kritischen Gedanken so ruhig und klar zu entwickeln, daß er durch die majestätische Ruhe, Klarheit und Einfachheit seines Stils den Censor zwingen konnte, ihn reden zu lassen,“ — der weiter nichts kann, als „die Menschheit“ verehren und auf Erden ihre Repräsentanten, die Gebrüder Bauer verherrlichen. Der Cultus: „Es ist „eine rohe Ansicht,“ wenn man meint, „Bruno Bauer habe in seiner Kulturgeschichte die Vergangenheit blindlings auf die Gegenwart und noch dazu auf eine sehr kleine und sehr einseitige Fraction in der Gegenwart bezogen.“ „Bruno Bauer hat vom Standpunkte der vollendeten Entwicklung aus, den historischen Gang derselben von ihren ersten Anfängen an, historisch und wissenschaftlich nachgewiesen und nicht im Entferntesten angedeutet, daß jene Zeit mit der unsrigen zu vergleichen wäre, sie vielmehr immer laut aus sich selbst reden lassen.“ — „Der neue Weg, den Edgar Bauer in der Novellistik eingeschlagen, nämlich die Verhältnisse nicht zu gebrauchen, um eine Novelle aus ihnen zu machen, sondern vielmehr die Form der Novelle zu benutzen, um die Verhältnisse sich gleichsam selber darstellen zu lassen, dieser Weg, der nicht amüsiren und erhebende Gefühle erwecken, sondern nur charakterisiren will, ist seitdem noch nicht wieder betreten worden.“ — „Es ist jetzt ein Zeitpunkt eingetreten, wo man sich eigentlich schämen müßte, über entschiedene kritische Leistungen, oder über Kritiker wie z. B. Bruno Bauer und Edgar Bauer einmal ein ordentliches Wort zu sagen; — sich schämen, weil man in den Verdacht kommen kann, hier loben zu wollen, wo die alten Literaturzeitungen und die Journale tadeln, in den Verdacht, die Arbeiten der Kritik Leuten empfehlen und aufdringen zu wollen, die sie niemals verstehen und würdigen können, in den Verdacht endlich, den bewußtlosen Schwätzern gegenüber eine Opposition und Partei machen, ihre Angriffe zurückweisen zu wollen.“ „So lange die Kritik noch diese epochemachende Kraft ist, muß die ganze Tagesliteratur, die mehr oder weniger der Ausdruck der bewußtlosen, gedankenscheuen und inconsequenten Masse ist, mit dieser Empörtheit gegen sie auftreten, muß sie ihre Leistungen, da sie sie doch nicht immer ganz ignoriren kann und mag, wenigstens gleichgültig, mit erzwungener, vornehmer Nonchalance behandeln, oder sie als theils verächtliche, theils lächerliche, oder gar als oberflächliche und überspannte Machwerke hinstellen, mit denen gar nicht so viel Federlesens zu machen sei, da sie „längst in der Gunst des gebildeten Publikums gesunken sind;“ wie neulich ein Correspondent über die Culturgeschichte von Br. B. das kurze aber tiefe Urtheil fällte: es sei zwar viel Material darin, das aber nicht gehörig verarbeitet sei. Mit jedem

solchen Urtheile ist die Zeitgeschichte um ein Dokument reicher; wir werden sie nächstens sammeln und zusammenstellen, um an ihnen zu zeigen, wie die Kritik in dieser allgemeinen Verschwörung gegen sie, nur ihr eigenes Werk, die Erreichung eines Zieles sieht, das sie sich selber mit Bewußtsein gesteckt hat: die Welt nämlich von der Heuchelei, der Bewußtlosigkeit und Selbsttäuschung zu reinigen und Jeden das werden zu lassen, was er seinem Wesen nach ist und sein kann." —

Nach dieser Apotheose behaupten „die norddeutschen Blätter" dennoch: „Es kann hier nicht unsere Absicht sein, der Gereiztheit, der faulen Schwäche, der Impotenz und Ignoranz gegenüber zu Schildträgern der Bauers und ihrer Leistungen zu werden." — Eine scharfsinnige und durchbohrende Kritik — die „norddeutsche" Kritik. —

Die Glaubensbekenntnisse der Kritiker.

Bruno Bauer.

Der Abgott für „die norddeutschen Blätter" tritt in ihnen redend auf. Er redet die Stimme der Geschichte, mit den Donnern der Geschichte. Er spricht hier zugleich seine letzten und größten Gedanken aus. — Gedanken, die fast über ihn und den Gedanken hinaustreiben könnten, — wenn sie's könnten. —

Mit den „Lichtfreunden in Köthen," dem „ältesten der Vereine," werden die Vereine überhaupt gestürzt. „Die Vereine, deren Zahl sich täglich immer noch vermehrt, sind ein Fortschritt, aber es fragt sich, für wen und ob er in der That so sehr in gerader Linie, wie die Freunde der Association meinen, zu einer gehaltvollen Entwicklung führt. Er ist ein Fortschritt für die Masse, die bisher in abgeschlossener Theilnahmlosigkeit neben der Entwicklung stehen blieb. Die Masse will endlich auch einmal etwas sein, sie will auch sprechen, rathen, helfen, wo möglich leiten: — was aber für sie ein Fortschritt ist, ist das ein Ereigniß, welches außer dem bloßen Factum, daß die Atome, die bisher gleichgültig neben einander Einerten, in Bewegung gerathen, eine Bedeutung hat? Hat diese Bewegung außerdem, daß sie überhaupt das Zeugniß einer Gährung ist, einen Gehalt! War es möglich, daß diese Bewegung aus einer ursprünglichen, der Masse inwohnenden Kraft hervorging, und ist sie nicht vielmehr das Nachzittern alter, überwundener Principien, die sich zu guterletzt auf den breiten Boden der Masse begeben, dem sie ursprünglich bereits angehören, um von hier aus gegen eine Entwicklung anzukämpfen, von der sie alle bedroht werden? Ist sie nicht vielmehr durch die Erschütterung hervorgerufen, welche mit der Untersuchung und Prüfung der bisherigen Lebensgrundlagen nothwendig verknüpft war? Ist sie nicht vielleicht eine Reaction, die sich aller Orten und bis jetzt noch in vereinzelten Versuchen kund thut, die von allen denjenigen unterhalten und aufgeregt wird, die noch im vorigen Jahre nach dem Aufschwunge vom Jahre 1842 einer vollständigen Apathie und Mattheit verfallen waren und durch die weitergehende Entwicklung aufgeschreckt, sich nicht anders helfen konnten, als durch die Rückkehr zu dem Lebensgebiete, auf welches sie durch ihre Vorstellungen im Grunde angewiesen sind? Sind diese vereinzelten Versuche nicht vielleicht die Vorboten einer allgemeinen Reaction, gegen deren Andrang sich die neue Entwicklung erst vollständig zu bewähren hat — ja die Vorboten einer allgemeinen [Z]erbröckelung, in welcher Alles zu Atomen zerfällt, an deren neuer Organisirung die [Ent]wicklung, gegen die sich die Indolenz der Menge richtet, ihre Thatkraft zu beweisen

hat?" — Diese Fragen beantwortet Bruno Bauer mit Charakterisirung der „Lichtfreunde," denen er nachweist, daß sie „nur mit Widersachern kämpfen können, die selbst so arm am Leben sind, daß der Streit mit ihnen kein Lebensfeuer entzünden kann," und „was die weitere Entwickelung des neuen Bewußtseins betrifft, so war der Bund der Freunde nur die Auflehnung der Unbestimmtheit gegen dieselbe — einer Unbestimmtheit, die zu weit in der Vergangenheit zurückliegt, um mit ihr wirklich in Berührung treten zu können." — Dem „Ludwig Feuerbach" zeigt Bruno Bauer nach, daß er mit dem Positiven den Gegensatz bildet, „in welchen die Unbestimmtheit des Hegelschen Systems verfiel." „Sie gehören zusammen, waren gleich berechtigt und konnten sich nichts anhaben. Die Wahrheit lag erst in ihrer spätern höheren Vereinigung: an die Stelle beider entgegengesetzten Anschauungen (die Anschauung von dem Wesen, in welches sich die Persönlichkeit aufhebt, und von dem Verhältniß zweier positiven Persönlichkeiten, von denen jede ihre Schranke und ihre Unendlichkeit setzt) — trat später der Gedanke der Persönlichkeit überhaupt, die der Urheber ihrer Attribute und ihres Wesens ist." „Eine Kritik, die in jedem Momente immer nur das einfache Wesen im Auge hat und ihren Gegensatz an demselben mißt, ist auch in jedem Augenblicke fertig, hat keine Entwicklung in sich, schreitet nicht im Sturmschritt vorwärts, sondern springt, um von einem bestimmten Gegenstande zum andern fortzugehen, erleuchtet nicht, sondern spricht nur, indem sie den bestimmten Gegenstand der Kritik im Wesen augenblicklich sich verzehren läßt, sie blendet, indem sie eine Bestimmtheit wie die andere in die Glorie des Wesens hineinhebt und verschließt sich den Blick in die Widersprüche der Geschichte. Die Kritik ist erst welterschütternd, wenn sie weiß, „daß die Unterscheidung des Individuums von seinem Wesen sein eigenes thätiges, sich bewegendes Wesen, das Wesen aber seine That ist." — „Die Persönlichkeit, die der Urheber ihrer Attribute und ihres Wesens ist." — Damit hätte Bruno Bauer seinen „Standpunkt" verlassen, wenn er ihn überhaupt verlassen könnte und nicht sogleich das Wort, das er ausspricht, hypostasiren müßte, um ein „Allgemeines," den Begriff" zu behalten. Darum will er auch nicht diese leibhaftige Persönlichkeit, nicht das Individuum," sondern nur den „Gedanken" „der Persönlichkeit," d. h. ein Allgemeines, eine Phantasie, „den Geist" — das ist der Sinn der Bauerschen Persönlichkeit;" „den Geist" — das Glaubensbekenntniß Bruno Bauers. —

§. 2. Köppen.

der Vertreter des Staates oder Nicht-Staates in der Kritik, der ächte und schlechte Bauerianer in den „Norddeutschen Blättern." „Er wiederholt und giebt in populärer, auseinandergerollter Form" die Gedanken B. B. wieder. — „Die gleichgültige deutsche Masse, der man seit dem Jahre 1840 unaufhörlich vorgeredet hatte, sie müsse nun selbstthätig an der Lösung politischer Probleme arbeiten und sich muthig in den wilden Strudel der Freiheits- und Fortschrittsbestrebungen stürzen, wenn sie von dem alten Unflath sich reinigen, ihre Kräfte neu beleben und für das neue selbstbewußte politische Leben praktisch ausbilden wolle, fühlte sich vollkommen beruhigt, als sie erfuhr, der Spektakel habe nun endlich aufgehört, man habe dem ganzen Treiben Einhalt gethan und ihm für die Zukunft vorgebeugt. Dennoch aber war die Aufregung nicht gedämpft: die ganze gesellschaftliche Atmosphäre strahlte jetzt erst die Glut aus, die sie während der Zeit eingesogen hatte, als die Hitze und das Feuer des Kampfes

Alles in Bewegung gesetzt und alle Elemente entzündet hatte. Daher war es noch nicht möglich, inmitten der nach Hause taumelnden Menge frei aufzuathmen, und wer es versuchte, fühlte augenblicklich den schweren Druck der dumpfen Gewitterschwüle. Diese dünkte Einigen unerträglich, und während Andere einzig darauf bedacht waren, ein furchtbares und segensreiches Gewitter herbeizuführen, die erhitzte Atmosphäre abzukühlen und aufzuklären, machten Jene sich aus dem Staube und überließen es Diesen und der gütigen Natur, allen Elementen ihre natürliche Temperatur wiederzugeben und die verwirrte Masse zu zwingen, daß sie unverhohlen ihre Verstimmung über die ganze Katastrophe ausspreche und dann, von dieser Anstrengung erschöpft, auf dem Daunenbett der Reaction zur alten Gedankenlosigkeit wieder einschlummere. Erst jetzt ward es dem Kundigen möglich, das Resultat dieser letzten Geschichtsepoche, die deshalb mit so beispielloser Hast ihrem Ende entgegeneilen mußte, weil sie die der Geschichte feindlichen Massen in Bewegung gesetzt und einen entschiedenen Schritt ihnen abgenöthigt hatte, deutlich zu erkennen und an der geschichtlichen Entwicklung dieses Resultats nachzuweisen, daß jene neue Bewegung zwar nicht mehr das alte Leben der Masse bezweckt und von den alten Vorstellungen erfüllt gewesen sei, daß sie aber im Grunde doch nur das Alte consequent durchgeführt habe, und daher an dem wirklich Neuen, der Kritik, die den wahren Fortschritt in der unbegrenzten Freiheit der Untersuchung und in der geschichtlichen Entwicklung bezeichnet, ihren Gegensatz erhalte, der sie zwinge, mit der Masse übereinzustimmen und diese, durch Verflüchtigung alles concreten Inhalts und Vertuschung der Widersprüche, für die neue Aufklärung zu gewinnen." — „Der wahre Fortschritt ist die unbegrenzte Freiheit und die geschichtliche Entwicklung" — also: „Wahrheit," „Fortschritt," „Unbegrenztheit," „Freiheit," „Geschichte," „Entwicklung" einer dummen „Masse" gegenüber — so lautet das Glaubensbekenntniß Köppen's. (Vergleiche B. Bauers Literaturzeitung.) Mit diesem Thema spielt er Variationen in der Kritik des Staates, des Socialismus ꝛc. —

v. Förster

entwickelt auf Bauerscher Grundlage mit zarter Behändigkeit und behändiger Zartheit die „Gemälde-Ausstellungs- und Ronge-Rock-Literatur." Die ästhetischen „Gedanken" lauten: „Der religiöse Mensch weiß sich abhängig von einem Höheren, zufällig gegen ein Wesentliches und zwar so, daß dieses Wesen das Erste ist, von dem das Verhältniß anfängt; er selbst das Zweite, das Geschaffene. Eben so schöpft der Künstler aus dem Innersten der Menschenbrust und giebt dem Wesentlichen objektive Existenz, aber dieser fängt von sich an. Wie durch die Religion die Menschen von den Göttern, so werden durch die Kunst die Götter von den Menschen geschaffen. Die Kunst giebt dem Wesen sinnliche Gestalt, was sie objectiv für sich hinstellt, verlegt die Religion in die Vorstellung und dadurch in den Menschen zurück. Kunst und Religion stehen in Wechselwirkung und sind untrennbar. Nur durch die Kunst kann die Religion, nur durch die Religion die Kunst verstanden werden." „Immer ging die Kunst mit den höchsten Interessen der Menschheit Hand in Hand. So lange die Menschen von Ideen bewegt wurden, hatte der Künstler diese zu verkörpern. So lange nämlich die Menschen bewegt wurden. In einer philosophischen Zeit aber, in der sich der Mensch auf seine eigenen Füße stellt, in einem Zeitalter, in dem die Idee, die bisher herrschte, bekannt und in ihrer Auflösung begriffen ist, in einem Zeitalter der Kritik, fehlt es der

Kunst an einem darzustellenden Inhalte.“ — „Das philosophische Zeitalter“ — v. Förster. — — Gegen Ronge heißt es: „Es ist nicht die katholische Confession als solche, nicht das Wesen des Katholicismus, nicht seine jetzige Gestalt, deren Schranken der Priester von Laurahütte überschritte, nur gerade das Factum der Ausstellung des heiligen Rockes empört ihn und giebt ihm Muth, seine Entrüstung zu veröffentlichen. Hätte der Bischof Arnoldi den heiligen Rock im Schranke hängen lassen, so würde er sich noch heute der Achtung des Herrn Ronge erfreuen. Das ist aber gerade dem Philister eigenthümlich, daß er die Consequenzen eines Princips nicht aus ihrer Quelle fließen sieht, daß er das Allgemeine hier-, das Einzelne dorthin stellt, ja am liebsten nur dieses gelten lassen, jenes ganz läugnen möchte. So Herr Ronge.“ — Vor „dem Geiste“ sind „die Geister“ — Nichts. Vor der „Wissenschaft“ darf „die Masse“ nicht aufkommen. Vor der „Ideenlosigkeit“ fällt „die Kunst.“ Vor „Gott“ ist „der Einzelne“ ein Sünder. Das ist „der Glaube“ des Herrn v. Förster. —

Albert Fränkel.

Die Masse. „Die Masse“ zeugt von seinem Berufe zur Schriftstellerprofession. „Der Charakter der Masse ist der der Formlosigkeit, wo nichts mehr organische Gestalt, nichts Glied und Theil eines Ganzen, vielmehr Alles zu einer einzigen, chaotisch durcheinander geworfenen Masse geworden ist:“ „Die Masse schreitet fort, je mehr sie sich der Erfüllung ihrer geschichtlichen Aufgabe nähert, d. h. je mehr sie durch das Zusammenfallen ihrer bisherigen Unterscheidungen, ihr Wesen, die ungestaltete Massenhaftigkeit, ausdrückt. Aus einandergerissen und auf tausendfache Bahnen zersplittert, wird sie sich nur als ein Zusammengehöriges, als eine Masse darstellen, wo es eben gilt, das Gewicht der Massenhaftigkeit für oder gegen eine Erscheinung geltend zu machen, durch die sie sich in ihren gemeinsamen Voraussetzungen und Vorstellungen geschmeichelt und gehoben, oder beleidigt „fühlt.“ „Wie aber der Punkt, in dem die sonst vereinzelten und getrennten Individuen zusammenstimmen und einig sind, nur immer der allgemeinste und unbestimmteste sein kann, so stellt sich diese Uebereinstimmung auch nur in der allgemeinen und unbestimmten Form des Gefühls, und zwar in dem gesteigerten Gefühl eines allgemeinen Enthusiasmus, oder einer allgemeinen Empörung dar. Diese Gefühle — deren Inhalt um so unbestimmter sein muß, je ausgebreiteter und ansteckender sie sind — sind die einzigen Kräfte, mit denen die Masse, als solche, agirt und reagirt — Kräfte, die aber nur dann von Gewicht sind, wenn sie in massenhafter Weise auftreten, während die ruhige und gründliche Prüfung, die Durchforschung eines Gegenstandes, die Entwicklung der Erkenntniß nur immer die That des Einzelnen sein kann.“ — Siehe: „die Gattung und die Masse.“ — A. Fränkel käuet die Gedanken Bruno Bauers wieder — ein Wiederkäuer. —

Szeliga.

Seine Kritiken sind rhapsodische Gesänge der Phantasie. Er steht unter dem Niveau der Kritik, wie er darüber stände, wenn er nicht Bauerianer wäre. Er entdeckt überall „Geheimnisse,“ sieht überall „Geheimnisse,“ löst überall „Geheimnisse,“ ist sich selber ein „Geheimniß.“ — „Es hieße nichts anderes, als eine neue Phantasie an die Stelle aller andern zu zerstörenden setzen, wollte man behaupten, der Mensch

dürfe und könne ferner gar nicht mehr phantasiren. Die Phantasie ist ja die Vernunft selbst in einer ihrer sinnlichen Formen, und gehört somit nach Feuerbach wesentlich zu jenen absoluten Mächten, welche die Gattung, die eigentliche Menschheit im Menschen constituiren. Der Geist bedarf so gut, wie der Körper, der gymnastischen Uebungen." Man kann also phantasiren — das ist gewiß; man kann, wenn man will. Szeliga aber will nicht phantasiren und phantasirt doch. Er singt ein „Wiegenlied," das „anstimmt für der Menschheit jungen Tag" und spielt „ein Lustspiel": „die Langeweile in Allerwelt," in dem er die Philisterwelt abconterfeit und an dessen Ende der Narr spricht:

Es will
Die Weltgeschichte nicht, die Menschheit nicht
Zu einem Ziel mehr kommen, nein! sie will
Hinaus, das Unermeßliche gewinnen
Und keine Brandung, die am Ufer schäumt,
Soll eine Gränze sein des kühnen Schritts,
Den sie entfesselt vorwärts schreiten will." —

Von diesen „Originalstücken" geht Szeliga zu seinem und dem letzten Glaubensbekenntniß der Kritik. Er singt sein und ihr Grablied in der „Kritik des Einzigen." Die Kritik konnte den „Einzigen" kritisiren, aber diese Kritik war ihr Tod. Die reine Kritik — so bekennt und predigt der gottgesalbte und gottgeweihte Priester — hat zum erstenmal gezeigt, daß der geistige Kampf kein Duell ist, — kein Duell, in welchem sich zwei Principe, jedes sein Schwert der Wahrheit schwingend, gegenüberstehen und Eins auf die Vernichtung des Andern ausgeht. Ihr ist es so wenig um den Sturz des Einen und um die Erhebung eines Anderen zur Alleinherrschaft zu thun, daß sie den Kritiker vielmehr veranlaßt, sich als Eins mit dem zu betrachtenden Gegenstand zu setzen, ihn als Geist vom Geist geboren anzuerkennen, sich in das Innere des zu bekämpfenden Wesens hinein zu begeben, dort die Bande und Fesseln, welche dasselbe an der freien Selbstentwicklung hinderten, zu lösen und zu sprengen, dem Gegenstande so seine Macht und sein Recht erst zu schaffen und ihm seine Verherrlichung zu bereiten, — eine Verherrlichung, die darin besteht, daß das Princip, welches in der Geschichte entstanden ist, in seine Heimath, in das Innere, in's Selbstbewußtsein, in seinen Ursprung zurückgeführt wird. Freilich ist diese Verherrlichung des Princips auch zugleich seine Auflösung; aber nicht seine Auflösung in Nichts, sondern in die Elemente des ewig schaffenden Geistes. Die reine Kritik befreit daher zugleich im Innern des Princips mit dem Triebe desselben zur Selbstbewährung auch dieses Triebes Feind, welcher das Princip zwingt, sich in demselben Augenblicke, wo es die Weltmacht werden will, zurückzuziehen und zu einer reinen Privatsache, zu einem Bedürfniß der Schwäche zu machen, sich mit seiner eigenen Unbestimmtheit und Muthlosigkeit zu schlagen und zu strafen. — Siehst du den lieben Herrgott des Kritikers, wie er ihn beim Schopf hat und in seinem Dienste sich bemühen und abmühen läßt? „Die Kritik" — ist der Herrgott des Kritikers. „Die Kritik" „veranlaßt" den Kritiker — aus sich vermag er nichts zu thun, der ohnmächtige, schwache, hülflose und hülfsbedürftige Sterbliche. Sie „veranlaßt" ihn zur „Verherrlichung" der Gegenstände, denn verherrlicht, verklärt, dem profanen Dasein und ihrer Eigenheit und ihres Eigenseins entrückt, aufgelöst müssen die Gegenstände werden, um tauglich und werth zu sein der Aufnahme im — kritischen Himmel. Und nun bekennt dieser Frömmste der Frommen mit thränendem Blick, daß der Kampf der Kritik gar nicht gegen das

Ideal gerichtet, sondern nur gegen dieses Ideal, welches kein Ideal ist, nicht aber darum ein Nichts, weil es bloß möglich, denkbar ist, sondern weil es gedacht und als gedacht nicht bloß möglich, sondern wirklich ist. Ferner: die Wissenschaft des Menschen wird sich keine Zunft, keine Fakultät besonders privilegirt glauben anzubauen. Sie ist die vollständige, freie Wissenschaft, welche zum ersten Male Lehr- und Lernfreiheit verwirklichen wird; denn jeder ist sie zu befördern befähigt, wenn er sich selbst, den Menschen, und seine Nächsten, die Menschen, als eine unerschöpfliche Fundgrube zu lernen anerkennt, und an diese Unerschöpflichkeit glaubt — ja glaubt! Auch den Glauben nicht, wie das Ideal nicht und das Jenseits nicht hat die Kritik bekämpfen wollen, nur die Lüge. Der Glaube soll erst erwachen, wie der Mensch erst gefunden werden muß. Amen. —

Das sind die „norddeutschen" Herren mit ihrem Glaubensbekenntniß, dem Glaubensbekenntniß der „Kritik" — das die Welt stürzen soll. Die übrigen Arbeiter und Bearbeiter des großen Feldes: Unbekannte und Unbenannte, Edgar Bauer, E. Sander, v. Neumann rc. haben theils so wenig, theils so Gleichschattirtes geliefert, daß ihr Glaubensbekenntniß in obigen Glaubensbekenntnissen mitenthalten ist. Wir verabschieden uns darum mit vorangehender „Charakteristik" von „der Kritik" und segnen ihre Asche. —

Armin Galoor. Roman von **L. Starklof.** 2 Bände. 8. 1846.

Es ist eine angenehme Pflicht, das Gute, das wir finden, hervorzuheben und zu preisen, und ist es um so mehr in der Literatur, weil es hier den einzelnen Erscheinungen, die von Zeit zu Zeit auftauchen, um so schwerer wird, allgemeine Geltung zu erlangen, je weniger sie in den anerkannten beliebten Schlendrian einschlagen und noch durch keine anerkannten Namen unterstützt werden. Eine solche Bewandniß hat es mit der Dichtung, die wir an die Spitze unsers Aufsatzes gestellt haben. Sie verdient in jeder Hinsicht die allgemeine Aufmerksamkeit, und doch fürchten wir, daß diese ihr entgehen wird, da unsere Zeit bei aller Geneigtheit das Neue freundlich aufzunehmen und wenn irgend möglich anzuerkennen, doch auch wieder launenhaft genug ist an einzelnen Erscheinungen, vereinzelten Dichtwerken, die sich ihr nicht durch besondere Umstände gewissermaßen aufdrängen, kalt vorüberzugehen und sie zu ignoriren. Es ist eben die Persönlichkeit, die in unserer Zeit mehr fast als in jeder andern eine ausschließliche Geltung erlangt hat. Man verkennt gewiß unsere Zeit, wenn man glaubt, sie sei in allen Beziehungen eine andere als diejenigen Perioden, welche ihr vorangegangen sind. In der Literatur wenigstens huldigt sie noch denselben Principien, in ihr gelten noch dieselben Maximen, welche im Allgemeinen allen Gesetzen des geistigen Lebens zum Grunde liegen. Oft ist das Gegentheil von dem ausgesprochen worden und erst noch ganz vor Kurzem hat ein Freund Levin Schücking's in einer Charakteristik dieses Schriftstellers in der Allgem. Zeitung nachzuweisen versucht, daß unsere Zeit nur in Massen wirke, sich gestalte und sich bewege, und das Reich der Persönlichkeit im literarischen wie auf jedem andern Felde geistiger Thätigkeit vorüber sei. Wir können nicht dieser Meinung sein; im Gegentheil scheint uns ein Blick

auf die geistige Thätigkeit unserer Zeit im Allgemeinen, wie in der Literatur im Besondern die ausschließliche Herrschaft des Geistes lebhafter als je nachzuweisen.

Betrachten wir doch die Dinge wie sie sind mit vorurtheilsfreiem Blicke. Wir finden überall die Persönlichkeit des Einzelnen nach Geltung streben und zur Geltung gelangen. Wir wollen gar nicht einmal bei den politischen und materiellen Bewegungen uns verweilen, wo geradezu in unserer Zeit wie zu allen Zeiten der hervorragende Geist des Einzelnen nur die Palme davon trägt; bleiben wir nur bei der Literatur stehen, so finden wir hier eine Dictatur des Einzelnen, die sich um so empfindlicher bemerklich macht, als der Gedanke einer allgemeinen Gleichstellung in dieser Region von jeher erstrebt und für nothwendig erkannt wurde. Nicht umsonst spricht man von einer Republik der Wissenschaften und schönen Künste.

Diese von Einzelnen geübte Dictatur im Reiche der Literatur stellt sich freilich nicht selten als eine Ochlokratie dar, indem meist ihre Aussprüche gleichsam von einem hohen Rathe von Kritikern ausgehen, die eng unter einander verbunden sind und nach Belieben oder vielmehr nach ihren geheimen Sympathien das Urtheil aussprechen. Will man die clubähnliche Verfassung unserer sogenannten Aristarchen als massenhafte Gestaltung unserer Zeit anerkennen, so können wir freilich nichts dagegen einwenden, müssen aber nur bemerken, daß solche Vereine von Kunstrichtern von jeher bestanden haben, daß es zu allen Zeiten solche sogenannte Areopage gegeben hat, die sich als die untrüglichen Richter der Bestrebungen ihrer Zeit ansahen und sich eine Herrschaft anmaßten, die aber selten von großer Bedeutung war, da ein höherer Richterstuhl von jeher bestand, das allgemeine Urtheil des Publicums, dem sie eben so sehr unterthan waren als die, welche sich das letzte Urtheil anmaßten. Uebrigens ist nicht einmal in der Kritik unserer Zeit eine solche massenhafte Verbindung zu finden, indem man ja recht wohl weiß, daß das eigentliche Urtheil nur von Einzelnen ausgeht und von der großen Masse nachgeschrieen wird.

Aber wird man uns einwerfen, in den literarischen Erscheinungen unserer Zeit sei eine Gleichförmigkeit zu erkennen, in der eben das deutlichste Kennzeichen jener von uns bestrittenen massenhaften Bewegung liege. Wir leugnen diese Gleichförmigkeit keineswegs. Es ist leider nur zu wahr, daß selbst in den Schöpfungen derjenigen Dichter, welchen unsere Zeit den Kranz zuerkannt, die sie zu ihren Lieblingen erkoren hat, eine Uebereinstimmung des Styls, der äußern Einkleidung der Gedanken, ja der Gedanken selbst sich wahrnehmen läßt, die eben so ermüdend auf den unbefangenen Leser wirkt, als sie ein trübes Licht auf die Originalität unserer Dichter wirft. Aber auch diese Gleichförmigkeit können wir für keinen Beweis der oben gerügten Meinung gelten lassen, als wirke die Zeit nur in Massen. Die Nachahmungssucht, welche diesen stereotypartigen Charakter unserer schönen Literatur hervorgebracht hat, ist weit eher ein Beweis des Gegentheils, indem einzelne hervorragende Geister den Zeitgenossen ihren Stempel aufdrücken. Und wenn wir die Producte früherer Perioden prüfen, so finden wir gleichfalls, daß jeder Zeit eine besondere Ausdrucksweise aufgeprägt war, der sich nicht blos der gemeine Troß der Eintagsfliegen, sondern selbst höher begabte Schriftsteller anschlossen, unterwarfen. Zu jeder Zeit hat es einzelne Tonangeber gegeben, welche die Richtung ihrer Zeit veränderten und bestimmten. Man denke doch an die zahllosen Nachahmer des Göthe'schen Werther, man denke an die Zeit der Ritterschauspiele und Ritterromane, hervorgerufen von demselben Dichtergenius, man erinnere sich an den Troß derer, welche Schiller's Geisterseher ausbeuteten und auch diese Richtung bis

zum Ekel breittraten, und man wird eingestehen müssen, daß unsere sogenannten socialen und Tendenzromane eben nichts anderes sind als das Echo einer Zeit, wo es einem glücklich begabten Dichter gelang, diese neue Richtung aufzufinden und einzuschlagen.

Daß der von unsern bessern Dichtern vorzugsweise bearbeitete sociale und Tendenzroman nicht ein rein deutsches Gewächs, daß er von dem sogenannten Jungen Deutschland, wenn wir nicht irren, von Frankreich entlehnt und auf die Tieck'sche Novelle gepfropft ist, beweist weiter nichts als daß die Originalität der deutschen Novellistik nicht weit her ist. Das Princip des geistigen Lebens bleibt deshalb unangetastet. Immer sind es Einzelne, welche diese Bahn gebrochen, die Richtung festgestellt haben. Man darf nur nicht vergessen, daß das sogenannte Genrebild, aus dem sich der sociale Roman entwickelte, zuerst, unsres Wissens, durch H. Heine zu allgemeiner Geltung kam, dem sich dann Mundt und Laube und Gutzkow als die Bedeutenderen, welche diese Richtung verfolgten, anschlossen. Der Tendenzroman, eine Erweiterung des socialen Romans, ergab sich einfach aus dem immer engern Anschließen deutscher Novellisten an französische Muster, namentlich an George Sand, Eugen Sue u. A. Es sind überall nur Muster, welche nachgeahmt wurden, nirgends massenhafte Bestrebungen, die als solche sich geltend machten.

„Aber," wird man sagen, „es ist doch traurig, daß Diejenigen, welche sich diesen Bestrebungen nicht anschließen mögen, nur schwer oder nie zu öffentlicher Anerkennung kommen." Das ist wenigstens die Klage, welche die Charakteristik L. Schücking's in der Allg. Zeitung vernehmen läßt.

Wir müssen gestehen, daß wir in Bezug auf diese Anerkennung der Zeit eines seltsamen Glaubens leben. Wir sind nämlich der Meinung, daß Alles, was in der Zeit wurzelt, früher oder später zur Anerkennung gelangt, und daß namentlich der wahre Dichter, Derjenige in welchem wirklich der göttliche Funken glüht, seiner Zeit niemals verborgen bleibt, sondern sich immer Bahn bricht, trotz aller Hindernisse, die sich ihm entgegenstellen. Daß diese Hindernisse oft lange den Liebling der Musen im Dunkeln halten, daß er oft im Ringen mit ihnen sein edelstes Herzblut daran setzen muß und daß die Anerkennung zuweilen so spät kommt, daß sie ihm nur im Augenblick des Todes oder erst im Grabe den Heiligenschein des Märtyrers auf das müde oder geknickte Haupt drückt, das soll damit nicht bestritten werden; der Beispiele einer so späten Apotheose sind zu viele. Aber soll denn der Dichter blos der Anerkennung wegen die innere Welt, die in ihm lebt, offenbaren? Thut er es nicht vielmehr, wenn er ein wahrer Dichter ist, um seiner selbst willen, weil er nicht anders kann, weil ihn der Geist treibt, die Anschauungen zu offenbaren, die sein geistiges Auge entzücken? Das Gefühl der Befriedigung seines eignen Schöpfungstriebes ist ihm schon Lohnes genug; es schmückt ihm die kahlen Wände seines dürftigen Daseins, auch wenn Niemand sich des verlassenen Lieblings der Musen annimmt und erhebt ihn über die Noth des Augenblicks zu helleren Zeiten, die auch ihm Gerechtigkeit werden zu Theil werden lassen.

Doch in unserer Zeit ist eine solche Barbarei gar nicht mehr denkbar. Unsere Zeit, die so eifrig jedem Neuen zujagt, die Alles, auch das Unbedeutendste ergreift, um sich neue gewaltige Emotionen zu verschaffen, ist so bereit, anzustaunen, zu bewundern, zu vergöttern, daß das Verdienst sehr verborgen sein muß, wenn es seines Lohnes schon in dieser Zeitlichkeit verlustig gehen will. Wenn daher einzelne Dichter, die viel geschrieben, die sich viel gemüht haben, das Publikum an sich zu erinnern, dennoch in Klagen über Mangel an Anerkennung ausbrechen, so können wir uns eines stillen Lä-

chelns nicht enthalten. Wenn der Lobredner Schücking's z. B. in der oben angeregten Charakteristik in der Allg. Zeit. klagt, daß sein Freund „bisher meist das Unglück gehabt habe, allein zu stehen," so müssen wir ihm, wenn das heißen soll, als sei er nicht anerkannt worden, geradezu Unrecht geben. Unsere Zeit ist durchaus nicht so ungerecht, als man sie gern verschreien möchte. Die Kritiker sind es weit mehr, welche oft aus persönlichen, freundschaftlichen oder feindseligen, Rücksichten ein junges Talent über die Gebühr emporheben oder unterdrücken wollen. Das letztere gelingt ihnen häufig, denn das vornehme Schweigen, welches sie gegen einen mißliebigen oder nicht empfohlenen Autor verhängen, ist ein Bann, den nicht Jeder den Muth oder die Gelegenheit hat zu durchbrechen. Die Zeit, das große Publicum, hält gewöhnlich sein Urtheil zurück, bis es erst über die Richtung eines neuauftauchenden Talents klar geworden ist. Dann giebt es aber auch seine Meinung offen, unumwunden und häufig nicht ohne klare Einsicht in die Verdienste des zu Beurtheilenden zu erkennen. Wer die Kraft und die Mittel hat, von jenen nur zu häufig vorurtheilsvollen Richtern an diesen vorurtheilsfreien zu appelliren, wird, wenn er sonst von der Natur mit dem nöthigen Fonds ausgestattet ist, es nie vergeblich thun. Auch für diese Fälle sind der Beispiele genug vorhanden. Alle die Dichter, welche man noch jetzt als die Tonangebenden betrachten kann, haben sie nicht Anerkennung genug gefunden? Hat Laube nicht seine Zeit der Blüthe gehabt, wo er sich gewissermaßen als den Liebling des größern Publicums betrachten konnte? Ist Dingelstedt gering geachtet worden, selbst in den wenigen Proben, die er von seinem Talente gegeben? steht nicht Gutzkow noch immer als ein gefeierter Dichter da, trotzdem daß die unparteiische Kritik gar Manches an seinen, wie an den Productionen der eben genannten Dichter mit Recht auszusetzen hat? Hat nicht L. Schücking in dem Zweig seiner schriftstellerischen Thätigkeit, dem er sich am meisten gewidmet hat, der Kritik, einen allgemein geachteten Namen erlangt? Wenn sie damit nicht zufrieden sind, wenn Fr. Dingelstedt in seinen Erzählungen und Romanen, wie in seinen zuletzt erschienenen „Gedichten" das Ansehen eines nicht anerkannten Dichters annimmt und sich so gern in Klagen über die Last des literarischen Berufs ergießt, wenn er über Nichtanerkennung seines Freundes Schücking klagt, so hat er, wie gesagt, Unrecht.

Doch vielleicht haben auch wir Unrecht, daß wir solche Vermuthungen, die wohl auf keinem wahren Grunde beruhen, aussprechen. Lassen wir sie auf sich beruhen; wir wollten ja nur unsere Meinung erhärten, daß jetzt wie vordem die Persönlichkeit gilt, daß jedes Verdienst anerkannt wird, wenn es sich nur als solches wirklich darstellt. Uebrigens müssen wir gestehen, daß unsere Zeit und unsere Dichter nicht ganz von jener Originalität verlassen sind, in der sich eben das Hauptmerkmal wahren Talents ausspricht. Jene Gleichförmigkeit der Lebensanschauung und der Darstellung, die wir eben an der Mehrzahl der sogenannten Tendenzromane tadelten, hindert nicht, daß manche andere Dichter auftreten und Beifall finden, die sich von ihr frei erhalten haben. Es sind freilich der Zahl nach Wenige, doch man muß zufrieden sein mit dem was die Zeit bietet. Bereits hat Adalbert Stifter allgemeine Anerkennung gefunden, obgleich in seinen Novellen keine Spur einer Nachahmung jener geistreichen und gezierten Mode zu finden ist, welche durch das Junge Deutschland in dem Roman stereotyp geworden. Und so finden sich hie und da noch manche Andere, welche den breitgetretenen Weg des Hergebrachten nicht einschlagen.

Wir freuen uns, im Stande zu sein, auf eine solche neue Erscheinung aufmerksam zu machen.

Der Roman Armin Galoor von Starklof*) zeichnet sich vor seinen Brüdern eben so sehr durch die Eigenthümlichkeit der Darstellung wie durch seinen Inhalt aus. Er ist kein Tendenzroman. Der Dichter ist eben so weit entfernt, sich zum Vertreter und Verfechter einer einzelnen und in ihrer Vereinzelung eben so falschen Idee zu machen, als er entfernt ist, den Lobredner der bestehenden Zustände zu spielen. Er hat wohl gefühlt, daß die wahre Dichtkunst zu hoch steht, um zur Dienerin irgend einer außer ihr liegenden Idee erniedrigt zu werden. Vergeblich würden die Freunde des Communismus hier eine Anerkennung ihrer in das Blaue hinein gebauten Principien suchen; vergeblich suchen die Freunde der confessionellen Streitigkeiten, die Liebhaber des Scandals, Nahrung für ihre Liebhabereien. Der Dichter will weder eine sociale Philosophie in ergötzlichen oder schaudererregenden Beispielen, noch dogmatische Abhandlungen geben; er sucht weder seinen Ruhm darin, das Echo der Zeitungen, noch das der Salons zu sein. Und doch ist Armin Galoor ein Zeitroman, ein Gemälde, das mitten aus unserer Zeit aufgegriffen und mit kühnen, wir möchten fast sagen genialen Pinselstrichen hingeworfen ist, ein Spiegelbild der Zeit, in der sie sich erblicken kann mit allen ihren Fehlern und Schwächen, mit allen ihren Tugenden und Untugenden, ein so wahres Bild, mit so kräftiger Meisterhand entworfen, daß wir keinen Roman kennen, der ihm an die Seite gestellt werden könnte.

Man hat so oft geklagt, daß unsere Gegenwart zu zerrissen, zu unklar in sich sei, um so wie sie ist, der Kunst zum Gegenstand zu dienen, und diese Klagen so oft wiederholt, daß sie fast zur ausgemachten, unumstößlichen Gewißheit geworden sind. Und wenn man unsere anerkannten Romane betrachtet, in denen nur ein Schatten, ein matter Abglanz des wirklichen Lebens mit unmöglichen Zuständen, unklaren Phantasieen und oft fast thörichten Träumen herrscht, in denen die vorgefaßte Ansicht des Lebens, wie sie sich in der Einbildungskraft des vereinsamten Dichters entwickelt, wie sie aber nie in der Wirklichkeit ist, beim Entwurf des Bildes präsidirt, so könnte man wohl zu dem Glauben kommen, daß in jenem Zweifel über die Darstellbarkeit und dichterische Verarbeitung gegenwärtiger Zustände etwas Wahres sein müsse. Der Dichter des Armin Galoor hat das Gegentheil bewiesen und schon deshalb hat er gerechten Anspruch auf unsere Dankbarkeit und Anerkennung.

Die dem Roman zum Grunde liegende Fabel ist einfach genug. Sie schildert die letzten Lebensschicksale eines jungen Malers, der mit seiner Geburt unbekannt, einen Schlüssel zu diesem Räthsel sucht, von undeutlichen Vermuthungen getrieben ihn in den höchsten Kreisen der Gesellschaft zu finden glaubt, deshalb die Gesellschaften des hohen Adels frequentirt, und endlich aber zu spät bemerkt, daß er nur ein Spielwerk in den Händen dieser sogenannten Erdengötter war. Sein Beruf als Maler, seine frühere Bekanntschaft und sein jugendlich leichter Sinn bringen ihn mit vielen anderen Classen der Gesellschaft in Berührung, überall wo es gilt kräftig einzugreifen, entweder einem Freund zu helfen oder um verdiente Armuth zu beschützen oder auch die Bosheit zu entlarven und Anmaßung zu bestrafen, ist er eifrig bei der Hand; sein Schönheitssinn führt ihn in ziemlich vertraute Verhältnisse mit Jugend und Schönheit, und dies Alles bringt ein solches buntes Gewebe von Abenteuern hervor, daß der

*) 2 Bde., Leipzig bei O. Wigand.

Leser oft wie geblendet vor dem geistreich entworfenen und lebendig ausgeführten Gemälde steht. Der Dichter führt uns in das gelangweilte Leben der hohen Aristokratie ein, wie in die ärmliche Wohnung des bedrängten Mittelstandes; von den Intriguen des Theaters und des Hofgesindes, den Kabalen der Geldwucherer und dem Treiben größerer und geringerer Wegelagerer, von den Gedanken regierender Personen wie gemeiner Gauner fällt der bergende Schleier, mit dem sie im gewöhnlichen Leben verhüllt sind. — Der ganze Carneval des Menschenherzens zeigt sich hier dem überraschten Blicke in einer Wahrheit der Darstellung und einer Sicherheit der Ausführung wie wir es selten noch gefunden haben. Nur einen Tadel dürfen wir hierbei nicht unterdrücken: Die einzelnen Bilder sind fast zu fragmentarisch entworfen, weshalb sie zuweilen ein Gefühl des Unbefriedigtseins zurücklassen. Der Dichter liebt es, statt seine Personen redend einzuführen, nur den Inhalt ihrer Worte in seinem eigenen Namen zu überliefern. Uns scheint das verfehlt. Es giebt dem Romane etwas Unfertiges, Halbes, was dem Eindruck im Allgemeinen schadet. Doch diese und andere Ausstellungen, z. B. die dramatische Form, die er zuweilen anzunehmen beliebt, wie drastisch sie auch wirkt, können dem Werthe des Romans als ein wahrhaft practisch gedachtes und ausgeführtes Kunstwerk nur wenig Abbruch thun. Wir empfehlen es der Aufmerksamkeit des Publicums wiederholt und dringend, das übrigens den Anfang schon, wenigstens insofern es Lewald's Europa liest, kennt, da dieser darin im vorigen Jahrgange abgedruckt steht.

Wir haben diese Notiz von einem Werke, das unserer Meinung nach fast einzig in unserer schönwissenschaftlichen Literatur der Gegenwart dasteht, um so lieber gegeben, da wir wissen, wie selten die gewöhnliche Kritik sich mit Büchern abgiebt, die ihr nicht entweder von Freunden empfohlen oder durch den Namen des Verfassers selbst schon angenehm sind. Es ist das der Krebsschaden unserer Zeit, zu deren größten Sünden wir diese Unterlassungssünde rechnen. Man mag immerhin sagen, daß die Kritik in unsern Tagen so ziemlich ihren frühern allmächtigen Einfluß verloren habe. Die Kritik freilich, in so fern Jeder sich selbst ein Urtheil über irgend ein Buch zu begründen sucht, das die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, nicht aber die Anzeige, welche eben diese allgemeine Aufmerksamkeit erregt. Man sucht die Kenntniß der jüngsten Literatur nicht mehr, oder nur selten in eigentlich kritischen Zeitschriften, wohl aber in öffentlichen sonst ganz andern Tendenzen ausschließlich gewidmeten Blättern. Aus dem Feuilleton unserer politischen Zeitungen schöpft man jetzt die Literaturkenntniß, welche sonst eigenen periodischen Blättern anvertraut war. Aber wie mangelhaft und schief ist das Bild der werdenden Literatur, das uns hier geboten wird. Wir begreifen freilich, daß die Berichterstatter der Literatur nicht mit allen neuen Erscheinungen sogleich bekannt werden, daß sie nicht Alles besprechen können, was in einer gewissen Zeit und an den verschiedenen Orten erscheint. Aber wenn wir sehen, wie parteiisch häufig diese Mittheilungen sind, die in dem Feuilleton mancher Zeitschriften gegeben werden, wie es geradezu aus dem ganzen Getriebe hervorzugehen scheint, daß manche neue Erscheinungen nur deshalb nicht besprochen werden, weil sie gerade aus dem Verlage oder von dem Verfasser herrühren, gegen den ein Vorurtheil, gegründet oder ungegründet, eine persönliche Abneigung waltet, so muß man dieses ganze Zeitungswesen, wie es sich in unserer Zeit gestaltet hat, als verwerflich und tief verfallen erkennen. Merkwürdig sind uns in dieser Hinsicht immer die „Monatsberichte vom Leipziger Büchermarkt" gewesen, die seit einiger Zeit in der A. Allg. Zeitung erscheinen. Lange ist uns so nichts-

sagend, so erstorben in sich kein Bericht vorgekommen als diese Berichte im Allgemeinen alle sind. Wer den Leipziger Büchermarkt nur aus diesen Berichten kennen lernen will, der wird ein sehr armseliges Bild davon erhalten. Denn gewöhnlich wird nur das Unbedeutendste, um nicht zu sagen Werthloseste, darin namhaft gemacht. Kennt der Verfasser den Leipziger Büchermarkt und die daselbst erschienenen neuesten Erscheinungen nicht, weshalb maßt er sich denn an, einen Bericht darüber zu schreiben? Will er die neuesten Erscheinungen nicht kennen, so vergeht er sich gegen das Publicum, das von ihm Aufklärung erwartet, dem er sie versprochen hat, auf eine Weise, welche die ernsteste Rüge erheischt. Der letzte „Monatsbericht" vom 20. und 21. Januar, der die Erscheinungen vom December und Januar besprechen will, enthält z. B. nur drei oder vier Bücher, darunter, wenn unser Gedächtniß uns nicht trügt, Rötscher über Seydelmann, Schücking's Rheinisches Jahrbuch und Barthold's Historische Personen in Jacob Casanova's Memoiren; und doch war Sternberg's „Paul in der Heimath" (Leipzig bei Hahn) vielleicht sogar L. Schefer's „Geneviève von Toulouse" bei Brockhaus bereits erschienen. Sollte er diese beiden bedeutenden Erscheinungen unserer Literatur keiner Besprechungen werth gefunden haben? Sie sind aber doch, jede in ihrer Art, einer Besprechung, wenigstens einer Nennung so werth! Doch vielleicht glaubte der Berichterstatter den Ruf ihrer respect. Verfasser so festgestellt, er hielt sich so überzeugt, daß sie einer besondern Besprechung nicht entgehen würden, daß er sich scheute, an diesem Orte sie zu erwähnen. Möglich, daß diese und ähnliche Rücksichten ihn abgehalten haben, seinen Bericht mit solchen und ähnlichen Werken zu schmücken, immer bleibt es ein Mangel an Gewissenhaftigkeit und ein Verkennen des Zweckes solcher Berichte, die ein sehr seltsames Licht auf den Berichterstatter werfen. Von Büchern, die keinen anerkannten Dichternamen an der Spitze tragen und vielleicht gar in einer Verlagshandlung erschienen sind, welche vielleicht auf diese oder jene Weise das Mißfallen des Herrn Berichterstatters auf sich gezogen hat, ist natürlich niemals die Rede. So haben wir vergeblich in allen diesen Monatsberichten nach der Erwähnung eines ganz empfehlenswerthen Romans gesucht, der unter dem Titel „Die Emanzipirte" in Leipzig erschien. Das aufkeimende Talent zu wecken und zu ermuntern, das ist ja nicht die Aufgabe der heutigen Kritik, sie will blos Lob spenden, wo sie Lob erndten kann. Das heißt man dann das kritische Zeitalter!

Ueber Preußische Reichsstände.

Wie die gegenwärtig bestehenden Provinziallandtage des Preußischen Staates organisirt sind, ist bekannt. Wir haben nur Folgendes herauszuheben:

	Der (staatsrechtlich so genannte) Erste Stand *) sendet auf die Landtage:	Dagegen senden die Städte:	die Landgemeinden:
in der Provinz Preußen	47	28	22
" " " Brandenburg	36	23	12
" " " Pommern	25	16	8
" " " Posen	26	16	8
" " " Schlesien	46	30	16
" " " Sachsen	36	24	13
" " " Westphalen	32	20	20
" " " Rheinprovinz	30	25	25
zusammen	278	182	124 Vertreter.

Die beiden letzteren Stände haben zusammen also nur 28 Vertreter mehr, obgleich sie die entschiedene Mehrzahl der Unterthanen und des Nationalvermögens, und eine Mannichfaltigkeit der wichtigsten Interessen in sich fassen, denen der Erste Stand bei Weitem etwas Gleiches nicht entgegenzusetzen hat.

Wie vortrefflich sie auch in den Personen ihrer Abgeordneten vertreten sein mögen, sie sind gleichsam entwaffnet, weil, so lange der Erste Stand zusammenhält, eine wirksame Majorität gegen diesen um so unmöglicher ist, als gesetzlich zwei Drittheile der Stimmen des gesammten Landtages erforderlich sind, um ein berücksichtigungsfähiges Resultat herbeizuführen.

Es muß also im Lager des Ersten Standes selbst Zwiespalt ausbrechen, um den andern beiden Ständen eine auch dann noch zweifelhafte Aussicht auf Erfolg zu eröffnen. Wie selten dies der Fall ist, auf wie entgegengesetzten Bahnen die Interessen der verschiedenen Stände wandeln, ist klar. Es liegt in der Natur der Sache, und wir wollen nicht einmal einen Vorwurf daraus machen.

Diese Interessen, in Eine Versammlung Eines Provinziallandtages zusammengedrängt, können daher in der Regel nur die Wirkung haben, wie wenn ein Wagen vorn und hinten bespannt würde, wovon die Itio in partes eher ein Beispiel, als eine Ausnahme sein dürfte.

*) In den Provinzen Schlesien, Sachsen, Westphalen und der Rheinprovinz giebt es zwar vier Stände; indessen gehört materiell die Ritterschaft, hier als zweiter Stand figurirend, unbedenklich weder zu dem Stande der Städte, noch der Landgemeinden, folglich zum Ersten Stande.

Man kann hierin Konservatismus finden; aber man kömmt auch wenig von der Stelle, und rückt man dennoch einmal vorwärts, so hätte man dies ohne jenen Kraftaufwand viel leichter haben können, und täuscht sich in der besten Meinung, als thäte man etwas, allerseits selbst.

Die meisten Gesetze, die bisher unter Beirath der Stände vom Stapel gelaufen sind, würden eben so gut und dabei billiger und schneller zu Stande gekommen sein, wenn die Regierung, ohne alle Stände, allenfalls mit Anhörung einzelner Sachverständigen aus den Provinzen, die Legislatur ausgeübt hätte.

Der wesentliche Nutzen, welchen die Existenz der Provinziallandtage gehabt hat, besteht eigentlich darin, daß im Volke öffentliches Leben und Wirken geweckt worden ist und daß die Mitglieder der Landtage sich an eine Art parlamentarischen Verhandelns gewöhnt und mit einem neuen Wirkungskreise vertraut gemacht haben.

Wir wollen nicht näher eingehen auf die ungeheuern Arbeitskräfte, welche verwendet werden müssen, um ein und dasselbe Gesetz achtmal als Proposition vorzulegen, acht verschiedene Berathungen darüber zu verarbeiten, und achtfache Landtags-Abschiede zu redigiren.

Wir wollen auch nur beiläufig gedenken, wie selbst Petitionen, welche auf allen acht Landtagen gleichzeitig Anklang finden, der Regierung die bittere Mühe achtfacher Zurückweisung verursachen.

Wir wollen aber unverholen bekennen, wie der Staat sich jetzt in Provinzen, die Provinzen in Stände zersplittern, die durch nichts unter sich zusammenhängen, als durch die Zentralbehörden, und wie selbst die Petitionen der Stände sich nur auf lokale und provinzielle Bedürfnisse beziehen dürfen.

Ein Staatsleben, Nationalbewußtsein, Vaterlandsbegriff kann sich sonach auf gesetzlichem Wege kaum entwickeln. Dies zeigt sich sogar in der Presse, die mehr oder minder, von der Zensur ganz abgesehen, an der allgemeinen Einseitigkeit und Unbehülflichkeit kränkelt, wie sehr sie sich auch abmüht, das Uebel abzustreifen.

Der Grundbesitz ist ohne Zweifel die unerschütterliche Basis, und der Staat, welcher sich nur auf Industrie oder Intelligenz stützen wollte, würde des Schwerpunkts entbehren und sich in einem taumelnden Zustande befinden. Aber der Grundbesitz für sich allein ist weder der Maßstab der Kultur, noch der Barometer der Bedürfnisse eines Staates. Handel, Gewerbe, Fabriken, Kunst, Wissenschaft, Religion sind ebenbürtige Stützen.

Aber in sich selber scheidet sich der Grundbesitz in den ackerbauenden, und in den, der zu andern Zwecken dient, und wiederum der ackerbauende, wesentlich verschieden, in den Dominial- und den Rustikal-Grundbesitz.

Und dieser Dominial-Grundbesitz, also höchstens ein Drittheil des Ganzen, steht in der Preußischen Landtags-Verfassung nicht nur den übrigen zwei Drittheilen, sondern auch allen Interessen der Industrie und Intelligenz, mit gleicher Berechtigung gegenüber.

Daher rührt es denn, daß gegenwärtig ebenso die verfassungsmäßige Vertheilung der Stimmen unter die drei Stände, als die Bedingung des Grundbesitzes für alle Stände überhaupt angefochten wird; daher rührt die immer wachsende Ueberzeugung, daß die dermalige landständische Verfassung Preußens mit den Principien, auf denen sie erbaut ist, nicht für eine geraume Zukunft mehr ausreichen kann, sondern daß an ihre Stelle früher oder später eine wenigstens theilweise wesentlich veränderte

Landesrepräsentation treten werde. Hierin ist durch die spätere Anordnung der Ausschüsse in keiner Beziehung etwas geändert worden; die Principien des Ganzen sind auf diesen Theil provinzialständischer Einrichtungen durchaus übergegangen.

Der Name und Begriff der: Reichsstände ist es, der, vor dreißig Jahren vom Throne herab ausgesprochen, anfängt, seine historische Bedeutung zu vindiciren.

Die vor zwanzig Jahren an Stelle der Reichsstände ins Leben gerufenen Provinzialstände gelten nicht mehr als Ersatz, sondern als Uebergang, und es wird nur noch darüber gestritten, wann und wie die Reichsstände endlich hervorgehen sollen.

Ueber das Wann? hat die Nation selbst auf den Provinziallandtagen sich eben so besonnen, als ehrfurchtsvoll ausgesprochen.

Das Preußische Volk müßte sich aber vor sich selbst und vor allen Europäischen Nationen schämen, wenn es von sich selbst gestehen wollte, daß es noch nicht reif sei, eine reichsständische Verfassung zu handhaben; und der erlauchte Fürst auf dem Throne der Hohenzollern kann nur stolz sein auf ein Volk, das sich selbst fühlt und dadurch seinen Herrscher ehrt.

Wir haben hier nur das Wie? ins Auge zu fassen. Diese Frage zerfällt in zwei Theile:

1. Wie sind die jetzigen Provinzialstände in Reichsstände hinüber zu führen?
2. Welche Befugnisse sollen die Reichsstände haben?

Die Einführung von Reichsständen bedingt auch die Einführung zweier Kammern.

Die Erste Kammer würde aus denjenigen Mitgliedern bestehen, welche nach der bisherigen Verfassung in den Provinzen Brandenburg, Pommern, Posen und Preußen den Ersten, in den Provinzen Sachsen, Schlesien, Westphalen und der Rheinprovinz den Ersten und Zweiten Stand bilden. Es behielte daher hinsichtlich der Mitglieder, welche jetzt mit Viril- oder Kollektiv-Stimmen beliehen sind, so wie derer, welche bis jetzt durch Wahl ihrer Standesgenossen ernannt worden sind, lediglich bei der bestehenden Gesetzgebung sein Bewenden.

Die anderweitige Verleihung erledigter Viril- und Kollektiv-Stimmen ist ohnehin Attribut der Krone, der außerdem vorbehalten bleiben müßte, außerordentlich lebenslängliche Mitglieder der Ersten Kammer zu ernennen.

Wir sind überzeugt, daß diese Mitglieder einer Ersten Kammer alle Würde, Umsicht, Weisheit und Stabilität eines britischen Oberhauses nicht weniger, wie dessen Glanz, in dieselbe verpflanzen würden.

Damit wäre zugleich durch innere und äußere Konsolidation des Einen wesentlichen Bestandtheils der bisherigen Repräsentation für die historische Basis des Staates volle Genugthuung geleistet.

Die Zahl der Mitglieder dieser Kammer würde daher ungefähr auf dreihundert steigen.

Die Zweite Kammer fordert, soll sie neben und gegenüber ihrer Schwester ihren Zweck erfüllen, unabweislich das Opfer eines Princips, und zwar der Idee einer Vertretung nach Ständen und der Bedingung des Grundbesitzes in ihrer jetzigen Allgemeinheit.

Der Staat ist, wie dazu verpflichtet, nur berechtigt, Garantie zu fordern, daß der Volksvertreter in Bildung und Karakter die Bürgschaft trage für die Fähigkeit zu seinem Amt und für die gewissenhafte Erfüllung seiner Pflichten.

Weder Geld noch Grundbesitz allein gewähren diese Bürgschaft. Sie kann in Wahrheit nur im Anerkenntniß Seitens derer beruhen, welche ihre Interessen dem Abzuordnenden anvertrauen, und gerade, je enger der Staat die Schranken für die Aeußerung dieses öffentlichen Vertrauens steckt, desto mehr beraubt er sich selbst der Gewißheit, daß der Erwählte auch der Würdigste sei. Eben in dem Gewichte der Interessen, welche die Wähler anzuvertrauen haben, liegt die sicherste Garantie, daß ihre Wahl nur auf Solche fallen wird, welche eine diesem Berufe entsprechende Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft einnehmen.

Der gesunde Sinn des Volkes unterscheidet zuverlässiger, als alle Vorsicht der Gesetze, den fähigen rechtlichen Mann vom Projektenmacher und Rabulisten. Wir würden daher, statt aller positiven Bestimmungen über den Zensus, folgende Bedingungen ausreichend finden:

Wählbar zum Mitglied der Zweiten Kammer ist in den Stadtgemeinden Jeder, der entweder das Bürgerrecht erworben hat, oder ein städtisches Gewerbe als Meister selbstständig betreibt oder ein städtisches Amt bekleidet; in den Landgemeinden Jeder, welcher einen Grundbesitz hat, dessen Betrieb, er mag sich auf Ackerbau, Gewerbe oder Fabriken beziehen, sein ausschließlicher Beruf ist, und zu seiner selbstständigen Existenz ausreicht.

Ferner alle Civilbeamten im unmittelbaren Staatsdienst, ausschließlich der Subalternbeamten.

Endlich die Geistlichkeit aller vom Staate anerkannten Konfessionen, und die Professoren der Landesuniversitäten.

Wer hiernach wählbar ist, kann auch wählen.

Zur Ausübung dieser Rechte ist das vollendete 30. Lebensjahr erforderlich; sie wird durch den gerichtlich ausgesprochenen Verlust der National-Kokarde suspendirt, bis die Rehabilitation erfolgt ist.

Was nun die Wahl selbst betrifft, so gehen wir auf die Eintheilung des Staates in landräthliche Kreise zurück. Sie besteht seit einem Menschenalter, hat tief in alle Verhältnisse gewurzelt, liegt fast dem ganzen Organismus der Verwaltung zum Grunde, und erscheint deshalb als die land- und volksthümlichste Basis für den in der Zweiten Kammer zur Erscheinung kommen sollenden Theil der Landesrepräsentation.

Die Interessen eines Kreises in sich, nachdem der große Grundbesitz in der Ersten Kammer gewahrt ist, werden unbedenklich als ein Ganzes betrachtet werden können, dessen Vertretung durch Einen Abgeordneten hinreichend gesichert wird, wenn wir den größeren Städten noch besondere Rechte vorbehalten.

Jeder Kreis-Einsasse von der erforderlichen Bildung (und nur solche werden zur Kandidatur gelangen können) kennt den Zustand und die Bedürfnisse seines Kreises hinreichend; er hat am Landrathe und an den Kommunalbehörden genügende Quellen seiner vollständigen Information um auf specielle Gegenstände einzugehen; und die Wähler des Kreises werden ihrerseits mit Leichtigkeit ihren Mann finden.

Einer Sonderung der kleinern Städte von den Landgemeinden wird es dabei nicht bedürfen. Jene, großentheils selbst mit Ackerbau beschäftigt, anderntheils auf Gewerbe oder Fabriken angewiesen, die sich meist über den ganzen Kreis erstrecken, werden in ihren wesentlichen Interessen mit den Landgemeinden ihres Kreises fast überall übereinstimmen, und jedenfalls eine lokalere Vertretung finden, als jetzt.

Nur die größeren Städte, durch Einwohnerzahl, durch Handels- und Gewerbsthätigkeit und entschiedenere Wichtigkeit ihres Einwirkens in den Staatswohlstand hervorgehoben, würden einer besondern Vertretung bedürfen; in ihnen wird sich zugleich das Interesse der Intelligenz, der Wissenschaften und Künste, konzentrirt finden.

Nimmt man beispielsweise an, daß Städte mit 10,000 Einwohnern Einen, mit 50,000 Zwei, mit 100,000 Drei Abgeordnete zugewiesen erhielten, so würde, mit Hinzurechnung der Kreis-Abgeordneten, die Zweite Kammer Vierhundert und Einige Mitglieder zählen.

Die Wahlen dieser bevorrechteten Städte geschehen unter Leitung des Magistrats, und diese Städte nehmen an den Kreiswahlen keinen Antheil.

Die Kreiswahlen hätten auf folgende Weise vor sich zu gehen:

Jeder Kreis hat in der Kreisstadt unter Leitung des Landraths sein Wahlbüreau.

Der Landrath führt die General-Matrikel der wahlfähigen Kreis-Einsassen, und vervollständigt dieselbe aus den Special-Matrikeln, welche die Kommunalbehörden führen.

Die Ausschreibung der Wahlen erfolgt durch die Ober-Präsidien.

Jede Stadt- und Landgemeinde wählt, unter Leitung ihrer Kommunalbehörde, abgesondert einen Kandidaten, dessen Namen an das Wahlbüreau eingesandt wird.

Nach Ablauf einer bestimmten präklusivischen Frist beruft der Landrath das Kreis-Wahlkollegium zusammen, welches aus den Bürgermeistern der Städte, und den Schulzen der Dorfgemeinden besteht. Ist Eine dieser letztgenannten Personen selbst Kandidat, so erscheint statt ihrer Derjenige, welcher das Amt in ihrer Abwesenheit zu versehen haben würde.

Vor diesem Kollegium werden die eingegangenen Wahlzettel verlesen und protokollirt.

Derjenige Kandidat, welcher die Majorität der Stimmen erlangt hat, wird als Abgeordneter des Kreises proklamirt.

Die Wahl geschieht auf sechs Jahr.

Haben mehrere Kandidaten gleichviel Stimmen, so kommen diese in die engere Wahl; ihre Namen werden durch das Kreisblatt veröffentlicht, und es wird eine neue Wahl durch den Landrath gleichzeitig angeordnet.

Hat diese wiederum kein Resultat, so hat das Kreiswahl-Kollegium die Befugniß, sofort zwischen den zur engern Wahl gelangten Kandidaten zu wählen. Tritt auch hier Stimmen-Gleichheit ein, so entscheidet das Loos, welches der Landrath zu ziehen befugt ist.

Das über die definitive Wahl im Kreis-Wahlkollegium aufgenommene und von diesem vollzogene Protokoll wird vom Landrath ausgefertigt und dem Erwählten zugestellt, um von diesem als Legitimations-Urkunde in der Kammer niedergelegt zu werden.

Das Amt eines Abgeordneten ist ein Ehrenamt und eine Staatsbürgerpflicht. Die Mitglieder der Reichsstände können daher keinen Anspruch auf Diäten und Reisekosten machen. In Ausnahmefällen wäre es den Kommittenten zu überlassen, ihren Kandidaten in den Stand zu setzen, die seine Vermögensverhältnisse übersteigenden Unkosten des Mandats zu bestreiten.

So in Eine Repräsentation vereinigt, würde der Geist der Nation seine Einheit finden, und finden müssen. Die einseitigen Ansichten und Ansprüche der einzelnen Landestheile würden im Gesammtinteresse aufgehen, oder vor dem Gesammtwillen erliegen und verstummen.

Man wende nicht ein, daß die Provinzen zu verschiedenartig seien, um gemeinsam zu berathen. Sie müssen es eben lernen!

Man wende auch nicht ein, daß, wenn erst die Form vorhanden wäre, die Kammern (oder doch die zweite) ungenügsam und ungeduldig zum Mißbrauch und Uebergriff drängen würden. Gerade die parlamentarischen Schranken und Gegengewichte würden die gesundeste Regelung des Fortschrittes gewähren. Die erprobte Pietät der Nation gegen das angestammte Herrscherhaus, die tiefgewurzelte Achtung vor Gesetz und Herkommen ist gleichsam ein Sittengesetz, das mächtiger, als alle Verführung, waltet.

Wie die Menschen, so haben die Völker einmal Rechte, die, wie lange sie auch geruht haben mögen, doch endlich zur Anerkennung durchdringen. Die Form und der Name dieser Anerkennung ist: Verfassung. Weder diese Anerkennung, noch das Verlangen darnach, ist Revolution. Die Revolution stirbt in der Reform.

Die gegenwärtig bestehende Landes-Gesetzgebung bleibt in Kraft, bis sie auf verfassungsmäßigem Wege abgeändert wird. Aemter, Titel, Würden, Gehalte, Pensionen und Emolumente, der ganze Organismus des Staates, die vorhandene Staatsschuld, Personen- und Eigenthumsrechte bleiben unverändert. Die Gegenwart geht unangetastet auf die reichsständische Verfassung über. Es handelt sich nur um die Zukunft. Sie liegt in den Befugnissen, die wir für Reichsstände Preußens zweckmäßig erachten.

Uneingeschränkte Theilnahme an der gesetzgebenden Gewalt.

Der König hat die Initiative der Gesetzgebung. Die Kammern haben das Recht der Petition und der Interpellation.

Die königlichen Propositionen können nach Befinden der Ersten oder Zweiten Kammer zuerst vorgelegt werden. Soweit sie sich aber auf Steuern oder Anleihen beziehen, gehen sie zuerst an die Zweite Kammer.

Propositionen, welche ohne Amendement die Zustimmung beider Kammern erlangt haben, werden hierdurch zu Gesetzen erhoben. Ihre gesetzliche Wirksamkeit tritt jedoch erst mit der Publikation ein.

Amendements, welche die Eine Kammer angenommen hat, gelangen mit der Proposition an die Andre Kammer.

Verwirft die Andre Kammer das Amendement, oder modificirt sie dasselbe, oder ersetzt sie es durch ein andres, oder fügt sie überhaupt erst ein Amendement zu der Proposition, so muß die letztere an die zuerst diskutirende Kammer zurückgehen. Erfolgt keine Einigung, so ist die Proposition mit sämmtlichen Amendements an das Ministerium zurückzureichen.

Amendements, welche beide Kammern angenommen haben, bedürfen der königlichen Sanktion. Die Regierung kann jedoch dem nächsten Reichstage einen veränderten Gesetz-Entwurf vorlegen.

Verminderungen, Veränderungen und Erhöhungen der bei Einführung der Reichsstände bestehenden Normal-Etats unterliegen der Be-

rathung und Genehmigung der Kammern. Jedem Reichstage ist der Etat des Staatshaushalts zur Kenntnißnahme vorzulegen.

Petitionen, welche an die Kammern eingehen, können nur mittelst Beschlusses der betreffenden Kammer an das Ministerium überwiesen werden. Andernfalls geht die Kammer zur Tagesordnung über.

Petitionen, welche von Einer der Kammern ausgehen, sind schriftlich an den König zu richten.

Das Petitionsrecht der Kammern ist unbeschränkt. Erfolgt ein motivirter abschläglicher Bescheid, so darf dieselbe Petition auf demselben Reichstage nicht erneuert werden.

In beiden Kammern hat jedes Mitglied das Recht der Interpellation. Die Absicht zu interpelliren, und deren Gegenstand muß vorher angezeigt werden. Die Kammer kann einen solchen Antrag jedoch, wenn dies andrerseits beantragt wird, ablehnen.

Die Minister haben jederzeit Zutritt in den Kammern und das Recht gehört zu werden, so oft sie es verlangen.

Die Kammern stehen nur durch Schriftwechsel mit einander in Verbindung.

Die Kammern stellen ihr Geschäfts-Reglement fest.

Die Präsidenten der Kammern ernennt der König, aus je drei von jeder Kammer gewählten Kandidaten.

Bis zu dieser Ernennung präsidirt das älteste Mitglied.

Die Präsidenten ernennen ihre Stellvertreter. Die Kammern wählen die Sekretaire und Quästoren.

Die Kosten des Reichstags werden aus Staatsfonds bestritten, und durch die Quästoren verrechnet.

Die Sitzungen der Kammern sind öffentlich, sofern die Kammer nicht selbst eine geheime Sitzung beschließt.

Zur Beschlußfähigkeit der Kammern gehören zwei Drittheile der auf dem Reichstage erschienenen Mitglieder. Die einfache Majorität der in der Sitzung anwesenden Mitglieder entscheidet. Bei Stimmengleichheit giebt die Stimme des Präsidenten den Ausschlag.

Die Abstimmung erfolgt durch Kugelung.

Die Minister stimmen nicht mit.

Während der Dauer des Reichstages finden gegen die Mitglieder der Kammern, ohne Zustimmung der betreffenden Kammer, weder Zivil- noch Kriminalstrafen statt.

Die Verhandlungen der Kammern werden während der Dauer des Reichstages auf Staatskosten veröffentlicht. Die Redaktion geschieht durch die von jeder Kammer niedergesetzte Kommission, welcher Stenographen assistiren.

Der Reichstag versammelt sich jedes zweite Jahr am 1. Februar in Berlin.

Die Dauer des Reichstags ist abhängig von der Erledigung der Königlichen Propositionen.

Eröffnung und Schluß erfolgen durch Königlichen Erlaß.

Der König kann, auf den Rath der Minister, die Kammern auflösen, und neue Wahlen anordnen; in diesem Falle muß der Reichstag zugleich auf das nächstfolgende [illegible] berufen werden.

Unser Zweck war lediglich der, zu untersuchen, wie die bestehende Einrichtung der Preußischen Provinziallandtage sich ohne Schwierigkeit und Gefahr in eine reichsständische Gestaltung hinüberführen lasse.

Was wir in Vorstehendem ausgesprochen haben, schien uns zur Skizzirung des uns vorschwebenden Bildes erforderlich.

Was wir noch sagen könnten, würde über den Bereich unsers Zweckes hinausliegen.

Wir wissen wohl, daß wir zwischen zürnende Vorurtheile und unbefriedigte Hoffnungen treten, von denen beiden unsere Ansichten gleich weit abweichen.

Aber wir dürfen erwarten, daß deshalb weder unsere Absicht verdächtigt, noch unsere Gesinnung verketzert werde.

Inhalt.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Bei **Otto Wigand**, Verlagsbuchhändler in Leipzig, sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Wigand's
Conversations=Lexikon.

Für alle Stände.

Von einer Gesellschaft deutscher Gelehrten bearbeitet.

Vollständig in 12 Bänden. — Jeder Band in 12 Heften.
Jedes Heft 5 Bogen.

Preis: à Heft 2 gGr. = $2^1/_2$ Ngr. = 9 Xr. rhein. = $7^1/_2$ Xr. C. M.

Vorwort.

Wir übergeben dem Publikum hiermit die ersten Hefte eines neuen, seit mehreren Jahren vorbereiteten Conversations=Lexikons. Die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens in unserer Zeit sind uns nicht entgangen: sie bestehen darin, auf einem bereits vielfach und mit Erfolg bearbeiteten Gebiet Neues zu leisten, und den mit Recht hoch gespannten und fortwährend im Steigen begriffenen Anforderungen der Gegenwart zu genügen. Wir haben Alles aufgeboten, diese Aufgabe zu lösen, und die tüchtigsten Kräfte der deutschen Literatur, Kunst und Wissenschaft reichten uns dazu gern die Hand.

Man verlangt von einem Werke, das wie dieses neben bereits vorhandenen von derselben Gattung auftritt, ein Programm, ein Bekenntniß über die Richtung, die es einzuschlagen gedenkt. Diesem Verlangen genügen wir in einer Einleitung, welche der Leser mit dem letzten Heft des ersten Bandes erhält. Aus der dann bereits zurückgelegten Strecke wird er um so sicherer auf das Ziel schließen können, das wir im Auge haben. Hier daher nur zwei Worte. Das Haupttrachten unserer Zeit ist die Ausfüllung der weiten Kluft zwischen den verschiedenen Klassen der Gesellschaft. Das tiefste Sinnen, das heißeste Bemühen der besten Köpfe gilt der Lösung der großen Frage: wie ist die allgemeinste Theilnahme an den Genüssen des Lebens zu erreichen? wie sind die socialen und politischen Scheidewände zu beseitigen, welche der großen Mehrzahl keinen Zugang gestatten zu den höchsten, materiellen und geistigen Gütern der Menschheit? Wir meinen, daß die Ideale vom besten Staat, von der besten Gesellschaft keine Brücke sind zum Glück, zur Freiheit, und daß jeder Versuch, die gegenwärtigen Zustände mit Gewalt nach Ideen aus der Studirstube zu modeln, scheitern muß an der Lebenskraft der naturgemäß entstandenen Verhältnisse. Die gesellschaftlichen Schranken lassen sich nicht umbrechen, sondern nur weiter hinausrücken. Der Mittelstand zwischen den Gelehrten und den Laien, die nicht einmal die Vorhalle der Wissenschaft betreten können, die Klasse der Gebildeten, muß immer größer werden und endlich das ganze Volk absorbiren. Allgemeine Menschenrechte giebts nur für die, welche sich ihrer bewußt werden. Zu diesem Bewußtsein führt kein anderer Weg, als die Bildung, und die Griechen hatten Recht, nur den einen wahrhaft freien Mann zu nennen, der in einen gewissen Kreis der Belehrung (Encyclopädie) eingetreten war. Das ist die Nothwendigkeit und das Bedürfniß, welches die encyclopädischen Werke ins Leben gerufen. Der Gelehrte, der die Mysterien des Himmels entschleiert, fühlt den Drang, mit seiner errungenen Wahrheit auch in das Leben befreiend einzugreifen und die bisher nur für die materiellen Interessen des Lebens Thätigen sind ergriffen von einer Sehnsucht,

über ihre Scholle, über ihre Werkstatt hinaus zu blicken und Einsicht zu gewinnen in den Zusammenhang, in die Gesetze der ewigen Natur und der wechselnden Menschenwelt. Diesem Bedürfniß eine weitere Befriedigung zu verschaffen, und so redlich mit zu arbeiten an der Erreichung des angedeuteten Ziels: das ist die Aufgabe, die wir uns gestellt haben. Es sollen nicht, wie der rohe Fanatismus will, die Hochstehenden herabgezerrt werden in den Staub der Gemeinheit, sondern die Niedrigen erhoben zu den Höhen der Menschheit, und dazu scheint nichts so geeignet, als ein Werk, das durch gemeinfaßliche Darstellung alles Wissenswerthen und durch den *mäßigsten Preis, der irgend möglich ist, um die Ehre ringt, ein Volksbuch zu werden.*

Das Vertrauen, welches der Verlagsbuchhandlung bisher zu Theil geworden, giebt ihr die feste Ueberzeugung, daß darin, daß sie diesem Unternehmen ihren Namen an die Spitze stellt, Niemand etwas Anderes sehen wird, als eine Ehrenbürgschaft für ihren redlichen Willen, alle ihre Kräfte aufzubieten, um das Werk durch Gediegenheit und Ausstattung der größesten Theilnahme würdig zu machen.

Feuerbach's Schriften.

Das Wesen des Christenthums. Zweite verm. Aufl. gr. 8. 1843. brosch. 2 Thlr. 25 Ngr.

Das Wesen des Glaubens im Sinne Luther's. Ein Beitrag zum „Wesen des Christenthums". gr. 8. 1844. brosch. 16 Ngr.

Geschichte der neuern Philosophie von Bacon von Verulam bis Benedict Spinoza. Zweite Ausgabe. 8. 1844. brosch. 2 Thlr.

Darstellung, Entwicklung und Kritik der Leibnitz'schen Philosophie. Zweite Ausgabe. 8. 1844. brosch. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kritik des Anti-Hegels. Zur Einleitung in das Studium der Philosophie. Zweite Ausgabe. 8. 1844. brosch. 12 Ngr.

Abälard und Heloise oder der Schriftsteller und der Mensch. Eine Reihe humoristisch-philosophischer Aphorismen. Zweite Ausgabe. 8. 1844. brosch. 20 Ngr.

Pierre Bayle nach seinen für die Geschichte der Philosophie und Menschheit interessantesten Momenten dargestellt und gewürdigt. Zweite Ausgabe. 8. 1844. br. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ueber Philosophie und Christenthum in Beziehung auf den der Hegel'schen Philosophie gemachten Vorwurf der Unchristlichkeit. gr. 8. 1839. brosch. 15 Ngr.

Die

Epigonen.

Zweiter Band.

Leipzig,
Druck und Verlag von Otto Wigand.
1846.



Ein Brief von Arnold Ruge gegen den Communismus und die Sophisten.

Lieber Freund,

Ihr Geschenk hat eine große Wirkung hervorgebracht, es kam grade zum Fest und die Empfängerin rief wiederholt aus: Wie lange habe ich nichts geschenkt bekommen und nun so schöne Sachen! Sie haben Ihren Zweck vollkommen erreicht und eine große Freude angestiftet. Doch wie kann ich Ihnen, „der Sie nicht mehr an die Kategorie des Eigenthums glauben," diese crassen Wirkungen des neuen Eigenthums so lebhaft schildern! Immer vergißt man sich doch und redet noch die alte Sprache der „alten egoistischen Welt" statt der gemeinnützigen Sprache in welcher die Kategorieen: „Staat, Eigenthum, Recht, Moral, Civilisation, Handel, Industrie und Religion" verschwunden sein werden. Nicht wahr? Es geht einem, wie den Atheisten, der Gott sei Dank sagt, weil er noch keinen neuen Stoßseufzer hat.

Mit den Kategorieen, lieber Freund, wollten wir wohl umspringen; nicht umsonst haben wir ihre Dialektik und ihre Auflösung in einander studirt. „Beweisen" konnten die alten Sophisten alles, „auflösen" können wir alle Kategorieen; immer langt die Bestimmtheit nicht aus, um die Wahrheit auszudrücken und das Weiterbestimmen reißt Alles in den ewigen Wirbel der Welt und des Geistes hinein. Aber wie schlimm ist es mit den Existenzen! Wie langwierig, bis die Alten den Jungen und bis die dummen Jungen den klugen Jungen Platz machen! Es freut mich nur noch, daß Sie zwischen den Kategorieen, die Sie sicher im Kopf und den Menschen und Dingen, die Sie nicht sogleich in Ihrer Gewalt haben, unterscheiden. So kommen wir vielleicht noch zusammen.

Ich bin entschieden reactionär gegen die Sophisten und Communisten. Ich verlange, daß die Dialektik ein Gewissen und der Communismus Ehre und Achtung vor der Persönlichkeit anderer ehrenhafter Leute im Leibe haben soll.

Das Gewissen der Dialektik ist die wahrhaft allgemeine Vernunft, es ist die sichere Ueberzeugung, durch alle Entwickelung nur immer wieder zu ihr zurückzukehren, es ist der Universalismus Hegels der auch in dem Verrücktesten die Vernunft nachwies. Das Bestreben, in allen Existenzen, die Vernunft zu erkennen, wodurch sie bestehe, ist billig; es kann einseitiger Optimismus werden; aber das Proclamiren der problematischen Vernunft, die man in dem Bestande erst suchen muß, heißt nicht das Unvernünftige in der Welt ignoriren, es heißt von der Unvernunft ausgehen, um zur Vernunft zu gelangen. Dagegen ist es eine geflissentliche Unterdrückung unseres eigenen Bewußtseins von der Vernunft in den Dingen, wenn wir mit einseitiger Dialektik nur die Unvernunft in allen Existenzen nachweisen. Manche Parthieen der Fourierschen Kritik der Civilisation, in der alle Kaufleute Diebe und alle Ehemänner Hahnrei's sind, und die daraus entnommenen Sophistereien der deutschen Communisten sind von dieser Art. — Die Wirklichkeit wird nie dem Ideal entsprechen. Daraus folgt aber nicht die Zerstörung, sondern die fortdauernde Idealisirung der Wirklichkeit. Den Staat, die Familie, die Religion nach ihrem Wesen und Begriff reformiren, heißt der Vernunft und Unvernunft in ihnen zugleich Rechnung tragen; den Staat, die Familie, die Religion überhaupt negiren, weil alle diese Existenzen die Wahrheit mangelhaft darstellen, heißt unvernünftig und fanatisch verfahren. Wer einer Begeisterung für eine reinere Wahrheit folgt, verliert die alte Religion, die Religion überhaupt verliert er nicht; wer den Staat oder die menschliche Gesellschaft vollkommener und gründlicher ihren Zweck erreichen lehrt, hebt die Kategorie Staat oder den Staat überhaupt nicht auf; wer das Eigenthum zu dem macht, was es zu sein bestimmt ist, zur Basis der Freiheit jedes Einzelnen im Ganzen, der hebt das Eigenthum nicht auf, er realisirt es erst.

Der Communismus aber will das Allgemeine im Allgemeinen realisiren; er abstrahirt von der Realisirung desselben in dem einzelnen Menschen. Er nimmt dem Einzelnen die Selbstbestimmung. Die Ehre des Einzelnen durch die Verwirklichung des Allgemeinen schließt er aus, den Eigennutz, eine solche Verwirklichung zur Anerkennung zu bringen, kennt er nicht. Stirner hat ganz recht,

wenn er ihm vorwirft: „dem Communismus seien alle Menschen Lumpe." Richtig ist es, alle Lumpe zu Ehren zu bringen, unrichtig alle Menschen von Ehre zu Lumpen herabzuwürdigen, nur damit alle gleich versorgt und gleich zur Arbeit angehalten würden durch — die wohlweise allgemeine Gesellschaft; als wenn sich das Allgemeine als Allgemeines bestimmen und entschließen könnte!

Um nun nicht selbst ungerecht zu werden gegen Fourier und gegen die Communisten muß man zugeben, daß die Kritik der Civilisation, des Staats und des Eigenthums, die von ihnen ausgeht, als Besinnung über jetzige mangelhafte Formen der menschlichen Gesellschaft sehr zu beachten und theilweise sehr vernünftig ist, ohne aber davon abzugehen, daß die Auflösung ins Allgemeine, wodurch die Person verschwände, die diese Sache sich assimilirt, und diese andre nothwendig besitzt, die ihren Kopf und ihr Herz für sich hat, die also nothwendig „Egoist" bleibt, — daß die Forderung, den Egoismus aufzuheben, eine Verrücktheit ist; daß die Auflösung der Kategorie „Staat," d. h. des gemeinsamen Willens vereinigter Personen (Egoisten, wenn Sie wollen) eben so toll ist, denn jede Gesellschaft, die als Gesellschaft handelt, muß einen gemeinsamen Willen haben und ausdrücken, und dadurch wird sie Staat. Die ganze Civilisation endlich oder die ineinandergreifende Arbeit der verschieden beschäftigten Menschen läßt sich nie aufheben, nur nach einem höhern Princip reformiren. Mehr drückt auch Fourier nicht aus mit seiner Aufhebung der Civilisation. Die Gesellschaft kann und muß die Einsicht und den Willen haben und Ausführen: den Menschen zum Zweck aller Arbeit und alle Arbeit zu einem ehrenvollen Geschäft im Namen des Staates, zum Behuf der Entwickelung der Menschheit, d. h. aller Einzelnen zu erheben. Weiter zu gehen (z. B. bis zur Wegwerfung aller sittlichen Kategorieen) ist Wahnsinn; weil die Aufhebung der vernünftigen, freien, ehrenhaften Person Wahnsinn ist; nicht bis zu dieser Forderung fortzugehen, ist Verrath an der Menschheit.

Der Enthusiasmus für den Communismus, in den aller Egoismus untergehen soll, der Eifer der absoluten Sophisten, die, wie Stirner, unter Auflösung der Kategorieen Staat, Familie ꝛc. nicht ihre Realisirung, sondern ihre Wegwerfung verstehen — beides ist fanatischer Wahnsinn. Dagegen der Enthusiasmus für die Realisirung der freien, ehrenhaften, vernünftigen Einzelnen, die humane Voraussetzung der Vernunft in jedem Menschen — ist Gewissen und Religion.

Diese Ansicht hat ein Ideal, in dessen Dienst sie ihre Dialektik giebt; dies Ideal ist einfach und human genug, um die Welt zu ergreifen, aber es ist auch hoch genug, um einen unendlichen Kampf, eine immer erneuerte Arbeit zu erfordern.

So tief, mein theurer Freund, stecke ich in der Reaction! Ich erschrecke vor meiner eignen Verstocktheit, denn noch ist ein Funke progressistischer Ehre in meinem Herzen; aber bald wird auch der todt sein; ich werde den Communisten und Sophisten ihre Verrücktheiten öffentlich vorrücken, ich werde — ja, ich habe es schon gethan in meinem Buche, das ich Ihnen zusende. Ohne das Gewissen der Wahrheit und ohne die Ehre des Charakters, d. h. ohne Religion und Tugend, besteht keine Gesellschaft und ist keine neue zu gründen. „Zu solchen Trivialitäten sollen wir zurück?“ Lesen Sie meine Ketzereien im Zusammenhange und setzen Sie mir den Kopf zurecht, wo es nöthig ist. Ich aber sage mit einem Renegaten der Politik und Philosophie, „wer länger als 6 Monat Sophist und Communist bleibt, der ist ein Esel!“ Doch, Scherz bei Seite! es ist dringend nöthig, daß die principielle Opposition aus dem dialektischen Taumel wieder zur Vernunft kommt und sich auf einer neuen Basis, die im Grunde nur die alte ist, constituirt. Es versteht sich, daß man den Socialismus oder die Realisirung der Freiheit für Alle schlechthin und die Arbeiten der Franzosen in dieser Richtung nicht ignoriren darf. Dennoch erinnere ich Sie daran, was schon 1840 ein gemeinsamer Freund von uns schrieb, und was wir noch heute unbedenklich wiederholen können, denn es ist wahr und geht vor unsern Augen durch die religiöse und politische Bewegung in Erfüllung: „der ächte Glaube ist nichts anderes, als lebendiges Wissen, die Liebe zu der im innersten Geist erkannten Wahrheit; die Liebe aber ist erst wahrhaft und erfüllt, indem sie sich bethätigt; und dieser Drang der Erkenntniß, sich zu zu realisiren, diese Begeisterung für die Idee, dieses idealistische Pathos ist Religion im wahren und ächten Sinn des Worts.“ — „Es ist eine alte Geschichte, doch bleibt sie ewig neu.“ Ohne den Glauben an Vernunft und ihre Macht in der Welt ist der Mensch ein Schuft und der klügste der größte.

Heinrich Heine.

„Die romantische Schule war nichts anderes als die Wiedererweckung der Poesie des Mittelalters, wie sie sich in dessen Liedern, Bild- und Bauwerken, in Kunst und Leben manifestirt hatte. Diese Poesie aber war aus dem Christenthum hervorgegangen, sie war eine Passionsblume, die dem Blute Christi entsprossen. Es ist eine sonderbar mißfarbige Blume, in deren Kelche man die Marterwerkzeuge, die bei der Kreuzigung Christi gebraucht worden, nämlich Hammer, Zange, Nägel rc. abkonterfeit sieht, eine Blume, durchaus nicht häßlich, sondern nur gespenstisch, ja deren Anblick sogar ein grauenhaftes Vergnügen in unserer Seele erregt, gleich den kramphaft süßen Empfindungen, die aus dem Schmerze selbst hervorgehen. In solcher Hinsicht wäre diese Blume das geeignetste Symbol für das Christenthum selbst, dessen schauerlichster Reiz eben in der Wollust des Schmerzes besteht." „Ich spreche von jener Religion, in deren ersten Dogmen eine Verdammniß alles Fleisches enthalten ist, und die dem Geiste nicht bloß eine Obermacht über das Fleisch zugesteht, sondern auch dieses abtödten will, um den Geist zu verherrlichen; ich spreche von jener Religion durch deren unnatürliche Aufgabe ganz eigentlich die Sünde und die Hypokrisie in die Welt gekommen, indem eben, durch die Verdammniß des Fleisches, die unschuldigsten Sinnenfreuden eine Sünde geworden, und durch die Unmöglichkeit ganz Geist zu sein die Hypokrisie sich ausbilden mußte; ich spreche von jener Religion, die ebenfalls durch die Lehre von der Verwerflichkeit aller irdischen Güter, von der auferlegten Hundedemuth und Engelsgeduld, die erprobteste Stütze des Despotismus

geworden.“ „Die Kunstwerke des Mittelalters zeigen jene Bewältigung der Materie durch den Geist und das ist oft sogar ihre ganze Aufgabe.“ „Die romantische Kunst des Mittelalters hatte das Unendliche und lauter spiritualistische Beziehungen darzustellen, oder vielmehr anzudeuten, und sie nahm ihre Zuflucht zu einem System traditioneller Symbole, oder vielmehr zum Parabolischen. Daher das Mystische, Räthselhafte, Wunderbare und Ueberschwengliche in den Kunstwerken des Mittelalters; die Phantasie macht ihre entsetzlichsten Anstrengungen das Reingeistige durch sinnliche Bilder darzustellen, und sie erfindet die colossalsten Tollheiten, sie stülpt den Pelion auf den Ossa, den Parcival auf den Titurel, um den Himmel zu erreichen.“ — Die Künste sind nur der Spiegel des Lebens, und wie im Leben der Katholicismus erlosch, so verhallte und erblich er auch in der Kunst. Zur Zeit der Reformation schwand allmählich die katholische Poesie in Europa, und an ihrer Stelle sehen wir die längst abgestorbene griechische Poesie wieder aufleben. Es war freilich nur ein künstlicher Frühling, ein Werk des Gärtners und nicht der Sonne, und die Bäume und Blumen steckten in engen Töpfen, und ein Glashimmel schützte sie vor Kälte und Nordwind.“ „Wie sich in Frankreich unter Ludwig XIV. das moderne Leben am vollendetsten ausgebildet: so gewann hier jene neu-klassische Poesie ebenfalls eine ausgebildete Vollendung, ja gewissermaßen eine selbständige Originalität; und wir Deutsche, wie sich von selbst versteht, wir bauten dem gepuderten Olymp von Versaille unsere tölpischen Tempel. „Lessing war der literarische Arminius der unser Theater von jener Fremdherrschaft befreite,“ der aber zugleich „durch seine Bekämpfung des religiösen Aberglaubens die nüchterne Aufklärungssucht beförderte, die sich zu Berlin breit machte und im seligen Nikolay ihr Hauptorgan und in der allgemeinen deutschen Bibliothek ihr Arsenal besaß. Die kläglichste Mittelmäßigkeit begann damals, widerwärtiger als je, ihr Wesen zu treiben, und das Läppische und Leere bließ sich auf, wie der Frosch in der Fabel. — „Diese Literatur war es, wogegen sich, während den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts, eine Schule in Deutschland erhob, die wir die romantische genannt, und als deren Gerants sich uns die Herren August Wilhelm und Friedrich Schlegel präsentirt haben.“ „Fr. Schlegel war ein tiefsinniger Mann. Er erkannte alle Herrlichkeiten der Vergangenheit und er fühlte alle Schmerzen der Gegenwart. Aber er begriff nicht die Heiligkeit dieser Schmerzen und ihre Nothwendigkeit für das künftige Heil der Welt. Er sah

die Sonne untergehen und blickte wehmüthig nach der Stelle dieses Untergangs und klagte über das nächtliche Dunkel, daß er heranziehen sah; und er merkte nicht, daß schon ein neues Morgenroth an der entgegengesetzten Seite leuchtete. Fr. Schlegel nannte einst den Geschichtsforscher „einen umgekehrten Propheten." Dieses Wort ist die beste Bezeichnung für ihn selbst. Die Gegenwart war ihm verhaßt, die Zukunft erschreckte ihn, und nur in die Vergangenheit, die er liebte, drangen seine offenbarenden Seherblicke." — „A. W. Schlegel war in seiner Jugend ein Helenist und wurde erst später ein Romantiker. Hinlänglich begriffen hat er den Geist der Vergangenheit, besonders des Mittelalters, und es gelingt ihm daher diesen Geist auch in den Kunstdenkmälern der Vergangenheit nachzuweisen, und ihre Schönheiten aus diesem Gesichtspunkte zu demonstriren. Aber alles was Gegenwart ist, begreift er nicht; höchstens erlauscht er nur etwas von der Physiognomie, einige äußerliche Züge der Gegenwart, und das sind gewöhnlich die minder schönen Züge; indem er nicht den Geist begreift, der sie belebt, so sieht er in unserem ganzen modernen Leben nur eine prosaische Fratze. Ueberhaupt, nur ein großer Dichter vermag die Poesie seiner eigenen Zeit zu erkennen; die Poesie einer Vergangenheit offenbart sich uns weit leichter, und ihre Erkenntniß ist leichter mitzutheilen. Daher gelang es Herrn Schlegel beim großen Haufen die Dichtungen, worinnen die Vergangenheit eingesargt liegt, auf Kosten der Dichtungen, worin unsere moderne Gegenwart athmet und lebt, emporzupreisen. Aber der Tod ist nicht poetischer als das Leben." — „Nach den Schlegeln war Herr Ludwig Tieck einer der thätigsten Schriftsteller der romantischen Schule. Für diese kämpfte und dichtete er. Er war Poet, ein Name, den keiner von den beiden Schlegeln verdient. Er war der wirkliche Sohn des Phöbus Apollo, und, wie sein ewig jugendlicher Vater, führte er nicht bloß die Leyer, sonden auch den Bogen mit dem Köcher voll klingender Pfeile. Er war trunken von lyrischer Lust und kritischer Grausamkeit, wie der delphische Gott. Hatte er, gleich diesem, irgend einen literarischen Marsyas erbärmlichst geschunden, dann griff er, mit den blutigen Fingern, wieder lustig in die goldenen Saiten seiner Leyer und sang ein freudiges Minnelied." „Seine Schriften sind Blumensträuße und Stockbündel; nirgends eine Garbe mit Kornähren." „Tieck erscheint in seinem letzten Stadium als Schüler Göthes. War es früher der Schlegelschen Schule nicht gelungen, den Göthe zu sich heranzuziehen, so sehen wir jetzt, wie diese Schule, repräsentirt von Herrn

Ludwig Tieck, zu Göthe überging. Dies mahnt an eine mahometanische Sage. Der Prophet hatte zu dem Berge gesagt: Berg komm zu mir. Aber der Berg kam nicht. Und siehe! das größere Wunder geschah, der Prophet ging zu dem Berge." — „Zacharias Werner war der einzige Dramatiker der Schule, dessen Stücke auf der Bühne aufgeführt und vom Parterre applaudirt wurden." — Friedrich de la Motte Fouqué war der einzige epische Dichter der Schule, dessen Romane das ganze Publicum ansprachen. „Der Genius der Poesie küßte den schlafenden Frühling, und dieser schlug lächelnd die Augen auf, und alle Rosen dufteten und alle Nachtigallen sangen, und was die Rosen dufteten und die Nachtigallen sangen, das hat unser trefflicher Fouqué in Worte gekleidet und er nannte es: Undine." „Dieses Gedicht ist selbst ein Kuß." „Die Werke, die er in späterer Zeit schrieb, sind ungenießbar. Seine Rittergestalten bestehen nur aus Eisen und Gemüth; sie haben weder Fleisch noch Vernunft." — „Ludwig Uhland ist der einzige Lyriker der Schule, dessen Lieder in die Herzen der großen Menge gedrungen sind und noch jetzt im Munde der Menschen leben." „Der Ton, der in den Uhlandschen Liedern, Balladen und Romanzen herrscht, war der Ton aller seiner romantischen Zeitgenossen." — „Die Lieder des Freiherrn von Eichendorf, die er seinen Roman „Ahnung und Gegenwart" eingewebt hat, unterscheiden sich von den Uhlandschen Gedichten nur durch grünere Waldesfrische und der krystallhafteren Wahrheit." — „Justinus Kerner dichtete in derselben Tonart und Weise die wackersten Lieder." — „Gustav Schwab besitzt besonders Talent für die Ballade und hat die heimischen Sagen in dieser Form auf's erfreusamste besungen." — „Wilhelm Müller erkannte tiefer noch als Uhland den Geist der alten Liedesformen, und brauchte sie daher nicht äußerlich nachzuahmen." — „Aus den früheren Gedichten von Adalbert von Chamisso weht derselbe Oden, der uns aus den Uhlandschen Gedichten entgegenströmt; derselbe Klang, dieselbe Farbe, derselbe Duft, dieselbe Wehmuth, dieselbe Thräne...." — „Novalis sah überall nur Wunder und liebliche Wunder; er belauschte das Gespräch der Pflanzen, er wußte das Geheimniß jeder jungen Rose, er identifizirte sich endlich mit der ganzen Natur, und, als es Herbst wurde und die Blätter abfielen, da starb er." — Hoffmann sah überall nur Gespenster, sie nickten ihm entgegen aus jeder chinesischen Theekanne und jeder berliner Perücke; er war ein Zauberer, der die Menschen in Bestien verwandelte und diese sogar in königlich preußische Hofräthe; er

konnte die Todten aus den Gräbern hervorrufen, aber das Leben selbst stieß ihn von sich als einen trüben Spuk. Das fühlte er; er fühlte, daß er selbst ein Gespenst geworden; die ganze Natur war ihm jetzt ein mißgeschliffener Spiegel, worin er, tausendfältig verzerrt, nur seine eigene Todtenlarve erblickte; und seine Werke sind nichts anders als ein entsetzlicher Angstschrei in zwanzig Bänden." — Ludwig Achim von Arnim ist ein großer Dichter und war einer der originellsten Köpfe der romantischen Schule." „Er war kein Dichter des Lebens, sondern des Todes. In allem was er schrieb, herrscht nur eine schattenhafte Bewegung, die Figuren tummeln sich hastig, sie bewegen die Lippen, als wenn sie sprächen, aber man sieht nur ihre Worte, man hört sie nicht. Diese Figuren springen, ringen, stellen sich auf den Kopf, nahen sich uns heimlich, und flüstern uns leise in's Ohr: wir sind todt." — „Die Muse des Herrn Clemens Brentano lacht uns aus seinen Poesien wahnsinnig entgegen. Da zerreißt sie die glattesten Atlasschleppen und die glänzendsten Goldtressen, und ihre zerstörungssüchtige Liebenswürdigkeit, und ihre jauchzendblühende Tollheit erfüllt unsere Seele mit unheimlichem Entzücken und lüsterner Angst." — „Jean Paul Friedrich Richter. Man hat ihn den Einzigen genannt. Ein treffliches Urtheil, das ich jetzt erst ganz begreife, nachdem ich vergeblich darüber nachgesonnen, an welcher Stelle man in einer Literaturgeschichte von ihm reden müßte. Er ist fast gleichzeitig mit der romantischen Schule aufgetreten, ohne im mindesten daran Theil zu nehmen, und eben so wenig hegte er später die mindeste Gemeinschaft mit der göthischen Kunstschule. Er steht ganz isolirt in seiner Zeit, eben weil er im Gegensatz zu den beiden Schulen, sich ganz seiner Zeit hingegeben und sein Herz ganz davon erfüllt war. Sein Herz und seine Schriften waren eins und dasselbe." „Jean Pauls Periodenbau besteht aus lauter kleinen Stübchen, die manchmal so eng sind, daß wenn eine Idee dort mit einer andern zusammentrifft, sie sich beide die Köpfe zerstoßen; oben an der Decke sind lauter Haken, woran Jean Paul allerlei Gedanken hängt und an den Wänden sind lauter geheime Schubladen, worin er Gefühle verbirgt. Kein deutscher Schriftsteller ist so reich wie er an Gedanken und Gefühlen, aber er läßt sie nie zur Reife kommen, und mit dem Reichthum seines Geistes und seines Gemüthes bereitet er uns mehr Erstaunen als Erquickung. Gedanken und Gefühle, die zu ungeheuern Bäumen auswachsen würden, wenn er sie ordentlich Wurzel fassen und mit allen ihren Zweigen, Blüthen

und Blättern sich ausbreiten ließe: diese rupft er aus, wenn sie kaum noch kleine Pflänzchen, oft sogar noch bloße Keime sind, und ganze Geisteswälder werden uns solchermaßen, auf einer gewöhnlichen Schüssel, als Gemüse vorgesetzt. Dieses ist nun eine wundersame, ungenießbare Kost; denn nicht jeder Magen kann junge Eichen, Zedern, Palmen und Banianen in solcher Menge vertragen. Jean Paul ist ein großer Dichter und Philosoph, aber man kann nicht unkünstlerischer sein als eben er im Schaffen und Denken. Er hat in seinen Romanen ächtpoetische Gestalten zur Welt gebracht, aber alle diese Geburten schleppen eine närrisch lange Nabelschnur mit sich herum und verwickeln und würgen sich damit. Statt Gedanken giebt er uns eigentlich sein Denken selbst, wir sehen die materielle Thätigkeit seines Gehirns; er giebt uns, so zu sagen, mehr Gehirn als Gedanken." — Die Ganzheit Jean Pauls finden wir auch bei den Schriftstellern des heutigen jungen Deutschlands, „die ebenfalls keinen Unterschied machen wollen zwischen Leben und Schreiben, die nimmermehr die Politik trennen von Wissenschaft, Kunst und Religion, und die zu gleicher Zeit Künstler, Tribune und Apostel sind. Ja, ich wiederhole das Wort Apostel, denn ich weiß kein bezeichnenderes Wort. Ein neuer Glaube beseelt sie mit einer Leidenschaft, von welcher die Schriftsteller der früheren Periode keine Ahnung hatten. Es ist dieses der Glaube an den Fortschritt, ein Glaube der aus dem Wissen entsprang." „Heinrich Laube, einer jener Schriftsteller, die seit der Juliusrevolution aufgetreten sind, ist für Deutschland von einer socialen Bedeutung, deren ganzes Gewicht jetzt noch nicht ermessen werden kann. Er ist begeistert für das Schöne eben so sehr wie für das Gute; er hat ein feines Ohr und ein scharfes Auge für edle Form; und gemeine Naturen widern ihn an, selbst wenn sie als Kämpen für noble Gesinnung dem Vaterlande nützen." „Auch Carl Gutzkow muß ich die schönsten Eigenschaften der schaffenden Kraft und des urtheilenden Kunstsinns zuerkennen, und auch seine Schriften erfreuen mich durch die richtige Auffassung unserer Zeit und ihrer Bedürfnisse" — „die pittoreske, farbenschillernde und stechend gewürzte Beweglichkeit des Gutzkowschen Geistes." — **H. Heine** ....

H. Heine's produktive Jugend gehört der Schule an, die er selbst als „romantische" geschildert und deren Repräsentanten er in vorgehender Charakteristik an uns vorüber geführt hat. Heine ist die Abendröthe der Romantik, der letzte glühende Streifen am Saume des Horizontes von einem enthusiastisch heraufbeschworenen und in Saus und Braus

verlebten Tage des Mittelalters, damit aber zugleich die Morgenröthe einer neuen Zeit, — der Abendstern, welcher einen vergangenen Tag verabschiedet und in ein und derselben Gestalt als Morgenstern, als Herold eines neuen Tages auftritt. —

Der Grund zur Romantik ward gelegt, als die Alleinherrschaft des Geistes proclamirt und das wahre Leben und Wesen des Menschen als Ideal in das Jenseits verlegt wurde. Denn während die classische Kunst darin bestand, daß sich das Geistige vollständig durch seine äußere Erscheinung hindurchzog und das Natürliche das Geistige vollständig repräsentirte, besteht das Wesen der Romantik darin, daß sich Geist und Leiblichkeit trennt und der Geist seiner nur dann und dadurch gewiß zu werden glaubt, daß er die Aeußerlichkeit verachtet oder sie nur insofern achtet, als sie von ihm zeugt, sich selber aber in seine Innerlichkeit und damit in die Jenseitigkeit hinüberzieht. Romantik ist Sehnsüchtigkeitsgefühl, Schwärmerei, Gemüthsbewegung, Phantasie, Träumerei, Mysticismus, Geist. Romantik ist und bleibt, so lange Sehnsucht die gepreßte Brust mächtiger beben und das Herz höher schlagen läßt, so lange Wunder den ernsten Vater Verstand vor den Kopf stoßen und Schnippchen schlagen und das geheimnißvolle Helldunkel unendlicher und unaussprechbarer Gefühle die alte Mutter Weisheit einschläfert, so lange die Adler der Begeisterung den Menschen zu den Höhen des Himmels tragen und die Sonnenstiche der Gesinnung das Individuum verrückt machen, so lange auf der Erde Gedrückte, Gefangene, Gequälte, Eingezäunte, Sklaven existiren, deren einziger Gedanke Freiheit ist und sein muß, so lange Illusionen das Gewünschte realisiren und die Phantasie des Herzens Gelüste zu einer wirklichen Welt gestaltet, „so lange ein Mädchen von dem abwesenden Geliebten in sein Jenseits hinübergezogen wird, so lange der Dämmer des Mondes uns das reizend macht, was er uns verbirgt, so lange der Flor den keuschen Busen lockend verhüllt, so lange die Nachtigall im Frühling verlangende Melodien haucht, so lange die Menschheit an ein verlornes Paradies sich erinnert," so lange der Himmel als ewiger Wohnort sich Oben wölbt und der heilige Tempel des Jenseits mit seiner Riesenkuppel über dem schwachen Sterblichen schirmend steht, so lange „die Menschheit", „die Gesellschaft", „die Geschichte", „der Communismus" oder „Egoismus", die „Wahrheit", „die Freiheit", „die Liebe", oder all' deren Gegentheil, — „der Geist" den leibhaftigen einzelnen Menschen blaß machen, so lange der Mensch außer sich sein muß und noch nicht aussprechen und in und mit seinem

ganzen Wesen bethätigen kann: Ich bin ich selbst allein. Romantik ist die Religion, das Beziehen aller Dinge auf Gott, das Aufschauen nach den ewigen Bergen, das absolute Abhängigkeitsgefühl. Romantik ist die Kunst, die phantastische und transcendentale Aufhebung der Endlichkeit in die Verklärung, die ewige Sehnsucht, den Geist leibhaftig, als Körper zu sehen. Romantik ist der Staat, die Nivellirung aller Particularitäten in und durch die Gesammtheit, der personifizirte Wunsch der Einzelnen, nichts für sich, sondern Alles mit Allen zu sein. Romantik ist die Philosophie, der Zug des einzelnen Geistes nach dem Allgeiste, das Suchen nach immer tieferen Tiefen oder höheren Höhen, nach dem Wesen in den Erscheinungen, nach den Ursachen in den Wirkungen, nach dem Begriff in der Wirklichkeit, nach der Nothwendigkeit im Dasein, nach der Idee in aller Existenz. Romantik ist die Kritik, der Culminationspunkt der Philosophie, die verallgemeinernde Allgemeinheit, der verhimmelte Himmel, — zugleich mit ihrem Nebenmanne dem Egoisten, dem freundlichen Feinde und feindlichem Freunde der Kritik. Romantik ist das Christenthum; Katholicismus und Protestantismus mit allen ihren einzelnen Formen und Gestaltungen sind Romantik. — Romantisch durch und durch ist das Mittelalter, „nur um so schöner, wie eine Landschaft vom Berge aus nur gewinnt, wenn man den Kopf zwischen die Beine steckt und sie verkehrt sieht." „Romantisch ist das Geistliche in ihm, welches sich aus der Welt zurückzuziehen strebt, und das Weltliche, welches sich nach dem Himmel sehnt; romantisch die Treue, die ihr Pathos in einem Andern hat und ihre Ehre darein setzt, einem fremden Selbst zu dienen; romantisch ist die freiwillige Knechtschaft aus solchem Princip; romantisch die Liebe, welche sich dem ersehnten Gegenstande widmet und ihn zerstört zu haben glaubt, sobald sie ihn erreicht; romantisch ist die Geschichte des Mittelalters, das Abenteuer in der unbekannten Welt, die Kreuzzüge, der Bannstrahl, der Fluch, der Segen, der wunderthätige Namen Christi, die Reliquien und die Sagen dazu, das Haus zu Loretto und alle die Wallfahrten zu den heiligen Stätten; romantisch auch jenes entzückende Gefühl, auf classischem Boden zu stehen und den Pfad zu wandeln, den ein Heros der Geschichte betreten." Das Princip der mittelaltrigen Romantik war die Transcendenz des Gemüthes, der Empfindung der natürlichen Totalität. —

Der Protestantismus ist der Despotismus des Geistes. „Gott im Geist zu verehren, dies Wort ist jetzt erfüllt; Geist ist nur unter der Bedingung der freien Geistigkeit des Subjects." „Alle Aeußerlichkeit

in dem Punkte des absoluten Verhältnisses zu Gott verschwindet und mit dem Entfremdetsein seiner selbst ist alle Knechtschaft verschwunden." Das Geistesleben im Jenseits, oder was dasselbe ist, im Diesseits und die Innerlichkeit des lebendigen Glaubens, welche die Welt in sich ersterben läßt, der Gedanke, der alles Erscheinende nur als Modification des Wesens erfaßt, — haben den Protestantismus zum Culminationspunkt des christlichen Princips gemacht und die Romantik zu ihrer Blüthe geführt. Im Protestantismus empfängt die Weltlichkeit die Bluttaufe des Geistes. Der Protestantismus ist der Parasit, der den Erscheinungen und Gestalten der Welt das Mark aussaugt. Cartesius, Spinoza und Leibnitz, Shakspeare, Schiller und Göthe, Voltaire, Rousseau und Diderot, der Absolutismus Ludwig XIV., die Schreckensherrschaft der Tugend und Napoleons Princip der Bewegung, der St. Simonismus, Communismus und Socialismus, so gut wie das jüngste Gericht, das Imanuel Kant hielt, in dem vor dem Lichte der Erkenntniß und des Denkens alles Feste und alle Schale geschmolzen und zerbrochen ward, und das Ich des prometheischen Fichte, das aus der Gleichheit seiner selbst alles Leben entwickelt und aus dem tiefen Borne seiner Innerlichkeit alle Gedanken strömen läßt — überall und Alles Romantik:

> Das ewig Eine
> Lebt mir im Leben, sieht in meinem Sehen. —
> Nichts ist, denn Gott, und Gott ist nichts, denn Leben.
> Gar klar die Hülle sich vor Dir erhebet.
> Dein Ich ist sie: es sterbe, was vernichtbar;
> Und fortan lebt nur Gott in Deinem Streben.
> Durchschaue, was dies Sterben überlebet,
> So wird die Hülle Dir als Hülle sichtbar
> Und unverschleiert siehst Du göttlich Leben.

Aus dieser Aufklärung des Protestantismus entsprang, wenn auch als ihr Gegensatz, die vorzugsweise sogenannte romantische Schule. Gegen die vollendete Romantik, die überall Geist sah, überall im Geiste lebte und überall vom Geiste träumte, trat als Reaction die wiedererstandene Romantik des Mittelalters, die noch im Weltlichen und Irdischen verkehrte, auf. Die romantische Schule ist das aufgerülpste Mittelalter, das raffinirte Mittelalter. Die Vertreter der romantischen Schule sind mittelaltrige Romantiker aus Reflexion d. i. Romantiker, die nicht reflectiren wollen und doch, von der Aufklärung angesteckt, reflectiren müssen, die capricirten Restauratoren der mittelaltrigen Romantik. Statt sich der Weltentsagung und Weltcasteiung des Gedankens

Preis zu geben, wollen sie lieber mit der weltbuhlenden Phantasie schwelgen. Statt in der unveränderlichen Glorie des freien Geistes unterzugehen und im Nichts des Gedankens zu verbrennen, wollen sie lieber im Mondscheinlichte mit Feen spielen, mit Nixen in Wellen plätschern, mit Salamandern in zackigen Flammen flackern. Aber man sieht ihnen das Wollen an, man sieht auch an ihnen, daß sich das Wollen mit dem Können nicht deckt, weil das Wollen das Sollen ist und hinter sich hat, vielmehr man sieht an ihnen, daß das Wollen eine geistige Geißel ist, deren Striemen jedes Thun kenntlich macht. Das Recht der Romantiker und damit das Unrecht ihres Gegensatzes, der auf die Alleinherrschaft Anspruch macht und das Unrecht der Romantik und damit das Recht der Aufklärung — war und ist das Recht und Unrecht des Katholicismus neben dem Protestantismus und des Protestantismus neben dem Katholicismus, ihr Recht und ihr Unrecht in Einem ist ihre Geistigkeit.

Am Ende und in dem Ende der Romantik, die den negativen Pol zur Aufklärung und zugleich die Consequenz und Vollendung der Aufklärung bildete, trat Heinrich Heine auf. Er hat den buntfarbigen, gescheckten Mantel der Romantik angezogen und in seine Behausung mitgenommen. Er träumt gern. Und im Traume, im Nebelschlummer sieht er bei stiller Nacht liebliche Traumbilder. Die Bäume sprechen. Die Blumen nicken und flüstern ihm im flimmernden Mondesscheine freundlich zu. Gräber thun sich auf und viel Luftgestalten dringen hervor. Es ächzet und girrt und brauset und sauset und krächzet und klirrt. Nebelbilder steigen auf den Feldern auf und umschlingen ihn mit weißen, weichen Armen. Meer und Himmel singen und Riesenwollust dringt stürmisch in das Herz. Der Wasserfall schüttelt seinen weißen Bart. Die Veilchen sehen sich zärtlich an. Sehnsüchtig beugen sich die Lilienkelche zusammen. Aus allen Rosen glühen Wollustgluthen. Die Wolken wollen sich im Hauch entzünden. In sel'gen Düften schwelgen alle Blumen und weinen stille Wonnethränen und jauchzen: Liebe! Liebe! Liebe! — Doch heulend stürzen sich die Geister in's Grab, wenn's vom Kirchthum „Eins" herabschallt. — Die ganze Natur in ihren verschiedenartigsten Gestalten lebt und spricht und fühlt. Die Sterne in der Höhe sehen sich mit Liebesweh an und sprechen eine Sprache, als deren Grammatik der Herzallerliebsten Gesicht dient. Die Lotosblume blüht und glüht und leuchtet und duftet und weint und zittert vor Liebe und Liebesweh'. Alles liebt und zergeht vor Wonne.

Auch der Dichter zerfließt in Liebesschauerlust. Da sitzt er am schönen Maitage: „lauschend im stillen Morgenlichte liegt der blühende Frühling und läßt sich loben von der Nachtigall, seiner süßen Schmeichlerin, und diese singt ihr Loblied so karessirend weich, so schmelzend enthusiastisch, daß die verschämtesten Knospen aufspringen und die lüsternen Gräser und die duftigen Sonnenstrahlen sich hastiger küssen, und Bäume und Blumen schauern vor eitlem Entzücken." Da bewegt und drängt es sich auch in des Dichters Brust, und hörst du plötzlich den Schuß? — — erschrick' nicht! er hat sich nicht todt geschossen, sondern seine Liebe sprengt ihre Knospe und schießt empor in strahlenden Liedern, in ewigen Dithyramben, in freudigster Sangesfülle. Dann wenn die Blumen sich mit den Blumen paaren und die Natur sich selber verschämten Blickes ihre Liebe gesteht, wird's auch im Dichter rege:

Im wunderschönen Monat Mai,
Als alle Knospen sprangen,
Da ist in meinem Herzen
Die Liebe aufgegangen.

Im wunderschönen Monat Mai,
Als alle Vögel sangen,
Da hab' ich ihr gestanden
Mein Sehnen und Verlangen.

„Sie" ist das All des Dichters, und die Erinnerung an sie, an die Spiele mit ihr, an die Küsse von ihr, an die rosigen Tage der Vergangenheit, wo Er an ihrer Brust und Sie in seinen Armen lag — ist eine Thräne:

Hör' ich das Liedchen klingen,
Das einst die Liebste sang,
So will mir die Brust zerspringen,
Vor wildem Schmerzendrang.

Es treibt mich ein dunkles Sehnen
Hinauf zur Waldeshöh',
Dort löst sich auf in Thränen
Mein übergroßes Weh!

Ihre Augen waren Saphire, ihr Herz war ein Diamant, der edle Lichter sprühte, ihre Lippen waren Rubinen. — Die gewöhnliche Welt ist ihm darum zu eng, zu finster, zu prosaisch, wenn „Sie" fehlt. Und sie fehlt, denn sie ist nur — „die Sehnsucht." —

Ich möchte weinen, doch ich kann es nicht;
Ich möcht' mich rüstig in die Höhe heben,
Doch kann ich's nicht; am Boden muß ich kleben,
Umkrächzt, umzischt von ekelm Wurmgezücht.

Ich möchte gern mein heitres Lebenslicht,
Mein schönes Lieb', allüberall umschweben,
In ihrem selig süßen Hauche leben, —
Doch kann ich's nicht, mein krankes Herze bricht.

Aus dem gebrochnen Herzen fühl' ich fließen
Mein heißes Blut, ich fühle mich ermatten,
Und vor den Augen wird's mir trüb und trüber.

Und heimlich schauernd sehn' ich mich hinüber
Nach jenem Nebelreich, wo stille Schatten
Mit weichen Armen liebend mich umschließen.

Ohne „Sie" — Tod, die ganze Welt — vergällt.

Und wüßten's die Blumen, die kleinen,
Wie tief verwundet mein Herz,
Sie würden mit mir weinen,
Zu heilen meinen Schmerz.

Und wüßten's die Nachtigallen
Wie ich so traurig und krank,
Sie ließen fröhlich erschallen
Erquickenden Gesang.

Und wüßten sie mein Wehe,
Die goldnen Sternelein,
Sie kämen aus ihrer Höhe,
Und sprächen Trost mir ein.

Die alle können's nicht wissen,
Nur Eine kennt meinen Schmerz;
Sie hat ja selbst zerrissen,
Zerrissen mir das Herz.

So weit ist Heine Romantiker. Eine unbekannte Sehnsucht, ein allgemeines Verlangen, das sich in der Gestalt der Geliebten verkörpert, treibt ihn unaufhaltsam und rastlos über sich hinaus und läßt ihn den Mittelpunkt seiner selbst nicht in seinem eigenen Selbst finden. — Wer den Geist nicht in sich hat, der hat ihn außer sich. Die ganze Natur ist darum für Heine ein Reich der Geister, eine Verlarvung des Geistes,

„der jeden Augenblick diese Hülle durchbrechen und die Gestalten wechseln kann.“ Auch für ihn liegt die Welt, wie für jeden Romantiker, zu jeder Zeit in der Gespensterstunde. Aber Heine gehört nicht mehr der Romantik als dieser bestimmten Schule an, sondern vielmehr der Fortsetzung und Consequenz derselben, dem „jungen Deutschland,“ mit dem er die Sehnsucht nach einer bessern Welt und damit die innere Zerrissenheit und den „Weltschmerz“ theilt, welcher aus dem Kontraste entspringt, in dem sich das Subject zur Objectivität fühlt, wenn es noch nicht die unendliche Wohlgemuthheit und Grundwohligkeit in sich gefunden hat, die, den Conflicten der Welt zum Trotz, in sich die einklangvolle Wirklichkeit findet.

Ich lache ob den abgeschmackten Laffen,
Die mich anglotzen mit den Bocksgesichtern;
Ich lache ob den Füchsen, die so nüchtern
Und hämisch mich beschnüffeln und begaffen.

Ich lache ob den hochgelahrten Affen,
Die sich aufblähn zu stolzen Geistesrichtern;
Ich lache ob den feigen Bösewichtern,
Die mich umdroh'n mit giftgetränkten Waffen.

Denn wenn des Glückes hübsche sieben Sachen
Uns von des Schicksals Händen sind zerbrochen,
Und so zu unsern Füßen hingeschmissen;

Und wenn das Herz im Leibe ist zerrissen,
Zerrissen, und zerschnitten, und zerstochen, —
Dann bleibt uns doch das schöne gelle Lachen.

Aber so wenig wie der eigentlich sogenannten Romantik, so wenig gehört Heine dem „jungen Deutschland“ ganz an. Sein Herz ist zwar kein prosaisches, weitabgelegnes Winkelherz, das sich rühmen könnte, es sei ganz geblieben, sondern durch sein Herz ging der große Weltriß. Er ward zerrissen, weil die Welt mitten entzwei gerissen ist. Aber es ist ihm mit seinen Weltschmerzen nicht recht Ernst. Er vernichtet sie in jedem Augenblicke selbst. Er verspottet mit brennender Ironie in ein und demselben Athem, wo er sich den erhabensten, herzerhebendsten Gefühlen hingiebt und in dem Himmel der Illusionen schwelgt, mit donquixotischem Uebermuthe, die ganze Gemüths- und Gefühlswelt. Dies geschieht in den „Bildern der Nordsee“ mit jugendlicher Kraft und ungebändigtem Witze.

Ich möchte weinen, doch ich kann es nicht;
Ich möcht' mich rüstig in die Höhe heben,
Doch kann ich's nicht; am Boden muß ich kleben,
Umkrächzt, umzischt von ekelm Wurmgezücht.

Ich möchte gern mein heitres Lebenslicht,
Mein schönes Lieb', allüberall umschweben,
In ihrem selig süßen Hauche leben, —
Doch kann ich's nicht, mein krankes Herze bricht.

Aus dem gebrochnen Herzen fühl' ich fließen
Mein heißes Blut, ich fühle mich ermatten,
Und vor den Augen wird's mir trüb und trüber.

Und heimlich schauernd sehn' ich mich hinüber
Nach jenem Nebelreich, wo stille Schatten
Mit weichen Armen liebend mich umschließen.

Ohne „Sie" — Tod, die ganze Welt — vergällt.

Und wüßten's die Blumen, die kleinen,
Wie tief verwundet mein Herz,
Sie würden mit mir weinen,
Zu heilen meinen Schmerz.

Und wüßten's die Nachtigallen
Wie ich so traurig und krank,
Sie ließen fröhlich erschallen
Erquickenden Gesang.

Und wüßten sie mein Wehe,
Die goldnen Sternelein,
Sie kämen aus ihrer Höhe,
Und sprächen Trost mir ein.

Die alle können's nicht wissen,
Nur Eine kennt meinen Schmerz;
Sie hat ja selbst zerrissen,
Zerrissen mir das Herz.

So weit ist Heine Romantiker. Eine unbekannte Sehnsucht, ein allgemeines Verlangen, das sich in der Gestalt der Geliebten verkörpert, treibt ihn unaufhaltsam und rastlos über sich hinaus und läßt ihn den Mittelpunkt seiner selbst nicht in seinem eigenen Selbst finden. — Wer den Geist nicht in sich hat, der hat ihn außer sich. Die ganze Natur ist darum für Heine ein Reich der Geister, eine Verlarvung des Geistes,

„der jeden Augenblick diese Hülle durchbrechen und die Gestalten wechseln kann." Auch für ihn liegt die Welt, wie für jeden Romantiker, zu jeder Zeit in der Gespensterstunde. Aber Heine gehört nicht mehr der Romantik als dieser bestimmten Schule an, sondern vielmehr der Fortsetzung und Consequenz derselben, dem „jungen Deutschland," mit dem er die Sehnsucht nach einer bessern Welt und damit die innere Zerrissenheit und den „Weltschmerz" theilt, welcher aus dem Kontraste entspringt, in dem sich das Subject zur Objectivität fühlt, wenn es noch nicht die unendliche Wohlgemuthheit und Grundwohligkeit in sich gefunden hat, die, den Conflicten der Welt zum Trotz, in sich die einklangvolle Wirklichkeit findet.

Ich lache ob den abgeschmackten Laffen,
Die mich anglotzen mit den Bocksgesichtern;
Ich lache ob den Füchsen, die so nüchtern
Und hämisch mich beschnüffeln und begaffen.

Ich lache ob den hochgelahrten Affen,
Die sich aufblähn zu stolzen Geistesrichtern;
Ich lache ob den feigen Bösewichtern,
Die mich umdroh'n mit giftgetränkten Waffen.

Denn wenn des Glückes hübsche sieben Sachen
Uns von des Schicksals Händen sind zerbrochen,
Und so zu unsern Füßen hingeschmissen;

Und wenn das Herz im Leibe ist zerrissen,
Zerrissen, und zerschnitten, und zerstochen, —
Dann bleibt uns doch das schöne gelle Lachen.

Aber so wenig wie der eigentlich sogenannten Romantik, so wenig gehört Heine dem „jungen Deutschland" ganz an. Sein Herz ist zwar kein prosaisches, weitabgelegnes Winkelherz, das sich rühmen könnte, es sei ganz geblieben, sondern durch sein Herz ging der große Weltriß. Er ward zerrissen, weil die Welt mitten entzwei gerissen ist. Aber es ist ihm mit seinen Weltschmerzen nicht recht Ernst. Er vernichtet sie in jedem Augenblicke selbst. Er verspottet mit brennender Ironie in ein und demselben Athem, wo er sich den erhabensten, herzerhebendsten Gefühlen hingiebt und in dem Himmel der Illusionen schwelgt, mit donquirotischem Uebermuthe, die ganze Gemüths- und Gefühlswelt. Dies geschieht in den „Bildern der Nordsee" mit jugendlicher Kraft und ungebändigtem Witze.

„Das Gewitter.“

Dumpf liegt auf dem Meer' das Gewitter,
Und durch die schwarze Wolkenwand
Zuckt der zackige Wetterstrahl,
Rasch aufleuchtend und rasch verschwindend,
Wie'n Witz aus dem Haupte Kronions.
Ueber das wüste, wogende Wasser
Weithin rollen die Donner
Und springen die weißen Wellenrosse,
Die Boreas selber gezeugt
Mit des Erichthons reizenden Stuten
Und es flattert ängstlich das Seegevögel,
Wie Schattenleichen am Styx,
Die Charon abwies vom nächtlichen Kahn.

Armes, lustiges Schifflein,
Das dort dahintanzt den schlimmsten Tanz!
Aeolus schickt ihm die schlimmsten Gesellen,
Die wild aufspielen zum fröhlichen Reigen;
Der Eine pfeift, der Andre bläst,
Der Dritte streicht den dumpfen Brummbaß —
Und der schwankende Seemann steht am Steuer,
Und schaut beständig nach der Bussole,
Der zitternden Seele des Schiffes,
Und hebt die Hände flehend zum Himmel:
O rette mich, Kastor, riesiger Held,
Und Du, Kämpfer der Faust, Polydeukes!

„Die Nacht am Strande.“

Sternlos und kalt ist die Nacht,
Es gährt das Meer;
Und über dem Meer', platt auf dem Bauch',
Liegt der ungestaltete Nordwind,
Und heimlich, mit ächzend gedämpfter Stimme,
Wie'n störriger Griesgram, der gutgelaunt wird,
Schwatzt er in's Wasser hinein,
Und erzählt viel tolle Geschichten,
Riesenmährchen, todtschlaglaunig,
Uralte Sagen aus Norweg,
Und dazwischen, weitschallend, lacht er und heult er
Beschwörungslieder der Edda,
Graue Runensprüche,
So dunkeltrotzig und zaubergewaltig,
Daß die weißen Meerkinder

Hochaufspringen und jauchzen,
Uebermuth-berauscht.

Derweilen, am flachen Gestade,
Ueber den fluthbefeuchteten Sand,
Schreitet ein Fremdling, mit einem Herzen,
Das wilder noch als Wind und Wellen;
Wo er hintritt,
Sprühen Funken und knistern die Muscheln,
Und er hüllt sich fest in den grauen Mantel,
Und schreitet rasch durch die wehende Nacht; —
Sicher geleitet vom kleinen Lichte,
Das lockend und lieblich schimmert,
Aus einsamer Fischerhütte.

Vater und Bruder sind auf der See,
Und mutterseelallein blieb dort
In der Hütte die Fischertochter,
Die wunderschöne Fischertochter.
Am Herde sitzt sie
Und horcht auf des Wasserkessels
Ahnungsüßes, heimliches Summen,
Und schüttet knisterndes Reisig in's Feuer,
Und bläst hinein,
Daß die flackernd rothen Lichter
Zauberlieblich wiederstrahlen
Und das blühende Antlitz,
Auf die zarte, weiße Schulter,
Die rührend hervorlauscht
Aus dem groben, grauen Hemde,
Und auf die kleine, sorgsame Hand,
Die das Unterröckchen fester bindet,
Um die feine Hüfte.

Aber plötzlich, die Thür springt auf,
Und es tritt herein der mächtige Fremdling;
Liebesicher ruht sein Auge
Auf dem weißen, schlanken Mädchen,
Das schauernd vor ihm steht,
Gleich einer erschrockenen Lilje;
Und er wirft den Mantel zur Erde,
Und lacht und spricht:

Siehst du, mein Kind, ich halte Wort,
Und ich komme, und mit mir kommt
Die alte Zeit, wo die Götter des Himmels

Niedersteigen zu Töchtern der Menschen,
Und die Töchter der Menschen umarmten,
Und mit ihnen zeugten
Zeptertragende Königsgeschlechter
Und Helden, Wunder der Welt.
Doch staune mein Kind, nicht länger
Ob meiner Göttlichkeit,
Und ich bitte dich, koche mir Thee mit Rum,
Denn draußen war's kalt,
Und bei solcher Nachtluft
Frieren auch wir, wir ewigen Götter,
Und kriegen wir leicht den göttlichsten Schnupfen
Und einen unsterblichen Husten.

Aus dem „Seegespenst:“

— — —

So tief, so tief also
Verstecktest du dich vor mir,
Aus kindischer Laune,
Und konntest nicht mehr hinauf,
Und saßest fremd unter fremden Leuten,
Fünfhundert Jahre lang,
Derweilen ich, die Seele voll Gram,
Auf der ganzen Erde dich suchte,
Und immer dich suchte,
Du Immergeliebte,
Du Längstverlorene,
Du Endlichgefundene, —
Ich hab' dich gefunden und schaue wieder
Dein süßes Gesicht,
Die klugen, treuen Augen,
Das liebe Lächeln —
Und nimmer will ich dich wieder verlassen,
Und ich komme hinab zu dir,
Und mit ausgebreiteten Armen
Stürz' ich hinab in dein Herz —

Aber zur rechten Zeit noch
Ergriff mich bei'm Fuß der Capitän,
Und zog mich vom Schiffsrand,
Und rief, ärgerlich lachend:
Doctor, sind Sie des Teufels?

Aus dem „Untergang der Sonne.“

— — Die Sonne —
Eine schöne Frau, die den alten Meergott

Aus Convenienz geheirathet;
Des Tages über wandle sie freudig
Am hohen Himmel, purpurgeputzt,
Und diamantenblitzend,
Und allgeliebt und allbewundert
Von allen Weltcreaturen,
Und alle Weltcreaturen erfreuend
Mit ihres Blickes Licht und Wärme;
Aber des Abends, trostlos gezwungen,
Kehre sie wieder zurück
In das nasse Haus, in die öden Arme
Des greisen Gemahls.

„Glaub mir's," — setzte hinzu der Freund,
Und lachte und seufzte und lachte wieder —
„Die führen dort unten die zärtlichste Ehe!
Entweder sie schlafen oder sie zanken sich,
Daß hochaufbraust hier oben das Meer,
Und der Schiffer im Wellengeräusch es hört
Wie der Alte sein Weib ausschilt:
Runde Metze des Weltalls!
Strahlenbuhlende!
Den ganzen Tag glühst du für Andere,
Und Nachts, für Mich, bist du frostig und müde!
Nach solcher Gardinenpredigt,
Versteht sich! bricht dann aus in Thränen
Die stolze Sonne und klagt ihr Elend,
Und klagt so jammerlang, daß der Meergott
Plötzlich verzweiflungsvoll aus dem Bett springt
Und schnell nach der Meeresfläche hinaufschwimmt,
Um Luft und Besinnung zu schöpfen."

„So sah ich ihn selbst, verflossene Nacht,
Bis an die Brust dem Meer enttauchen.
Er trug eine Jacke von gelbem Flanell,
Und eine liljenweiße Schlafmütze,
Und ein abgewelktes Gesicht."

Aus dem Gedichte „Im Hafen:"

— — —

Alles erblick' ich im Glas,
Alte und neue Völkergeschichte,
Türken und Griechen, Hegel und Gans,
Zitronenwälder und Wachtparaden,
Berlin und Schilda und Tunis und Hamburg,

Vor allem aber das Bild der Geliebten,
Das Engelköpfchen aus Rheinweingoldgrund.

O, wie schön! wie schön bist du, Geliebte!
Du bist wie eine Rose!
Nicht wie die Rose von Schiras,
Die hafisbesungene Nachtigallbraut:
Nicht wie die Rose von Saron,
Die heiligrothe, prophetengefeierte;
Du bist wie die Ros' im Rathskeller zu Bremen!
Das ist die Rose der Rosen,
Je älter sie wird, je lieblicher blüht sie,
Und ihr himmlischer Duft, er hat mich beseligt,
Er hat mich begeistert, er hat mich berauscht,
Und hielt mich nicht fest, am Schopfe fest,
Der Rathskellermeister von Bremen,
Ich wäre gepurzelt!

— —

Du braver Rathskellermeister von Bremen!
Siehst du, auf den Dächern der Häuser sitzen
Die Engel und sind betrunken und singen;
Die glühende Sonne droben am Himmel
Ist nur die rothe betrunkene Nase,
Die der Weltgeist hinaussteckt,
Und um die rothe Weingeistnase
Dreht sich die ganze betrunkene Welt.

Auf diesem Standpunkte ist Heine der Verspotter aller erhabenen, religiösen, heiligen Gefühle, die er in seinen frühesten Producten noch zu bewahren schien, mit denen er wenigstens nur erst in Collision stand, und die ihn deshalb oft noch besiegt, von denen er in diesen Liedern Abschied genommen und die er dadurch verlassen hat, daß er sich des früheren Zustandes, wo sie ihn anfeuerten, begeisterten und berauschten, bewußt wird.

Nun ist es Zeit, daß ich mit Verstand
Mich aller Thorheit entledige;
Ich habe so lang als ein Comödiant
Mit dir gespielt die Comödie.

Die prächt'gen Coulissen, sie waren bemalt
Im hochromantischen Style,
Mein Rittermantel hat goldig gestrahlt,
Ich fühlte die feinsten Gefühle.

Und nun ich mich gar säuberlich
Des tollen Tands entled'ge,
Noch immer elend fühl' ich mich,
Als spielt' ich noch immer Comödie.

Ach Gott! im Scherz und unbewußt
Sprach ich, was ich gefühlet;
Ich hab' mit dem eignen Tod in der Brust
Den sterbenden Fechter gespielet.

Für Heine ist von jetzt an die Kunst und sind alle die speciellen Gefühle, in denen sich die Kunst bewegt und in deren plastischer Darstellung die Kunst besteht, in ihr Nichts gesunken. Kein bestimmter Inhalt und damit auch keine bestimmte Form ist noch mit dem bewußtlos substantiellen Leben desselben so Eins, daß er sich seiner bemächtigte und ihn divino afflatu fortriſſe und begeisterte. Er hat alle Mächte des Gefühls in sich zurückgenommen, er ist in seine eigene Brust hinabgestiegen, er hat die Tiefen und Höhen des menschlichen Gemüthes, das Menschliche mit seinen Leiden und Freuden als den Inhalt seiner selbst in Anspruch genommen und dadurch seinen Inhalt in sich selber und an sich selber erhalten. Das allgemein Menschliche, die sich in sich befriedigende Innerlichkeit, die Freiheit des Gedankens, die Kritik sind das Richtschwerd Heine's und stellen ihn kühn und unbesorgt über alle bestimmten Formen und Gestaltungen der Wirklichkeit. Heine zeigt von jetzt an, daß er nicht an dieses Gefühl, dem er sich gerade hingiebt, gebunden ist, sondern darüber erhoben und erhaben stellt er die lachende Heiterkeit der olympischen Götter dar, den unbekümmerten Gleichmuth, der den Stein der Weisen, daß Alles Einerlei ist, gefunden hat und darum mit Allem fertig ist und aus Allem in sich heimkehrt, — das absolute Zeugniß, wie und auf welche Art dem Menschen sauwohl sein kann. Das sprechende Individuum, der lebendige Mensch, Heine ist der Träger aller seiner Gefühle, die er darum in jedem Augenblicke, wo er sie los sein will, verspotten und dadurch vernichten kann. Die freie, sorglose Heiterkeit ist der Refrain aller seiner Handlungen; „Ich hab' mein Sach' auf nichts gestellt" das Motto seiner Werke. Heine ist deshalb der vollkommenste Humorist in der Geisterwelt, weil sich erst von diesem Standpunkte aus der Humor in unendlicher Breite auseinanderlegen kann. Der Humor ist nur dann und da hervorgetreten, wo das substantielle Leben der Völker sich aufgelockert hatte und zu wanken begann, wo Sitte und Ueberlieferung mit dem Scheidewasser des

Verstandes wegräsonnirt ist, wo sich das einzelne Subject zum Träger und Erhalter, zum Herrn und Meister alles Dessen hingestellt hat, das den bisherigen Menschen als der unantastbare Inhalt ihres Wissens und Wollens galt. Der Humor ist eine lex inversa, der Gaukler, der „auf dem Kopfe tanzend, den Nektar hinaufwärts trinkt." „Wenn der Mensch, wie die alte Theologie that, aus der überirdischen Welt auf die irdische herunter schauet: so zieht diese klein und eitel dahin; wenn er mit der kleinen, wie der Humor thut, die unendliche ausmisset und verknüpft: so entsteht jenes Lachen, worin noch ein Schmerz und eine Größe ist. Daher so wie die griechische Dichtkunst heiter machte im Gegensatze der modernen: so macht der Humor zum Theil ernst im Gegensatze des alten Scherzes; er geht auf dem niedrigen Soccus, aber oft mit der tragischen Maske, wenigstens in der Hand." Bei Heine ist das Letzte der Fall. Er hat die tragische Maske nur in der Hand. Heine's Humor ist Todesjubel und Zerstörungsfeuerwerk — „ein phantastisch ironischer Zauberbaum mit blühendem Gedankenschmuck, singenden Nachtigallnestern und kletternden Affen." Bei ihm wird das Erhabenste, das Ideelle, Edle, Rührende und Ueberschwängliche durch den Anprall und durch den Zusammenstoß mit dem Komischen, Gewöhnlichen, Alltäglichen, Realen und Cynischen vernichtet, mit der Absicht, daß die Ideen, die Träger des Humors selbst nichts seien, mit „einer gewissen Perfidie und einem giftigen Egoismus, der nur sich selber hört." Heine „verweilt mit wilder Lache bei den Widersprüchen der Welt," ohne noch hindurchschimmern zu lassen, daß in einer anderen Welt, als in der Welt des Lachens und des Gelächters die Lösung liegt. Er fühlt bei dem Untergange dieser Welt keinen Schmerz, sondern amüsirt sich, si fractus illabatur orbis — der „Grazienschlingel." — Er träumte:

— Ich bin der liebe Gott,
Und sitz' im Himmel droben,
Und Englein sitzen um mich her,
Die meine Verse loben.

Und Kuchen ess' ich und Confect
Für manchen lieben Gulden,
Und Cardinal trink' ich dabei,
Und habe keine Schulden.

Doch Langeweile plagt mich sehr,
Ich wollt', ich wär' auf Erden,
Und wär' ich nicht der liebe Gott,
Ich könnt' des Teufels werden.

Sein Humor kann sich all' seiner springenden Lust, seiner tollen Empfindelei, seiner lachenden Wehmuth, und seiner lebenssüchtigen Todesbegeisterung überlassen. — Von ihm sprudeln vor Allem die „Reisebilder" — Heine's genialste Schöpfungen. Die glühendste Phantasie verspottet sich in jedem Augenblicke durch den schlechtesten Witz. Die höchste Blüthe der Romantik stürzt sich selber, weil sie selbst ihr Räthsel löst, in den Abgrund, in das Nichts, in den kühlen Abgrund des — Geistes. —

Das Ideal der weiblichen Schönheit wird durch Verspottung und Darstellung der Häßlichkeit in den Staub getreten: „... Die eine Dame war die Frau Gemahlin, eine gar große, weitläuftige Dame, ein rothes Quadratmeilen-Gesicht mit Grübchen in den Wangen, die wie Spucknäpfe für Liebesgötter aussahen, ein langfleischig herabhängendes Unterkinn, das eine schlechte Fortsetzung des Gesichts zu sein schien, und ein hochaufgestapelter Busen, der mit steifen Spitzen und vielzackig festonirten Krägen, wie mit Thürmchen und Bastionen umbaut war, und einer Festung glich, die gewiß eben so wenig wie jene anderen Festungen, von denen Philipp von Macedonien spricht, einem mit Gold beladenen Esel widerstehen würde. Die andere Dame, die Frau Schwester, bildete ganz den Gegensatz der eben beschriebenen. Stammte jene von Pharao's fetten Kühen, so stammte diese von den magern. Das Gesicht nur ein Mund zwischen zwei Ohren, die Brust trostlos öde, wie die Lüneburger Haide; die ganze ausgekochte Gestalt glich einem Freitisch für arme Theologen." — Mutter und Tochter. „Erstere war remarcabel corpulent; Brüste, die sich überreichlich hervorbäumten, die jedoch noch immer klein waren im Vergleich mit dem kolossalen Hintergestell, so daß jene erst die Institutionen zu sein schienen, dieses aber ihre erweiterte Ausführung, als Pandekten. Die Tochter, eine nicht sehr große, aber stark geformte Person, schien sich ebenfalls zur Corpulenz hinzuneigen; aber ihr blühendes Fett war keineswegs mit dem alten Talg der Mutter zu vergleichen. Ihre Gesichtszüge waren nicht sanft, nicht jugendlich liebreizend, jedoch schön gemessen, edel, antik; Locken und Augen brennend schwarz. Die Mutter hingegen hatte flache, stumpfe Gesichtszüge, eine rosenrothe Nase, blaue Augen, wie Veilchen in Milch gekocht, und lilienweiß gepuderte Haare." — Signora Franscheska — „eine liebliche, fast leichtsinnige Graziengestalt. Auch das Gesicht war ganz göttermäßig, wie man es bei griechischen Statuen findet, Stirn und Nase gaben nur eine einzige senkrecht gerade Linie,

einen süßen rechten Winkel bildete damit die untere Nasenlinie, die wundersam kurz war, eben so schmal war die Entfernung von der Nase zum Munde, dessen Lippen an beiden Enden kaum ausreichten und von einem träumerischen Lächeln ergänzt wurden; darunter wölbte sich ein liebes volles Kinn, und der Hals — Ach! frommer Leser ich komme zu weit, und außerdem habe ich bei dieser Inauguralschilderung noch kein Recht, von den zwei schweigenden Blumen zu sprechen, die wie weiße Poesie hervorleuchteten, wenn Signora die silbernen Halsknöpfe ihres schwarzen Kleides enthäkelte — Lieber Leser! laß uns wieder emporsteigen zu der Schilderung des Gesichtes, wovon ich nachträglich noch zu berichten habe, daß es klar und blaßgelb wie Bernstein war, daß es von den schwarzen Haaren, die in glänzend glatten Ovalen die Schläfe bedeckten, eine kindliche Rundung empfing, und von zwei schwarzen plötzlichen Augen, wie von Zauberlicht, beleuchtet wurde.“ —

Die Liebe. „Was Prügel sind, das weiß man schon; was aber die Liebe ist, das hat noch keiner herausgebracht. Einige Naturphilosophen haben behauptet, es sei eine Art Elektrizität. Das ist möglich; denn im Momente des Verliebens ist uns zu Muthe, als habe ein elektrischer Strahl aus dem Auge der Geliebten plötzlich in unser Herz eingeschlagen. Ach! diese Blitze sind die verderblichsten, und wer gegen diese einen Ableiter erfindet, den will ich höher achten als Franklin. Gebe es doch kleine Blitzableiter, die man auf dem Herzen tragen könnte und woran eine Wetterstange wäre, die das schreckliche Feuer anderswohin zu leiten vermöchte. Ich fürchte aber, dem kleinen Amor kann man seine Pfeile nicht so leicht rauben, wie dem Jupiter seinen Blitz und den Tyrannen ihr Zepter. Außerdem wirkt nicht jede Liebe blitzartig; manchmal lauert sie, wie eine Schlange unter Rosen, und erspäht die erste Herzenslücke, um hineinzuschlüpfen; manchmal ist es nur ein Wort, ein Blick, die Erzählung einer unscheinbaren Handlung, was wie ein lichtes Samenkorn in unser Herz fällt, eine ganze Winterzeit ruhig darinliegt, bis der Frühling kommt und das kleine Samenkorn aufschießt zu einer flammenden Blume, deren Duft den Kopf betäubt. Was ist die Liebe? Hat keiner ihr Wesen ergründet? hat keiner das Räthsel gelöst? Vielleicht bringt solche Lösung größere Qual als das Räthsel selbst, und das Herz erschrickt und erstarrt darob, wie beim Anblick der Medusa. Schlangen ringeln sich um das schreckliche Wort, das dieses Räthsel auflöst. Wenn ich Dir aber, lieber Leser, nicht zu sagen vermag, was die Liebe eigentlich ist, so könnte ich Dir doch ganz ausführlich erzählen, wie man sich gebehrdet

und wie einem zu Muth ist, wenn man sich verliebt hat. Man gebehrdet sich nämlich wie ein Narr, man tanzt über Hügel und Felsen und glaubt, die ganze Welt tanze mit. Zu Muthe ist einem dabei, als sei die Welt erst heute erschaffen worden, und man sei der erste Mensch."

Der Stern erstrahlte so munter,
Da fiel er vom Himmmel herunter.
Du fragst mich, Kind, was Liebe ist?
Ein Stern in einem Haufen Mist.

„Die Liebe ist die höchste und siegreichste aller Leidenschaften. Ihre weltbezwingende Stärke besteht aber in ihrer schrankenlosen Großmuth und ihrer aufopferungssüchtigen Lebensverachtung. Für sie giebt es kein Gestern und sie denkt an kein Morgen. Sie begehrt nur des heutigen Tages, aber diesen verlangt sie ganz, unverkürzt, unverkümmert... Sie will nichts davon aufsparen für die Zukunft und verschmäht die aufgewärmten Reste der Vergangenheit.... „Vor mir Nacht, hinter mir Nacht".... Sie ist eine wandelnde Flamme zwischen zwei Finsternissen... Woher entsteht sie?... Aus unbegreiflich winzigen Fünkchen!... Wie endet sie?... Sie erlöscht spurlos, eben so unbegreiflich... Je wilder sie brennt, desto früher erlöscht sie... Aber das hindert sie nicht, sich ihren lodernden Trieben ganz hinzugeben, als dauerte ewig dieses Feuer...." „Die Liebe ist immer eine Art Wahnsinn." — Heine kann sich diesem Wahnsinne mit aller Macht der Sinnlichkeit hingeben, um in seinem Außersichsein bei sich selber zu bleiben. „Franscheska! rief ich, Stern meiner Gedanken! Gedanke meiner Seele! vita della mia vita! meine schöne, oft geküßte, schlanke, katholische Franscheska! für diese einzige Nacht, die du mir noch gewährst, will ich selbst katholisch werden — aber auch nur für diese einzige Nacht! O, die schöne, selige, katholische Nacht! Ich liege in deinen Armen, strengkatholisch glaube ich an den Himmel deiner Liebe, von den Lippen küssen wir uns das holde Bekenntniß, das Wort wird Fleisch, der Glaube wird versinnlicht, in Form und Gestalt! welche Religion! Ihr Pfaffen! Jubelt unterdessen Euer Kyrie Eleison, klingelt, räuchert, läutet die Glocken, laßt die Orgel brausen, laßt die Messe von Palestrina erklingen — das ist der Leib! — ich glaube, ich bin selig, ich schlafe ein — aber sobald ich des anderen Morgens erwache, reibe ich mir den Schlaf und den Katholizismus aus den Augen, und sehe wieder klar in die Sonne und in die Bibel, und bin wieder protestantisch vernünftig und nüchtern

nach wie vor." — Er weiß mit der Liebe umzugehen, und sie aus ihrem Himmel herunter zu holen und in Sinnlichkeit und Fleisch zu wandeln. „Beim Abschied bat ich sie um die Vergünstigung, ihren linken Fuß küssen zu dürfen; worauf sie, mit lächelndem Ernst, den rothen Schuh auszog, sowie auch den Strumpf; und indem ich niederkniete, reichte sie mir den weißen, blühenden Lilienfuß, den ich vielleicht gläubiger an die Lippen preßte, als ich es mit dem Fuß des Pabstes gethan haben möchte. Wie sich von selbst versteht, machte ich auch die Kammerjungfer, und half den Strumpf und den Schuh wieder anziehen. Ich bin mit Ihnen zufrieden, — sagte Signora Franscheska, nach verrichtetem Geschäft, wobei ich mich nicht zu sehr übereilte, obgleich ich alle zehn Finger in Thätigkeit setzte, — ich bin mit Ihnen zufrieden, Sie sollen mir noch öfter die Strümpfe anziehen. Heute haben Sie den linken Fuß geküßt, morgen soll Ihnen der rechte zu Gebot stehen. Uebermorgen dürfen Sie mir schon die linke Hand küssen, und einen Tag nachher auch die rechte. Führen Sie sich gut auf, so reiche ich Ihnen späterhin den Mund rc. Sie sehen, ich will Sie gern avanciren lassen, und da Sie jung sind, können Sie es in der Welt noch weit bringen. — Und ich habe es weit gebracht in dieser Welt! Deß seid mir Zeugen, toskanische Nächte, du hellblauer Himmel mit großen, silbernen Sternen, Ihr wilden Lorbeerbüsche und heimlichen Myrten, und Ihr, o Nympfen des Appenins, die Ihr mit bräutlichen Tänzen uns umschwebtet, und Euch zurückträumtet in jene besseren Götterzeiten, wo es noch keine gothische Lüge gab, die nur blinde, tappende Genüsse im Verborgenen erlaubt und jedem freien Gefühl ihr heuchlerisches Feigenblättchen vorklebt. Es bedurfte keiner besonderen Feigenblätter; denn ein ganzer Feigenbaum mit vollen ausgebreiteten Zweigen rauschte über den Häuptern der Glücklichen." — „Es war just die Sorte, die ich liebe: — und ich liebe diese blassen, elegischen Gesichter, wo die großen, schwarzen Augen so liebeskrank herausstrahlen; ich liebe auch den dunkeln Teint jener stolzen Hälse, die schon Phöbos geliebt und braun geküßt hat; ich liebe sogar jene überreife Nacken, worin purpurne Pünktchen, als hätten lüsterne Vögel daran gepickt; vor allem aber liebe ich jenen genialen Gang, jene stumme Musik des Leibes, jene Glieder, die sich in den süßesten Rhythmen bewegen, üppig, schmiegsam, göttlich liederlich, sterbefaul, dann wieder ätherisch erhaben, und immer hochpoetisch. Ich liebe dergleichen, wie ich die Poesie selbst liebe, und diese melodisch bewegten Gestalten, dieses wunderbare Menschenconcert, das an mir vorüberrauschte, fand

sein Echo in meinem Herzen, und weckte darin die verwandten Töne." — Solche Liebe ohne Liebe, wie sie Heine charakterisirt, tödtet nie. „Mit einem einzigen Blick hat sie mich vom Tode gerettet, und ich stand vor ihr wie neubelebt, wie geblendet vom Sonnenglanze ihrer Schönheit, und sie ging weiter — und ließ mich am Leben. Und sie ließ mich am Leben, und ich lebe und das ist die Hauptsache. Mögen andere das Glück genießen, daß die Geliebte ihr Grabmal mit Blumenkränzen schmückt und mit Thränen der Treue benetzt — O Weiber! haßt mich, verlacht mich, bekorbt mich! aber laßt mich leben! Das Leben ist gar zu spaßhaft süß; und die Welt ist so lieblich verworren." — Von der Liebe bleibt nur der Spott auf die Liebe übrig.

Theurer Freund, du bist verliebt,
Und dich quälen neue Schmerzen;
Dunkler wird es dir im Kopf,
Heller wird es dir im Herzen.

Theurer Freund, du bist verliebt,
Und du willst es nicht bekennen,
Und ich seh' des Herzens Gluth
Schon durch deine Weste brennen. —

Emma, sage mir die Wahrheit,
Ward ich närrisch durch die Liebe?
Oder ist die Liebe selber
Nur die Folge meiner Narrheit? —

Ach! mich quälet, theure Emma,
Außer meiner tollen Liebe
Außer meiner Liebestollheit
Obendrein noch dies Dilemma. —

Die Vernunft. „Vernunft! Wenn ich jetzt dieses Wort höre, so sehe ich noch immer den Doctor Saul Ascher mit seinen abstracten Beinen, mit seinem engen, transcendentalgrauen Leibrock, und mit seinem schroffen, frierend kalten Gesichte, das einem Lehrbuche der Geometrie als Kupfertafel dienen konnte. Dieser Mann, tief in den Funfzigern, war eine personificirte gerade Linie. In seinem Streben nach dem Positiven hatte der arme Mann sich alles Herrliche aus dem Leben herausphilosophirt, alle Sonnenstrahlen, allen Glauben und alle Blumen, und es blieb ihm nichts übrig, als das kalte, positive Grab." —

Die Philosophie. „Wir träumten in unserer deutschen Weise,

d. h. wir philosophirten. Zwar nicht über die Dinge, die uns zunächst betrafen, oder zunächst passirten, sondern wir philosophirten über die Realität der Dinge an und für sich, über die letzten Gründe der Dinge, und ähnliche metaphysische und transcendentale Träume. Unsere deutsche Philosophie ist der Traum der französischen Revolution. So hatten wir den Bruch mit dem Bestehenden und der Ueberlieferung im Reiche des Gedankens ebenso wie die Franzosen im Gebiete der Gesellschaft; um die Kritik der reinen Vernunft sammelten sich unsere philosophischen Jacobiner, die nichts gelten ließen, als was jener Kritik Stand hielt, Kant war unser Robespierre. Nachher kam Fichte mit seinem Ich, der Napoleon der Philosophie, die höchste Liebe und der höchste Egoismus, die Alleinherrschaft des Gedankens, der souveraine Wille, der ein schnelles Universalreich improvisirte, das ebenso schnell wieder verschwand, der despotische, schauerlich einsame Idealismus. Unter seinem consequenten Tritte erseufzten die geheimen Blumen, die von der Kantischen Guillotine noch verschont geblieben oder seitdem unvermerkt hervorgeblüht waren, die unterdrückten Erdgeister regten sich, der Boden zitterte, die Contrerevolution brach aus, und unter Schelling erhielt die Vergangenheit mit ihrem traditionellen Interesse wieder Anerkenntniß, sogar Entschädigung, und in der neuen Restauration, in der Naturphilosophie wirthschafteten wieder die grauen Emigranten, die gegen die Herrschaft der Vernunft und der Idee beständig intriguirt, der Mysticismus, der Pietismus, der Jesuitismus, die Legitimität, die Romantik, die Deutschthümelei, die Gemüthlichkeit. Bis Hegel, der Orleans der Philosophie, ein neues Regiment begründete, oder vielmehr ordnete, ein elektrisches Regiment, worin er freilich selber wenig bedeutet, dem er aber an die Spitze gestellt ist, und worin er den alten Kantischen Jacobinern, den Fichteschen Bonapartisten, den Schellingschen Pairs und seinen eigenen Creaturen eine feste, verfassungsmäßige Stellung anweist." —

Die Wahrheit. „Was ist Wahrheit? Holt mir das Waschbecken — antwortet Pilatus." —

Die Objectivität. „Die sogenannte Objectivität, wovon heute so viel die Rede, ist nichts als eine trockene Lüge; es ist nicht möglich, die Vergangenheit zu schildern, ohne ihr die Färbung unserer eigenen Gefühle zu verleihen. Ja, da der sogenannte objective Geschichtsschreiber doch immer sein Wort an die Gegenwart richtet, so schreibt er unwillkürlich im Geiste seiner eigenen Zeit, und dieser Zeitgeist wird in

seinen Schriften sichtbar sein, wie sich in Briefen nicht blos der Charakter des Schreibers, sondern auch des Empfängers offenbart." —

Die Idee. „Ich gerieth auf die unglückliche Idee, mich mit Ideen zu beschäftigen." — Der Eidechs sprach: „Kein Mensch denkt, es fällt nur dann und wann den Menschen etwas ein, solche ganz unverschuldete Einfälle nennen sie Gedanken, und das Aneinanderreihen derselben nennen sie denken. Aber in meinem Namen können Sie es wiedersagen: kein Mensch denkt, kein Philosoph denkt, weder Schelling noch Hegel denkt, und was gar ihre Philosophie betrifft, so ist sie eitel Luft und Wasser, wie die Wolken des Himmels; ich habe schon unzählige solcher Wolken, stolz und sicher, über mich hinziehen sehen, und die nächste Morgensonne hat sie aufgelöst in ihr ursprüngliches Nichts; — es giebt nur eine einzige wahre Philosophie, und diese steht, in ewigen Hieroglyphen, auf meinem eigenen Schwanze." — „Die kühlen und klugen Philosophen! Wie mitleidig lächeln sie herab auf die Selbstquälereien und Wahnsinnigkeiten eines armen Don Quixote, und in all' ihrer Schulweisheit merken sie nicht, daß jene Donquixoterie die ganze Welt, mit allem was darauf philosophirt, musicirt, ackert und jähet, zu kühnerem Schwunge beflügelt! Denn die große Volksmasse, mit sammt den Philosophen, ist, ohne es zu wissen, nichts anders als ein colossaler Sancho Pansa, der, trotz all' seiner nüchternen Prügelscheu und hausbackener Verständigkeit, dem wahnsinnigen Ritter in allen seinen gefährlichen Abenteuern folgt, gelockt von der versprochenen Belohnung, an die er glaubt, weil er sie wünscht, mehr aber noch getrieben von der mystischen Gewalt, die der Enthusiasmus immer ausübt auf den großen Haufen — wie wir es in allen politischen und religiösen Revolutionen, und vielleicht täglich im kleinsten Ereignisse sehen können." — „Unendlich selig ist das Gefühl, wenn die Erscheinungswelt mit unserer Gemüthswelt zusammenrinnt, und grüne Bäume, Gedanken, Vögelgesang, Wehmuth, Himmelsbläue, Erinnerung und Kräuterduft sich in süßen Arabesken verschlingen. Die Frauen kennen am besten dieses Gefühl, und darum mag auch ein so holdselig ungläubiges Lächeln um ihre Lippen schweben, wenn wir mit Schulstolz unsere logischen Thaten rühmen, und wir Alles so hübsch eingetheilt in objectiv und subjectiv, wie wir unsere Köpfe apothekenartig mit tausend Schubladen versehen, wo in der einen Vernunft, in der andern Verstand, in der dritten Witz, in der vierten schlechter Witz, und in der fünften gar nichts, nämlich die Idee, enthalten ist." —

Der Radicalismus. „Da kommen die Radicalen und verschreiben eine Radicalcur für die Wunde unserer Zeit, die am Ende doch nur äußerlich wirkt, höchstens den gesellschaftlichen Grind vertreibt, aber nicht die innere Fäulniß. Gelänge es ihnen auch, die leidende Menschheit auf eine kurze Zeit von ihren wildesten Qualen zu befreien, so geschähe es doch nur auf Kosten der letzten Spuren von Schönheit, die dem Patienten bis jetzt geblieben sind; häßlich wie ein geheilter Philister, wird er aufstehen von seinem Krankenlager, und in der häßlichen Spitaltracht, in dem aschgrauen Gleichheitscostüm wird er sich all' sein Lebetag herumschleppen müssen. Alle überlieferte Heiterkeit, alle Süße, aller Blumenduft, alle Poesie wird aus dem Leben herausgepumpt werden, und es wird davon nichts übrig bleiben, als die Rumford'sche Suppe der Nützlichkeit." —

Logische Eintheilungen. „Im Allgemeinen werden die Bewohner Göttingens eingetheilt in Studenten, Professoren, Philister und Vieh; welche vier Stände doch nichts weniger als streng geschieden sind." — „Ich habe mich seit Jahr und Tag mit einer ernsten Widerlegung der Meinung, als hätten die Göttingerinnen allzugroße Füße, beschäftigt, ich habe deshalb vergleichende Anatomie gehört, die seltensten Werke auf der Bibliothek excerpirt, auf der Wanderstraße stundenlang die Füße der vorübergehenden Damen studirt, und in der grundgelehrten Abhandlung, so die Resultate dieser Studien enthalten wird, spreche ich 1) von den Füßen überhaupt, 2) von den Füßen bei den Alten, 3) von den Füßen der Elephanten, 4) von den Füßen der Göttingerinnen, 5) stelle ich Alles zusammen, was über diese Füße auf Ullrichs Garten schon gesagt worden, 6) betrachte ich diese Füße in ihrem Zusammenhang, und verbreite mich bei dieser Gelegenheit auch über Waden, Knie rc., und endlich 7) wenn ich nur so großes Papier auftreiben kann, füge ich noch hinzu einige Kupfertafeln mit dem Facsimile göttingischer Damenfüße." — „Was mich betrifft, so habe ich in der Naturwissenschaft mein eigenes System, und demnach theile ich Alles ein: in dasjenige, was man essen kann, und in dasjenige, was man nicht essen kann." — „Von den Ideen. A) Von den Ideen im Allgemeinen. a) Von den vernünftigen Ideen. b) Von unvernünftigen Ideen. α) Von den gewöhnlichen Ideen. β) Von den Ideen, die mit grünem Leder überzogen sind." — „Meine Herren! die Erde ist eine runde Walze, die Menschen sind einzelne Stiftchen darauf, scheinbar arglos zerstreut; aber die Walze dreht sich, die Stiftchen

stoßen hier und da an und tönen, die einen oft, die andern selten, das giebt eine wunderbar complicirte Musik, und diese heißt Weltgeschichte. Wir sprechen also erst von der Musik, dann von der Welt, und endlich von der Geschichte; letztere aber theilen wir ein in Positiv und Spanische Fliegen." —

Die Unsterblichkeit. „Unsterblichkeit! schöner Gedanke! wer hat dich zuerst erdacht? War es ein Nürnberger Spießbürger, der, mit weißer Nachtmütze auf dem Kopfe und weißer Tonpfeife im Maule, am lauen Sommerabend vor seiner Hausthür saß, und recht behaglich meinte: es wäre doch hübsch, wenn er nur so immerfort, ohne daß sein Pfeifchen und sein Lebensathemchen ausgingen, in die liebe Ewigkeit hineinvegetiren könnte! Oder war es ein junger Liebender, der in den Armen seiner Geliebten jenen Unsterblichkeitsgedanken dachte, und ihn dachte, weil er ihn fühlte, und weil er nichts anderes fühlen und denken konnte! — Liebe! Unsterblichkeit! — in meiner Brust ward es plötzlich so heiß, daß ich glaubte, die Geographen hätten den Aequator verlegt, und er laufe jetzt gerade durch mein Herz." — „Was ist Traum? Was ist Tod? Ist dieser nur eine Unterbrechung des Lebens oder gänzliches Aufhören desselben? Ja für Leute, die nur Vergangenheit und Zukunft kennen, und nicht in jedem Momente der Gegenwart eine Ewigkeit leben können, ja für solche muß der Tod schrecklich sein! Wenn ihnen die beiden Krücken, Raum und Zeit entfallen, dann sinken sie in's ewige Nichts."

Die christliche Religion. „Für Menschen, denen die Erde nichts mehr bietet, ward der Himmel erfunden. . . Heil dieser Erfindung! Heil einer Religion, die dem leidenden Menschengeschlecht in den bittern Kelch einige süße, einschläfernde Tropfen goß, geistiges Opium, einige Tropfen Liebe, Hoffnung und Glauben!" — „Die katholische Religion ist eine gute Religion für einen vornehmen Baron, der den ganzen Tag müssig gehen kann und für einen Kunstkenner." Dabei muß ich Ihnen auch gestehen, daß mir die katholische Religion nicht einmal Vergnügen macht, und als ein vernünftiger Mann müssen Sie mir recht geben. Ich sehe das Plaisir nicht ein, es ist eine Religion, als wenn der liebe Gott, gottbewahre, eben gestorben wäre, und es riecht dabei nach Weihrauch, wie bei einem Leichenbegängniß, und dabei brummt eine so traurige Begräbnißmusik, daß man die Melancholik bekömmt." „Die protestantische Religion ist mir zu vernünftig, und gäbe es in der protestantischen Kirche keine Orgel, so wäre sie gar keine Religion. Unter uns gesagt, diese Religion schadet nichts und ist so

rein wie ein Glas Wasser, aber, sie hilft auch nichts." „Die altjüdische Religion ist gar keine Religion, sondern ein Unglück." —

Die Sittlichkeit. „Gewährt man mir die Wahl zwischen einem bösen Gewissen und einem bösen Zahn, so wähle ich ersteres."

„O daß ich große Laster säh'
Verbrechen, blutig, kolossal, —
Nur diese satte Tugend nicht,
Und zahlungsfähige Moral." —

Das Pathos. „— — Beide Jünglinge schwiegen und seufzten, als wollte ihnen das Herz zerspringen. Endlich sprach der Andere: „Meine Seele ist traurig! Komm mit hinaus in die dunkle Nacht! Einathmen will ich den Hauch der Wolken und die Strahlen des Mondes. Genosse meiner Wehmuth! ich liebe Dich, Deine Worte tönen wie Rohrgeflüster, wie gleitende Ströme, sie tönen wieder in meiner Brust, aber meine Seele ist traurig!" Nun erhoben sich die beiden Jünglinge, Einer schlang den Arm um den Nacken des Andern, und sie verließen das tosende Zimmer. Ich folgte ihnen nach und sah, wie sie in eine dunkle Kammer traten, wie der Eine, statt des Fensters, einen großen Kleiderschrank öffnete, wie Beide vor demselben, mit sehnsüchtig ausgestreckten Armen, stehen blieben und wechselweise sprachen. „Ihr Lüfte der dämmernden Nacht!" rief der Erste, „wie erquickend kühlt Ihr meine Wangen! Wie lieblich spielt Ihr mit meinen flatternden Locken! Ich steh' auf des Berges wolkigem Gipfel, unter mir liegen die schlafenden Städte der Menschen, und blinken die blauen Gewässer. Horch! Dort unten im Thale rauschen die Tannen! Dort über die Hügel ziehen, in Nebelgestalten, die Geister der Väter. O, könnt' ich mit Euch jagen, auf dem Wolkenroß, durch die stürmische Nacht, über die rollende See, zu den Sternen hinauf! Aber ach! ich bin beladen mit Leid und meine Seele ist traurig!" — Der andere Jüngling hatte ebenfalls seine Arme sehnsuchtsvoll nach dem Kleiderschrank ausgestreckt, Thränen stürzten aus seinen Augen, und zu einer gelbledernen Hose, die er für den Mond hielt, sprach er mit wehmüthiger Stimme: „Schön bist du, Tochter des Himmels! Holdselig ist deines Antlitzes Ruhe! Du wandelst einher in Lieblichkeit! Die Sterne folgen deinen blauen Pfaden in Osten. Bei deinem Anblick erfreuen sich die Wolken, und es lichten sich ihre düstern Gestalten. Wer gleicht dir am Himmel, Erzeugte der Nacht? Beschämt, in deiner Gegenwart, sind die Sterne,

und wenden ab die grünfunkelnden Augen. Wohin, wenn des Morgens dein Antlitz erbleicht, entfliehst du von deinem Pfade? Hast du gleich mir deine Halle? Wohnst du im Schatten der Wehmuth? Sind deine Schwestern vom Himmel gefallen? Sie, die freudig mit dir die Nacht durchwallten, sind sie nicht mehr? Ja, sie fielen herab, o schönes Licht, und du verbirgst dich oft, sie zu betrauern. Doch einst wird kommen die Nacht, und du, auch du bist vergangen, und hast deine blauen Pfade dort oben verlassen. Dann erheben die Sterne ihre grünen Häupter, die einst deine Gegenwart beschämt, sie werden sich freuen. Doch jetzt bist du gekleidet in deiner Strahlenpracht und schaust herab aus den Thoren des Himmels. Zerreißt die Wolken, o Winde, damit die Erzeugte der Nacht hervorzuleuchten vermag, und die buschigen Berge erglänzen und das Meer seine schäumenden Wogen rolle in Licht!" Ein wohlbekannter, nicht sehr magerer Freund, der mehr getrunken als gegessen hatte, obgleich er auch heute Abend, wie gewöhnlich eine Porzion Rindfleisch verschlungen, wovon sechs Gardelieutenants und ein unschuldiges Kind satt geworden wären, dieser kam jetzt in allzugutem Humor, d. h. ganz en Schwein, vorbeigerannt, schob die beiden elegischen Freunde etwas unsanft in den Schrank hinein, polterte nach der Hausthüre, und wirthschaftete draußen ganz mörderlich. Der Lärm im Saal wurde auch immer verworrener und dumpfer. Die beiden Jünglinge im Schranke jammerten und wimmerten, sie lägen zerschmettert am Fuße des Berges; aus dem Hals strömte ihnen der edle Rothwein, sie überschwemmten sich wechselseitig, und der Eine sprach zum Andern: „Lebe wohl! Ich fühle, daß ich verblute. Warum weckst du mich, Frühlingsluft? Du buhlst und sprichst: ich bethaue dich mit Tropfen des Himmels. Doch die Zeit meines Welkens ist nahe, nahe der Sturm, der meine Blätter herabstört! Morgen wird der Wanderer kommen, kommen der mich sah in meiner Schönheit, ringsum wird sein Auge im Felde mich suchen, und wird mich nicht finden." " —

„Kennst du das Land, wo die Zitronen blühn?
Im dunklen Laub die Goldorangen glühn,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht,
Kennst du es wohl? Dahin! dahin
Möcht' ich mit Dir, o mein Geliebter, ziehn.

— Aber reise nur nicht im Anfang August, wo man des Tags von der Sonne gebraten, und des Nachts von den Flöhen verzehrt wird." —

Es ist Alles Eins. „Düsseldorf ist eine Stadt am Rhein, es leben da 16000 Menschen und viele hunderttausend Menschen liegen noch außerdem da begraben. Und darunter sind manche, von denen meine Mutter sagt, es wäre besser sie lebten noch, z. B. mein Großvater und mein Oheim, der alte Herr von Geldern und der junge Herr von Geldern, die beide so berühmte Doctoren waren, und so viele Menschen vom Tode curirt, und doch selber sterben mußten. Und die fromme Ursula, die mich als Kind auf den Armen getragen, liegt auch da begraben, und es wächst ein Rosenstrauch auf ihrem Grabe — Rosenduft liebte sie so sehr im Leben und ihr Herz war lauter Rosenduft und Güte. Auch der alte kluge Kanonikus liegt dort begraben. Gott, wie elend sah er aus, als ich ihn zuletzt sah! Er bestand nur noch aus Geist und Pflastern und studirte dennoch Tag und Nacht, als wenn er besorgte, die Würmer möchten einige Ideen zu wenig in seinem Kopfe finden. Auch der kleine Wilhelm liegt dort, und daran bin ich Schuld. Wir waren Schulkameraden im Franziskanerkloster und spielten auf jener Seite desselben, wo zwischen steinernen Mauern die Düssel fließt, und ich sagte: „Wilhelm, hol' doch das Kätzchen, das eben hineingefallen" — und lustig stieg er hinab auf das Brett, das über den Bach lag, riß das Kätzlein aus dem Wasser, fiel aber selbst hinein, und als man ihn herauszog, war er naß und todt. Das Kätzchen hat noch lange Zeit gelebt." —

Allerlei. „Bei uns zu Lande giebt es lauter Menschen mit allgemeinen, gleichförmlichen Physiognomien; wenn ihrer zwölf beisammen sind, bilden sie ein Dutzend, und wenn einer sie dann angreift, rufen sie die Polizei." — „Ist es doch eine bekannte Bemerkung, daß die Pfaffen in der ganzen Welt, Rabiner, Muftis, Dominikaner, Consistorialräthe, Popen, Bonzen, kurz das ganze diplomatische Corps Gottes, im Gesichte eine gewisse Familienähnlichkeit haben, wie man sie immer findet bei Leuten, die ein und dasselbe Gewerbe treiben. Schneider, in der ganzen Welt, zeichnen sich aus durch Zartheit der Glieder, Metzger und Soldaten tragen wieder überall denselben farruschen Anstrich, Juden haben ihre eigenthümliche ehrliche Miene, nicht weil sie von Abraham, Isaak und Jacob abstammen, sondern weil sie Kaufleute sind, und der Frankfurter chrichstliche Kaufmann sieht dem Frankfurter jüdischen Kaufmanne eben so ähnlich, wie ein faules Ei dem andern. Die geistlichen Kaufleute, solche, die von Religionsgeschäften ihren Unterhalt gewinnen, erlangen daher auch im Gesichte eine Aehnlichkeit. Freilich, einige Nüanzen entstehen durch die Art und Weise, wie sie ihr Geschäft treiben.

Der katholische Pfaffe treibt es mehr wie ein Commis, der in einer großen Handlung angestellt ist; die Kirche, das große Haus, dessen Chef der Papst ist, giebt ihm bestimmte Beschäftigung und dafür ein bestimmtes Salair; er arbeitet lässig, wie Jeder, der nicht für eigene Rechnung arbeitet und viele Collegen hat, und im großen Geschäftstreiben leicht unbemerkt bleibt — nur der Credit des Hauses liegt ihm am Herzen, und noch mehr dessen Erhaltung, da er bei einem etwaigen Bankerotte seinen Lebensunterhalt verlöre. Der protestantische Pfaffe hingegen ist überall selbst Prinzipal, und er treibt die Religionsgeschäfte für eigene Rechnung. Er treibt keinen Großhandel, wie sein katholischer Gewerbsgenosse, sondern nur einen Kleinhandel; und da er demselben allein vorstehen muß, darf er nicht lässig sein, er muß seine Glaubensartikel den Leuten anrühmen, die Artikel seiner Concurrenten herabsetzen, und als ächter Kleinhändler steht er in seiner Ausschnittbude, voll von Gewerbsneid gegen alle großen Häuser, absonderlich gegen das große Haus in Rom, das viele tausend Buchhalter und Packknechte besoldet und seine Faktoreien hat in allen vier Welttheilen." — „Das ist schön bei uns Deutschen; Keiner ist so verrückt, daß er nicht einen noch Verrückteren fände, der ihn versteht." — „In der „Krone" zu Clausthal hielt ich Mittag. Ich bekam frühlingsgrüne Petersiliensuppe, veilchenblauen Kohl, einen Kalbsbraten, groß wie der Chimborasso in Miniatur, so wie auch eine Art geräucherter Heringe, die Bückinge heißen, nach dem Namen ihres Erfinders, Wilhelm Bücking, der 1447 gestorben, und um jener Erfindung willen von Carl V. so verehrt wurde, daß derselbe anno 1556 von Middelburg nach Bievlied in Seeland reiste, blos um dort das Grab dieses großen Mannes zu sehen. Wie herrlich schmeckt doch solch ein Gericht, wenn man die historischen Notizen dazu weiß und es selbst verzehrt!" — „Tirily! Tirily! Tirily! Ich fühle den süßen Schmerz der Existenz, ich fühle alle Freuden und Qualen der Welt, ich leide für das Heil des ganzen Menschengeschlechts, ich büße dessen Sünden, aber ich genieße sie auch." — „Mich dünkt zuweilen, der Teufel, der Adel und die Jesuiten existiren nur so lange, als man an sie glaubt. Vom Teufel könnten wir es wohl ganz bestimmt behaupten; denn nur die Gläubigen haben ihn bisher gesehen." — „Narren und Dummköpfe giebt es genug, und man erzeigt ihnen oft die Ehre, sie für verrückt zu halten; aber die wahre Verrücktheit ist so selten wie die wahre Weisheit, sie ist vielleicht gar nichts anderes als Weisheit, die sich geärgert hat, daß sie alles weiß, alle Schändlichkeiten

dieser Welt, und die deshalb den weisen Entschluß gefaßt hat, verrückt zu werden." — „Der gemeine Mann muß eine Dummheit haben, worin er sich glücklich fühlt, und er fühlt sich glücklich in seiner Dummheit." — „Am Ende kommt es auf eins heraus, wie wir die große Reise gemacht haben, ob zu Fuß, oder zu Pferd, oder zu Schiff . . . Wir gelangen am Ende alle in dieselbe Herberge, in dieselbe schlechte Schenke, wo man die Thüre mit einer Schaufel aufmacht, wo die Stube so eng, so kalt, so dunkel, wo man aber gut schläft, fast gar zu gut . . ." — „Charakter hat Derjenige, der in den bestimmten Kreisen einer bestimmten Lebensanschauung lebt und waltet, sich gleichsam mit derselben identifizirt, und nie in Widerspruch geräth mit seinem Denken und Fühlen. Bei ganz ausgezeichneten, über ihr Zeitalter hinausragenden Geistern kann daher die Menge nie wissen, ob sie Charakter haben oder nicht, denn die große Menge hat nicht Weitblick genug, um die Kreise zu überschauen, innerhalb derselben sich jene hohen Geister bewegen. Ja, indem die Menge nicht die Gränze des Wollens und Dürfens jener hohen Geister kennt, kann es ihr leicht begegnen in den Handlungen derselben weder Befugniß noch Nothwendigkeit zu sehen, und die geistig Blöd- und Kurzsichtigen klagen dann über Willkühr, Inconsequenz, Charakterlosigkeit. Minder begabte Menschen, deren oberflächlichere und engere Lebensanschauung leichter ergründet und überschaut wird, und die gleichsam ihr Lebensprogramm in populärer Sprache ein für allemal auf öffentlichem Markte proclamirt haben, diese kann das verehrungswürdige Publicum immer in Zusammenhang begreifen, es besitzt einen Maßstab für jede ihrer Handlungen, es freut sich dabei über seine eigene Intelligenz, wie bei einer aufgelösten Charade, und jubelt: seht, das ist ein Charakter! Es ist immer ein Zeichen von Bornirtheit, wenn man von der bornirten Menge leicht begriffen und ausdrücklich als Charakter gefeiert wird." — „Jede Zeit ist eine Sphynx, die sich in den Abgrund stürzt, sobald man ihr Räthsel gelöst hat." — „Der Parteigeist ist ein eben so blindes als rasendes Thier." — „In der Geschichte hat Jeder Recht, der seinem inwohnenden Princip getreu bleibt." — „Unsere Zeit — und sie beginnt am Kreuze Christi — wird als eine große Krankheitsperiode der Menschheit betrachtet werden." — „Ein großer Genius bildet sich durch einen andern großen Genius, weniger durch Assimilirung als durch Reibung. Ein Diamant schleift den andern." — „Alles wird man Dir verzeihen, sagte jüngst ein seufzender Dichter, man verzeiht Dir Deinen Reichthum, man verzeiht

Dir die hohe Geburt, man verzeiht Dir Deine Wohlgestalt, man läßt Dir sogar Talent hingehen, aber man ist unerbittlich gegen das Genie. Ach! und begegnet ihm auch nicht der böse Wille von außen, so fände das Genie doch schon in sich selber den Feind, der ihm Elend bereitet. Deshalb ist die Geschichte der großen Männer immer eine Märtyrerlegende; wenn sie auch nicht litten für die große Menschheit, so litten sie doch für ihre eigene Größe, für die große Art ihres Seins, das Unphilisterliche, für ihr Mißbehagen an der prunkenden Gemeinheit, der lächelnden Schlechtigkeit ihrer Umgebung." — „Jeder Zoll, den die Menschheit weiterrückt, kostet Ströme Bluts; und ist das nicht etwa zu theuer? Ist das Leben des Individuums nicht vielleicht eben so viel werth wie das des ganzen Geschlechtes? Denn jeder einzelne Mensch ist schon eine Welt, die mit ihm geboren wird und mit ihm stirbt, unter jedem Grabstein liegt eine Weltgeschichte." — „Aber warum ist uns der Spiritualismus so sehr zuwider? Ist er etwas so Schlechtes? Keineswegs. Rosenöl ist eine kostbare Sache, und ein Fläschchen desselben ist erquicksam, wenn man in den verschlossenen Gemächern des Harem seine Tage vertrauern muß. Aber wir wollen dennoch nicht, daß man alle Rosen dieses Lebens zertrete und zerstampfe, um einige Tropfen Rosenöl zu gewinnen, und mögen diese noch so tröstsam wirken. Wir sind vielmehr wie die Nachtigallen, die sich gern an der Rose selber ergötzen, und von ihrer erröthend blühenden Erscheinung eben so beseligt werden, wie von ihrem unsichtbaren Dufte." — „Nichts ist uns ersprießlicher, als wenn wir lauter schlechte Kerle zu Feinden haben. Der HERR hat mich unübersehbar reichlich mit dieser Sorte gesegnet und ich bin froh, daß sie jetzt in Sicherheit sind. Ja laßt uns ein Te Metternich laudamus singen, ihr theuern Feinde! Ihr waret in der größten Gefahr, gehenkt zu werden, und ich hätte Euch dann auf immer verloren! Jetzt ist wieder alles still, alles wird beigelegt oder festgesetzt, die Bundesacte wird losgelassen und die Patrioten werden eingesperrt und wir sehen einer langen, süßen, sichern Ruhe entgegen. Jetzt können wir uns wieder ungestört des alten schönen Verhältnisses erfreuen: ich geißle euch wieder nach wie vor, und Ihr verläumdet mich wieder nach wie vor. Wie froh bin ich, Euch so ungehenkt zu sehen! Euer Leben ist mir theuerer, als jemals. Ich kann mich bei Eurem Anblick einer gewissen Rührung nicht erwehren. Ich bitte Euch, schont Eure Gesundheit; verschluckt nicht Euer eigenes Gift, lügt und verläumdet lieber wo möglich noch mehr als Ihr zu thun pflegt, das erleichtert

das fromme Herz; geht nicht so gebückt und gekrümmt, das schadet der Brust; geht mal in's Theater, wenn eine Raupach'sche Tragödie gegeben wird, das heitert auf; versucht eine Abwechslung in Euren Privatvergnügungen; besucht auch einmal ein schönes Mädchen; hütet Euch aber vor des Seilers Töchterlein!" — „Die neue Zeit wird auch eine Kunst gebären, die mit ihr selbst in begeistertem Einklang sein wird, die nicht aus der verblichenen Vergangenheit ihre Symbolik zu borgen braucht, und die sogar eine neue Technik, die von der seitherigen verschieden, hervorbringen muß. Bis dahin möge mit Farben und Klängen die selbsttrunkenste Subjectivität, die weltentzügelte Individualität, die gottfreie Persönlichkeit, mit all' ihrer Lebenslust sich geltend machen." — „Jeder ist in dieser Welt am Ende entbehrlich, ausgenommen etwa die Sonne und ich. Denn ohne diese beiden kann ich mir keinen Frühling denken, und auch keine Frühlingslüfte und keine Grisetten und keine deutsche Literatur!.. Die ganze Welt wäre ein gährendes Nichts, der Schatten einer Null, der Traum eines Flohs, ein Gedicht von Karl Streckfuß!" — „Die Sonne spricht":

„Was gehn dich meine Blicke an?
Bedenke was deine Pflichten sind,
Nimm dir ein Weib und mach ein Kind,
Und sei ein deutscher Biedermann." —

„Ich schlenderte wieder bergauf, bergab; schaute hinunter in manches hübsche Wiesenthal; silberne Wasser brausten, süße Waldvögel zwitscherten, die Heerdenglöckchen läuteten, die mannigfaltig grünen Bäume wurden von der lieben Sonne goldig angestrahlt, und oben war die blauseidene Decke des Himmels so durchsichtig, daß man tief hineinschauen konnte, bis in's Allerheiligste, wo die Engel zu den Füßen Gottes sitzen, und in den Zügen seines Antlitzes den Generalbaß studiren." — „Ein Weib":

Sie hatten sich beide so herzlich lieb,
Spitzbübin war sie, er war ein Dieb.
Wenn er Schelmenstreiche machte,
Sie warf sich auf's Bett und lachte.

Der Tag verging in Freud' und Lust,
Des Nachts lag sie an seiner Brust.
Als man in's Gefängniß ihn brachte,
Sie stand am Fenster und lachte.

Er ließ ihr sagen: O komm zu mir,
Ich sehne mich so sehr nach dir,
Ich rufe nach dir, ich schmachte —
Sie schüttelt' das Haupt und lachte.

Um sechse des Morgens ward er gehenkt,
Um sieben ward er in's Grab gesenkt;
Sie aber schon um achte
Trank rothen Wein und lachte. —

Aus dem „Wintermärchen": ,,Caput III":

— —

Der lange Schnurbart ist eigentlich nur
Des Zopfthums neuere Phase:
Der Zopf, der ehmals hinten hing,
Der hängt jetzt unter der Nase.

Nicht übel gefiel mir das neue Costüm
Der Reiter, das muß ich loben,
Besonders die Pickelhaube, den Helm,
Mit der stählernen Spitze nach oben.

Das ist so ritterthümlich und mahnt
An der Vorzeit holde Romantik,
An die Burgfrau Johanna von Montfaucon
An den Freiherrn Fouqué, Uhland, Tieck.

Das mahnt an das Mittelalter so schön,
An Edelknechte und Knappen,
Die in dem Herzen getragen die Treu'
Und auf dem Hintern ein Wappen.

Das mahnt an Kreuzzug und Turney,
An Minne und frommes Dienen,
An die ungedruckte Glaubenszeit,
Wo noch keine Zeitung erschienen.

Ja, ja, der Helm gefällt mir, er zeugt
Vom allerhöchsten Witze!
Ein königlicher Einfall war's!
Es fehlt nicht die Pointe, die Spitze!

Nur fürcht' ich, wenn ein Gewitter entsteht,
Zieht leicht so eine Spitze
Herab auf Euer romantisches Haupt
Des Himmels modernste Blitze! —

Durch diese Nivellirung aller bestimmten Gefühle ist natürlich die Poesie und vor Allem die Lyrik, das objectiv hingestellte, ausgesprochene einzelne Gefühl — verschwunden. Heine zieht auch diese Consequenz und seine neuesten Poesien sollen und können nur anzeigen, daß es überhaupt keine Poesie mehr giebt. Sie sind die vollendete Poesie und zugleich die Carricatur auf die Poesie. Hier ist nichts mehr heilig: mit den Gefühlen wird auch die äußere Form in Staub getreten.

„Die politische Poesie," die letzte Kraftanstrengung der modernen Zerrissenheit in der Poesie, der Katzenjammer des Lieberalismus und Radicalismus, der verzweifelte Versuch der Lyrik, nachdem ihr alter Inhalt gefallen, einen neuen Inhalt und Gehalt an sich zu reißen, einer Lyrik, die, weil sie Interesse hat, jeder poetischen Stimmung baar ist und den Satz Hippels beweist, daß die Hand, welche selbst vom Fieber zittert, das Fieber nicht beschreiben kann — diese Unpoesie, die mit der Prätension, Poesie zu sein, auftritt, wird von Heine in seinen politischen Liedern lächerlich gemacht. Die politischen Dichter werden von ihm aufgefordert, recht allgemein zu singen:

Deutscher Sänger! sing' und preise
Deutsche Freiheit, daß dein Lied
Unsrer Seelen sich bemeistre
Und zu Thaten uns begeistre,
In Marseiller Hymnenweise.

Girre nicht mehr wie ein Werther,
Welcher nur für Lotten glüht —
Was die Glocke hat geschlagen
Sollst du deinem Volke sagen,
Rede Dolche, rede Schwerter!

Sei nicht mehr die weiche Flöte,
Das idyllische Gemüth. —
Sei des Vaterlands Posaune,
Sei Kanone, sei Karthaune,
Blase, schmett're, donn're, tödte!

Blase, schmett're, donn're täglich,
Bis der letzte Dränger flieht —
Singe nur in dieser Richtung,
Aber halte deine Dichtung
Nur so allgemein als möglich. —

Dem allgemeinen Rausche Deutschlands, von dem die politische Poesie ein Erzeugniß, und den die politische Poesie erzeugte, giebt er die „Verheißung“:

Nicht mehr barfuß sollst du traben,
Deutsche Freiheit, durch die Sümpfe,
Endlich kommst du auf die Strümpfe,
Und auch Stiefeln sollst du haben.

Auf dem Haupte sollst du tragen
Eine warme Pudelmütze,
Daß sie dir die Ohren schütze
In den kalten Wintertagen.

Du bekommst sogar zu essen —
Eine große Zukunft naht dir! —
Laß dich nur vom welschen Satyr
Nicht verlocken zu Excessen!

Werde nur nicht dreist und dreister!
Setz' nicht den Respect bei Seiten
Vor den hohen Obrigkeiten
Und dem Herren Bürgermeister!

Aus „Caput XVII.“

Ich habe mich mit dem Kaiser gezankt
Im Traum, im Traum versteht sich, —
Im wachenden Zustand sprechen wir nicht
Mit Fürsten so widersetzig.

Nur träumend, im idealen Traum,
Wagt ihnen der Deutsche zu sagen
Die deutsche Meinung, die er so tief
Im treuen Herzen getragen.

Als ich erwacht, fuhr ich einem Wald
Vorbei, der Anblick der Bäume,
Der nackten hölzernen Wirklichkeit
Verscheuchte meine Träume.

Die Eichen schüttelten ernsthaft das Haupt,
Die Birken und Birkenreiser
Sie nickten so warnend — und ich rief:
Vergieb mir, mein theurer Kaiser! —

Der Deutsch-Dusel und Deutsch-Enthusiasmus wird „Caput XI“ blamirt.

— —

Wenn Herrmann nicht die Schlacht gewann,
Mit seinen blonden Horden,
So gäb' es deutsche Freiheit nicht mehr,
Wir wären römisch geworden!

In unserem Vaterland herrschten jetzt
Nur römische Sprache und Sitten,
Vestalen gäb' es in München sogar,
Die Schwaben hießen Quiriten!

Der Hengstenberg wär' ein Haruspex
Und grübelte in den Gedärmen
Von Ochsen. Neander wär' ein Augur,
Und schaute nach Vögelschwärmen.

Birch-Pfeifer söffe Terpentin,
Wie einst die römischen Damen.
(Man sagt, daß sie dadurch den Urin
Besonders wohlriechend bekamen.)

Der Raumer wäre kein deutscher Lump,
Er wäre ein römischer Lumpazius.
Der Freiligrath dichtete ohne Reim,
Wie weiland Flaccus Horazius.

Der grobe Bettler, Vater Jahn,
Der hieße jetzt Grobianus.
Me hercule! Maßmann spräche Latein,
Der Marcus Tullius Maßmanus!

Die Wahrheitsfreunde würden jetzt
Mit Löwen, Hyänen, Schakalen,
Sich raufen in der Arena, anstatt
Mit Hunden in kleinen Journalen.

Wir hätten Einen Nero jetzt
Statt Landesväter drei Dutzend.
Wir schnitten uns die Adern auf,
Den Schergen der Knechtschaft trutzend.

Der Schelling wär' ganz ein Seneka,
Und käme in solchem Conflikt um.
Zu unſ'rem Cornelius sagten wir:
Cacatum non est pictum.

Gottlob! der Herrmann gewann die Schlacht,
Die Römer wurden vertrieben,
Varus mit seinen Legionen erlag,
Und wir sind Deutsche geblieben.

Wir blieben deutsch, wir sprechen deutsch,
Wie wir es gesprochen haben;
Der Esel heißt Esel, nicht asinus,
Die Schwaben blieben Schwaben.

Der Raumer blieb ein deutscher Lump
In unserm deutschen Norden.
In Reimen dichtet Freiligrath,
Ist kein Horaz geworden.

Gottlob, der Maßmann spricht Latein,
Birch-Pfeifer schreibt nur Dramen,
Und säuft nicht schnöden Terpentin,
Wie Roms galante Damen.

O Herrmann, dir verdanken wir das!
Drum wird dir, wie sich gebühret,
Zu Dettmoldt ein Monument gesetzt;
Hab' selber subscribiret. —

Nur der, welcher so wenig von den Wellen der Tagsbegebenheiten hingerissen wird und vielmehr diese Wellen an sich brechen läßt, der sich so von der Herrschaft der Gefühle befreit hat, daß er sie sich unterworfen hat, kann leidenschaftslos Menschen- und Völker-Individuen charakterisiren. Heine zeichnet sicher und gewiß.

„Die Natur wolle wissen, wie sie aussieht, und sie erschuf Göthe." — Der Schauplatz von Shakspeares Dramen ist dieser Erdball und das ist seine Einheit des Ortes; die Ewigkeit ist die Periode, während welcher seine Stücke spielen, und das ist seine Einheit der Zeit; und beiden angemäß ist der Held seiner Dramen, der dort als Mittelpunkt strahlt und die Einheit der Interesse repräsentirt... Die Menschheit ist jener Held, welcher beständig stirbt und beständig aufersteht — beständig liebt, beständig haßt, doch noch mehr liebt als haßt — sich heute wie ein Wurm krümmt, morgen als ein Adler zur Sonne fliegt — heute eine Narrenkappe, morgen einen Lorbeer verdient, noch öfter beides

zu gleicher Zeit — der große Zwerg, der kleine Riese, der homöopathisch zubereitete Gott, in welchem die Göttlichkeit zwar sehr verdünnt, aber doch immer existirt — ach! laßt uns von dem Heldenthume dieses Helden nicht zu viel reden, aus Bescheidenheit und Schaam!" — Kants Kritik der reinen Vernunft ist das Schwert, womit der Deismus hingerichtet worden in Deutschland. Immanuel Kant hat hier den Himmel gestürmt, er hat die ganze Besatzung über die Klinge springen lassen, der Oberherr der Welt schwimmt unbewiesen in seinem Blute, es giebt jetzt keine Allbarmherzigkeit mehr, keine Vatergüte, keine jenseitige Belohnung für diesseitige Enthaltsamkeit, die Unsterblichkeit der Seele liegt in den letzten Zügen — das röchelt, das stöhnt — und der alte Lampe steht dabei mit seinem Regenschirm unterm Arm, als betrübter Zuschauer und Angstschweiß und Thränen rinnen ihm vom Gesicht. Da erbarmt sich Immanuel Kant und zeigt, daß er nicht blos ein großer Philosoph, sondern auch ein guter Mensch ist, und er überlegt, und halb gutmüthig, halb ironisch spricht er: „der alte Lampe muß einen Gott haben, sonst kann der arme Mensch nicht glücklich sein" — der Mensch soll aber auf der Welt glücklich sein — das sagt die praktische Vernunft — meinetwegen — so mag auch die praktische Vernunft die Existenz Gottes verbürgen." — Wellington hat das Unglück überall Glück zu haben, wo die größten Männer der Welt Unglück hatten, und das empört uns und macht ihn verhaßt. Wir sehen in ihm nur den Sieg der Dummheit über das Genie — Arthur Wellington triumphirt, wo Napoleon untergeht! Es giebt keine größern Contraste als diese beiden, schon in ihrer äußeren Erscheinung. Wellington, das dumme Gespenst, mit einer aschgrauen Seele in einem steifleinenen Körper, ein hölzernes Lächeln in dem friernden Gesichte — daneben denke man sich das Bild Napoleons, jeder Zoll ein Gott!" — — „England müßte man eigentlich im Style eines Handbuchs der höhern Mechanik beschreiben, ungefähr wie eine ungeheure complicirte Fabrik, wie ein sausendes, brausendes, stockendes, stampfendes und verdrießlich schnurrendes Maschinenwesen, wo die blankgescheuerten Utilitätsräder sich um alt verrostete historische Jahreszahlen drehen. Mit Recht sagen die St. Simonisten, England sei die Hand und Frankreich das Herz der Welt." „Das blutige Gemetzel der Schlachten, das schauerliche Sichelwetzen des Todes wäre nicht zu ertragen, erklänge nicht dabei die betäubende türkische Musik mit ihren freudigen Pauken und Trompeten. Das wissen die Engländer, und daher bietet ihr Parlament auch ein heiteres

Schauspiel des unbefangensten Witzes und der witzigsten Unbefangenheit, bei den ernsthaftesten Debatten, wo das Leben von Tausenden und das Heil ganzer Länder auf dem Spiel steht, kommt doch keiner von ihnen auf den Einfall ein deutschsteifes Landständegesicht zu schneiden, oder französisch pathetisch zu declamiren, und wie ihr Leib, so gebehrdet sich alsdann auch ihr Geist ganz zwanglos, Scherz, Selbstpersiflage, Sarcasmen, Gemüth und Weisheit, Malice und Güte, Logik und Verse sprudeln hervor im blühendsten Farbenspiel, so daß die Annalen des Parlaments uns noch nach Jahren die geistreichste Unterhaltung gewähren. Wie sehr contrastiren dagegen die öden, ausgestopften, löschpapiernen Reden unserer süddeutschen Kammern, deren Langweiligkeit auch der geduldigste Zeitungsleser nicht zu überwinden vermag, ja deren Duft schon einen lebenden Leser verscheuchen kann, so daß wir glauben müssen, jene Langweiligkeit sei geheime Absicht, um das große Publicum von der Lecture jener Verhandlungen abzuschrecken, und sie dadurch trotz ihrer Oeffentlichkeit, dennoch im Grunde ganz geheim zu halten." — „Was die Deutschen betrifft, so bedürfen sie weder der Freiheit noch der Gleichheit. Sie sind ein speculatives Volk, Ideologen, Vor- und Nachdenker, Träumer, die nur in der Vergangenheit und in der Zukunft leben, und keine Gegenwart haben. Engländer und Franzosen haben eine Gegenwart, bei ihnen hat jeder Tag seinen Kampf und Gegenkampf und seine Geschichte. Der Deutsche hat nichts, wofür er kämpfen sollte, und da er zu muthmaßen begann, daß es doch Dinge geben könne, deren Besitz wünschenswerth wäre, so haben wohlweise seine Philosophen ihn gelehrt, an der Existenz solcher Dinge zu zweifeln. Es läßt sich nicht läugnen, daß auch die Deutschen die Freiheit lieben. Aber anders wie andere Völker. Der Engländer liebt die Freiheit wie sein rechtmäßiges Weib, er besitzt sie, und wenn er sie auch nicht mit absonderlicher Zärtlichkeit behandelt, so weiß er sie doch im Nothfall wie ein Mann zu vertheidigen, und wehe dem rothgeröckten Burschen, der sich in ihr heiliges Schlafgemach drängt — sei es als Gallant oder als Scherge. Der Franzose liebt die Freiheit wie seine erwählte Braut. Er glüht für sie, er flammt, er wirft sich zu ihren Füßen mit den überspanntesten Betheuerungen, er schlägt sich für sie auf Tod und Leben, er begeht für sie tausenderlei Thorheiten. Der Deutsche liebt die Freiheit wie seine alte Großmutter." — „Deutschland kann keine Republik sein, weil es seinem Wesen nach royalistisch ist. Frankreich ist im Gegentheil, seinem Wesen nach republikanisch. Der Royalismus eines

Volkes besteht dem Wesen nach darin: daß es an die Personen glaubt, die jene Autoritäten repräsentiren, daß es in dieser Zuversicht auch der Person selbst anhängt. Der Republikanismus eines Volkes besteht seinem Wesen nach darin: daß der Republicaner an keine Autorität glaubt, daß er nur Gesetze hochachtet, daß er von den Vertretern derselben beständig Rechenschaft verlangt, sie mit Mißtrauen beobachtet, sie controlirt, daß er also nie der Person anhängt, und diese vielmehr, je höher sie aus dem Volke hervorragt, desto emsiger mit Widerspruch, Argwohn, Spott und Verfolgung niederzuhalten sucht." In Paris zweifelt man nicht einmal, denn der Zweifel setzt ja einen Glauben voraus. Es giebt hier keine Atheisten; man hat für den lieben Gott nicht einmal so viel Achtung übrig, daß man sich die Mühe gebe, ihn zu leugnen. Bei den deutschen aber ist der Glaube an Autoritäten noch nicht erloschen. Sie glauben noch an Personen, sie glauben an Autoritäten, an eine hohe Obrigkeit, an die Polizei, an die heilige Dreifaltigkeit, an die hallische Literatur, an Löschpapier und Packpapier, am meisten aber an Pergament." — „Deutschland ist ein einziger Zopf von dreißig Millionen Haaren." — „Aegypten, das schweigsam starre Todtenland... Ihr kennt es wohl, jenes Aegypten, jenes geheimnißvolle Mizraim, jenes enge Nilthal, das wie ein Sarg aussieht.... Im hohen Schilfe greint das Krokodill oder das ausgesetzte Kind der Offenbarung.... Felsentempel mit colossalen Pfeilern, woran heilige Thierfratzen lehnen, häßlich bunt bemalt.. An den Pforten nickt der Hieroglyphen-mützige Isismönch... In üppigen Villas halten die Mumien ihre Siesta und die vergoldete Larve schützt sie vor den Fliegenschwärmern der Verwesung.... Wie stumme Gedanken stehen dort die schlanken Obelisken und die plumpen Pyramiden... Im Hintergrunde grüßen die Mondberge Aethiopiens, welche die Quellen des Nils verhüllen.... Ueberall Tod, Stein und Geheimniß.... Und über dieses Land herrschte als Königin die schöne Kleopatra, dieses launische, lustsüchtige, wetterwendische, fieberhaft kokette Weib, diese antike Pariserin, diese Göttin des Lebens.... Wie witzig ist Gott!" —

So spricht der Mann, der sich von allen bestimmten Gefühlen, von dem geleckten und geschniegelten Wesen der Bildung und dem Pathos, in das sie versetzt, so weit und so sehr befreit hat, daß er sich in sie

hineinlegen und so in ihnen lebend mit ihnen spielen kann, den der Enthusiasmus, welcher die Welt bewegt, gleichgültig und gleichmüthig läßt. Siehe, wie er sich selber malt in „Caput XX“:

Von Harburg fuhr ich in einer Stund'
Nach Hamburg. Es war schon Abend.
Die Sterne grüßten mich,
Die Luft war lind und labend.

Und als ich zu meiner Frau Mutter kam,
Erschrak sie fast vor Freude;
Sie rief „mein liebes Kind!“ und schlug
Zusammen die Hände beide.

„Mein liebes Kind, wohl dreizehn Jahr
Verflossen unterdessen!
Du wirst gewiß sehr hungrig sein —
Sag' an, was willst Du essen?

„Ich habe Fisch und Gänsefleisch
Und schöne Apfelsinen.“
So gieb mir Fleisch und Gänsefleisch
Und schöne Apfelsinen.

Und als ich aß mit großem Ap'tit,
Die Mutter ward glücklich und munter,
Sie frug wohl dies, sie frug wohl das,
Verfängliche Fragen mitunter.

„Mein liebes Kind! und wirst du auch
Recht sorgsam gepflegt in der Fremde?
Versteht deine Frau die Haushaltung,
Und flickt sie die Strümpfe und Hemde?“

Der Fisch ist gut, lieb Mütterlein,
Doch muß man ihn schweigend verzehren;
Man kriegt so leicht eine Grät' in den Hals,
Du darfst mich jetzt nicht stören.

Und als ich den braven Fisch verzehrt,
Die Gans ward aufgetragen.
Die Mutter frug wieder wohl dies, wohl das,
Mitunter verfängliche Fragen.

„Mein liebes Kind, in welchem Land
Läßt sich am besten leben?
Hier oder in Frankreich? und welchem Volk
Wirst du den Vorzug geben?“

Die deutsche Gans, lieb Mütterlein,
Ist gut, jedoch die Franzosen,
Sie stopfen die Gänse besser als wir,
Auch haben sie bessere Saucen. —

Und als die Gans sich wieder empfahl,
Da machten ihre Aufwartung
Die Apfelsinen, sie schmeckten so süß,
Ganz über alle Erwartung.

Die Mutter aber fing wieder an
Zu fragen sehr vergnüglich,
Nach tausend Dingen, mitunter sogar
Nach Dingen, die sehr anzüglich.

„Mein liebes Kind! wie denkst du jetzt?
Treibst du noch immer aus Neigung
Die Politik? zu welcher Partei
Gehörst du mit Ueberzeugung?“

Die Apfelsinen, lieb Mütterlein,
Sind gut, und mit wahrem Vergnügen
Verschlucke ich den süßen Saft,
Und ich lasse die Schaalen liegen.

Das ist die Contrebande, die Heine im Kopfe stecken hat:

Hier hab' ich Spitzen, die feiner sind
Als die von Brüssel und Mecheln,
Und pack' ich einst meine Spitzen aus,
Sie werden euch sticheln und hecheln.

Im Kopfe trage ich Bijouterien,
Der Zukunft Krondiamanten,
Die Tempelkleinodien des neuen Gottes,
Des großen Unbekannten.

Und viele Bücher trag' ich im Kopf!
Ich darf es Euch versichern,
Mein Kopf ist ein zwitscherndes Vogelnest
Von confiscirten Büchern.

Glaubt mir, in Satans Bibliothek
Kann es nicht schlimmere geben;
Sie sind gefährlicher noch als die
Von Hoffmann von Fallersleben! —

Auf diesem Höhepunkte, von dem Heine als absoluter Herrscher auf die abgeblaßten und verblaßten Gesichter der Gegenwart heruntersieht und ihre ergötzlichen Harlekins belächelt, stehe Heine — so sollte man meinen — unter keiner Parole mehr und gäbe es für ihn keinen Vater der Menschen und Götter über ihn als — Heine. Die vorher angeführten Gedanken für sich betrachtet, scheinen diese Meinung sogar zu fordern. Doch dem ist nicht so. Heine hat alle bestimmten Gefühle nicht sich, sondern dem allgemeinen Gefühle, das man den Gedanken oder den Geist nennt, zum Nutzen und Frommen in Grund und Boden getreten. Er hat den Bösen getödtet, aber das Böse begnadigt. Er hat diesen Enthusiasmus verlacht, aber den Enthusiasmus verehrt. Er hat das Einzelne vernichtet, um das Allgemeine anbeten zu können. Er hat die Idee zerstampft, um sich in der Idee zu bergen und zu verbergen. Auch Heine schwärmt und phantasirt in Fieberträumen, wie Alle phantasiren und phantasirt haben. Auch Heine berauscht sich an allgemeinen Phrasen und giebt damit, wie im Vorigen die Höhe, so hier die Schranke der ganzen Periode der Romantik an. Heine ist der consequente Jung-Deutschthümler und der vollendete Romantiker.

„Die Leute glauben, unser Thun und Schaffen sei eitel Wahl, aus dem Vorrathe der neuen Ideen griffen wir eine heraus, für die wir sprechen und wirken, streiten und leiden wollten, wie etwa sonst ein Philolog sich seinen Classiker auswählte, mit dessen Commentirung er sich sein ganzes Leben hindurch beschäftigte — nein, wir ergreifen keine Idee, sondern die Idee ergreift uns, und knechtet uns, und peitscht uns in die Arena hinein, daß wir, wie gezwungene Gladiatoren, für sie kämpfen." Und wie heißt die Idee, die uns knechtet und peitscht und erdrückt und zum Nichts abcasteiet? — Ihr Name ist — „die Freiheit," „die Menschheit." „Als ob die Freiheit nicht eben so gut eine Religion wäre, als jede andere! Da es die unsrige ist, so können wir, mit demselben Maße messend, ihre Verächter für frivol und irreligiös erklären. Ja die Freiheit ist eine neue Religion, die Religion unserer

Zeit. Wenn Christus auch nicht der Gott dieser Religion ist, so ist er doch ein hoher Priester derselben, und sein Name strahlt beseligend in die Herzen der Jünger. Die Franzosen sind aber das auserlesene Volk der neuen Religion, in ihrer Sprache sind die ersten Evangelien und Dogmen verzeichnet, Paris ist das neue Jerusalem, und der Rhein ist der Jordan, der das geweihte Land der Freiheit trennt von dem Lande der Philister." — „Ich spreche von der französischen Revolution, jener Weltepoche, wo die Lehre der Freiheit und Gleichheit so siegreich emporstieg aus jener allgemeinen Erkenntnißquelle, die wir Vernunft nennen, und die, als eine unaufhörliche Offenbarung, welche sich in jedem Menschenhaupte wiederholt und ein Wissen begründet, noch weit vorzüglicher sein muß, als jene überlieferte Offenbarung, die sich nur in wenigen Auserlesenen bekundet, und von der großen Menge nur geglaubt werden kann. Diese letztgenannte Offenbarungsart, die selbst aristokratischer Natur ist, vermochte nie die Privilegienherrschaft, das bevorrechtete Kastenwesen, so sicher zu bekämpfen, wie es die Vernunft, die demokratischer Natur ist, jetzt bekämpft. Die Revolutionsgeschichte ist die Kriegsgeschichte dieses Kampfes, woran wir alle mehr oder minder Theil genommen; es ist der Todeskampf mit dem Egyptenthum." — „Aber nicht bloß die Helden der Revolution und die Revolution selbst, sondern sogar unser ganzes Zeitalter hat man verläumdet, die ganze Liturgie unserer heiligsten Ideen hat man parodirt, mit unerhörtem Frevel, und wenn man sie hört oder lies't, unsere schnöden Verächter, so heißt das Volk die Canaille, die Freiheit heißt Frechheit, und mit himmelnden Augen und frommen Seufzern, wird geklagt und bedauert, wir wären frivol und hätten leider keine Religion. Heuchlerische Duckmäuser, die unter der Last ihrer geheimen Sünden niedergebeugt einherschleichen, wagen es, ein Zeitalter zu lästern, das vielleicht das heiligste ist von allen seinen Vorgängern und Nachfolgern, ein Zeitalter, das sich opfert für die Sünden der Vergangenheit und für das Glück der Zukunft, ein Messias unter den Jahrhunderten, der die blutige Dornenkrone und die schwere Kreuzlast kaum ertrüge, wenn er nicht dann und wann ein heiteres Vaudeville trällerte und Späße risse über die neueren Pharisäer und Saducäer. Die kolossalen Schmerzen wären nicht zu ertragen ohne solche Witzreißerei und Persiflage! Der Ernst tritt um so gewaltiger hervor, wenn der Spaß ihn ankündigt." — „Heilige Juliustage von Paris! ihr werdet ewig Zeugniß geben von dem Uradel der Menschen, der nie ganz zerstört werden kann. Wer euch erlebt hat, der jammert

nicht mehr auf den alten Gräbern, sondern freudig glaubt er jetzt an die Auferstehung der Völker.“ — „Nach tiefster Selbstprüfung kann ich mir das Zeugniß geben, daß niemals meine Gedanken und Handlungen in Widerspruch gerathen mit der Moral, die meiner Seele eingeboren, die vielleicht meine Seele selbst ist, die beseelende Seele meines Lebens. Ich gehorche fast passiv einer sittlichen Nothwendigkeit, und mache deshalb keine Ansprüche auf Lorbeerkränze und sonstige Nothwendigkeit.“

Heine haßt nicht allen Glauben und alle Religion, oder vielmehr Heine haßt nur diesen Glauben und diese Religion und liebt darum den Glauben und die Religion. „Ich hasse nicht den Altar, sondern ich hasse die Schlangen, die unter dem Gerülle der alten Altäre lauern; die argklugen Schlangen, die unschuldig wie Blumen zu lächeln wissen, während sie heimlich ihr Gift spritzen in den Kelch des Lebens, und Verläumdungen zischen in das Ohr des frommen Beters, die gleißenden Würmer mit weichen Worten —

Mel in ore, verba lactis,
Fel in corde, fraus in factis.

Eben weil ich ein Freund des Staates und der Religion bin, hasse ich jene Mißgeburt, die man Staatsreligion nennt, jenes Spottgeschöpf, das aus der Buhlschaft der weltlichen und der geistlichen Macht entstanden, jenes Maulthier, das der Schimmel des Antichrists mit der Eselin Christi gezeugt hat. Gäbe es keine solche Staatsreligion, keine Bevorrechtung eines Dogma und eines Cultus, so wäre Deutschland innig und stark und seine Söhne wären herrlich und frei. So aber ist unser armes Vaterland zerrissen durch Glaubenszwiespalt, das Volk ist getrennt in feindliche Religionsparteien, protestantische Unterthanen hadern mit ihren katholischen Fürsten oder umgekehrt überall Mißtrauen ob Kryptokatholicismus oder Kryproptotestantismus, überall Verketzerung, Gesinnungsspionage, Pietismus, Mysticismus, Kirchenzeitungsschnüffeleien, Sectenhaß, Bekehrungssucht, und während wir für den Himmel streiten, gehen wir auf Erden zu Grunde. Ein Indifferentismus in religiösen Dingen wäre vielleicht allein im Stande uns zu retten, und durch Schwächerwerden im Glauben könnte Deutschland politisch erstarken.“ — „Glücklich sind die, welche in den Kerkern der Heimath ruhig hinmodern... denn diese Kerker sind eine Heimath mit eisernen Stangen, und deutsche Luft weht hindurch und der Schlüsselmeister, wenn er nicht ganz stumm ist, spricht er die deutsche Sprache... Ihr

habt vielleicht einen Begriff vom leiblichen Exil, jedoch vom geistigen Exil kann nur ein deutscher Dichter sich eine Vorstellung machen, der sich gezwungen sähe, den ganzen Tag französisch zu sprechen, zu schreiben und sogar des Nachts, am Herzen der Geliebten französisch zu seufzen! Auch meine Gedanken sind exilirt, exilirt in eine fremde Sprache. Glücklich sind die, welche in der Fremde nur mit der Armuth zu kämpfen haben, mit Hunger und Kälte, lauter natürlichen Uebeln.... Durch die Lucken ihrer Dachstuben lacht ihnen der Himmel und alle seine Sterne... O, goldenes Elend mit weißen Glacéehandschuhen, wie bist du unendlich qualsamer!... Das verzweifelnde Haupt muß sich frisiren lassen, wo nicht gar parfümiren, und die zürnenden Lippen, welche Himmel und Erde verfluchen möchten, müssen lächeln und immer lächeln..." — „Gott manifestirt sich in den Dingen mehr oder minder, er lebt in dieser beständigen Manifestation, Gott ist in der Bewegung, in der Handlung, in der Zeit, sein heiliger Oden weht durch die Blätter der Geschichte, letztere ist das eigentliche Buch Gottes." „Alles ist nicht Gott, sondern Gott ist Alles." —

Vorstehendes Glaubensbekenntniß ist der Commentar zu Heine's Werken. Aus ihm erfahren wir, was der eigentliche Hintergrund des Heineschen Humors war. Die Idee steht bei Heine fest, unverletzt und sicher, und es scheint nur zuweilen, als ob die Idee selbst unterginge, weil diese Idee verlacht wird. Was der Idee widerspricht, muß untergehen und wird von Heine mit der mächtigsten Waffe, die gegen das Bestehende geführt werden kann, mit Spott angegriffen und zu Boden gemetzelt. Die Idee, d. i. die Freiheit, die Wahrheit — das potencirte Gefühl, ist Heine's Gott. Heine hat das Gefühl als Gefühl, quasi Gefühl besiegt: er spielt mit den Gefühlen. Aber vor dem Erzgefühle, vor dem Gedanken — hat er Respect. Vor dem Gedanken wirft er sich nieder. Den Gedanken betet er an. Der Gedanke ist seine Religion. Der Gedanke, das jenseitige Wesen, das er als Romantiker nicht verlieren durfte und nach dem er sich mit aller Fülle des Weltschmerzes sehnt. Sein ganzes Wesen ist darum die ewige Unruhe, das Herüber und Hinüber von Selbständigkeit und Unselbständigkeit, von Enthusiasmus und Beisichsein. Die Reihe seiner Erzeugnisse ist die Entwickelungsreihe innerhalb dieser Grenze. Seine letzten Producte zeichnen so gut, wie seine ersten, wenn

auch in schärferen und markirteren Linien, diesen Zwiespalt und Widerspruch, der sich bei Heine geltend gemacht hat, nachdem er alle Widersprüche aufgelöst zu haben glaubt. Auch in seinem höchsten Stadium will er wirken und hat er eine Absicht, einen Zweck, dem gegenüber er dann natürlich selber Null ist, weil er sich ihm hinzugeben hat.

Der Weltschmerz durchzuckt Heines ganzes Dasein und durchzittert sein bebendes Herz. „Ja, es wird ein schöner Tag werden, die Freiheitssonne wird die Erde glücklicher wärmen, als die Aristokratie sämmtlicher Sterne; emporblühen wird ein neues Geschlecht, das erzeugt worden in freier Wahlumarmung, nicht im Zwangsbette und unter der Controlle geistlicher Zöllner; mit der freien Geburt werden auch in den Menschen freie Gedanken und Gefühle zur Welt kommen, wovon wir geborenen Knechte keine Ahnung haben — O! sie werden eben so wenig ahnen, wie entsetzlich die Nacht war, in deren Dunkel wir leben mußten, und wie grauenhaft wir zu kämpfen hatten, mit häßlichen Gespenstern, dumpfen Eulen und scheinheiligen Sündern! O wir armen Kämpfer! die wir unsere Lebenszeit in solchem Kampfe vergeuden mußten, und müde und bleich sind, wenn der Siegestag hervorstrahlt! Die Glut des Sonnenaufgangs wird unsere Wangen nicht mehr röthen und unsere Herzen nicht mehr wärmen können, wir sterben dahin wie der scheidende Mond — allzu kurz gemessen ist des Menschen Wanderbahn, an deren Ende das unerbittliche Grab — Ich weiß wirklich nicht, ob ich es verdiene, daß man mir einst mit einem Lorbeerkranze den Sarg verziere. Die Poesie, wie sehr ich sie auch liebte, war mir immer nur heiliges Spielzeug, oder geweihtes Mittel für himmlische Zwecke. Ich habe nie großen Werth gelegt auf Dichter-Ruhm, und ob man meine Lieder preiset oder tadelt, es kümmert mich wenig. Aber ein Schwert sollt Ihr mir auf den Sarg legen; denn ich war ein braver Soldat im Befreiungskriege der Menschheit." —

„Geist," „Menschheit," „Freiheit," „Wahrheit," „Redlichkeit des Willens und der Absicht," also Sehnsucht nach dem Ideale — das sind Heines Grenzen. Darin trifft er mit „der Kritik" zusammen, die ebenfalls „die Menschheit" und „den Geist" als ihr Panier aufgepflanzt hat und beim Aufheben und Aufdecken der Widersprüche selber im Widerspruch stecken geblieben ist. Heine unterscheidet sich aber von „der Kritik" und „den Kritiken," wie sich der geniale Vischer von den übrigen Tübingern unterscheidet. Er überschreitet mit kühnem Blick, mit poetischem Tact und intuitiver Anschauung die Schranken, welche

„die Kritik" erst nach vielen und langen Mühen und Beschwerden hinter sich liegen hat. Heine hat darum die Romantik der Welt und die Welt der Romantik am Weitesten fortgeführt und damit zugleich am Schärfsten kritisirt. —

Einen solchen kühnen, prometheischen Standpunkt, der auf der Grenze einer zweitausendjährigen Welt steht und weil in der Grenze zugleich in der Negation derselben und weil in der Negation derselben zugleich in einer Position, die Position und Negation in einem ist, konnten natürlich alle die untergeordneten Subjecte, die von ihren kleinlichen Standpunkten auf den Standpunktslosen hinanblickten, und ihn mit ihrer Elle, mit sich, mit der substantiellen Macht der Sittlichkeit maßen, nicht begreifen. Sie schimpften und schimpfen — das war und ist ihre Waffe gegen Heine.

„Der glänzendste Geist, das herrlichste Talent, das Heinrich Heine zierte, war nicht im Stande, ihn auf seiner Höhe zu erhalten. Er mußte sinken, zur Gemeinheit, zum Alltäglichen herabsinken, weil die Gesinnung ihm fehlte, die allein unserem Wesen Halt, unserem Streben Ziel zu geben vermag. Das Talent, das Genie schwingt sich kühn empor und findet eine Zeitlang Beschäftigung in der eignen Vollendung und Verherrlichung; allein bald hat es seinen Höhepunkt erreicht, und nichts vermag dann seinen schnellen Fall zu hindern, wenn es nicht frühzeitig genug der Eitelkeit entsagt und in stiller, treuer Thätigkeit Entschädigung für den Glanz früherer Tage sucht." —

„Heine ist frivol, er läßt uns über seinem Unglauben an die Idee gar nicht in Zweifel und fühlt über den Untergang derselben keinen Schmerz." — „Ein Lyriker versetzte die Romantik mit dem giftigen Stoffe der Ironie, welche von der modernen Stimmung die negative Seite ohne das Gegengift in sich aufgenommen hatte, und trat als letzter Ausläufer, als irrendes Streiflicht dieser poetischen Abendröthe hervor: Heine. Er ist die giftig gewordene Romantik, der faulige Gährungsproceß, der ihre Auflösung in ein Afterbild der modernen Freiheit des Selbstbewußtseins darstellt, aber indem er auch in diesem Thun genial blieb, in glänzenden, bunten Farben schillert und noch auf einen Augenblick den Gegensatz der Naivetät und einer sich selbst überspringenden, perfiden Bewußtheit zu einer im Entstehen verschwindenden Einheit zusammenbindet." —

,,La critique la plus agile, la plus rusée, la plus chatte ne réussira pourtant jamais à attraper M. Heine, qui est encore plus souris que la critique n'est chatte. Il s'est ménagé des trous dans tous les coins du monde moral, intellectuel, religieux et social, et tous ces trous ont des communications souteraines entre eux. Vous voyez sortir M. Heine d'une de ses petites opinions, vous le pourchassez, il y rentre: vous l'ossiégez; attrapé vous même, voila qu'il s'èchappe d'une opinion tout opposée. Résignez-vous, vous perdez vos peines et vos ruses. Vous lisez telle page de M. Heine où vous trouvez une assertion fausse, absurde, ridicule; ne vous pressez pas à la réfuter, tournez la feuille, M. Heine a tourné et il se réfute lui-même. Si vous ne savez pas apprécier de tels esprits chatoyans, tant pis pour vous, n'étes pas à la hauteur de la cuisine rhéthorique; il n'y a rien de plus délicieux que ces macédoines d'opinions.'' — — Il est vrai qu'il n'avance jamais; mais est-ce que M. Heine veut jamais avancer? Il ne vent que se balancer et se donner du mouvement. N'offensez pas M. Heine en le croyant capable d'une tendance sérieuse, d'une croyance, d'une conviction; M. Heine sait aussi bien, que qui que ce soit, que ne rien craindre, ne rien espérer, ne rien aimer, ne rien vénérer et n'avoir aucun principe, sont les traits constitutifs d'un grand caractère.'' —

Den Angriffen — und damit auf der einen Seite ihre Berechtigung und auf der anderen ihren Unsinn und ihr Unrecht — hat Heine selbst Antwort ertheilt: „Ich bin mir der Redlichkeit meines Willens und meiner Absichten bewußt, und werfe ich einen Blick auf meine Vergangenheit, so regt sich in mir ein fast freudiger Stolz über die gute Strecke des Weges, die ich bereits zurückgelegt. Wird meine Zukunft von ähnlichen Fortschritten zeugen? — Aufrichtig gesagt, ich zweifle daran. Ich fühle eine sonderbare Müdigkeit des Geistes; wenn er auch in der letzten Zeit nicht viel geschaffen, so war er doch immer auf den Beinen. Ob das, was ich überhaupt schuf in diesem Leben, gut oder schlecht war, darüber wollen wir nicht streiten. Genug, es war groß; ich merkte es an der schmerzlichen Erweiterung der Seele, woraus diese Schöpfungen hervorgingen.... und ich merke es auch an der Kleinheit der Zwerge, die davor stehen und schwindlicht hinaufblinzeln... Ihr Blick reicht nicht bis zur Spitze, und sie stoßen sich nur die Nasen an dem Piedestal jener Monumente, die ich in der Literatur Europas aufgepflanzt habe, zum ewigen Ruhme des deutschen Geistes. Sind diese

Monumente ganz makellos, sind sie ganz ohne Fehl und Sünde? Wahrlich, ich will auch hierüber nichts Bestimmtes behaupten. Aber was die kleinen Leute daran auszusetzen wissen, zeugt nur von ihrer eigenen putzigen Beschränktheit." —

- - - -

Göthe sagt von Aristophanes, daß er ein ungezogener, aber doch ein Liebling der Grazien gewesen sei. Das gilt von Heine. —

Heine's Gedanken sind lustig blühende rothe und blaue Blumen, die der mürrische Schnitter nutzlos verwirft, die höhnend hölzernen Flegel zerdreschen, die der hablose Wanderer schönes Unkraut nennt, die dem neidlosen Beschauer von einem Stück Tropenland zeugen, das sich heiter vor seinen Augen bewegt. Heine hat keiner von allen Parteien, die in und während seiner Zeit auftraten, angehört. Er ist seine eigene Straße gezogen. Heine ist immer und immer nur Heine gewesen. Er war der gefühlvollste Romantiker und hat dadurch gezeigt, daß der Gefühlvollste zugleich der Gefühlsloseste, das Gefühl selber die Gefühlslosigkeit ist. —

Ueber das Duell.

Eine Antwort auf Florencourt's Vertheidigung desselben.

Wenn eine Stimme wie die von Florencourt's sich für das Duell erhebt, eine Stimme voll Berechtigung, weil sie aus wahrer selbständiger Ueberzeugung fließt: wenn noch dazu eine solche Stimme in den Reihen der Liberalen und in einer Zeitschrift, die liberale, ja radicale Tendenzen vertritt, laut wird, während doch gerade die Liberalen sich der Abschaffung des Duells angenommen haben: so könnte dadurch wohl diesen Bemühungen bedeutender Eintrag gethan, vielleicht sogar die Liberalen hinsichtlich des Duells uneinig gemacht werden. Eine Antwort ist nothwendig und v. Fl. mit allen, welche den Studenten sowie er Begeisterung für ihre Idee zutrauen, wird diese Antwort von ihnen selbst erwarten. Das Duell ist der einzige wesentliche Punkt, in welchem eine große Partei von v. Fl. abweicht und ich halte es, da man nicht weiß, wer sonst sich regen wird, um so mehr für Pflicht, hier gegen seine Ansicht aufzutreten.

v. Fl. faßt das Duell als einen Act höchst persönlicher Freiheit, welche auch gerade in den freiesten Ländern in höchster Blüthe stehe und sofern das Duell dazu gebraucht werde, die freie Persönlichkeit zu vertreten als einen moralisch gerechtfertigten Act. — So viel ist sicher wahr, — wenn wir von den tourniermäßigen Corpspaukereien mit unserem Gegner absehen, — daß durch's Duell die Persönlichkeit geltend gemacht werden soll, eine Persönlichkeit, welche sich, wie auch v. Fl. richtig durchführt, keinerlei fremder Autorität unterwerfen will. Aber eine solche persönliche Freiheit könnte doch mit ihren eigenthümlichen Ansprüchen Unzähliges, jedes Laster, jede Bosheit rechtfertigen, und die

Persönlichkeit könnte, um sich geltend zu machen, jegliche Hinterlist mit ihrem Interesse verantworten: es muß also auch die persönliche Freiheit und die Geltendmachung höchst persönlicher Ansprüche beschränkt sein, es fragt sich nur wie? welches Maß ist den persönlichen Ansprüchen gesteckt? auf welche Weise muß das Persönliche das Allgemeine, das Allgemeine das Persönliche überwinden?

Um v. Fl. zu erwidern fasse ich seine Theorie der Nothwendigkeit des Duells kurz zusammen; er behauptet nämlich, es gebe höchst persönliche Ansprüche, welche nur die Persönlichkeit selbst geltend machen könne und die persönliche Freiheit, welche aller staatlichen zu Grunde liege, erheische die Sicherung der eigenen Individualität. Er sucht zu beweisen, daß die staatliche Freiheit mit derjenigen persönlichen, welche das Duell vertrete, zusammenhänge. Wir wollen sehen, ob das Factum richtig ist, daß die freiesten Länder auch das Duell am Meisten üben? — Unmöglich kann ich es billigen, die politisch freie Form als den Probierstein staatlicher Freiheit zu brauchen: man muß auf den Geist der Freiheit und die Bildung, auf welche sie begründet ist, eingehen. Wie steht es nun in dieser Beziehung mit Nord-Amerika? Da ist das staatliche Interesse in hoher Blüthe, aber das commercielle steht höher: man hält die Rechte fest, die man hat, aber nicht im Geiste der Freiheit: dort herrscht noch Sclaverei: dort ist ferner der Staat nicht ein geschlossenes Ganzes, welches in alle Verhältnisse regelnd eingriffe; dort hindert der Particularismus auffallend das gemeinheitliche Staatsinteresse: dort geht in materiellem Treiben das Aufstreben der Volkscultur verloren: dort ist jene unverstandene Religion, jenes fernstehende Dogma mehr zu Hause wie irgend wo und selbst die Secten wollen nur dies Dogma schärfer, mehr Offenbarung haben: und zu welchen Ausschreibungen führte dort noch in der letzten Zeit religiöser Zwiespalt! — In England schließt sich die politische Form, auf die merkwürdigste Weise mit der Bildungsstufe des Volks fortschreitend, der Idee staatlicher Freiheit an: allmählich entstehen feudale Privilegien, sie werden so stark, daß sie endlich eine Verfassung bilden, aber noch ist diese wie der Charakter des Volks selbst aristokratisch und nur ganz langsam kömmt sie zur Vertretung allgemeiner Interessen: weil man so die Idee mit der Wirklichkeit übereinstimmend findet, wird sie auch nicht so gewaltig, Alles ergreifend und in die Tiefe der Berechtigung dringend: dort haben sich noch keine anderen als orthodoxe Bewegungen gezeigt, — ein Beweis wie die Geistlichkeit und die Kirche noch die eigenthümlichen Regungen beherr-

schen und freies, unbefangenes, selbständiges Denken, sowie das Zurückgehen auf die letzten Gründe verhindern: über die Tiefe des Protestantismus war bisher sicher nur wenig gedacht; denn wie hätte sonst die puseyitische Richtung so bedeutend wirken können? Aus einem ähnlichen Grunde, weil man sich mehr an das Bestehende anschließt, als die Berechtigung desselben untersucht, gibt es dort keine Philosophie, kömmt weder Staat noch Persönlichkeit zu erschütternden Kämpfen. — Die französische Verfassung kann ich nicht für einen solchen Beweis der Freiheit halten wie v. Fl., da sie bekanntlich nur die Geldinteressen schützt: will man sie aber doch für eine hochfreie erklären, so muß man annehmen, daß die Franzosen nicht günstig auf einer Stufe stehen, die ihrer Verfassung angemessen wäre: denn die königliche Autorität kann dieselbe ihren Interessen dienstbar machen, alle Parteien — man weiß kaum, welche auf dem Volke fußt, — sind ihr gegenüber ohnmächtig, Paris als der Mittelpunkt französischer Civilisation absorbirt auch fast alle Cultur Frankreichs, der Wissenschaft gegenüber wird das Volk nicht aus sich selbst gefördert, ja auf Deutschland weisen die Franzosen hin, wo sie Lehrfreiheit, Volksbildung beanspruchen! In Frankreich wie in England steht der Gedanke nicht so hoch als in Deutschland: hier ist überall Volksbildung, eigenthümliches, kräftiges, freies Treiben: wo Verfassungen vorhanden sind in deutschen Territorien, da begegnet man einer entschiedenen Regung des wirklichen Volksbewußtseins, nicht blos der Aristokratieen: ich möchte auch wohl sehen, ob in England, wenn es da welche gäbe, die Lichtfreunde so wie in Deutschland geduldet würden: — nur die Verfassungsform will nicht vorwärts! Es müßte auch merkwürdig zugehen, wenn man von Ländern, ganzen Menschencomplexen, die zugleich zur Cultur aufgewachsen sind und zugleich für sie gearbeitet haben, sagen könnte, daß eins freier sei als das andere: jedes von diesen Völkern hat seinen eigenthümlichen Weg zur Freiheit und sie werden einen Gipfel erreichen, auf dem sich alle Wege treffen. Deutschland nun, dies Land, das wegen seines Particularismus, wegen seines Princips der Persönlichkeit so viel hat leiden müssen, kennt jetzt im Allgemeinen Duelle bloß unter den Officieren — einem sehr freien Stand! — und unter Studenten; ja auf manchen Universitäten, z. B. in Bonn, existirt das Duell — die Corpsduelle natürlich ausgenommen — fast nur dem Begriff nach. Nicht etwa, daß, wie v. Fl. behauptet, die Beamtenaristokratie das Duell als eine freie Regung hinderte — es wäre wohl möglich, die Beamten so gut wie die Pedelle zu täuschen —

nicht etwa, daß die Persönlichkeit bei allen andern Ständen sicher sei, man betrachtet es als sich von selbst verstehend, daß jeder, der keine abgesonderte Stellung im Staate mehr einnimmt, den Staatsschutz für seine Persönlichkeit anrufe, so schlecht er bis jetzt ist. — Was nun Rußland betrifft, so muß ich die Thatsache, welche v. Fl. behauptet, daß es dort kein Duell gebe, bezweifeln, da von dem deutschen Vorposten, der in Rußland sich so tief hineinerstreckt und der bekanntermaßen das Duell in hohem Schwange erhält, nothwendig auf Rußlaud selbst wie überhaupt so auch in diesem Punkte Einfluß stattfinden muß und da die Russen, welche in Deutschland sich aufhalten, duellsüchtiger als alle anderen Nationen sind. Auch ist mir wenigstens ein Beispiel eines russischen Zweikampfs, der des Dichters Puschkin, bekannt und läßt sich daraus auf größere Verbreitung schließen: überhaupt wo die Persönlichkeit nicht von der Idee der Allgemeinheit durchdrungen ist, wie bei dem Culturzustande Rußlands unmöglich angenommen werden kann, da muß sich auch die Persönlichkeit auf einer Weise Luft machen, die dem Duell ähnlich ist. Hätte v. Fl. auch im Factum Recht, so ist doch seine Begründung desselben falsch, daß es daher rühre, weil dort keine persönliche Freiheit, kein Recht der Person existire, nur der Kaiser ihr das Recht zumesse: dieser Behauptung steht direct entgegen, daß unter Despoten wie Ludwig XIV., Ludwig XV. der knechtische Adel Frankreichs das Duell mehr übte, als zu irgend einer andern Zeit. — Die Behauptung, daß Griechenland und Rom höchst persönliche Interessen nicht gekannt hätten, weil beide zu sehr im Allgemeinen gelebt, ist augenscheinlich mindestens stark — denn wäre es überhaupt möglich, daß die Persönlichkeit ihre Interessen so aus dem Auge verlieren könnte, daß sie nur allgemeine hätte — und mindestens für Griechenland ist jene Behauptung geradezu falsch: der Particularismus, die Bestrebungen der *τύραννοι*, Usurpatoren, die Macht der *ἄριστοι*, das Streben nach persönlicher Betheiligung am Staate, die tiefe Liebe und Freundschaft, die Personen ihrer Götter und die Gestalten ihrer Philosophen deuten auf ein mächtiges Hervortreten der Individualität, die öffentlichen Spiele darauf, daß man auch höchst persönliche Vorzüge hervorheben wollte, achtete und die staatliche Freiheit damit in Verbindung brachte, das Auftreten der verschiedenartigsten Philosophen, die sogar oft den Staat erschütterten, welche gegen die Priesterreligion gingen, beweist die entschiedenste Regung auch der persönlichen Freiheit: nur steht man zugleich, daß der Grieche die Allgemeinheit bewußt über sich anerkennt,

sowie Sokrates selbst gegen ein ungerechtes Urtheil dem Staate keinen Widerstand zu leisten zu dürfen glaubte. — Der Adel, sagt v. Fl. endlich, habe die persönliche Freiheit sich am Meisten gewahrt und er habe auch den Zweikampf am Meisten geübt: das ist wahr, aber am Adel gerade zeigt sich, daß, wo diese persönliche Freiheit des Duells herrscht, die Allgemeinheit und nur zu oft jeder große weltbewegende Gedanke in den Hintergrund gedrängt wird.

Nun will ich aber auch einige moderne Staaten anführen, welche ganz entgegengesetzten Beobachtungen Raum gaben, als denen v. Fl.'s. Zuerst die Schweiz: den möchte ich sehen, der der Schweiz im Allgemeinen Freiheit nach Geist und Form bestreiten wollte: die Schweiz ist Nord-Amerika, wenn nicht vorzuziehen, doch ohne Zweifel gleichzustellen: aber das Duell ist da mitten in der modernen Welt abnorm! Ferner Norwegen: das freieste Land Europas seiner Verfassung und seinem Geiste nach, aber vom Duelle da hört man nichts: Schweden, das kräftig strebt, aus einer aristokratischen Form herauszutreten, bei hoher Bildung, hat kein Duell. Spanien endlich bringt Duelle in Masse zu Tage, aber wer will seine Freiheit? — Ueberhaupt ignorirt v. Fl., daß in allen civilisirten Ländern Europas ein Streben sichtbar aufkömmt, welches gegen das Duell ankämpft, in England ein großer Verein, in Frankreich bestrafte sogar ein Gericht den Zweikampf als Mord, in Deutschland ist eine Partei unter den Studenten und fast die ganze Presse unterstützt vom Volkssinn, entschieden gegen das Duell. Solche Bemühungen stellt v. Fl. mit denen der Quäker auf eine Stufe, obgleich die Antiduellpartei geradezu ausspricht, daß nur wo über den Streitenden keine Allgemeinheit sei, d. h. unter Völkern, der Kampf der Persönlichkeiten eintreten müsse.

v. Fl.'s ganzer Beweis, daß die persönliche Freiheit des Duells mit der bürgerlichen in Verbindung stehe, fällt aber so zusammen. Er hätte im Gegentheil zu untersuchen, warum so tüchtig cultivirte, so innerlich freie Länder wie Deutschland, die Schweiz, Norwegen und Schweden vom Duelle abgehen? wie in dem Lande der Persönlichkeit, in Deutschland, das Persönlichkeitsprincip so verschwinden könne? ob so vielen Millionen, die nicht duelliren noch prügeln, um ihre persönliche Freiheit zu behaupten, diese abgestritten werden könne? warum endlich sich gerade die Liberalen dem Duell widersetzen?

Diese Fragen will ich, besonders mit Rücksicht auf Deutschland, beantworten an v. Fl.'s Stelle, aber nicht zu seinem Vortheile.

Durch die ganze neue germanische Welt geht der Charakter der Persönlichkeit als Grundzug. Die Feudalität, das staatliche Product, wie die spätere Patriarchalität der Staaten, der Particularismus derselben, der nur mühselig von Frankreich und England überwunden wurde, das Ritterthum, das Faustrecht, welches nur die eigene Person bedachte, schroffes Auftreten der Persönlichkeiten gegen einander in der Energie des Hasses und der Liebe, endlich das Duell beruhen auf der Stärke der Persönlichkeit gegenüber der Allgemeinheit: in allen Menschen erkannte man die Person an, nie war ein Mensch reine Sache. Während in der antiken, vorzüglich der römischen Welt, das Allgemeine vorwaltet, zeigt das Germanenthum, in Deutschland am reinsten erhalten, ein Hervortreten persönlicher Triebfedern. Ein deutscher Staat wurde dadurch unmöglich; es wurde auch unmöglich eine Kirche und Religion für Deutschland. Die Reformation, die größte deutsche That für die ganze Christenheit, war für Deutschland zugleich ein Umschwung im Auftreten persönlicher Interessen. — Das Christenthum stand, steht noch im Katholicismus — dem Einzelnen fern; es ruht in dem Kopf der Geistlichkeit und selbst für diese war es früher nur eine tradirte, überkommene, fremde, unverarbeitete Idee, ein unerreichbar Hohes, über das eine eigene Meinung zu haben für unmöglich und unerlaubt galt: in dieser Kirche gab es keine Persönlichkeit, nur schroffe, starre Allgemeinheit ohne Leben. Natürlich tauchten doch immer Tendenzen Einzelner, aber nur Einzelner, auf, welche sich das Wesen des Christenthums eigenthümlich machen wollten: solche Einzelne waren Anfangs diejenigen, welche die antike Philosophie mit dem Christenthum zu verbinden suchten, dann aber zeigt die ganze Geschichte eine Opposition gegen das unpersönliche dem deutschen Wesen fremde Treiben: die Gelehrten mäkelten an einzelnen Lehrern, durch tiefere Auffassung und Wissenschaft geführt, oder durch eigenthümliches Interesse der Persönlichkeit: das Volk wollte die unterdrückende Allgemeinheit der Kirche nur negiren, aber das denkende, gelehrte Element drang auch in's Volk, das Volkselement in's gelehrte: da wollte man zugleich die Idee festhalten und persönlich sein: da wollte man sich zu eigen machen, fassen, das Christenthum verstehen, ein persönliches Christenthum hervorrufen. Die Opposition wuchs mit der Bildung der Nation, welche der gelehrten, von Luther vertretenen Richtung in der Reformation einen populären Halt gewährte. Doch die gelehrte Richtung, welche die Allgemeinheit der Kirche beibehalten wollte, in der Idee dieser Allgemeinheit lebend,

stellte Bekenntnisse auf, welche wohl der eigenen Stufe und Persönlichkeit, nicht aber der Aller angemessen waren; indessen sie hatte sich gleich zum Herrn der Bewegung gemacht und noch regte sich die Persönlichkeit noch nicht so stark: wir finden daher die folgenden Jahrhunderte beschäftigt, erst die Stufe des Verstehens zu erreichen: aber sie verlebte sich so in das Positive, daß ihr Glaube verknöcherte. Gerade in dieser Periode mit der Reformation zugleich sehen wir die Staatsgewalt in den deutschen Territorien Fuß fassen: sie war bisher durch den Gegensatz der einzelnen Persönlichkeiten an der Ausbildung gehemmt worden: die Persönlichkeit trat jetzt auf ein anderes Gebiet: die Staatenbildung wurde möglich, ja sie konnte, nach dem zu Ende des 30jährigen Krieges auch die religiöse Idee zurückgetreten war, alles persönliche, sie beschränkende Interesse — die Landstände — oft vernichten. — Das romanische Frankreich hatte unterdessen das erste Beispiel eines neuen Staats gegeben und die Allgemeinheit, auf den höchsten Gipfel getrieben, doch an eine Person gebunden: dieser Allgemeinheit schloß sich die französische Wissenschaft an: sie übertrug aber das Recht sie zu vertreten von Königen, die es nicht vermochten und von rein persönlichen Beziehungen auf eine allgemeinere, das Volk: die Revolution, die nicht im Stande war, aus sich eine Executivgewalt zu produciren, lehrte damit, daß auch das Volk noch nicht reif dazu sei und mit Napoleon kam der Gedanke auf, daß eine Verbindung beider unserer Geistesstufe am angemessensten sei. Frankreich überfluthete die europäische Welt und brachte ihr seinen Gedanken: von den Nationalitäten wurde es wieder in seine Grenzen gewiesen: die Völker stellten sich gleichmäßiger gegen einander: eine Zeit der Ruhe begann, mit ihr die Restauration. Der ganze Charakter der deutschen Bewegung gegen Frankreich war der, daß sich die deutsche dem Volksgeist angemessene Wissenschaft, gerade im achtzehnten Jahrhundert mächtig emporgekommen, mit der Volksnoth verband und durch Annäherung an populaire Interessen auch den gemeinen Mann heranzog: die Volksnoth ging vorüber, aber nicht die Wissenschaftlichkeit: im Gegentheil wurde diese durch die Reaction allgemeiner sowohl in Objecten wie Subjecten: ein unbehagliches Gefühl trieb die Menschen seinen Grund und seine Berechtigung zu erforschen: überall entstand die höchste Beschaulichkeit: mit der Erhebung der Volkspersönlichkeit, war auch das Princip der individuellen Persönlichkeit, die ja in ihrer Gemeinsamkeit die andere bildet, wieder emporgekommen: über alle menschlichen Interessen wurde gedacht; der Staat namentlich und zuerst wurde jetzt

Gedanke und Begriff in weiterem als dem gelehrten Kreise: je weniger aber die staatliche Bildung berücksichtigt wurde, desto mehr warf sich der Gedanke auf die religöse Idee, wie denn die beiden Ideen, in welchen die Welt zugleich ihr geistiges Leben an den Tag legt, Staat und Kirche sind. Was war aber der tiefere Charakter dieser Bewegung? Jeder nach seinen Kräften, nach seiner Individualität, nach seiner Persönlichkeit, suchte den Staat, die Kirche zu fassen, die Idee beider sich zu eröffnen, zu eigen zu machen: daher die verschiedenartigsten Auffassungen, die Bestrebungen, den Geist keinerlei Zwang leiden zu lassen: man fühlte die Berechtigung der Persönlichkeit auf diesem Gebiet, man sah, daß das Christenthum, Katholicismus und Protestantismus, ja daß das Judenthum erst wahrhaft für den Einzelnen existire, wenn es ihm nicht äußerlich als unerreichbar dem Gedanken gegenüberstehe, sondern sein Fleisch und Blut würde, seinem Gedanken begriffsmäßig. Der versteht die deutschkatholischen, die rationalistischen Bewegungen schlecht, der sie anders deutet, ja selbst unsere Orthodoxie ist eine ganz andere, als die der vorigen Jahrhunderte, lebenvoll, begriffen, etwa wie der Katholicismus in der Geistlichkeit nach und vor der Reformation unterschieden. — Aber wie auf dem kirchlichen Gebiet so auf dem staatlichen fand man trotz aller Gegensätze ein Allgemeines, auf dem letzten, daß im Staat die Persönlichkeit gegen früher zurücktreten, das persönliche und das staatliche Interesse auf einander sich stützen und mit einander sich heben müßten.

Was also haben wir gefunden? Die Persönlichkeit begiebt sich allmälich auf ein anderes Gebiet als das der Absonderung vom Staate: hier verschwindet sie und zieht sich in die geistigen Interessen, sowie die Gemeinschaft mit dem Staate zurück: erst wenn der Gedanke persönlich ist, ist er dem Einzelnen wirklich, wahr, berechtigt; erst das eigenthümlich Begriffene hat Gestalt und Farbe und Leben: nur so rettet sich der Gedanke vor der Erstarrung: nur die so persönlich gewordene Allgemeinheit kann Interesse des Einzelnen sein: nur indem das Individuum denkt, kann es weiter kommen, kann die Wahrheit siegen: das ist der Fortschritt der Welt: da ist also die Persönlichkeit vollberechtigt: da muß sie frei und ungehindert sein.

Es ist nun merkwürdig, wie mit dem Bemühen, die Allgemeinheit in den Staat zu bringen — dies Bemühen habe ich wohl nicht erst nachzuweisen: es zeigt sich zu auffallend in der Minderung der particulären und der Einzel-Interessen die man allgemein erstrebt — wie mit

diesem Bemühen und dem die Persönlichkeit aufs Feld des Gedankens zu ziehen, die Idee der Abschaffung des Duells Hand in Hand geht: wie man verlangt, daß der Staat persönlich werde und deshalb Theilnahme der Einzelnen an seiner Verwaltung fordert, so verlangt man, daß der Einzelne staatlich werde und deshalb den Schutz seiner Persönlichkeit, die Bestimmung des Maßes, welches ihr gegen andere Staatsmitglieder zukommt, dem Staate überlasse, daß er die ganze Kraft seiner Persönlichkeit dem Staate dienstbar mache und weihe. Der erste Ansatz zur Abschaffung des Duells zeigte sich unter den Jenenser Studenten 1792, dann nahm sich die Burschenschaft, deren Idee auf jene beiden Punkte hinauslief, ihrer an, das Duell beschränkend: immer entschiedener ging man der Abschaffung entgegen: schon hat das wahre Duell keine rechte Geltung mehr; denn wenn v. Fl. die Bestrebungen Scheidlers für Abschaffung des Stoßcomments falsch findet, so hat doch die Zeit gelehrt, daß sie ihrem Gedanken entsprachen: der Stoßcomment ist abgeschafft, — ein Paar Fälle dagegen können der jungen Generation nicht imputirt werden, — er ist abgeschafft eben weil das Duell nicht mehr seine alte Idee vertritt, eben weil es nur noch Spiel ist, eben weil das Interesse der Zeit ihm entgegenläuft. Der ganze Begriff der Persönlichkeit, Ehre, persönlicher Freiheit hat sich geändert: der Anspruch der Persönlichkeit auf äußere Geltung ist aus dem Standeswesen und aus ihrer individuellen Isolirtheit herausgetreten und übergibt seinen Schutz der Oeffentlichkeit des Staats: die Oeffentlichkeit und Allgemeinheit ist der sichere Grund, auf den sich die Persönlichkeit selbst stellte: sie kann deshalb weder im Innersten gekränkt werden, wo bloß ein Einzelner ihr gegenüber tritt, noch kann er etwas Anderes als jene beiden Palladien der Freiheit unserer Tage zu seinem Schutze brauchen: die Persönlichkeit will nur innerhalb der staatlichen, erweiterten Ansprüche ihre Freiheit realisiren und für den Gedanken, die eigenthümliche Innerlichkeit, wahrt sie sich Freiheit und fordert sie entschieden: die größte Persönlichkeit ist jetzt wer die schönste kräftigste Innerlichkeit an den Tag legt, nicht wer seine Person äußerlich am Stärksten geltend macht: während ein Volk durch den überfluthenden Eroberer seine selbstständige Allgemeinheit verliert, damit seine Persönlichkeit und die Eigenthümlichkeit seines Progresses, so kann der Einzelne die persönliche Freiheit unserer Zeit nur verlieren, wenn ihm seine eigenthümliche Denkensweise genommen wird, was nur durch die größte Autorität möglich ist, nicht durch Beleidigungen, welche sie unangetastet lassen müssen, die der

Allgemeinheit gegenüber kein Gewicht haben: mit dem Begriffe der persönlichen Freiheit muß sich die Art und Weise sie geltend zu machen ändern; namentlich je unwichtiger Angriffe Einzelner wurden, desto geringer mußte das Gefühl der Beleidigung und das Mittel sie zu sühnen werden.

So erklären sich alle die Fragen, welche ich aufgeworfen habe, so erklärt sich denn auch, warum doch das Duell noch vorhanden ist, was v. Fl. für eine Unsittlichkeit hält, wenn es nicht an sich gerechtfertigt werden könnte. Es hängt mit unserem ganzen Wesen eng zusammen: so wie die Persönlichkeit ihr wahres Feld ganz gewinnt, so wie die staatliche Allgemeinheit stark genug in dieser Persönlichkeit lebt, so wird das Duell auch allmälich aufhören: je mehr unter den Studenten tiefere Bildung und Theilnahme am Staat Platz greift, desto mehr wird auch bei ihnen das Duell sich verlieren. Es ergibt sich ferner, daß v. Fl. durchaus irrt, wenn er unserer Zeit bestreitet, die persönlichen Interessen hervorzuheben: sie treten gerade mächtig hervor, auch im gemeinen Mann und wir lesen alle Tage davon; wir brauchen deshalb auch nicht mehr auf die Stufe des Duells zu kommen, um persönliche Freiheit zu gewinnen und zu zeigen. Es ist endlich klar, daß das Duell sich nicht mehr halten kann, weil die Idee der Persönlichkeit und ihrer Geltendmachung sich geändert hat.

Eine Zeit wie die unsrige, wo der Gedanke eine so große Rolle spielt, muß die Ausschreitungen des Gedankens selbst zurückweisen, sie kann nicht auf einer Thorheit beharren: so hat sie den Communismus, der die Persönlichkeit aufhebt, überwunden und kennt nur noch den Socialismus. Das Streben der Zeit, allgemeine Ideen persönlich zu machen, läßt überhaupt kein blindes Folgen zu. Ist das Duell ein solch blindes Nachgeben gegen die Sitte, — die Vertheidigungen sind erst durch die neueren Angriffe hervorgerufen, — und auch insofern Ausgeburt einer anderen Zeit, so regten — unbestritten — die denkendsten Studenten und die am Meisten Freiheit der persönlichen Ueberzeugung erstrebten, die Abschaffung desselben an: sie tragen das Banner der neuen Zeit, indem sie die Persönlichkeit so bethätigen wie diese und sie der Allgemeinheit untergeben wollen. Ihre Erwägung aber fand den Zweikampf als Bethätigung der persönlichen Freiheit sich selbst widersprechend.

Hier ist bei v. Fl. eine große Lücke; denn er zeigt bloß, daß man die Persönlichkeit geltend machen muß, nicht daß dies durch's Duell

geschehe. Die Persönlichkeit kann doch nur gewisse Interessen nach Außen geltend machen, die höchst persönlichen gerade nicht, weil sie im eigenen Bewußtsein ruhen, einer Anerkennung durch Andere weder fähig sind noch bedürfen: die Ansprüche, welche gegen Andere berechtigt sind, können aber nicht nur besser durch die Allgemeinheit verwirklicht werden als durch den, welcher sie macht, sondern auch nur durch die Allgemeinheit. Von den Vertheidigern des Duells selber wird zugestanden, daß für infame Beleidigungen und körperliche Injurien das Duell nicht ausreiche: sie hatten dafür bisher den Verruf, ein Mittel, das wegen des particulären Interesses, das es nur, von Verbindungen ausgehend, haben kann, keinen rechten Anklang mehr findet. Ganz anders wirkt hier eine öffentliche Züchtigung. v. Fl. sagt nun, es gebe Beleidigungen, die nur man selber fühle, deren Grad und Maß nur nach der eigenthümlichen Gefühlsweise und nach den eigenthümlichen Verhältnissen der Streitenden beurtheilt werden könnten. Hierauf ist nur zu erwidern, daß unmöglich die eigene Gefühlsweise einen Anspruch geben kann, eine Satisfaction zu fordern, die ihr angemessen wäre: was könnte sie am Ende fordern! Die gesunde Vernunft verlangt Beleidigungen so zu behandeln, wie die gewöhnliche Anschauung sie auffassen würde, und eine solche vertritt das Ehrengericht und sie verlangt, daß nur das gebüßt werde, was der allgemeinen Ansicht nach verwerflich ist. Sind aber die Verhältnisse unter den Streitenden von besonderer Art, so werden sie wohl auch dem Ehrengericht dargelegt werden können: wir haben hier nur eine gewisse Scheu vor der Oeffentlichkeit zu bemeistern, welche aus der Gewohnheit unserer Verhältnisse entspringt: hat man aber sich selbst einen Vorwurf zu machen, den die Oeffentlichkeit an's Licht stellen würde, so ist in der That die Persönlichkeit auch nicht berechtigt, eine Freiheit vor dem Gegner zu behaupten, welche sie selbst falsch benutzte. Ueberhaupt frage ich, ob das im Schutz der persönlichen Freiheit und Interessen heißen kann, wenn ich die ganze Persönlichkeit sammt ihrer Freiheit daran setzen muß, sie zu vertheidigen, ob das ein Schutz ist, wenn noch irgend ein anderer denkbar ist? Könnte aber das Duell wenigstens Bethätigung dieser Freiheit sein? Nein; die Freiheit der Persönlichkeit ist, daß sie nicht von äußeren Umständen sich zur Verzweiflung an sich selbst treiben läßt: die innere Persönlichkeit, mein Selbst, verliere ich nicht durch einen Angriff von Außen: sie steht davon ganz unabhängig: im Duell beweise ich nur, daß ich die fremde, nicht anerkennende Persönlichkeit so hoch ehre, ihr meinen eigenen Begriff meiner

Persönlichkeit nachzusetzen: dies fühlt namentlich ein Unbefangener, den die Sitte noch nicht beherrscht: sein ritterlicher Sinn, wie v. Fl. sagt, kann ihn wohl treiben, einen Vertheidiger zu ohrfeigen, aber das geht über seinen Begriff, daß er etwas auf's Spiel setzen müsse, um seinem Selbst ein Genüge zu thun mit eigner Gewalt, d. h. um sich zu rächen. Will ich durch das Duell die persönliche Freiheit und Würde nach Außen sichern, so begehe ich den Irrthum, eben sie beim Gegner nicht zu achten, dessen eigenthümlicher Persönlichkeit ich auf keinen Fall zumuthen kann, mich, — denn das Duell verlangt, indem es fordert, daß der Gegner sich um meinetwillen der Lebensgefahr aussetze, eine Aenderung nicht bloß äußerer Ansprüche, sondern meines persönlichen Werthes, — mich wider ihre Meinung anzuerkennen. Es ist auch durchaus nicht abzusehen, wie das Duell im Stande sei, eine Persönlichkeit wirklich zur Anerkennung zu bringen: es ist nur ein Beweis des Interesses, welches ich an meiner Persönlichkeit nehme, nicht der Tüchtigkeit dieser selbst; jenes Interesse aber hat auch der Miserabelste (beauvallonscher Proceß), ja der Zweikampf ist für ihn um so mehr werth, weil ihm keine andere Art es zu zeigen gegeben ist.

Kurz, höchst persönliche Ansprüche, die in ihrer Eigenthümlichkeit eben nur für das Subject vorhanden sind, können auch nicht gegen andere geltend gemacht werden. Sind sie aber nicht mehr so persönlich, daß sie bloß für das Subject da sind, sondern für die Allgemeinheit der Persönlichkeit, so muß und kann auch die Allgemeinheit schützend eintreten. Die Beleidigung ist ein sich Ueberheben über die Grenzen, welche nach der allgemeinen Ansicht dem Einzelnen den Anderen gegenüber gesteckt sind: diese allgemeine Ansicht muß deshalb, um einen Anderen in die gehörigen Grenzen zurückzubringen, geltend gemacht werden. Man kann überhaupt möglicher Weise nur fordern, daß die Beleidigung gestraft und unschädlich gemacht werde: beide Zwecke sind durch das Ehrengericht zu erreichen und erreicht worden, durch dasjenige Ehrengericht, welches seine Meinung über das Benehmen der Parteien auszusprechen hat, sein Urtheil über das des Einzelnen stellt und es dadurch entkräftet. Jeder Beleidigung kann hier Recht werden: freilich liegt es in der Natur der Sache, daß unbedeutende ignorirt werden: eben dadurch aber verliert sich die Unnatur früherer Verhältnisse, wo jede, oft im halben Spaße vorgebrachte, Malice mit dem Schwerdte in der Hand von der Persönlichkeit abgewehrt werden konnte: man grollt vielleicht ein Paar Tage und versöhnt sich dann mit einem Wort

oder man übersieht sie ganz, und doch ist das Verhältniß der Studenten unter einander ein anständigeres als sonstwo, denn die Oeffentlichkeit ist eine schreckliche Buße für das Unrecht. — Man sagt wohl, es gebe moralische Ueberzeugungen von der Schlechtigkeit eines Anderen, welche man Niemand deutlich machen könne, welche deshalb beim Ehrengericht nicht zur Anerkennung gebracht werden: es ist darauf zu erwidern, daß doch durchs Duell ebenso wenig die moralische Ueberzeugung sich Geltung verschaffen kann und daß überhaupt eine Schlechtigkeit, die sich nicht bestimmt ausdrückt, nimmermehr berechtigt, gegen sie aufzutreten: im Gegentheil ist auch dies eine wohlthätige Folge des Ehrengerichts: es regelt die persönlichen Ansprüche in ihrer gegenseitigen Berührung. — Eins ist an manchem Ehrengericht zu tadeln, wenn ihm nämlich noch verstattet ist, auf Widerruf und Abbitte zu erkennen; da ist der Allgemeinheit eine übermäßige ihr nicht zukommende Macht über die persönliche Ueberzeugung anvertraut: allein ihr Uebergreifen — wieder ein Extrem im Hervorheben der Allgemeinheit — wird, abgesehen von den Versuchen dasselbe zu entfernen, seltener, je mehr das Ehrengericht seine Stellung faßt und die Freiheit der Persönlichkeit erkennt und achtet, zu deren Schutz es berufen ist.

Das Duell ist also, um es noch einmal zusammenzufassen, nicht eine Aeußerung der persönlichen Freiheit, sondern eine zwecklose und zeitwidrige Ausschreitung derselben und wir wollen froh sein, daß die Regierungen oft mehr dem Mittelalter als der neuen Zeit huldigend, hier entschieden dem Fortschritt des Gedankens Folge geben.

A. Ewald.

Die Komödie in Wädenschwyl am Zürichsee.

Der Sommer im Februar.

Ein glückliches Land, wo im Februar die Bienen summen, und der Winzer es wagt, seine Reben zu stutzen! Es ist nicht immer so glücklich, aber diesmal in allem Ernst; diesmal genießt auch das Thal den milden wolkenlosen Himmel, in den wir sonst nur zu den reineren Höhen aus unserm Nebelmeer emporsteigen. Der See ist, wie mitten im Sommer, ein klarer Spiegel der vielen freundlichen Dörfer, Städtchen und Villen; der Föhn bringt uns mit seinem Wüstenhauch die volle Frühlingswärme über die klaren silbernen Alpen; die Wiesen sind grün, und die mächtige Sonne lockt die ersten Blumen und Knospen hervor, vielleicht zu ihrem Verderben.

In diese heiteren Wochen fiel Fastnacht, dies neue Dionysosfest, das in freien Ländern noch einmal die Bedeutung eines Geistes- und Kunstfrühlings gewinnen und aus der rohen Ausgelassenheit aufgehobener oder bevorstehender Ascese eine künstlerische Verklärung des allgemeinen Menschenlooses wieder erzeugen wird. Es wäre verwegen so Großes zu hoffen, wenn wir nicht seinen Anfang schon vor Augen hätten.

Stadt und Land.

Die Stadt und das Land begehen das Fest verschieden, sogar an verschiedenen Tagen. Die Stadt ist noch zu sehr im alten bösen Geist befangen, um heiteren Kunstschöpfungen sich hingeben zu können; r sterbendes Selbstgefühl ist grämlich und verbittert; sie ist reich, aber

ein geistloser Filz, und wenn ja ein dünner Witz aus alten Zeiten auf neue Anhänger ihrer Vorrechte übergegangen ist, so hat er kein höheres Ideal, als in dem Netz dieser Vorrechte, spinnengleich, neue goldene Fliegen zu fangen. Das Land trägt den Preis davon, und diesmal verlieh ihm der Himmel seinen Sommer vorweg. Im Sommer wird Niemand zweifeln, wen er krönen soll. Im Sommer ist der See und seine schöne Fassung das Ganze, die Stadt nur ein Punkt, der allmählich durch den Hauch der Humanität aus seiner grauen misanthropischen Verschrumpfung hervorgerufen und durch Lüftung und Ausbreitung in die Landschaft würdig gemacht wird, in dem freundlichen Bilde mitzuerscheinen. Ein wüster viereckiger Thurm erhebt sich mitten vor dem See und entehrt diesen ätherischen tadellosen Krystall, den er fassen sollte; rothe Dächer spitzer Pfähle werden noch lange die geschmacklosen Pläne alter Baumeister als störende Ausrufungszeichen begleiten, während sie in der Landschaft von der Natur verschwinden oder höchstens unter ihren vielen Auswüchsen und Seltsamkeiten einzeln hervortreten. Die Stadt hat noch nicht einmal den Ehrgeiz mit ihrer Umgebung der Architectur zu entsprechen, viel weniger sie zu heben. Der heitre Geist der Landschaft überholt sie in allen Dingen; natürlich auch in der Festfeier der neuen Dionysien.

Die Volkskomödie.

Richterswyl und Wädenschwyl am linken Seeufer wetteiferten mit zwei Komödien. Bei ihrer Aufführung betheiligten sich die ganzen Gemeinden, Behörden, Militair und Polizei; und wenn ja Ordnung zu halten war beim Andrange der Zuschauer, so thaten es die Schauspieler, die den Plan des Stückes kannten, selbst. Sie mußten dann so viel verrathen, als nöthig war, um ihre Bühne vom Publicum zu sondern und den Raum und die Richtung ihrer Bewegungen frei zu machen. Dies Volksleben ist kein Hinderniß der Komödie; weder der Stoff noch das Interesse fehlt; und so hätten denn die schönen Ufer des Züricher See's, schon jetzt ihren Komos, ihren Chor, ihr Volksfest und ihre Volkskomödie, eben sowie einst die glücklichen Fluren von Athen, die Bacchus und Silen, die Thespis und seine Nachfolger mit ihren Chören geehrt. Fehlt den übrigen Deutschen das Volksleben, die freie offene Bühne, der Volkschor und die attische Freiheit, so fehlt hier nichts als der neue Aristophanes; und ich vermuthe, er wird sich dazu finden, wenn nur die Freiheit, seine Mutter, sich behauptet.

Eine bürgerliche Komödie.

Die Komödie von Richterswyl ist eine bürgerliche. Sie hieß: „das Abentheuer von Wädenschwyl," und war eine Satire, die fast das ganze Städtchen berührte. Wädenschwyl, man nennt es scherzhaft Kleinparis, ist reich, elegant und obgleich liberal oder radical, doch nicht ohne die aristocratischen Gelüste des Reichthums. Ein Abenteurer und eine stattliche Dame, die für seine Mutter galt, kamen nach diesem Wädenschwyl und führten sich dort ein als die Gräfin und den jungen Grafen von Stechenheim. Die feine Art der neuen Gäste, ihr reicher und geschmackvoller Anzug, ihre splendide Art zu leben zogen sehr bald die Augen der Wädenschwyler Nobili auf sich. Man wurde bekannt. Der junge Graf zuerst mit den jungen Herren, mit denen er schoß, ritt, Billard spielte, tanzte und Champagner trank; die solidere alte Gräfin mit den Familien, in denen man sie gern sah und bewirthete. Natürlich zog dieß den Herrn Sohn nach sich. Auch er wurde in die Familien eingeführt, mit den älteren und jüngeren Damen bekannt, und die Republikanerinnen waren nicht so inhuman, seine Artigkeiten zurückzuweisen, im Gegentheil sie hatten vielleicht die Schwachheit, den Grafentitel nicht ungern zu hören und auszusprechen. Wo es keine Löwen giebt, da wünscht man einmal einen zu sehen, und wenn man auch nicht von Seiner Majestät gefressen zu sein wünscht, so würde man es doch pikant finden, ihn einmal recht wild brüllen zu hören und im Kampfe mit einem würdigen Gegner seine Kraft zu bewundern. So liebenswürdig, wie der Löwe bei van Aken erschien der Graf in Wädenschwyl. Und die schönen Damen und jungen Herren konnten, so schien es, nichts Besseres wünschen, als in den Schranken der republikanischen Freiheit die weitere Entwickelung seiner gräflichen Natur; denn was ist hübscher, als gebrannte Locken, eine silberbesponnene Gerte mit goldenem Pferdefuße drauf, eine viereckige goldene Lorgnette ins linke Auge gekniffen, ein feines Bärtchen auf der Oberlippe, ein Frack à la Pompadour und Graf darin, der mit Geist über Paris und London, über Literatur und Diplomatie spricht? Der junge Graf war liebenswürdig und — er wurde geliebt.

Die Saison rückte vor; die Gräfin beurlaubte sich bei ihren Gastfreunden, um nach Interlaken ins Oberland zu gehen. Der junge Graf wollte noch einige Tage bleiben, es waren noch allerlei Lustpartieen unter den jungen Leuten verabredet, und er hatte alle zum Schluß

in seinen Gasthof geladen, um sie dort zum letzten Mal zu bewirthen. Der Gasthof liegt am See; ein schöner Balkon, von der Größe des weitesten Saals, unter dem Schatten eines geschmackvollen Baldachins, empfing die jungen Herren zu einem reichen Diner. Alles bewunderte die Anordnungen des Grafen und die Bedienung des Wirthes. Man war noch einmal sehr vergnügt, vor allem der Wirth, indem er eine zierliche Note über die ganze Zeit des Aufenthaltes der gräflichen Familie und über diesen glänzenden Abschiedsschmaus auf Befehl neben das Couvert seines Gönners legte, der wie es sich schickt, nichts daran zu bemerken fand, als er einen leichten Blick hineinwarf.

Die Tafel war fast beendigt; nun nahm das Gespräch eine sehr interessante Wendung. Man kam auf das Glück des Grafen bei den jungen Damen zu sprechen, und es schien, als sollte sich eben jetzt der lange unterhaltene Zweifel lösen, wer die glückliche sei; da erhob sich der Held des Tages und sagte: „Ich glaube allerdings nicht abreisen zu dürfen, ohne Ihnen, meine Freunde, mich ganz entdeckt zu haben, und ich will mit nichts zurückhalten, was irgend Einen unter uns interessiren könnte; zuvor erlauben Sie mir nur, daß ich auf mein Zimmer eile, um Ihnen allen aus meiner Cassette die Andenken zu holen, die ich Ihnen bestimmt habe." Er ging, und man erschöpfte sich in Muthmaßungen und Erwartungen, trank, scherzte und zog sich gegenseitig auf, da doch nur Einer das Glück haben konnte, mit dem Grafen verwandt zu werden. „Er ordnet die Geschenke," sagte der Wirth. Aber kaum hatte er es gesagt, als ein Kellner mit einem zierlichen Kästchen hereintrat, und den Schlüssel dazu in einem versiegelten Briefchen einem reichen jungen Manne übergab, grade ihm, den man allerdings für den Bruder der Glücklichen gehalten hatte. „Wie artig! mit dem Siegelringe, den ich ihm heute morgen lieh, hat er das Briefchen gesiegelt; ich sehe doch, daß ich ihm besonders theuer bin!" sagte der Empfänger.

Er öffnete das Briefchen und las: „Theilen Sie aus, theurer Freund, es ist für Sie alle und genießen Sie mit mir mein Glück! Entschuldigen Sie, daß ich einen Augenblick auf mich selber warten lasse; ich eile zu meiner Herrin!"

Nun wurde auch das Kästchen geöffnet, man wollte ihm Zeit lassen, seine Braut zu holen, um sie als solche vorzustellen, und unterdessen die Geschenke entgegennehmen. Alles drängte sich um den Besitzer der Bundeslade; und dieser öffnete feierlich langsam. Der Deckel enthüllte eine zierliche Schrift: „Nach den Unterschriften aus-

zutheilen!" Man entfernte hastig die Hülle, um die Bijouterien nach den Motti's an ihre Bestimmung gelangen zu lassen; und man fand eine große Menge zierlicher Briefe von Damenhand, alle an den Grafen gerichtet. „Das muß ein Irrthum sein, sagte der Vorsitzende, vielleicht nahm er in der Eile ein unrichtiges Kästchen aus dem Reiseetui, und schickte uns aus Versehen seine zarte Correspondenz."

„„Das ist die Hand meiner Schwester!"" rief ein Zuschauer.

„Das die der meinigen!" der Vorsitzende.

„„„Erlauben Sie mir jenen Brief!""" — sagte ein Dritter.

„„Lassen Sie mich nur das Siegel sehen!"" ein anderer.

„Nach der Unterschrift zu vertheilen! stand nicht diese Weisung auf der obersten Enveloppe?" erinnerte der Vorsitzende.

„„„„Himmel und Hölle! mir fährt etwas durch den Kopf, rief der Wirth aus, wenn wir uns nicht alle gepr———. Jean, fügte er leise, zum Kellner gewendet, hinzu, lauf geschwind zum Herrn Altregierungsrath Z.., und schließ' Dich an den Herrn Grafen an, wenn er dort ist — von ferne, hörst Du, und begleite ihn hierher zurück! Sollte er aber ja nicht mehr dort sein, so komm schnell, was Du laufen kannst, wieder zurück, und bring' mir Bescheid!""""

„Meine Herren, sagte der Vorsitzende, ohne Zweifel haben Sie alle ein Interesse daran, zunächst die Aufschriften und die Siegel zu sehen. Es sind alle mögliche da. Die Unterschriften können Sie alsdann mit mehr Muße daheim lesen; denn so viel scheint mir rathsam, daß jeder von uns was ihm zukommt so schnell als möglich nach Hause trägt."

Er schüttete die Briefe auf den Tisch, die sehr rasch verschwanden. Da blickte einer auf den Boden des Kästchens und las die Auflösung des Räthsels, die er dort entdeckte der Gesellschaft vor:

O Wädenschwyl, o Wädenschwyl,
Dem Grafen trautest Du vielzuviel!

„Da haben wir's, schrie der Wirth, ein Pferd, ein Pferd!"

„„Eine Grafenkrone für ein Pferd!"" persiflirte ihn einer von der Gesellschaft.

Der Wirth war außer sich, die Gesellschaft in der Auflösung; und fast schien es, als würde alles in der unangenehmsten Disharmonie zerfahren. Da erhob sich der Präsident des Gastmahls, stieg auf seinen Stuhl, winkte mit der Serviette, und als sich alle niedergelassen hatten, begann er: „Meine geprellten Herren Collegen, gestehen wir uns

zuvörderst, daß wir es reichlich verdient haben, was uns so eben widerfährt. Wir sind freie Männer, und haben es fast vergessen, daß wir es sind, wir haben dem Phantom eines geselligen Vorzugs, das sich uns dreist als dieses Phantom vor Augen stellte, nicht den Verstand und den Stolz unserer freien Tageswelt entgegengesetzt, in der jene Gespenster angeblich höherer und edlerer Menschengestalten längst verschwunden sind. Wir sind also mit Recht angeführt. Aber beim Erwachen aus unserm Traume, wollen wir nun auch den zweiten Act eines würdigeren Benehmens hinzufügen. Wir tragen gemeinschaftlich die Schuld dieser Schulden (hier lüftete er die Rechnung des unglücklichen Wirthes), wir tranken den Wein dieses Edlen (hier klopfte er dem Wirth auf die demüthig erwartende Schulter); beschließen wir also auch, daß wir ihn gemeinschaftlich bezahlen wollen und verurtheilen wir unsern Wirth für seinen guten Glauben zu dem Verschwundenen nur in die gelinde Strafe, daß er immer, wenn wir wieder bei ihm tafeln und trinken ein überflüssiges Couvert offen halte für „Banquo's Geist," oder wer ihn zu ersetzen den Muth hat."

Unter allgemeinem Jubel wurde der Beschluß gefaßt. Der Wirth aber winkte und bat ums Wort. Zuerst dankte er für den edlen Beschluß des hier versammelten Volkes, sodann für die gnädige Strafe und zum Schluß fügte er den Wunsch hinzu: „daß ein rüstiger junger Mann, der nach dem Trunk wohl einen Ritt ins Freie wünschen möchte, sogleich sein gesatteltes Pferd besteige und mit der Anzeige des ganzen Vorfalls nach Zürich eile; denn er halte es nicht für überflüssig, neben der göttlichen Gerechtigkeit seiner Gäste auch noch die weltliche Gerichtsbarkeit des Cantons gegen das Phantom des Grafen in Wirksamkeit zu setzen."

Der Graf war ein Garderobenschneider aus *, die Gräfin eine Schauspielerin; aber so gut beide ihre Rolle gespielt hatten, die Komödie wurde für sie zur Tragödie, als sie eben im Begriff waren den Schauplatz des Cantons, auf dem sie agirt hatten, für immer zu verlassen.

Die Richterswyler gaben dieser Begebenheit den Namen: „Das Abentheuer von Wädenschwyl" und brachten sie ihren Rivalen zum Possen, ihnen selbst zur Belustigung auf die Fastnachtsbühne.

Schlägst Du meine Juden, schlag' ich Deine.

Als diese freundnachbarliche Absicht in Wädenschwyl bekannt wurde, hielten die Wädenschwyler einen Fastnachtsrath und warfen sich die Frage auf, wie Sie nun ihrerseits auch die Richterswyler auf die Bühne bringen könnten. Da schien guter Rath theuer zu sein; denn was war den Richterswylern passirt? „Nicht einmal anführen haben sie sich lassen, so solid sind die Philister!" rief einer erbittert aus. „Glaubt das nicht, antwortete gelassen ein schwerwiegender Bürger des Orts, wenn sie sich nicht anführen lassen, so sind sie schlau genug, um das ganze Volk nach Gelegenheit anzuführen. Der Communistenchef, der Treichler, ist ein Richterswyler; und ich schlage vor, daß wir als Gegenstück zu dem „Abentheuer von Wädenschwyl" ihnen den „Abentheurer von Richterswyl oder den „Communismus im Canton Zürich" aufführen.

Mit großer Freude wurde der Vorschlag angenommen, und so geschah es, daß zur Vergeltung für die Vorstellung der geprellten Aristokraten des einen Städtchens nun auch die geprellten Communisten des andern auf die Bühne gebracht wurden und mit vielem Humor.

Nachtfahrt und Vorfeier.

Dies löbliche Vorhaben hatten wir in Zürich erfahren, und waren schnell entschlossen, die Communistenkomödie mit anzusehen. Wir gaben ihr den Vorzug, weil die Sache der Communisten eben in der heißesten Debatte lag und nach dem Verbot der Treichlerschen Vorlesungen über Socialismus nun auch noch ein Gesetz gegen den Communismus erwartet wurde, die Volksstimmung also sich äußern zu sehen auf jeden Fall sehr interessant war und dazu der Gegenstand ein ganz neues Genre der Komödie erwarten ließ. Zwei junge Männer meiner Bekanntschaft luden mich ein, mit ihnen die Fahrt zu machen, und wir bestiegen, den Tag vor dem Fest in Wädenschwyl, das letzte Dampfboot, damit wir am andern Morgen nichts versäumten, denn die Aufführung war über den ganzen Tag vertheilt und sollte schon um 6 Uhr durch Böllerschüsse eröffnet werden. So sagte das Programm.

Man fährt zwei volle Stunden zuerst bis Horgen am linken Ufer hin, dann hinüber auf die andere Seite, wo der See sich biegt und seine

größte Breite hat, nach Meilen; nun hat man die Au umschifft, Zürich verschwindet, Ufenau und Rapperswyl mit seiner langen Brücke über den See erscheinen am Ende, Wädenschwyl am Anfange dieses großen Bassins. Die Nacht war schon eingefallen, als wir noch im Angesicht von Zürich schwammen; aber gerade die Nacht war diesmal interessant. Auf allen Hügeln und an allen bebauten Uferstellen stiegen Fastnachtsfeuer auf, eine großartige Illumination des ganzen See's, die wir bei unserer letzten Wendung quer über die Biegung seines Beckens mit Einem Blick übersahen. In der Nähe erkannten wir die Knaben, die das Feuer schürten, und wenn wir vorüberfuhren, begrüßten sie uns mit ihren Böllern und Gewehren; in der Ferne wurden die Feuer zuletzt klein, wie Sterne und Leuchtkäfer; wir zählten über funfzig und unterhielten uns mit dem Wetteifer der jungen Vulkane, ihre Flammen zum höchsten Auflodern zu bringen. Man räumt hier den Knaben viel mehr Freiheit ein, als in Deutschland, veranstaltet ihnen Turnfahrten, Feuerwerke, große Schießfeste, giebt jedem Pistolen und Büchsen mit Patronen und läßt sie die Fastnachtsfeuer anzünden. Diese Liberalität hat ihren guten Grund, denn es ist nicht zweifelhaft, daß von den Alten ohne die Buben kein rechtes Behagen zu Wege gebracht wird. Den Knaben ist es schon ein Genuß, daß sie nur mitmachen und nach Herzenslust ihr Pulver verbrennen dürfen; alle Mauern, alle Balkone, alle Hügel besetzen sie und tirailliren unaufhörlich in die Wette; von Verletzungen hört man nichts bei dergleichen Gelegenheiten, höchstens wird einmal ein Pferd scheu, dem ein böser Bursch seine Büchse grad' unter der Nase losbrennt, und wer so vorwitzig ist, mit wilden Pferden in ein „Knabenschießen" hineinzufahren, büßt dann vielleicht seinen Unverstand mit einiger Angst und Verlegenheit. „Keine Ordnung?" Keine! aber desto mehr Heiterkeit. Was die Polizei an Befriedigung verliert, das gewinnt dies ganze freudefähige Völkchen der Jugend.

Man legt hier viele Vorurtheile ab. Es ist unglaublich, und doch ist es wahr, die Welt geht nicht zu Grunde, wenn der Mensch sein eigner Herr ist, und wenn sogar die Kinder von Zeit zu Zeit emancipirt werden.

„Es ist wohl wahr, bemerkte ein liberaler Züricher Stadtzopf zu mir, unsere Zustände nehmen uns manche unnöthige Angst ab; aber sie erhalten uns auch in ewiger Aufregung. Da ist nun wieder der Treichler, ein Erzstörenfried! Kaum sind die Liberalen in der Regierung, so feindet er sie an, und als sie noch in der Opposition waren,

hat er Alles für sie und ihr Emporkommen gethan; so giebt es keine Ruhe, kein Resultat, während in Deutschland jeder Thronwechsel eine lange, lange Ruhe nach sich zieht. Und was will der Mensch zuletzt? Er will Ruhe haben."

Gewiß will er zuletzt Ruhe haben; aber wie des Abends den Schlaf, so gebraucht er des Morgens die Unruhe des Tages, bemerkte einer von meinen jungen Freunden, der ein Schweizer ist; und was den Treichler anlangt, der als Chiridonius Bittersüß, so jung er war, denn er mag jetzt kaum 24 Jahre zählen, das Septemberregiment tapfer in der Front angriff und die Radicalen mit seinem Talent und seinem Muth entzückte, so muß man seine frühere Jugend kennen, um seine jetzige Richtung ganz zu würdigen. Alle Parteien erkennen sein Talent an, die Conservativen, indem sie ihm schmeicheln und seine Vorlesungen besuchen, die Radicalen, indem sie seiner früheren guten Dienste gedenken und seine jetzigen Bestrebungen fürchten. Nun hat er die ganze Schule der unterdrückenden Armuth selbst durchgemacht. Als Kind arbeitete er in Richterswyl in der Fabrik. Er zeichnete sich dann aus in der Schule und wurde Lehrer. Darauf ging er auf ein Comptoir und nahm Theil an der Expedition und Redaction eines Blattes. Dies war in Zürich. Aber es litt ihn nicht in der abhängigen Lage, er verschaffte sich ein eigenes Organ und studirte nebenher die Rechte. So ist es denn gekommen, daß er mit Staatswissenschaft und Staatswirthschaft, mit politischen und socialen Systemen immer mehr zu thun bekam, und daß er zugleich Herrn Bluntschli's und Herr Bluntschli wieder sein Zuhörer wurde. Die Noth und die Theorie haben sich in Treichler unmittelbar berührt. Glauben Sie nicht, daß er bei all seiner Jugend sein Blatt, seinen Verein und seine Vorlesungen aus bloßer Lust am Wählen und an der Unruhe unterhält.

„Und doch, sagte der Liberale, muß dieser Wählerei ein Ende gemacht werden. Die Armen werden unzufrieden gemacht, ohne daß Herr Treichler ihnen helfen könnte, ja er kann nicht einmal sagen, wie andere Leute ihnen helfen könnten, und was die Regierung thun müßte."

Seit einigen Tagen, verehrter Herr, sagte der junge Mann, dürfen Sie dies nicht mehr behaupten. Treichler hat in seinem Programme lauter ausführbare Vorschläge gemacht: er hat sogar von den meisten nachgewiesen, daß sie anderwärts bereits ausgeführt sind, und alle diese Vorschläge hat er der Regierung und dem großen Rathe zur Ueberlegung empfohlen, versteht sich zugleich auch den Wählern des großen Rathes

selbst. Nirgends spricht er sich für Gütergemeinschaft und für antipolitische communistische Sectirerei aus.

„Was nennen Sie eine Secte?" fragte der Liberale.

Eine religiöse Clique, die in ihrem bornirten Glauben die ganze übrige Welt außer Acht läßt oder fanatisch anfeindet.

„Das thun ja die Schulen und die Parteien ebenfalls," sagte der alte Republikaner.

Die Schulen, erwiderte der junge, thun es doctrinär, die Parteien politisch, die Secten religiös. Die Schulen folgen der Wissenschaft, die Parteien verfolgen auf dem Boden gegebener Verhältnisse bestimmte Zwecke, die Secten glauben an ihr Ideal und werben für ihren Glauben. So glauben die Communisten blos mit ihrem Dogma der Gütergemeinschaft das Glück der Menschen unbedingt und unwiderruflich begründen zu können. Nun müssen Sie gestehen, daß Treichler nie den Boden der politischen Wirklichkeit und der unmittelbaren Möglichkeit verlassen hat, daß er zwar Schule und Partei, aber durchaus nicht Secte zu machen sucht, im Gegentheil er erklärt fortwährend, daß er nicht für den alleinseligmachenden Glauben an die Gütergemeinschaft sei.

„Ist er darum minder gefährlich? Soll man ihn Alles in Frage stellen und eine neue Allianz der Jesuiten und des Pöbels zu einem neuen Septemberputsch vorbereiten lassen? Es ist dahin gekommen, daß sich Jeder compromittirt, der Herrn Treichler vertheidigt," erwiderte verdrießlich der Radicale.

Ich bin ein Schweizer, sagte pikirt der junge Mann, und habe daher kein Organ für die Gefahren der Compromittirung. Uebrigens compromittirt sich nicht einmal der Vertheidiger eines Räubers und Mörders; aber jede Partei, die mit Verdächtigung und Fanatismus wirken muß, zeigt das Gefühl einer sehr bedenklichen Schwäche. Ich bin für die Radicalen, welche die Consequenzen ihres eignen Princips nicht fürchten und für die Demokraten, welche das unfähige, vernachlässigte und unterdrückte Volk zu allen seinen Rechten und Fähigkeiten emporbringen wollen.

„Sie sind ein Communist!" — Und Sie kein Radicaler! —

Das Gespräch war am Ende, der Haufe der Umstehenden gruppirte sich und discutirte die Sache weiter. Man unterschied jedoch deutlich genug die Majorität, die vielleicht die Argumente des angeb-

lichen Radicalen nicht theilte, aber darum nicht minder gegen Treichler und — den Communismus sich aussprach. Am entschiedensten hatte es Treichler's Journal mit den gesetzten Leuten durch einige frivole Artikel des August Becker verdorben. Unter andern schrieb dieser gegen die kleinen Handwerker und prophezeihte ihnen den Untergang durch Fabriken, Eisenbahnen u. s. w. mit den Worten: „Die Vorsehung und die Concurrenz wird euch zu Grunde richten. Ihr aber glaubt es nicht? Ihr glaubt, daß Gott die Haare auf eurem Haupte gezählt hat; aber daß er auch die Zöpfe in eurem Nacken gezählt hat, das glaubt ihr nicht." Diese witzige, aber blaue und fabrikmäßige Polemik des Communisten war sehr übel angebracht. Sie ruhte ganz auf den Dogmen jener communistischen Confusion, in welcher August Becker sich auszeichnet, denn bald ist er für, bald gegen Gütergemeinschaft, bald für, bald gegen das Christenthum, je nachdem ihm das Eine oder das Andere zu einem neuen Evangelium das wirksamste zu sein scheint. Er ist durchdrungen von der alten Maxime aller Messiasse, durch irgend eine Verkündigung die Massen glücklich zu machen und für ihr Glück in Bewegung zu setzen; und man würde sich sehr irren, wenn man meinte, er müßte nun hierzu ein bestimmtes Mittel für nothwendig halten und dabei bleiben: o nein, es ist nur die neue Religion der allgemeinen Glückseligkeit nothwendig, um die Secte zu constituiren, die Mittel, dazu zu gelangen, kann man allen Stürmen der Discussion preisgeben. Der Communismus ist das neue Christenthum. Seine Verheißung ist das allgemeine Glück, die Vergebung der Arbeit und ein ewiger Frieden, Amen! Der Communismus wirkt wie jede Religion und namentlich, wie die christlichen Secten auf die Phantasie; und er wird in den Gegenden und unter den Völkern, welche auf der Stufe der rohen Religiosität zurückgeblieben sind, die meiste Wirkung machen. Er verbindet sich nothwendig mit allem Unklaren und findet einen heftigen Widerstand in allen politisch klaren Köpfen. Wer dem Uebel der Gesellschaft durch die Detailcuren, wie sie jeder Lage in jedem Fall entsprechen, abhelfen will, ist sein ärgster Feind. Die Massen der Communisten sind Gläubige, die Führer Jesuiten. Die wirkliche Vereinigung der Jesuiten und Communisten, der Romantiker und der Communisten, der Christen und der Communisten ist daher auch zum Theil schon erfolgt; und wäre die ganze civilisirte Welt, wie Polen und Gallizien tief im Elend und im Glauben vergraben, so hätte der Communismus eine große Aussicht. Cabet schreibt ein „wahres Christen-

thum," Weitling hat „das Evangelium der armen Sünder" und August Becker das Evangelium Kuhlmann's verbreitet. „Le communisme c'est une religion," sagte die Revüe indépendante, und sie hatte Recht. Die Schweizer sind nun nicht unempfänglich für Religion, der augenblickliche Erfolg der Jesuiten und die Macht der Pietisten beweist es; aber gerade die liberalen Cantone sind über religiöse Wählereien gewitzigt und haben Bildung genug, um den politischen Weg rationeller Zwecke mit aller Kraft innezuhalten und den phantastischen Weg eines unbestimmten Glückstraumes ihren Gegnern zu überlassen. Treichler hat daher einen großen Fehler gemacht, als er den Herenmeister August Becker seine auswendig gelernten communistischen Beschwörungsformeln, mit der alle Leiden der Erde auf einmal curirt werden, auffagen ließ. Der Arzt ist mit dem Pfaffen darin einig, daß der Kranke curirt werden soll, aber der eine giebt seine Chinarinde, der andere sein Abracadabra gegen das Fieber. Treichler ist daher, als ächter Zögling der neuen Periode des Züricher politischen Lebens, sehr bald von den allgemeinen Formeln und Zaubersprüchen des Socialismus zu den bestimmten politischen Mitteln der verfassungsmäßigen Demokratie zurückgekehrt und hat reelle Reformvorschläge gemacht; vor der Hand aber erliegt er mit seinem Bestreben dem ungläubigen Realismus seiner Mitbürger, weil er sich einer „gefährlichen Phantastik" verdächtig gemacht. Erst spätere Zeiten werden das „constitutionelle" Zürich in eine radicale Demokratie verwandeln, und es wäre zu wünschen, daß Treichler's Talente nicht vorher von den Fluthen des neuen Quäkerthumes überschüttet, sondern seinem Canton erhalten würden.

Natürlich war dieser junge Mann und seine wahrscheinlichen nächsten Schicksale der Gegenstand unserer Unterhaltung auf dem Wege zu dem Theater, das ihn morgen dem versammelten Volke darstellen sollte.

Wir landeten und wanderten in das Gasthaus der Radicalen. Es war festlich bewegt und erschallte von Musik und Tanz. Nichts erwünschter für meine jungen Begleiter, die sich sogleich nach den hübschen Tänzerinnen umthaten und bis an's Ende vortrefflich unterhielten. Die Mädchen waren nicht in großer Toilette und luden ihre Tänzer auf den nächsten Abend ein, wo Maskerade sei und wo sie selbst ganz anders hervortreten würden.

Bei Tische bereitete uns der Kellner auf die wirkliche Feier des andern Tages vor, gab uns einige ausführliche Programme und ver-

traute uns, daß er selbst einen Rathsherrn machen werde. Er hieß in dieser Charge Lavater; ein Anderer, der die Stadtzöpfe repräsentiren würde, heiße Krauskopf und ein Dritter von der Kalbermatten.

Die politische Komödie.

Wir freuten uns über diese Notizen und sagten fast ungläubig zu uns selbst: „das sind gute Namen; sollten sie wirklich den Humor haben, sich selbst zu persiffliren?"

Sie hatten ihn reichlich, und die Heiterkeit des ganzen Tages bestand wesentlich darin, daß sie diese Freiheit bewiesen.

Neben dem großen Balkon unsers Gasthauses war auf der Ecke der Gartenmauer eine große Tribüne errichtet, welche das Sessionszimmer des großen Rathes vorstellte. Militär mit Trommeln und Musik vor auf und durch ungeheure Bärte martialisirt bildete Spalier, räumte die Straße und stellte Posten aus. „Der Rath zieht auf!" hieß es, und nach einander erschienen der Herr von der Kalbermatten mit einer ungeheuren Kalbsnase, der Herr Krauskopf mit einer bedeutenden Perücke, langem Zopf und wohlweiser Adlernase, auch Herr Lavater, der schon eine modernere Figur, etwa den Radicalen vom Dampfboot vorstellte, zog ebenfalls mit einer bedeutenden Nase gravitätisch auf. Dann erschien der Bürgermeister mit dem Secretär und den beiden Waibeln, die, wie sich's gehört, halb weiß und halb blau bemäntelt waren, das Zürcherische Staatswappen und die großen Gesetzbücher trugen. Bei jedem Rathsherrn wurde gebührend getrommelt, bei dem Bürgermeister auch noch präsentirt. Er wiegte sich im Bewußtsein seiner Würde die Stufen hinan, der ganze Rath erhob sich, ihn zu begrüßen. Darauf nahm er Platz auf dem rothen Armsessel, der den Präsidentenstuhl bedeutete und hielt eine passende Eröffnungsrede, worin die Gefahren des Staats von den Neuerern mit den gewöhnlichen Wendungen „schnöde Wählereien," „destructive Tendenzen," „jugendlicher Unverstand," „freventliche Irrlehren" salbungsreich dargestellt wurden. Man nahm im Parterre die Staatsgefahren mit allgemeiner Heiterkeit auf; als sich nun aber vollends der Herr Rathsherr Krauskopf erhob, seinen Zopf schwang und bemerkte: „Nun haben wir die Gefahr, der Pöbel steht vor den Thoren und die Thore und Wälle sind abgetragen, wogegen ich zu seiner Zeit vergeblich protestirt habe. Wer soll nun die Stadt und die wohlhabenden Leute vertheidigen!"

erscholl ein großer Jubel. Dies ermunterte den Sprecher und er trug sofort darauf an, „alle Radicalen zusammen zu stellen und aus ihnen einen Wall um die Stadt Zürich zu machen, jedoch so, daß sie mit dem Gesicht nach der Stadt sehen, das Land alle Unannehmlichkeiten ihrer gefährlichen Lage, sie selbst aber die Freiheit hätten, ihre Beine gegen den Feind als Pallisaden zu gebrauchen und ihm in den Bauch zu treten."

Diesen Vorschlag unterstützte der Herr von der Kalbermatten. Der Rathsherr Lavater dagegen fand ihn allzuconservativ und unsers Jahrhunderts unwürdig. Er schlug daher vor „eine Deputatschaft an Herrn Treichler und die versammelten Communisten zu senden, ihr bösliches Treiben und ihre gottlose Ueberhebung ernstlich zu tadeln und sowohl die Vorlesungen, als die Versammlungen der Demagogen zu untersagen. Es werde im großen Rath genug gesprochen und Geist genug verwendet, die Extraversammlungen könnten nur zu Luxus und Unordnung führen." Er vereinigte eine große Mehrheit mit seiner Ansicht, wurde zur Deputatschaft ernannt und empfing die Beglückwünschung seiner Herren Collegen wegen der glücklichen Lösung dieser schwierigen Frage.

Der Rath zog nun wieder ab, eben so würdig und feierlich als er gekommen war, und — — — die Scene verlegte sich in's Hauptquartier der Communisten. Diese zogen nun ihrerseits auf in abenteuerlichen Gewändern, alten seidenen Fräcken, umgedrehten Röcken und sehr natürlichen Handwerkercostümen. Jeder hatte einen großen Sack und einen ungeheuern Prügel.

Treichler wurde mit einem gewaltigen Vogelschnabel und in langen wallenden Locken dargestellt; er trug einen altdeutschen Rock und sein Eichenstock hatte seine Nase um eine halbe Elle verlängert. Die Maske deutete den Helden genug an, um das Publicum zufrieden zu stellen. Das Publicum mußte die Bühnenverwandlung selbst machen. Es garnirte alle Fenster vornehmlich mit seinem weiblichen Theil, wir Männer bedeckten die Straßen und Haustreppen. Der Redner begann: „Versammelte Gattungswesen, Menschen, Communisten, wir sind von Natur gleich und es ist ein Unsinn, daß der Eine den Speck, der Andere das Brod ißt. Speck und Brod für Alle! Es ist ein Unsinn, daß der Eine ein hübsches Weib hat und der Andere ein garstiges. Hübsche Weiber für Alle! Es ist ein Unsinn, daß der Eine kurznasig ist und der Andere langnasig. Lange Nasen für Alle! Es ist ein Unsinn, daß ein Theil

der Menschen die Kinder kriegt und der andere dieser Beschwerde blos zusieht. Gleiche Beschwerde, gleiche Arbeit für Alle! Nicht blos die Weiber, auch die Männer müssen Kinder kriegen; das ist das beste Mittel gegen die Uebervölkerung, weil das Kinderkriegen kein Spaß ist. Ich schlage euch dies Alles vor, meine Brüder und Schwestern, seid ihr damit einverstanden?" Ein donnernder Zuruf und ein Lebehoch.

Nun trat der Doctor Weitling auf und schlug ein Amendement vor. „Um die schwierige Frage, wie zwischen Weibern und Männern Arbeit und Genuß gleich vertheilt werden könne, zu lösen, möchte man beschließen, daß die Weiber zu Männern und die Männer zu Weibern operirt würden. Doch würde es gut sein, wenn die neue Gesellschaft nicht zu plötzlich einträte und im Anfange nur damit begonnen würde, daß auch die vorhandenen Weiber gemeinschaftlich und die Liebe frei würde. Weitere Anträge nnd Beschwerden könnte man ja von den Weibern erwarten."

Ehe diese wichtige sociale Frage noch erledigt werden konnte, erschien der Rathsherr Lavater in einem Rathswagen und überbrachte den Beschluß des Rathes.

Die Communisten weigerten sich zu gehorchen und beschlossen ihre Versammlungen fortzusetzen.

Der Rath beschloß sodann in einem neuen Aufzuge, Gewalt zu brauchen. Das Militär rückte vor. Es wurde geladen, die Colonnen ordneten sich, die Communisten schwangen ihre Prügel. Man gab Feuer; aber das Militär wurde überwältigt, der Communistenstrom überfluthete Alles und nahm das Rathhaus in Besitz, wo sogleich ein Verfassungsrath durch Acclamation gewählt, die Verfassung proclamirt und die Theilung aller Güter beschlossen wurde.

Mit den getheilten Gütern zogen die Communisten sodann in's Wirthshaus, vertranken Alles und ließen dem Rathe Zeit sich zu sammeln, sie alle zu verhaften und schließlich als „Volksbetrüger" an den Pranger zu stellen.

Wenn man es erlebt, daß die obersten Behörden des Staats ohne Bedenken ergötzlich komödirt, die delicatesten Fragen weitläuftig discutirt und parodirt wurden (auch die Geistlichkeit fehlte nicht und ein Jesuit spielte mit als Communistenchef), daß das wirkliche Militär und die Polizei sich in die Flucht schlagen lassen mußte; so wird ein richtig dressirter Deutscher darin ohne Zweifel den jüngsten Tag aller politischen Ordnung erblicken. Wenn er sich aber die Erscheinung genauer besieht,

könnte ihm doch wohl einleuchten, daß keine Ordnung stärker ist, als diejenige, welche diese Komödie ohne alle Gefahr erträgt; und daß es einen ungewöhnlichen Grad von Bildung und Freiheit verräth, zu einer solchen Darstellung in einem solchen Augenblick auch nur den Gedanken zu fassen. Der Staat geht nicht unter, wenn er mit der wachsenden Bildung seine Form wechselt; aber er ist noch nicht aufgegangen, wenn er noch keine Form zu wechseln hat.

Ein guter Geist lebt in diesen schönen gebildeten Gegenden; und sind nicht alle Volksspiele gleich cultivirt, so sind doch alle das gleiche Product der Freiheit. Nur da, wo für den Augenblick der finstere Leichenzug der Reaction durch die Fluren und durch die Städte zieht, wo Einer den Andern ängstlich bewacht, wo die Pallisaden alle Eingänge sperren, wo die Ketten der politischen Gefangenen rasseln und die Gemeinschaft der europäischen Bildung durch die Abschaffung der Zeitungen und der Literatur des Auslandes aufgehoben werden soll, nur da fehlen die heitern Festzüge, hoffentlich nicht auf lange Zeit.

Und dies ist es, was ich über die Komödie in Wädenschwyl meinen Freunden, den dramatischen Dichtern, mittheilen wollte; ich füge nur noch hinzu, daß dieses Oertchen in Deutschland liegt und daß das Volksleben der deutschen Schweiz ein deutsches ist. Also, meine theuren Freunde, verschmäht es nicht, in der schönen Bergquelle der Freiheit euer verstaubtes und verstocktes Herz zu erfrischen. Groß sind alle Dinge, die Principien in sich schließen, und ihr werdet nicht sagen, daß es hier und jetzt daran fehlte.

Soll ich aber sagen, was ich vermuthe, so wißt, ich glaube die abstracte Theaterwirthschaft geht unter und der abstracte Cultus dazu; und die Bühne so wie die Heiligthümer des Ideals wird man verjüngt aus dem unmittelbaren Volksleben wieder hervorgehen sehen. Möge unterdessen der Künstler nur mit der Bewegung Schritt halten und Jeder, der berufen ist, die Quellen des neuen Lebens zu entdecken, werde von seinem guten Genius gut geführt! Auf Wiedersehn! Der Eurige

Hottingen bei Zürich im März 1846.

Arnold Ruge.

Die Freisprechung des Freiherrn von Loë.

Das gleichlautende Erkenntniß zweier rheinischen Gerichtshöfe, wodurch der Freiherr von Loë von der Anklage wegen Preßvergehen freigesprochen, macht hier, wie gewiß überall in Deutschland, großes Aufsehen. In wie weit nun dasselbe gerechtfertigt, darüber sind die Stimmen sehr getheilt; nicht wie gewöhnlich aber sind es die beiden Parteien, die sogenannte liberale auf der einen Seite und die Beamtenpartei auf der andern Seite, deren Meinungen sich in dieser Beziehung entgegenstehen, sondern es tritt uns bei dieser Gelegenheit dieselbe Erscheinung vor Augen, die wir auch bei andern Fragen der Gegenwart in der letzten Zeit beobachtet haben; daß die Bessern nämlich auf beiden Seiten ihre gröbern Parteizwecke vergessen und die Frage blos im Interesse der Wissenschaft und der Wahrheit beantworten. Es ist dies jedenfalls edler und schöner und wird zu einer gedeihlichern Entwickelung führen, als wenn man ohne weitere Prüfung sogleich blind Partei nimmt, je nachdem man sich augenblickliche Vortheile oder Nachtheile davon verspricht. Beide Parteien werfen sich immer bitter solche Parteirücksichten vor, durch welche jegliches Gerechtigkeits- und Wahrheitsgefühl mit Füßen getreten, die Charaktere auf beiden Seiten verschlechtert, und immer größere gegenseitige Animosität und Verachtung erzeugt wird. Aufrichtig gesagt haben auch beide Parteien in diesen gegenseitigen Vorwürfen vollkommen Recht. Die Anklage ist auf beiden Seiten vollkommen begründet. Die meisten Regierungsmänner vertheidigen blind jede Maßregel der Regierung und greifen jede Handlungsweise und jeden Charakter von der Opposition auf's Heftigste an, blos weil sie sich in ihren Parteizwecken durch dieselben genirt fühlen.

Eine gerechte Würdigung der Motive ist auf jener Seite etwas unendlich Seltenes; aber wir müssen es mit Schmerz eingestehen, daß es die große Masse der Liberalen eben nicht im Mindesten anders macht, daß sie Alles vertheidigen, was von Einem der Ihrigen ausgeht, auch das Verwerflichste, und daß sie andern Seits Anforderungen an die Regierungsmänner stellen, die sie, wenn sie an deren Stelle wären, gewiß eben so wenig erfüllen würden, noch erfüllen könnten. Ich rede hier nicht blos von klar bewußten Verleumdungen, Unredlichkeiten und Sophismen, obgleich auch diese nicht fehlen. Am häufigsten sind die unbewußten Parteigewohnheiten, vermöge deren man sich gar nicht mehr die Mühe giebt, gründlich zu denken und zu prüfen, gewissenhaft abzuwägen, sondern die Gerechtigkeit des eigenen und die Ungerechtigkeit des gegnerischen Urtheils schon überall als ausgemacht voraussetzt. Wie gesagt, es ist eine erfreuliche Erscheinung, daß in der letzten Zeit dieses flache und unmoralische Parteiwesen an dem tiefen Wahrheitssinne der Bessern mehrmals Schiffbruch gelitten hat, z. B. bei den kirchlichen Streitigkeiten, und daß der Fall auch bei dieser Gelegenheit sich zu wiederholen scheint. Sehr viele Liberale sind mit der Freisprechung des Herrn von Loë nicht einverstanden, während viele Regierungsmänner dieselbe billigen und ganz in der Ordnung finden.

So klar der Fall übrigens auch zu sein scheint und so leicht eine Verständigung möglich wäre, so herrscht doch eine merkwürdige, fast unerklärbare Ideenverwirrung darüber. Die hauptsächlichste Ursache liegt in dem Umstande, daß die eine Meinung sich an das bestehende Gesetz hält, während die andere mehr die Vernünftigkeit des Gesetzes untersucht und die ratio desselben bestreitet. Das sind freilich zwei ganz verschiedene Standpunkte, die nicht mit einander vermengt werden dürfen, wenn eine Verständigung erzielt werden soll.

Es ist bekanntlich eine hergebrachte Phrase der liberalen Presse, ein feststehender, sich ewig wiederholender Jammer derselben, den Einer dem Andern gedankenlos nachklagt, daß der Schriftsteller, wie sie es nennen, mit doppelten Ruthen gezüchtigt werde, daß er einmal der Censur verfallen sei, und später auch noch der gerichtlichen Verfolgung unterliege. Censur oder gerichtliche Verantwortlichkeit, das ist die hergebrachte Alternative, welche die liberale Presse als ein unumstößliches Axiom fort und fort gepredigt hat. „Fort mit der Censur, und dafür Preßfreiheit mit strafbestimmendem Preßgesetz“ — das ist ihre erste Anforderung, und was diese erste Anforderung anbetrifft, so brauchen

wir wohl kaum zu bemerken, daß wir uns derselben vollkommen anschließen. Die Censur ist uns dergestalt ein sittlicher Gräuel, daß wir das bloße Wort noch nie mit ruhigem Blute ausgesprochen haben, daß der bloße Gedanke daran — ohne alle Uebertreibung — jedesmal unser Blut in Aufwallung bringt und uns Herzklopfen verursacht. Aber dem Nachsatze der liberalen Presse haben wir uns darum doch noch nie anschließen können. „Wenn ihr aber einmal zu unserm Leidwesen die Censur beibehalten wollt“ — so folgert sie — „dann muß es auch bei dieser Präventivmaßregel lediglich und ausschließlich sein Bewenden haben, dann darf nach überstandener Censur auch weiter keine gerichtliche Verfolgung gegen die Person des Schriftstellers stattfinden. Das Eine schließt das Andere unbedingt aus. Hat der Staat in der Person eines Censors zu irgend einer Schrift einmal seine Erlaubniß ertheilt, so ist diese dadurch für immer und als gesetzlich anerkannt.

Merkwürdiger Weise stimmt die Ansicht mancher schroffen Büreaukraten und Polizeimänner mit diesem Raisonnement der liberalen Partei vollständig überein. Auch sie wollen den Schriftsteller laufen lassen, wenn er einmal durch die Censur geschlüpft ist. Es sind dieses eben die Herren, denen im Grund ihrer Seele die Polizei Alles ist, und die weder von selbstständigen Gerichten — wenn sie nämlich im innersten Herzen sich aufrichtig prüfen wollen — noch von feststehenden Gesetzen, von gleichmäßiger, durch keine Staatsraison influirter Anwendung derselben etwas wissen wollen. Und insofern läßt sich ihnen eine gewisse Consequenz dabei auch nicht absprechen. „Wenn nur die Censur scharf und sorgsam ausgeübt wird, wenn die Censoren sich nur bestreben, jedes unbequeme, verdächtige, die Staatsgewalt genirende Wort ohne Weiteres zu streichen, dann schadet es zuletzt nichts, wenn irgendwo ein Schriftsteller einmal durchschlüpft. Eine gehörige Handhabung der Censur vorausgesetzt, so kann das nur immer ein äußerst seltener Fall sein, und eine solche Ausnahme wirft uns den Staat noch nicht um. Die Polizei irrt sich nie, was sie einmal sanctionirt hat, das ist sacrosanct. Und lieber wollen wir einige Vergehungen ungeahndet lassen, als naseweisen Gerichten das Recht zugestehen die Beschlüsse der Polizei reformiren zu dürfen, sei es nun in melius oder in pejus.

Welche Motive nun dem Bundestagsbeschlusse vom 20. Septr. 1819 zu Grunde gelegen haben mögen, ob dieses oben angedeutete polizeiliche Raisonnement, oder ob andere Gründe, die wir nicht zu durchdringen vermögen, so steht doch die Thatsache fest, daß der §. 7 dieses

für alle Bundesstaaten gültigen Beschlusses, die Bestimmung festsetzt, daß die Verfasser sowohl, als auch die Herausgeber und Verleger solcher Schriften, die mit Vorwissen und vorgängiger Genehmigung der Landesbehörde — also mit Censur — zum Druck befördert würden, von aller weitern Verantwortung frei sein sollten, und daß jedes spätere Verfahren nur gegen Schriften, nie aber gegen die Person gerichtet sein dürfe.

Sämmtliche Bundesglieder haben diese Verfügungen und Vorschriften in ihren Ländern rite und ohne allen Vorbehalt promulgirt. In Preußen hat die Promulgation am 18. Octbr. 1819 stattgefunden. Auch ist keine gesetzliche Aufhebung oder Modification dieser Bestimmung späterhin erfolgt.

Daß die rheinischen Gerichtshöfe, als sie den Freiherrn von Loë wegen eines incriminirten Aufsatzes, der aber mit Censur eines deutschen Bundesstaates erschienen war, völlig freisprachen. Demnach dem Sinne und dem Wortlaute des Gesetzes gemäß geurtheilt haben, darüber kann mithin, unserer Ansicht nach, auch nicht der geringste Zweifel obwalten. Diejenigen, welche sich über dieses Urtheil verwundern und mit demselben nicht einverstanden sind, verwechseln offenbar den Inhalt des Gesetzes mit der Gültigkeit desselben. Aber das allerverkehrteste Gesetz, dessen Inhalt noch so thöricht und abgeschmackt, dessen Bestimmungen dem sogenannten Vernunftrechte, der Moral, dem Rechtssinne nach so sehr zuwiderlaufen, es muß jedenfalls befolgt und vom Richter angewandt werden, so lange es noch besteht und nicht aufgehoben ist. Das ist ein Axiom, welches keines weitern Beweises bedarf. Und wenn das Gesetz eine Prämie auf den Vatermord setzte, der Richter müßte diese Prämie dem Mörder zuerkennen, trotz seines widerstrebenden Herzens. Will er das nicht, so mag er aufhören Richter zu sein, und sein Amt niederlegen, aber so lange er Richter ist, hat er nach den allgemeinen vom Staate angeordneten Normen und nicht nach der Ansicht zu entscheiden, die seiner Ueberzeugung nach Recht sein sollte. Wohin wollte man auch gelangen, wenn man dem Richter das Recht zugestände, blos nach subjectiv-philosophischer Ueberzeugung zu entscheiden? Es hieße Gesetz und Recht überhaupt aufheben und die Privatwillkür an deren Stelle setzen.

Daß die Bundestagsbeschlüsse, sobald sie von den betreffenden Landesregierungen publicirt sind, hiervon keine Ausnahme machen, wird ebenfalls Jeder zugeben, der überhaupt die Gültigkeit des in Deutsch-

land bestehenden Staatsrechts anerkennt. Am wenigsten möchte es den Regierungsmännern zustehen, die Gültigkeit solcher Bundestagsbeschlüsse anzufechten, sobald sich gegen deren Inhalt etwas einwenden ließe. Es giebt gar viele Beschlüsse des deutschen Bundestages, womit nicht Jedermann einverstanden ist, gegen deren Motive sich die allererheblichsten Zweifel aufstellen lassen. Ich glaube, man hat nicht nöthig, einzelne Beispiele davon näher anzuführen. Aber allen solchen Bedenken und Einwendungen ist von allen einzelnen Landesregierungen stets der Satz entgegengestellt, daß der Bundestag einmal oberste gesetzgebende Behörde für Deutschland sei, und daß man ihm zu gehorchen habe. Vielleicht hat man von dieser Seite her die Competenz des Landtages noch über seine ursprünglichen Grenzen ausgedehnt und selbst bei zweifelhaften Fällen als entschieden angenommen; desto auffallender ist es, daß die Staatsregierung in Preußen jetzt Zweifel erhebt über die Gültigkeit einer Bestimmung, welche einem Gesetze einverleibt ist, nach welchem sie 27 Jahre lang consequent gehandelt, auf welches sie sich, ich möchte sagen, täglich und stündlich selber berufen hat, nämlich der Censuredicte vom 18. Octbr. 1819. Hält die preußische Staatsregierung diese Bestimmung für widersinnig, so bleibt ihr nichts übrig, als beim Bundestage dahin zu wirken, daß dieselbe zurückgenommen werde; denn einseitig darf nach den eigenen Erklärungen der Staatsregierung auch nicht die geringste Nebenbestimmung eines anerkannten Bundestagsbeschlusses aufgehoben werden. So lange aber der Bundestag diese obige Verfügung noch nicht wieder annullirt hat, so lange ist jeder Richter in Preußen durch Eid und Pflicht gebunden, jede Criminalklage gegen die Person des Schriftstellers zurückzuweisen, sobald sich herausstellt, daß sie auf Grund eines Aufsatzes angestellt war, der unter der Censur irgend eines Bundesstaates veröffentlicht worden ist. Der Inhalt des Aufsatzes gehört in diesem Falle gar nicht vor die Competenz der Gerichte.

Im Uebrigen glauben wir, daß eine solche Aufhebung dieser, glimpflich gesprochen, seltsamen Bestimmung von Seiten des Bundestages nicht lange auf sich warten lassen werde. Denn abgesehen davon, daß sie allen Rechtsprincipien offen in's Gesicht schlägt, so paßt sie auch nicht zu dem Regierungssysteme, welchem der Bundestag huldigt. Ob die Aufhebung nun aus dem erstern Grunde, aus dem wir sie ebenfalls wünschen, oder ob sie aus dem letztern erfolgen werde, darauf kommt im Erfolge nichts an. Aber geschehen wird sie jedenfalls und zwar mit größerer Schnelligkeit, als man von jener Seite her in der Regel gewohnt ist.

Unbegreiflich ist es aber, wie sich Leute finden können, die eine solche Bestimmung für vernunftrechtlich begründet halten. Noch unbegreiflicher, wie es eben die liberale Partei ist, die diese Behauptung verfochten hat. Man mag nur einer Strafrechtstheorie huldigen, welcher man wolle, so wird man doch mit dem allgemeinen Satze übereinstimmen müssen, daß das Verbrechen überhaupt zu strafen sei. Man wird auch zugeben, daß der Schriftsteller vermittelst der Presse ein Verbrechen begehen könne. Eine der Aufgaben der Polizei ist es nun freilich, Verbrechen zu verhüten — auch das wird Jeder zugeben, selbst wenn er mit den übertriebenen Präventivmaßregeln derselben keineswegs übereinstimmt; — durch die Präventivpolizei wird aber die Strafjustiz darum noch nicht unnöthig, so wenig ein Mörder deshalb straflos ist, wie die Fahrlässigkeit oder Mitschuld eines Polizeibeamten den Mord begünstigte, statt ihn zu verhindern, ebensowenig kann ein Schriftsteller, wenn er ein wirkliches Preßvergehen begangen hat, dadurch von Schuld und Strafe befreit sein, weil irgend ein Censor die Ausführung des Verbrechens erleichtert und begünstigt hatte; denn die Censur ist doch weiter eben Nichts, als ein Theil der Präventivpolizei. Wenn der Censor das Verbrechen begünstigt, sei es nun culposer oder doloser Weise, so folgt daraus weiter nichts, als daß man jetzt vielleicht zwei Verbrechen statt eines hat. Durch die Mitschuld eines Andern wird der Schuldige noch nicht exculpirt; eine solche Annahme würde vielmehr aller Gerechtigkeit und jedem moralischen Gefühle Hohn sprechen.

Man vergegenwärtige sich nur die praktischen Folgen, die aus diesem Gesetze entspringen können. Es existirt z. B. eine Verschwörung zum Umsturz der Verfassung und zur Ermordung des Monarchen. Irgend ein Autor verfaßt eine Proclamation, worin zum Aufstande und zum Fürstenmorde aufgefordert wird. Es gelingt ihm auch einen Censor zu finden, der sein Imprimatur darunter setzt, sei es nun aus Nachlässigkeit oder böslicher Absicht. Durch dieses Imprimatur ist nun nicht allein zufolge des Bundestagsgesetzes der Autor selbst von aller Verantwortlichkeit, sondern auch die Drucker, die Verleger, die Colporteurs, alle sind vollkommen vor jeder Strafe gesichert. Das Imprimatur des Censors exculpirt sie alle zusammen; der Aufruf zum Hochverrath kann öffentlich vertrieben, auf offenem Markte verkauft, an die Straßenecken geschlagen werden, — das Alles ist erlaubt, so lange er nicht besonders noch von der Behörde verboten wird. Es mag mit diesem einen Beispiele genügen, um die schlimmen Folgen eines solchen Gesetzes zu

veranschaulichen. Aber selbst wenn solche nicht in so auffallender Weise nachzuweisen wären, so entwürdigt ein solcher Grundsatz, wornach ein wirklicher Verbrecher, wenn er einen Beamten zum Mitschuldigen zu werben versteht, von aller Strafe befreit wird, jedenfalls die Strafrechtspflege selber. Es ist ein wahrer Hohn gegen die Idee der Gerechtigkeit, welche ja eben durch das Gesetz verwirklicht werden soll. Schon deshalb sollten unsere Liberalen, die ja für die Verwirklichung der Gerechtigkeit im Staate kämpfen wollen, sich nicht mit der Vertheidigung einer solchen unmoralischen Theorie befassen. Und schon deshalb muß jeder Ehrenmann wünschen, daß der Bundestag sobald wie möglich diese gesetzliche Bestimmung zurücknehmen möge.

Dem Schuldlosen kann eine solche Freisprechung aus einem *blos* formalen Incompetenzgrunde auch keineswegs genügen, denn es erhellt daraus keineswegs, daß er in der That kein Verbrecher sei; es geht daraus blos hervor, daß die Gerichte gar nicht untersuchen dürften, ob ein Verbrechen von ihm begangen sei oder nicht. Und damit kann ihm in Beziehung auf seinen guten Ruf und auf seine moralische Stellung zu seinen Mitbürgern nur herzlich wenig gedient sein. Wir glauben daher auch nicht, daß der Freiherr von Loë dieses Sieges, der in der That kein Sieg ist, sich sehr erfreuen wird. Eine Beiseiteschiebung des eigentlichen Inhaltes der incriminirten Schrift bringt der Gerichtspraxis über Preßvergehen, von der wir doch wünschen müssen, daß sie sich auf liberale Weise ausbilde, nicht den mindesten Gewinn. In Beziehung auf das Princip, auf eine freie Interpretation ist kein Sieg errungen. Sobald der Bundestag die Bestimmung aufhebt, so stehen wir wieder auf dem alten Fleck. Schreiber Dieses ist ganz in demselben Falle wie der Freiherr von Loë; auch er ist wegen mehrerer Aufsätze in Untersuchung, welche unter Censur erschienen waren. Aber so fest er überzeugt ist, daß schon aus diesem blos formalen Grunde das erkennende Gericht ihn ganz allein von jeder Strafe freisprechen muß, ganz abgesehen von jeglichem Inhalte der Aufsätze, eben so sehr kann er diesen Umstand nur aufrichtig bedauern. Es wäre ihm jedenfalls lieber, wenn das Gericht verpflichtet wäre, über den Inhalt der incriminirten Aufsätze zu urtheilen. Nur dann würde er eine Freisprechung für einen Sieg der guten Sache halten.

Selbst auf die freie Bewegung unserer ohnehin schon eingeengten Presse kann der fernere Fortbestand dieses Bundestagsgesetzes nur nachtheilig einwirken. Die Censoren werden sich nur zu einer noch ängst-

lichern Handhabung der Censurinstructionen dadurch verpflichtet fühlen; sie werden bei zweifelhaften Fällen nur desto unerbittlicher den Rothstift gebrauchen, sobald die ganze Verantwortlichkeit auf solche Weise von dem Schriftsteller ab auf sie gewälzt wird. Für die Competenz der Gerichtshöfe in Preßsachen sollten die Liberalen kämpfen, nicht für deren Incompetenz. Mit einigen gerichtlichen Verurtheilungen mehr ist der Sieg des Princips nicht zu theuer erkauft.

* * *

Meine eigene Freisprechung.

Diese ist denn ebenfalls, nachdem vorstehender Aufsatz geschrieben war, vollständig erfolgt und zwar, wie vorherzusehen war, ebenfalls auf Grund des Censuredictes von 1819, nach welchem der Verfasser jeder Schrift, die einmal mit Censurbewilligung eines deutschen Bundesstaates gedruckt worden ist, von jeder gerichtlichen Verfolgung befreit sein soll. Ich halte es für nützlich und angemessen, die Entscheidungsgründe dieses Urtheiles ebenfalls der Oeffentlichkeit zu übergeben. Sie sind meiner Ansicht nach so gründlich und schlagend ausgeführt, daß späterhin bei ähnlichen Fällen schwerlich ein Richter umhin können wird auf gleiche Weise zu entscheiden, sobald er sie einer gründlichen Prüfung unterwirft.

Urtheil.

In der Criminal-Untersuchungssache wider den Privatgelehrten Franz Emil Werner — Chassot von Florencourt, hat der Criminal-Senat des Königlichen Ober-Landes-Gerichts zu Naumburg in seiner Sitzung vom 10. März 1846 auf den schriftlichen Vortrag von zwei Referenten für Recht erkannt:

daß der von Florencourt von der Anschuldigung sich durch folgende incriminirte Artikel, als:

1) „Bürgerversammlungen in preußischen Städten“ in Nr. 30 der sächsischen Vaterlandsblätter de 1845.

2) „Der rheinische Beobachter und preußische Verfassungsfrage“ in Nr. 51 des „Herold“ de ao. 1845.

3) „Ersparungen im preußischen Haushalte" in Nr. 56 und 57 derselben Zeitschrift ist, und

4) „die Sprechfreiheit" in Nr. 61 derselben Zeitschrift wegen frechen unehrerbietigen Tadels und Verspottung der Landesgesetze und Anordnungen im Staate strafbar gemacht zu haben, freizusprechen, und die Kosten der Untersuchung bis auf die dem Criminalfond zur Last fallenden baaren Auslagen niederzuschlagen, resp. außer Ansatz zu lassen.

Von Rechtswegen.

Gründe.

Auf Antrag des Königlichen Oberpräsidii der Provinz ist wegen eines in Nr. 30 des fünften Jahrgangs der in Leipzig erscheinenden „sächsischen Vaterlandsblätter" befindlichen Artikels, welcher „Bürgerversammlungen in preußischen Städten" betitelt und mit dem Namen des hiesigen Privatgelehrten von Florencourt unterzeichnet ist, gegen diesen auch der Verfügung vom 20. März 1845 auf Grund des §. 151. Th. II. Tit. 20. A. L. R. die Criminal-Untersuchung wegen frechen unehrerbietigen Tadels und Verspottung der Landesgesetze und Anordnungen im Staate eingeleitet worden. Diese Untersuchung ist später auf Antrag der genannten Behörde auch auf die übrigen, im tenor aufgeführten Artikel ausgedehnt worden. Der Angeschuldigte ist unumwunden geständig, diese sämmtlichen Artikel verfaßt und den Redactionen der genannten Blätter zum Druck übergeben zu haben, leugnet jedoch durchaus, dabei die Absicht gehabt zu haben, Anordnungen im Staate zu verspotten oder gar Unzufriedenheit und Mißvergnügen gegen die Regierung zu erregen.

Allein es kommt im vorliegenden Falle gar nicht auf die nähere Beurtheilung des Inhalts jener Artikel an, da nach der bestehenden Gesetzgebung angenommen werden muß, daß der Angeschuldigte wegen dieser Artikel gar nicht zur Verantwortung gezogen werden konnte, folglich auch eine strafbare Handlung nicht begangen hat, da die Aufsätze in Zeitschriften erschienen sind, welche innerhalb der deutschen Bundesstaaten nach vorgängiger Censur mit Genehmigung der Regierung gedruckt worden sind.

Die Verordnung vom 18. October 1819 Ges.-S. de ao. 1819 S. 224 ꝛc. macht das durch den Beschluß des deutschen Bundes vom

20. September 1819 auf 5 Jahre verabredete Preßgesetze bekannt. Nachdem darin zuvörderst die Schriften angegeben werden, welche nur mit Genehmigung der Landesbehörden zum Drucke befördert werden dürfen, ferner von der gegenseitigen Verantwortlichkeit der Bundesstaaten für die unter ihrer Aufsicht erscheinenden Druckschriften die Rede gewesen ist, bestimmt der §. 7:

> Wenn eine Zeitung oder Zeitschrift durch einen Ausspruch der Bundesversammlung unterdrückt worden ist, so darf der Redacteur derselben binnen 5 Jahren in keinem Bundesstaate bei der Redaction einer ähnlichen Schrift zugelassen werden. Die Verfasser, Herausgeber und Verleger der unter der Hauptbestimmung des §. 1 begriffenen Schriften bleiben übrigens, wenn sie den Vorschriften dieses Beschlusses gemäß gehandelt haben, von aller Verantwortung frei und die in §. 6 erwähnten Aussprüche der Bundesversammlung werden ausschließend gegen die Schriften, wie gegen die Personen gerichtet.

Näher erläuternd in Betreff dieser Bestimmung sagt der Art. XIII der Verordnung am 18. October 1819; nachdem daselbst wiederholt worden, daß Buchdrucker und Verleger, welche die in dem Gesetze bestimmte Vorschrist befolgt und die Genehmigung zum Abdruck einer Schrift erhalten haben, von aller fernern Verantwortlichkeit wegen des Inhalts frei bleiben sollen, weiter:

> Dem Verfasser kann in keinem Falle eine gleichmäßige vollständige Befreiung von Verantwortlichkeit zu Statten kommen, sondern, wenn es sich finden sollte, daß er des Censors Aufmerksamkeit zu hintergehen (z. B. durch eingestreute strafwürdige Anspielungen oder Zweideutigkeiten, deren beabsichtigter Sinn dem Censor verborgen bleiben konnte) oder sonst durch unzulässige Mittel die Erlaubniß zum Drucke zu erschleichen, gewußt habe, so bleibt er deshalb, besonders bei einzelnen, in einem weitläufigen Werke vorkommenden unerlaubten Stellen, nach wie vor, verantwortlich.

Da nun die incriminirten Artikel sich in Zeitungen befunden haben, welche unzweifelhaft unter die in §. 1 l. c. angeführten Schriften gehören, da ferner kein Grund zu der Annahme vorliegt, daß die Druckerlaubniß derselben erschlichen worden sei, da ebenso wenig bei deren deutlichem und klaren Inhalte von einer Täuschung der Aufmerksamkeit des Censors die Rede sein kann, so folgt daraus, daß der Angeschuldigte

nach diesen Gesetzstellen als von aller Verantwortung frei angesehen werden muß. Dieser Annahme steht auch keineswegs die Bestimmung des Art. XVI l. c. entgegen.

Denn wenn daselbst sub Nr. 2 gesagt wird:

> Ist der Inhalt einer solchen Schrift an sich strafbar, so treten außerdem die gesetzlichen, richterlichen Strafen ein, ꝛc.

so kann sich dies nur auf das vorher sub Nr. 1 bestimmte beziehen, folglich unter einer solchen Schrift nur diejenige verstanden werden, welche, ohne den Censur-Vorschriften zu genügen, gedruckt worden ist.

Die fortdauernde Giltigkeit der oben angeführten Bestimmungen ist aber durch die neuere Gesetzgebung nicht allein nicht aufgehoben, sondern vielfach bestätigt.

Die A. C.-O. vom 18. September 1824 — Ges.-S. de ao. 1824 S. 164 — also ergangen gegen Ende des oben angegebenen fünfjährigen Zeitraums sagt ausdrücklich:

> „Mit Bezug auf den über das provisorische Preßgesetz unter Meiner Zustimmung genommenen Bundestags-Beschluß verordne Ich hierdurch auf den Bericht des Staatsministerii vom 2. d. M., daß das Censur-Edict vom 18. October 1819 und die Bestimmungen, welche in Beziehung darauf später ergangen sind, ferner gesetzliche Kraft behalten sollen, bis Ich darüber weitere Verordnungen erlassen werde,

und die fortdauernde Giltigkeit wird ferner in der allerhöchsten C.-O. vom 4. October 1842 — Ges.-S. S. 250 de 1842 — und 4. Febr. 1843 — Ges.-S. do. 1843 S. 25 — der Censur-Instruction vom 31. Januar 1843, und in §. 14 der Verordnung vom 30. Januar 1843 — G.-S. S. 262 — anerkannt, die §§. 6 u. 7 der Verordnung vom 23. Februar 1843 aber — G.-S. S. 32 — sprechen nur von Unterdrückungen auch censirter Schriften, jedoch nicht von gerichtlicher Bestrafung der Verfasser.

Der §. 7 der Verordnung vom 30. Juni 1843 verordnet zwar die Bestrafung der Verfasser, allein wegen seines genauen Zusammenhanges mit den vorhergehenden §§. 5 und 6 kann er nur auf solche Schriften bezogen werden, welche ganz oder zum Theil ohne Genehmigung der Censur gedruckt worden sind.

Da hiernach gegen den Angeschuldigten eine, nach diesseitigen Gesetzen strafbare Handlung nicht vorliegt, es deshalb aber auch mit Rücksicht auf den §. 98 der Criminal-Ordnung, welche bestimmt:

Wenn die Handlung des angeschuldigten diesseitigen Unterthans nur nach auswärtigen, nicht nach den hiesigen Gesetzen strafbar ist, so findet weder Untersuchung noch Bestrafung statt,

unerheblich ist, ob nach sächsischen Gesetzen eine solche Strafbarkeit anzunehmen und jenseits eigentlich das forum delicti commissi begründet sei, so mußte die oben ausgesprochene Freisprechung erfolgen.

Als Folge hiervon war auch der Kostenpunkt nach §. 414 der Cr.-Ordn., wie geschehen, zu bestimmen.

Der Criminal-Senat des Königlichen Oberlandesgerichts.
Unterschriften.

Man ersieht aus diesen Entscheidungsgründen, daß das Ober-Landes-Gericht zu Naumburg, gleich den rheinischen Gerichtshöfen in der Loëschen Sache sich gar nicht auf den Inhalt der denuncirten Aufsätze eingelassen, sondern sich auf den Nachweis beschränkt hat, wie bei einem censirten Aufsatze überhaupt keine gerichtliche Verfolgung des Verfassers gesetzlich möglich sei. So wünschenswerth mir nun auch eine materielle Prüfung der denuncirten Schriften gewesen und so interessant es mir gewesen wäre, die Ansicht der Richter auch in dieser Beziehung kennen zu lernen, so sehe ich doch recht gut ein, daß ein solches richterliches Eingehen durchaus über ihre Competenz hinausgegangen wäre. Aber um desto mehr ist es zu verwundern, wie das Oberlandesgericht überhaupt auf eine Untersuchung, die über ein Jahr gedauert, hat eingehen können, wie es vielmehr nicht umgekehrt die Denunciation ohne Weiteres als gesetzlich unbegründet zurückgewiesen hat, sobald es durch den Augenschein sich überzeugt hatte, daß hier nur censirte Aufsätze in Rede ständen, bei welchen von einer Täuschung des Censors gar nicht die Rede sein konnte, ja eine solche von den Denuncianten selbst nicht einmal behauptet wurde. Jedermann wird zugeben, daß das Censuredict von 1819 ein unendlich wichtiges Gesetz sei, sowohl in criminalrechtlicher, als in staats- und privatrechtlicher Rücksicht. Es ist das eigentliche Fundamentalgesetz über unsere sich mit Allgemeinheit geltend machenden Preßverhältnisse. Eine Kenntniß der wesentlichsten Bestimmungen dieses Edictes ließe sich doch wohl von jedem Richter erwarten, selbst wenn er seine drei examina noch nicht gemacht hätte. Allerdings aber scheint hier der eigenthümliche Fall eingetreten zu sein, daß auch nicht ein einziges Mitglied des gesammten Collegiums die Bestimmungen des Censuredictes gekannt hat; denn sonst würde dasselbe keines

Falls die Untersuchung nur angefangen und auf den Inhalt der denuncirten Aufsätze gerichtet haben. Ein ganzes Jahr hindurch habe ich demnach ganz unnöthiger Weise nicht nur in banger Unruhe wegen meiner persönlichen Freiheit geschwebt, sondern ich bin auch während dieses Zeitraumes meiner Ehrenbürgerrechte beraubt gewesen, habe bei den bürgerlichen Wahlhandlungen nicht erscheinen dürfen, und war gezwungen meinen Sitz in der Stadtverordnetenversammlung aufzugeben. Erst die Entscheidung des Loëschen Falles durch die rheinischen Gerichtshöfe scheint das Collegium darauf aufmerksam gemacht zu haben, daß überhaupt hier die gesetzliche Unmöglichkeit eines begangenen Verbrechens vorläge, und daß somit die Untersuchung selbst ungesetzlich sei. Es wäre aber unbillig, wenn man wegen dieser auffallenden gesetzlichen Unkenntniß einen Stein auf das Oberlandesgericht zu Naumburg werfen wollte, denn es scheint fast, als wenn das Censuredict von 1819 für die ganze preußische Justiz überhaupt die Eigenschaft jenes Däumlings besessen habe, vermöge der es sich unsichtbar machen und sterblichen Augen seinen Anblick entziehen konnte. Es ist nämlich gar nicht unwahrscheinlich, daß die gesammte preußische Justiz überhaupt von solchen Bestimmungen in dem betreffenden Edicte bis dahin nichts gewußt habe, und daß erst die Entscheidungsgründe des Loëschen Falles ihr in dieser Beziehung die Augen geöffnet. Es liegen zwei sehr auffallende Urtheile vor, vermittelst deren trotz des klarsten Wortlautes des Censuredictes zwei Verurtheilungen censirter Schriften erfolgt sind. Der erste Fall ist jene bekannte Sache des sowohl durch seine Gelehrsamkeit und seinen Scharfsinn, als durch seinen vortrefflichen Charakter ausgezeichneten Hofgerichtsdirectors von Almendingen. Dieser hatte vor nun 27 Jahren mit braunschweigischer Censur ein juristisches Werk drucken lassen, in welchem der damalige preußische Justizminister frechen Tadel und Verspottung der Landesgesetze zu finden glaubte und deshalb eine Untersuchung durch das Kammergericht zu Berlin einleiten ließ. Gleich bei seiner ersten Vernehmung hatte Herr von Almendingen sich auf das damals eben erst erschienene Censuredict berufen und, gestützt auf §. 7 desselben, jede gerichtliche Verfolgung seiner Person als durch das Gesetz verboten erklärt. Trotzdem verurtheilte ihn das Kammergericht zu einjähriger Festungsstrafe und zwar, was das Allerwunderbarste ist, mit ausdrücklicher Beziehung auf dieses Censuredict. Die Sophistik, die angewendet worden, um ein solches Resultat zu erzielen, ist von so grandioser Keckheit, daß man sie nicht glauben würde, wenn die

Entscheidungsgründe nicht historisch erwiesen und unter andern in Hitzig's Annalen abgedruckt wären. Wir können nicht umhin, unsern Lesern das Wesentliche des Raisonnements jener Entscheidungsgründe zu ihrer Erheiterung zu referiren. Leider haben wir Hitzig's Annalen nicht zur Hand, sonst würden wir sie wörtlicher in ihrer vollen wirklichen Naivetät abdrucken lassen.

Nach §. 7 des Censuredictes sollen Verfasser, Herausgeber und Verleger rücksichtlich censirter Schriften im Allgemeinen zwar in Beziehung auf ihre Personen von jeder gerichtlichen Verfolgung befreit sein. Der Artikel XIII desselben Edictes bestätigt nun zwar in Beziehung auf Herausgeber und Verleger diese Befreiung; in Bezug auf den Verfasser aber findet er für nöthig in zwei besondern Fällen eine Ausnahme anzuordnen. Einmal nämlich soll das Imprimatur des Censors nicht vor gerichtlicher Verfolgung schützen, falls eine Privatperson sich durch die Schrift injurirt glaubte, und zweitens soll dem Verfasser in keinem Falle eine vollständige Befreiung von Verantwortlichkeit zu statten kommen:

> „wenn es sich finden sollte, daß er des Censors Aufmerksamkeit „zu hintergehen (z. B. durch eingestreute strafwürdige Anspie„lungen oder Zweideutigkeiten, deren beabsichtigter Sinn dem „Censor verborgen bleiben konnte) oder sonst durch unzulässige „Mittel die Erlaubniß zum Drucke zu erschleichen gewußt „habe."

Dieser Ausnahmsfall fand nun auf Herrn von Almendingen keine Anwendung. Derselbe hatte weder durch eingestreute Anspielungen, noch durch andere unzulässige Mittel den Censor getäuscht und somit hätte er freigesprochen werden müssen. Das Kammergericht in Berlin aber wußte sich zu helfen. Zuerst stellt es die Behauptung auf, daß das Censuredict eine solche Befreiung von gerichtlicher Verantwortung bei censirten Schriften überhaupt nicht enthalte und zwar deshalb nicht enthalte, weil dem subjectiven Ermessen des Kammergerichts zu Folge eine solche Bestimmung nicht zweckmäßig und nicht durch vernünftige Gründe gerechtfertigt sein würde. Es ist das eine ganz eigene Logik, nach welcher jedes Gesetz, dessen Inhalt irgend einem Richter nicht gefiele, für nicht daseiend zu halten wäre. Es braucht nicht auseinander gesetzt zu werden, zu welchen willkürlichen Zuständen wir gelangen würden, wenn eine solche Logik allgemein bei den Richtern Platz griffe. Die Macht des Gesetzgebers und der Gesetze würde dadurch völlig vernichtet

werden und der jedesmalige Richter würde deren Stelle einnehmen. Nicht zufrieden jedoch damit, zuerst die Existenz des §. 7 vollständig abgeleugnet zu haben, erkennt das Kammergericht nachher dagegen das Vorhandensein und die Giltigkeit des Artikels XIII vollkommen an. Wenn man nun aber bedenkt, daß der Artikel XIII nur eine Ausnahmsbestimmung von den Bestimmungen des §. 7 enthält, daß er ausdrücklich und unverkennbar auf denselben zurückweist, und gar keinen Sinn enthält, sobald er nicht auf den §. 7 bezogen und mit demselben in Verbindung gesetzt wird, so wird das Urtheil des Kammergerichts mit seinen Entscheidungsgründen immer unbegreiflicher. Eben dadurch, daß das Kammergericht sich auf den Artikel XIII und auf die darin festgesetzte Ausnahme beruft, erkennt es ja mittelbar auch die Regel, d. h. den §. 7, vollständig wieder an; denn wo keine Regel vorhanden, kann nach den einfachsten logischen Gesetzen doch auch von keiner Ausnahme die Rede sein. Um aus diesem Widerspruche mit sich selbst herauszukommen, bedient sich das Kammergericht nun folgenden Raisonnements: der Censor ist verpflichtet, keinem frechen Tadel u. s. w. das Imprimatur zu ertheilen; hat er es dennoch gethan, so geht daraus hervor, daß er von Seiten des Schriftstellers getäuscht worden ist; folglich kann auch ein solches Imprimatur die Person des Schriftstellers eben, zu Folge der gesetzlichen Bestimmung, nie vor gerichtlicher Verfolgung schützen. Die auffällige Verwechselung der Begriffe liegt hier dergestalt auf der Hand, daß die Annahme schwer fällt, der Richter sei hier im guten Glauben bei seiner Entscheidung gewesen; denn wenn wir auch zugeben wollen, daß, sobald nach Ansicht des Kammergerichts in einer censirten Schrift ein Verbrechen vorliegt, auch jedes Mal eine Täuschung des betreffenden Censors vorangegangen sein müsse, so ist dabei doch der kleine Unterschied außer Augen gelassen, und die Frage nicht erörtert worden, von wem diese Täuschung ausgegangen sei, ob von dem Schriftsteller, oder von dem Censor selbst? Eine solche subjective Täuschung des Censors pflegt man in der Regel einen Irrthum zu nennen, und zwar einen selbstverschuldeten. Der Artikel XIII sagt aber keinesweges, daß der Schriftsteller jedes Mal bestraft werden solle, sobald der Censor sich irre, sondern er bestimmt ausdrücklich, daß dieses nur dann der Fall sein sollte, wenn der Irrthum des Censors durch eingestreute Anspielungen von Seiten des Schriftstellers oder durch sonstige unzulässige Mittel erschlichen worden sei, also wenn die dolose Absicht der Erschleichung, die Absicht täuschen zu wollen, von Seiten des Schriftstellers sich herausstellt. Es

ist doch gewiß ein Unterschied, ob der Censor durch sich selbst, oder durch den Schriftsteller getäuscht worden ist, und eben diesen Unterschied will ja der Artikel XIII ausdrücklich hervorheben. Für die Schuld des Censors will er den Schriftsteller keineswegs verantwortlich machen, immer nur für die eigene. Die Entscheidung des Kammergerichts kommt mir nun ungefähr eben so vor, als wenn man die völlig unschuldige Partei in's Gefängniß schickte, weil der Richter betrüglicher oder dummer Weise ein falsches Urtheil gefällt hätte. Wie gesagt, es hält schwer, an die Aufrichtigkeit der richterlichen Entscheidungsgründe in diesem Falle zu glauben.

Noch wunderbarer jedoch sind die Entscheidungsgründe des Oberlandesgerichtes zu Breslau in der Sache des bekannten Schriftstellers Pelz. Hier hört Alles auf; und wenn man bedenkt, daß ein ganzes Collegium gelehrter Richter dergleichen Verstöße gegen die ersten allgemeinsten Rechtsprincipien begehen kann, so weiß man kaum mehr, wo es mit unsern Rechtszuständen hinaus will. Denn wo solche Entscheidungen möglich sind, da ist Alles möglich. Der Schriftsteller Pelz ist vor ungefähr einem Jahre zu einer Gefängnißstrafe ebenfalls auf Anlaß einer in einem deutschen Bundesstaate censirten Schrift von dem Oberlandesgerichte zu Breslau verurtheilt worden. Hören wir die Entscheidungsgründe.

Das Breslauer Oberlandesgericht erkennt vorerst an, daß zu Folge des Censuredicts von 1819 der Schriftsteller Pelz freizusprechen sein würde, weil seine Schrift mit Censur eines deutschen Bundesstaates erschienen sei. Es macht es also nicht wie das Kammergericht in der Almending'schen Sache, welches für gut fand, einestheils die Bestimmung dieses Edictes in Abrede, und anderntheils völlig auf den Kopf zu stellen, um zur gewünschten Verurtheilung zu gelangen. Nachdem es also dagegen so gütig gewesen ist, wenigstens die Existenz des Censuredictes von 1819 einzuräumen, erklärt es jedoch weiter, daß es sich an die Bestimmungen desselben nicht im Mindesten kehren werde, sondern daß es die gegenwärtige Giltigkeit desselben verwerfe. Denn, — man höre und staune! — diese Bestimmungen seien durch eine 25jährige Observanz bereits völlig abgeschafft. Das Kammergericht in Berlin also stellt das Gesetz in Abrede, wenn es ihm nicht gefällt; und das Oberlandesgericht in Breslau dagegen schafft es durch Observanz ab.

Um diesen Bescheid in seiner ganzen Inhaltsschwere zu verstehen,

muß man zuerst bedenken, daß die in Rede kommende Bestimmung nicht nur Bundestagsbeschluß, sondern auch durch das Censuredict vom 18. Oct. 1819 zum preußischen Staatsgesetze erhoben ist; daß ferner kein späteres Gesetz es wieder aufgehoben; daß vielmehr der Bundestag nicht nur alle fünf Jahre ausdrücklich diesen Beschluß erneuert, sondern daß auch verschiedene Cabinets-Ordres die fortdauernde Giltigkeit dieses Gesetzes für Preußen in kurz auf einander folgenden Zeiträumen entschieden ausgesprochen haben; zuletzt noch in den Jahren 1842 und 1843. In den Entscheidungsgründen des Breslauer Oberlandesgerichts ist demnach implicite der Grundsatz ausgesprochen, wie die Gerichte sich für berechtigt halten dürfen, jedes Gesetz der obersten gesetzgebenden Behörden, es sei nun staatsrechtlicher oder privatrechtlicher Natur, abzuschaffen und durch Observanz zu nihiliren. Wäre dieser Grundsatz richtig, so gäbe es eigentlich nur dem Namen nach einen König von Preußen; die oberste Gewalt wäre factisch in den Händen der Gerichte, und in Bezug auf einen Theil Schlesiens in den Händen des Oberlandesgerichtes zu Breslau. Wir wollen hier die Bedeutung des Wörtchens Observanz nicht untersuchen, auch nicht, ob wirklich eine solche Observanz, d. h. ein langer durch unzählige Fälle bestätigter Gerichtsbrauch in diesem Falle vorlag, wiewohl wir auch letzteres nicht einmal zugeben können; denn es wäre sehr möglich, daß das Breslauer Oberlandesgericht auch noch nicht einen einzigen Fall der Art entschieden hätte, wie denn überhaupt seit 1819 deren nur wenige in Deutschland vorgekommen sind. Aber darauf müssen wir nicht juristische Leser aufmerksam machen, daß es noch nie einen Rechtslehrer gegeben hat, der da behauptet hätte, daß erstens ungesetzliche Entscheidungen je das Gesetz aufheben könnten, und daß zweitens die Gerichte das Recht hätten, auch ferner noch solche ungesetzliche Entscheidungen zu fällen und in diesem ungesetzlichen Gebrauche zu verharren, wenn der Gesetzgeber ausdrücklich das bestehende Gesetz erneuert und von Neuem darauf verweist. Die Entscheidung des Oberlandesgerichtes zu Breslau in der Pelz'schen Sache ließ daher nur zwei Erklärungsgründe zu, die aber leider gleich ungünstig und betrübend sind. Entweder muß man annehmen, daß es wirklich einen Umsturz unserer staatlichen Verhältnisse beabsichtige und an die Stelle der bisherigen gesetzgebenden und regierenden Gewalten im Allgemeinen die Gerichte und insbesondere sich selber zu setzen bezwecke, — ein revolutionairer Plan, der, wenn er gelänge, größere Verwirrung und schlimmeres Verderben anrichten würde, als alle bisher bekannt

gewordenen, ein hochverrätherisches Attentat, welches nur durch die härtesten Strafen des Gesetzes gesichert werden könnte —; oder aber, daß es in einer solchen Unwissenheit der bestehenden Gesetzprincipien befangen wäre, die es gänzlich unfähig zur Ausübung richterlicher Functionen machen würde. Ich drücke mich hier gewiß nicht zu stark aus, und ich glaube nicht, daß Jemand eine andere mildere Alternative zu stellen vermag.

Diese einzelnen Fälle lassen uns also einen tiefen Blick in die wahrhaft verzweifelten Zustände unserer gegenwärtigen Justiz werfen. Es ist freilich bekannt und oft genug gesagt, wie die Unmasse der sich stets drängenden, sich wiederaufhebenden und modificirenden Gesetze zuletzt jede Rechtskenntniß unmöglich mache, und daß hierdurch dasselbe Resultat herbeigeführt werde, als wenn gar keine Gesetze existirten. Daß dieses in Beziehung auf unzählige Privatverhältnisse, den Organismus des Staates weniger direct berührende Rechte der Fall sei, wird selbst von vielen Richtern zugegeben. Aber wir sehen an diesem Beispiele nun auch die Thatsache, daß selbst eines der wichtigsten organischen Gesetze des preußischen Staates, welches die wichtigsten öffentlichen Verhältnisse tangirt und umfaßt, den obern Gerichtsbehörden völlig unbekannt sein kann. Wir sehen ferner, wie eine andere hochberühmte oberrichterliche Behörde den klaren Buchstaben des Gesetzes mit Gewalt bricht und umdeutelt, und endlich sehen wir noch eine oberrichterliche Behörde, welche ihre eigene Stellung gar nicht zu kennen scheint, und die obersten gesetzgebenden Gewalten grundsätzlich für erloschen erklärt. Welche Folgerungen ergeben sich daraus! Wir wollen unter vielen nur eine einzige andeuten. Die ganze complicirte Abrichtungsmethode, die man anwendet, um junge Juristen zu bilden, vom Schulexamen an bis zum letzten Assessorexamen, muß offenbar völlig unzureichend sein, sie muß an einem tiefen, organischen Mangel leiden, wenn solche Fälle, wie die eben erzählten, in das Reich der Möglichkeit gehören. Oder hat sich etwa bei diesen hors d'oeuvres ein allgemeiner Schrei des Erstaunens in der preußischen Juristenwelt erhoben? Keineswegs; auch nicht die leiseste Spur der Verwunderung hat sich in der Literatur darüber ausgesprochen. So viel ich weiß, ist das in Rede stehende Erkenntniß des Breslauer Oberlandesgerichts, obgleich es in vielen öffentlichen Blättern abgedruckt war, keinem einzigen preußischen Juristen aufgefallen. Man findet dergleichen also ganz natürlich und gewöhnlich; man betrachtet es als etwas, das alle Tage vorkommen könne. Wer weiß, ob selbst der

Justizminister das Collegium in Breslau wegen dieser so offen ausgesprochenen wahrhaft staats- und rechtsgefährlichen Grundsätze nur zur Rechenschaft gezogen hat. Es ist wenigstens nichts davon bekannt geworden. Was würden Engländer und Franzosen, was überhaupt irgend ein Volk, das noch auf Recht und Rechtsicherheit hält, zu solchen Entscheidungen sagen? und in welchem Lichte muß die Capacität der so berühmten preußischen Justiz im In- und Auslande erscheinen?

Franz von Florencourt.

Die Grandezza von Spanien.

Nach den Memoiren des Herzogs von Saint-Simon

von

C. Starklof.

Genaueste Nachrichten vom Ursprung der spanischen Grandezza, von den Bedingungen, unter denen und den Verhältnissen, zu welchen sie sich entwickelt hat, finden sich in den Memoiren des Herzogs von Saint-Simon, welcher im Jahre 1721 bei Gelegenheit seiner Ambassade nach Spanien das halbe Jahr seines Aufenthalts in Madrid und seine dortigen Connexionen mit vielen Granden benutzt hat, um dieses ganze Adels- und Vorrangs-Institut sorgfältig zu ergründen. Seine Mittheilungen sind um so schätzbarer, da nicht leicht Jemand gleich ihm in der Lage war, so zuverlässige Auskunft zu erlangen. Hiervon und überhaupt von den Begünstigungen seiner ganzen Stellung abgesehen, war er auch deshalb noch mehr wie ein Andrer befähigt, aus dergleichen Nachforschungen ein bedeutendes und den Gegenstand erschöpfendes Resultat zu ziehen, da er die Neigung für historische, besonders genealogische Untersuchungen dazu mitbrachte, eine Neigung, welche ihn fast zu sehr beherrschte. In seinen Memoiren macht er immer die weitesten Absprünge, um die Verwandtschaft einer Familie mit der andern nachzuweisen oder einen über solche Verhältnisse eingeschlichenen Irrthum aufzuklären. Er treibt es damit so arg, daß die zwanzig Bände seiner Memoiren vielleicht auf die Hälfte einschrumpften, wenn man alle diese Abhandlungen wegschnitte. — Auch bei der Schilderung der spanischen

Grandezza hat ihn diese Liebhaberei oft sehr weit von seiner eigentlichen Aufgabe hinweggeführt. Seine Digression sur la dignité de grand d'Espagne etc. hält 240 Octavseiten. In der hier gegebenen Uebersetzung ist davon mehr als ein Drittel weggeblieben, weil die breite Behandlung der Genealogie zum Verständniß des Grandezza-Wesens ganz überflüssig erscheinen mußte. Wer hat denn heute noch Sinn und Zeit für solche veraltete und höchst gleichgiltige Verhältnisse? — Hiernach könnte man zweifeln, ob ein Mann, der wie der Herzog von Saint-Simon an dergleichen Dingen ein so lebhaftes Interesse nimmt, denn überhaupt geeignet sein könne, wirkliche historische Aufgaben und Momente mit hellem Blick zu betrachten? — ob er nicht zu tief in Vorurtheilen befangen sei? — und man deshalb seinen Darstellungen auch vertrauen könne? — — Aber seltsamer Weise finden sich in ihm zwei widersprechende Naturen höchst merkwürdig vereinigt. — Er ist ein vollendeter Hofmann und doch zugleich ein entschiedener Wahrheitsfreund. Er athmet in der Atmosphäre religiösen Respects von Reinheit des Bluts und Ehrwürdigkeit alter Adelsfamilien; und doch bedenkt er sich keinen Augenblick, eben aus diesen alten Häusern die wunderlichsten Albernheiten, ehrenrührige Thatsachen, ja die größten Schändlichkeiten zu erzählen. Er nennt diese Dinge bei ihrem rechten Namen, schont nicht Herzog noch Marquis, ja nicht einmal den Herrgott von Versailles Ludwig XIV., sondern spricht sein Urtheil, das auf Untersuchung und Ueberzeugung gegründete Urtheil eines klugen, wohldenkenden und in gewisser Art freisinnigen Mannes ganz unverhohlen aus. — „Freisinnig", so weit er es nach seiner Stellung, nach dem Einfluß seiner Geburt, Erziehung, Umgebung, nach der Luft seines Zeitalters sein konnte. Wie schwer macht man sich von dergleichen Einwirkungen los? Das gelingt unter Tausenden kaum einem Einzigen. Wir alle gehören unsern Zeiten an. Warum hätte der Herzog von Saint-Simon von den seinigen frei sein sollen? — Aber seinem redlichen Bestreben, die Wahrheit in's rechte Licht zu stellen, bleibt er immer treu. Und so legt er auch in der Schilderung der spanischen Grandezza das ehrliche Bekenntniß ab: Dieses höchst vornehme, gewissermaßen heilig gesprochene Institut, dieses erhaben klingende und von der ganzen Welt unter friedlicher Ehrfurchtstille angestaunte Prärogativ aller edelsten Geschlechter — sei in der Nähe betrachtet ein durchaus hohles Nichts, welches weder dem König noch dem Staat etwas nütze, auch den damit Beliehenen keinen Einfluß und keine Macht in die Hand lege, sehr häufig unter Bedingungen

erworben werde, die mit dem Begriff von Ehre und Würdigkeit in schneidendem Contrast stehen, ja sogar [the greatest is behind!] — nicht einmal garantire, daß der Grand ein Sprößling aus ächtem, altehrwürdigen, blauen Blut, daß er nicht vielleicht ein Bastard sei.

Wie er bei jener zu noch engerer Befestigung der französisch-spanischen Bourbons-Verwandtschaft beabsichtigten Doppelheirath zwischen diesen Königshäusern sich die zu solchem Zweck nach Spanien erforderliche Ambassade zu verschaffen wußte, und wie er diese Gelegenheit benutzte, die genauen Nachrichten über die Grandezza zu sammeln, das erzählt er selbst Bd. 18. 19. seiner Memoiren in höchst anziehend anschaulicher Manier, und zum Schluß dieser Einleitung kann nichts Besseres gewählt werden, als was er selbst über diese Begebenheit im 24. Capitel des 18. Bandes mittheilt:

„Da nun Spanien sich nicht allein von Frankreich verlassen, sondern selbst gedrängt sah, mit England Frieden zu machen, so ergab es sich in den Abschluß, durch welchen die Engländer alle Vortheile für ihren Handel und die Vernichtung des Handels andrer Nationen erlangten. Frankreich und Spanien hatten den größten Schaden davon. Die Engländer bekamen ihren Assiento-Tractat mit sammt dem berüchtigten Permissionsschiff wieder, behielten die Insel Minorca mit Port Mahon und ebenso Gibraltar. Alles was sie dagegen leisteten, beschränkte sich auf die Zurückgabe von ein paar Schiffen und auf das Zugeständniß einiger Bagatellen. In Folge dieses Tractats verdoppelte auch der Kaiser [auf dringendes Anliegen des Königs von England] seine Vorstellungen in Rom, welche endlich dahin führten, den Cardinalshut für Dubois zu erlangen. — So hatte man also dem spanischen Hof das Messer an die Kehle gesetzt — zum Vortheil der Engländer! Zum Vortheil von Dubois! — Ich begreife noch in diesem Augenblick nicht, wie auf dies Alles so schnell die Doppelheirath zwischen Frankreich und Spanien folgen konnte. — Das Geheimniß derselben war so sorgfältig bewahrt worden, daß keine Macht und kein Minister davon eine Ahnung hatte. Seit langer Zeit hatte Dubois dem Regenten schon den Mund versiegelt, so daß er gegen mich nichts verlauten lassen durfte. Zuweilen jedoch entschlüpfte dem Herzog von Orleans hier und da eine vertrauliche Aeußerung, wiewohl ohne weiteres Aufdecken der Einzelheiten; und ich meiner Seits hielt mich sehr zurück. — Als ich in den

ersten Tagen des Juni-Monats zu ihm kam, um mit ihm zu arbeiten, fand ich ihn allein im großen Saal herumwandelnd. — „Nun dann" — sagte er und nahm mich bei der Hand — „ich kann Ihnen nicht länger eine Sache verschweigen, welche ich sehr gewünscht habe und als äußerst wichtig betrachte; sie wird Ihnen auch große Freude machen, aber ich erbitte mir die tiefste Verschwiegenheit. Ha! — setzte er lachend hinzu, wenn Dubois wüßte, daß ich es Ihnen gesagt, er würde mir es nicht verzeihen!" — Und nun erzählte er mir, daß seine Versöhnung mit dem König und der Königin von Spanien zu Stande gekommen und darauf der Plan gebauet sei, den König (Ludwig XV.) mit der Infantin (Maria Anna, Tochter des Königs von Spanien), sobald sie heirathsfähig sein werde (sie war damals drei Jahre alt), und den Prinzen von Asturien (Ludwig, Sohn des Königs von Spanien) mit Mademoiselle de Chartres (Tochter des Regenten, Herzogs von Orleans) zu vermählen. Meine Freude war groß, meine Ueberraschung noch größer. Der Herzog von Orleans umarmte mich, und nach den ersten Betrachtungen über die aus dieser großen Sache ihm erwachsenden Vortheile und über das Passende der Königsvermählung fragte ich, wie er diese, besonders aber wie er die Parthie seiner Tochter zu Stande gebracht? Er sagte, das Alles habe sich in einem Nu gemacht, der Abbé Dubois habe den Teufel im Leibe (le diable au corps), wenn er etwas durchsetzen wolle; der König von Spanien sei entzückt gewesen, daß der König, sein Neffe, die Hand der Infantin begehrt, und da man als die von dieser Vermählung unzertrennliche conditio sine qua non den Antrag wegen des Prinzen von Asturien hingestellt, habe Philipp V. sogleich ja gesagt. Nachdem wir Alles durchgesprochen und uns daran erfreuet hatten, fügte ich noch hinzu, es schiene mir höchst wichtig, die Vermählung seiner Tochter bis zu ihrer Abreise und die des Königs bis dahin geheim zu halten, wo seine Jahre die Ausführung gestatten würden; er könne sich leicht die Eifersucht des ganzen Europa denken über diese noch engere Verbindung der beiden Zweige des königlichen Hauses, dessen gutes Einverständniß ja schon immer den Schrecken aller Mächte und dessen Entzweiung den Gegenstand ihrer Politik ausgemacht; sie hätten diesen Zweck bis jetzt nur mit gar zu großem Glück erreicht, und man müsse sie so lange als möglich im Wahn lassen, daß hierin nichts geändert sei. Die Infantin, am 30. März 1718 geboren, sei erst drei Jahre alt, und so könne die Aufregung der fremden Höfe schon über die Vermählung des Prinzen von Asturien sich erst wieder beruhigen; und auch diese

Vermählung vertrüge sehr wohl noch einigen Aufschub, da der Prinz — im August 1707 geboren — erst vierzehn und Mademoiselle de Chartres — im December 1709 geboren — erst zwölf Jahre alt wäre. — „Sie haben wohl Recht" — versetzte er — „aber geht das nicht, in Spanien verlangen sie, die Sache solle sogleich öffentlich gemacht werden; sie wollen die Infantin herschicken, sobald die Anwerbung geschehen und der Heirathsvertrag unterzeichnet ist." — „Wie unklug!" — rief ich — „wozu kann dieses Sturmläuten führen, als ganz Europa in Bewegung bringen? Das muß man ihnen begreiflich machen und sich dagegen stemmen! durchaus!" — „Wohl wahr!" — sagte der Herzog — „ich denke ebenso; aber in Spanien sind sie eigensinnig, sie haben es so verlangt, und man hat nachgeben müssen. Die Sache ist abgemacht, und für mich so wichtig, daß Sie selbst mir doch nicht gerathen haben könnten, wegen dieser „Fantaisie" das Ganze zu stören." — Das mußte ich zugeben, obgleich ich über diese ungeschickte Ungeduld nur die Achseln zucken konnte. — Während wir nun über das hiesige Etablissement der Infantin, über ihre Erziehung und die ganze aus dieser Sache sich entwickelnde Zukunft weiter sprachen, konnte ich nicht lassen, auch an mich zu denken und wie sich hier ganz von selbst die Gelegenheit darböte, das Glück meines zweiten Sohnes zu begründen. Ich sagte ihm also, da die Sachen nun so ständen, wäre es ja bringend, sogleich die feierliche Anwerbung um die Infantin und die Abschließung des Contracts vorzunehmen. Dazu gehöre ein „seigneur de marque et titre", ich bäte ihn also, mir diese Ambassade zuzuwenden, und mir zugleich seine Protection und Empfehlung beim König von Spanien dahin angedeihen zu lassen, daß er meinen Sohn, den Marquis von Ruffec, zum Grand von Spanien machte. — Um meiner Bitte Nachdruck zu geben, führte ich ihm zu Gemüth, daß er la Feuillade, seinen größten und unverschämtesten Feind, zum Pair ernannt habe, blos weil Canillac es so gewollt; alle Welt sei darüber erstaunt gewesen; auch den Herzog von Broncas habe er zum Pair gemacht, und weder vor den Augen der Welt, noch ihm selbst gegenüber könnte ich zugeben, daß dieser mit mir auf einer Linie stände; dem Herzog von Nevers, den ich ebenfalls weit unter mir sähe, sei dasselbe geschehen; ich wollte mir ferner erlauben an die unzähligen Gnadenbezeigungen zu erinnern, welche aus vollen Händen über den Herzog von Noailles und seine Kinder ausgestreuet wären; dagegen ich meines Theils nur mit zwei kleinen Gouvernements bedacht, gar nichts vor mir sähe, was er mir geben

könne; ich bäte ihn aber doch, nicht meinen Sohn zum Herzog zu machen, obgleich jene angeführten Beispiele mich wohl dazu hätten ermuthigen mögen, sondern wünschte für ihn eine Standeserhöhung, die ja gegen Niemanden von irgend einer Consequenz sei und ihm Rang und Ehre eines Herzogs verliehe, auch stehe sie in ganz einfacher und natürlicher Verbindung mit der von mir nachgesuchten Ambassade, und kein Mensch könne und werde etwas dabei zu erinnern finden, daß mir dieses Ehrengeschäft übertragen und die Aussicht auf jene Grandezza eröffnet werde. — Der Herzog von Orleans ließ mich kaum ausreden, sondern bewilligte sogleich was ich gebeten, versprach mir seinen kräftigsten Beistand, um den Marquis von Ruffec die Grandezza zu erwirken, und äußerte dabei die freundlichsten Gesinnungen, doch müsse Alles vor der Hand ein Geheimniß zwischen uns bleiben, und ich solle nicht eher durch Vorbereitungsanstalten etwas nach außen merken lassen, als bis er mir dazu die Erlaubniß gegeben.

Ich dankte ihm dafür, und fügte nun noch zwei Bitten hinzu — die erste: mir keine Besoldung als Ambassadeur zu geben, sondern nur ein für allemal eine angemessene Summe auszusetzen, womit ich die Kosten der Ambassade zu bestreiten hätte, ohne mich zu ruiniren; — die zweite: mir keine weiteren Geschäfte in Spanien aufzutragen, da ich den Regenten nicht verlassen und mich auch in Madrid nicht auf längere Zeit fesseln wollte. Meine Absicht war, nur so lange dort zu bleiben, bis mein Sohn die Grandezza erhalten, und dann unverzüglich wiederzukehren. — Dubois freilich hätte — da er meine Ambassade nicht mehr rückgängig machen konnte — sie nun gern benutzt, um mich von einem Auftrag zum andern in Madrid fest zu machen und dadurch gewissermaßen zu exiliren. Das wußte ich recht gut und fand es nöthig, seiner Intrigue entgegenzuarbeiten. Die Folge hat gezeigt, daß ich sehr wohl daran gethan.

Der Herzog von Orleans bewilligte auch diese Bitten, und zwar mit dem schmeichelhaften Zusatz: „er selbst wünsche, daß meine Abwesenheit nicht lange dauern möge.“

Der Herzog von Saint-Simon bekam also diese Ambassade und reisete am 23. October 1721 zu seiner Bestimmung ab. Sein Gesandtschaftspersonal war folgendes: Der Graf von Lorge, der Graf von Cereste, die beiden Söhne des Herzogs, der Abbé de Saint-Simon,

sein Bruder, ein ausgezeichneter Offizier, der in Spanien gedient hatte und wegen seiner Landeskunde dem Herzog sehr nützlich war; ein Mestre de camp aus dem Regiment des Marquis von Ruffec; der Abbé Methan.

Der Cardinal Dubois verlangte, er solle überdies noch vierzig Offiziere aus den Cavallerieregimentern seiner Söhne und dem Regiment des Marquis S. Simon mitnehmen. Der Herzog protestirte gegen diesen unglücklichen Einfall, dessen Ausführung nur übertriebene Kosten veranlaßte, zu gar nichts nützen, und dem Ambassadeur eine Menge Unannehmlichkeiten — beschwerlicher als alle Geschäfte seiner Ambassade — auf den Hals ziehen würden. Vierzig französische Offiziere, junge Leute aus vornehmen Familien! — welche Unbesonnenheiten, welche galante Abenteuer, welche tolle Streiche waren von denen nicht zu erwarten! Und wozu diese unnütze Begleitung! — Der Herzog setzte seine Protestation nicht ganz durch. „Der Cardinal“ — sagt er — „wollte mich ruiniren und mir, soviel nur immer möglich, Hindernisse, Verlegenheiten und Verdruß aller Art in Spanien bereiten. Das unfehlbarste Mittel zu diesem Zweck hoffte er, sollten die vierzig Offiziere sein.“ — Neun und zwanzig mußte der Herzog doch mitnehmen; allein wenn es dem Cardinal auch gelang, hierdurch den Herzog mit einer sehr bedeutenden Ausgabe zu beschweren, so war dagegen dieser in der Auswahl der Offiziere so glücklich gewesen, und die Herren betrugen sich so tadellos, daß er weiter keine Unannehmlichkeit davon hatte. — Am 21. November kam er in Madrid an.

Die Granden von Spanien haben ihren Ursprung in den großen von der Krone zugetheilten Lehen; jedes der Königreiche, in welche Spanien ehemals zerfiel, hatte seine großen oder ersten Vasallen, die unmittelbar von der Krone zu Lehen gingen und zu jeder Zeit das Droit de bannière und de chaudière hatten. Das erste (Banner-Recht) ist so bekannt, daß es keiner Erwähnung bedarf. Das zweite (Kessel-Recht) bezeichnete den Umfang des Vermögens, einer hinreichenden Einnahme, um die zu unterhalten, welche dem Banner des Bannerherrn folgten. Diese Herren waren mehr oder minder bedeutend, nicht allein nach ihrer eigenen Macht, sondern noch mehr nach derjenigen des Königreichs, dem sie als Lehenträger angehörten. Weil nun die Krone von Castilien, seitdem sie aus einer vom Königreich Navarra abhängigen Grafschaft selbst ein Königreich geworden, den ersten Rang einzunehmen und die andern zu überragen anfing, sogar Navarra und Leon, so wurden ihre Vasallen auch die vornehmsten, und aus dem nämlichen Grunde folgten

nach ihnen die von Arragon. — Die Verwirrungen, welche in die Geschichte Spaniens gekommen sind durch die häufigen Vereinigungen und Wieder-Trennungen der einzelnen Könige, durch die Invasion der Mauren und Ausbreitung ihrer Herrschaft — Verwirrungen, welche bis zur Zeit der Könige dauerten, die den Titel der katholischen vor allen andern Königen nahmen, — sind so dunkel, daß irgend eine Regel gar nicht aufzufinden ist, wodurch die Verhältnisse dieser ersten Vasallen in den verschiedenen Reichen bestimmt gewesen wären. — Der Name Grande hatte in Spanien damals gar keine Bedeutung. Ricos-hombres „mächtige Männer" war die einzige Bezeichnung für dergleichen hohe Stellungen, und dieser Name auf die Familien der ricos-hombres übergehend hatte sich allmälig sehr verbreitet. Die Schwäche und das Bedürfniß der Könige gebot diesen, alle Mißbräuche, welche mit der zu weiten Ausdehnung dieses Namens über die jüngeren Söhne und über andere Verwandte von Verdienst getrieben wurden, hingehen zu lassen; zu diesen beiden Classen kamen damals noch die von den obersten Beamten des königlichen Hauses gemachten Prätensionen. Und hieraus ist wohl die erste Sonderung der drei Classen von Granden entsprungen, wie wir sie heute kennen. — War nun das Recht, mit dem Hut auf dem Kopf vor dem König zu stehen (cobertura) schon zu den ältesten Zeiten für Leute eines gewissen Ranges in Spanien begründet — oder war dieser Vorzug — [zuerst ein ganz specielles Recht der Familienhäupter] auch allmälig auf die jüngeren Söhne und deren Nachkommen zugleich mit den Wappen übergegangen, vielleicht gar durch Töchter in Familien hinübergebracht, die eigentlich gar nicht zu den ricos-hombres gehörten? — genug es entstand eine sehr große Anzahl dieser ricos-hombres, welche mit diesem Namen auch das Recht der cobertura verbanden — zum Theil wohl begründet, zum Theil mißbräuchlich, und dann geduldet von den Königen, welche diese mächtigen Leute nicht erzürnen durften — bis mit dem Aufkommen jener „katholischen" Könige die Sache ein andres Ansehen gewann. Die beiden vornehmsten Königreiche in Spanien Castilien und Aragon, welche allmälig die andern verschluckt hatten, wurden durch die Verheirathung von Ferdinand und Isabelle mit einander vereinigt, und schmolzen unter ihrem Nachfolger noch mehr zusammen, doch behielt jedes Reich gewisse Gesetze, Gebräuche und Privilegien eigenthümlicher Art für sich. Beide Gemahle brachten ihre Kronen zusammen, aber sie blieben jeder Theil unabhängig vom andern in dem Domanium und in der Verwaltung, deshalb wurden sie auch beide

— ohne Geschlechtsunterschied — die Könige genannt; und das hat sich bis auf unsre Zeiten erhalten, so daß regierender König und regierende Königin zusammen immer Könige genannt werden; auch haben sie sich den Titel der katholischen Könige erhalten, den Ferdinand ohne viele Umstände vom Papst erlangt und auf seine Nachfolger vererbte, nicht so sehr deshalb, weil er den Rest der maurischen Besitzungen in Spanien zurück eroberte, als weil er die Juden verbannte und die Inquisition einführte. Nach Isabellens Tode hatte er große Mühe, sich gegen die Abneigung zu erhalten, die man ihm bewies. Arragon und was dazu gehörte, besaß Vorrechte, welche die monarchische Gewalt sehr beschränkten, und es verlangte alle die Privilegien zurück, welche ihm durch die Vereinigung mit Castilien geschmälert waren. Castilien aber nebst seinem Anhang ließ den König Ferdinand eigentlich nur noch aus Achtung für das Andenken an Isabelle gelten, die ihn durch ihr Testament zum Regenten bestellt hatte und Alles blickte sehnlichst der Ankunft Philipps I. entgegen, welcher den Beinamen „der Schöne" führte. — Er war der Sohn von Maximilian I. und der ältesten Tochter dieser katholischen Könige, Johanna, welche aus Liebe und Eifersucht toll geworden war. Castilien ging auf sie über von der Mutter her, und Arragon fiel ihr auch zu mit dem Tode des Königs Ferdinand; denn dieser hatte keine Kinder von seiner zweiten Frau Germaine de Groilly, genannt de Foix — eine Schwester des berühmten Gaston de Foix, Herzogs von Nemours, welcher in der Blüthe seiner Jahre als Sieger in der Schlacht von Ravenna fiel. Beide waren Kinder von der Schwester Ludwigs XII. — So lachte Alles dem aufgehenden Stern des neuen Königs Philipp entgegen, und fast alle bedeutende Herren verließen die untergehende Sonne Ferdinands, als nun Schwiegervater und Schwiegersohn einander gegenüber traten. Um sich dem neuen König angenehm zu machen, wollten die ricos-hombres ihre cobertura nicht in der vollen Kraft ihres Rechts ausüben, und er benutzte diese Gesinnung sogleich, um es zu beschränken oder wenigstens die Zahl derjenigen dünner zu machen, die es in Anspruch nahmen. — Das war der erste Schritt, um dasjenige in eine gewisse Form zu bringen, woraus nun bald eine durch verschiedene Grade geregelte Würde entstand, unter dem Namen Granden von Spanien. Philipp der Schöne gewann durch die Nachgiebigkeit der ricos-hombres, daß sie sich nur dann bedeckten, wenn er es befahl, und er gab wohl Acht es nur den Vornehmsten unter ihnen zu befehlen, die er nicht entbehren konnte. Sein mildes

Herrschen, seine Tugenden, seine liebenswürdige Persönlichkeit und seine Eigenschaft als Schwiegersohn und Erbe der den Castiliern theuern Isabella, und zugleich der Haß gegen Ferdinand — Alles trug bei, dieser Neuerung leichten Eingang zu verschaffen. Ferdinand sah dies mit wachsendem Neid — Philipps Tod soll sein Werk gewesen sein. Johanna — schon dem Wahnsinn zugewendet — wurde nun ganz verrückt. Ihre Kinder waren noch klein, Ferdinand ergriff wieder den Herrscherzügel, als Regent. Nach seinem Tode verwaltete Cardinal Ximenes das Reich — er hat seinen Namen (die Spanier kennen ihn nur als Cardinal Cisneros) unsterblich gemacht durch seine Charakter- und Geistesgröße, durch die Gerechtigkeit und Kraft, womit er seinem Amt vorstand und die mächtigsten Vasallen in Respect hielt. — So verbreitete er einen geregelten Zustand für den ältesten Sohn Philipps des Schönen — der unter dem Namen Karl V. bestimmt war die Welt mit seinem Ruhm zu erfüllen — Ximenes erlebte zwar noch die Ankunft dieses jungen Fürsten in Spanien, aber seine Augen schlossen sich, ehe sie ihn erblickten. — Zu dieser Zeit verschwand nun die Benennung Castilien und Arragon. Karl nannte sich zuerst König von Spanien — die Beschränkung seiner Herrschaft auf dieses Reich dauerte aber nur ein Jahr. Während dieses kurzen Zeitraums hatte er mit Unruhen, ja mit einem Bürgerkrieg zu kämpfen. Inzwischen starb sein Großvater Maximilian I., dieser Tod rief ihn zurück über's Meer nach Deutschland, wo er die Kaiserkrone aufsetzte. Einige ricos-hombres, welche sich in Spanien an seinen Hof eingeführt hatten, begleiteten ihn bei seiner Abreise; andre wurden eingeladen, ihm zu folgen, und zwar so, daß sie es nicht abschlagen konnten. Es sah aus wie eine Höflichkeit, war aber eigentlich eine Sicherheitsmaßregel, damit sie in Abwesenheit des Monarchen sich nicht gegen seine Statthalter empörten. — Diese ricos-hombres prätendirten nun bei der Kaiserkrönung die Ausübung der cobertura. Die vornehmsten deutschen Fürsten protestirten dagegen. Karl war schlau genug, dies zu benutzen; die Spanier, fern von ihrem Lande und gedrückt unter dem Gewicht der Macht, welche die große kaiserliche Länder-Erbschaft in Karls Hände legte, fanden in sich selbst nicht die nöthige Widerstands-Energie. Hier verschwand der Name ricos-hombres — an seine Stelle trat der Name Grandes — durch diesen Pracht-Namen strebte Karl die hochmüthigen Spanier zu blenden, indem er eine von ihm geschaffene und durch seine Hand verliehene Größe an die Stelle einer ihnen angebornen Macht und Hoheit setzte — an deren Vernichtung

ihm gelegen war. So hatte die von Seiten der ricos-hombres gegen Philipp den Schönen bewiesene Nachgiebigkeit den Weg gebahnt, auf welchem sein Sohn ihre Rechte selbst bis auf den Namen abschaffte und den neuen Titel Grandes an die Ausgezeichnetsten von ihnen gab, in beschränkter Zahl und mit Auswahl sowohl unter denen, die mit ihm nach Deutschland gekommen, als unter denen, die in Spanien geblieben waren. Diese behielten die cobertura, die an sie übliche königliche Anrede: mein Vetter! — und andre Vorrechte ähnlicher Art. Indessen wagte er doch nicht, ihnen Patente ausfertigen zu lassen. Er begnügte sich damit, daß er Namen und Gebrauch geändert, die Würden-Ertheilung in seine Hand bekommen und diese Umwandelung durch einen gelegentlichen Uebergang erreicht hatte, wobei sie sich an einem leeren Schall und an der Vorstellung ergötzten, daß sie nun mehr bedeuteten, da ihre Zahl kleiner geworden war. Die Sache machte sich ohne Aufsehen und Widerstand, es wurde kaum davon gesprochen, selbst nicht in Spanien, wo unterdessen die Statthalter des Kaisers die Provinzen und festen Plätze unterworfen und die Macht der großen Landherren gebrochen hatten. Karl V. ernannte in der Folge neue Granden sowohl in Spanien als in andern Ländern seines Reichs. — Auf der einen Seite gewann er dadurch die vornehmsten Familien, auf der andern verwischte er dadurch mehr und mehr die Idee der ricos-hombres; der Grande von Spanien war die höchste Würde in der Monarchie, und die Ertheilung dieser Würde lag in der Willkür des Kaisers. Zugleich mit Anwendung einer Politik, welche der Nation schmeichelte, und derjenigen, welche der Papst hinsichtlich der Cardinäle ausübt, ähnlich, seine eigene Größe vermehrte, verherrlichte er diese Würde durch Rang Ehre und Auszeichnung und machte sie in Deutschland wie in Italien einheimisch, wo er auf Fürsten, Kurfürsten und selbst Päpste den größten Einfluß übte, vorzüglich auf die italienischen Fürsten, die gewissermaßen nur unter seiner Protection athmeten. Die Sache wuchs und erhielt sich im Gedeihen, da das Reich, Deutschland und Italien bis zu unsern Tagen immer unter der Botmäßigkeit des Hauses Oesterreich blieben; und da selbst nach Karls Entsagung das getheilte Haus doch stets in seinen Principien einig bestand, so erhielt sich auch fortwährend in diesen Ständen die Grandezza auf derselben Höhe und die Spanier setzten ihren größten Stolz in diesen äußeren Glanz, welcher ihnen als eine vollständige Entschädigung galt für jene früheren reellen Machtwirkungen, deren sie verlustig gegangen waren. — Philipp II. machte unter

dern Gelegenheiten, am häufigsten um zu Gunsten fremder Fürsten (princes) unangenehme Rang-Schwierigkeiten zu vermeiden. Solchen Fürsten ward in Spanien gar kein Rang zugestanden; alle ihnen entgegengestellte Prätensionen hören aber auf, sobald sie den Rang von Granden erhalten, dann stehen sie mit diesen gleich, doch würde ihnen nie eingeräumt werden, sich auf irgend eine Weise vor den Granden auszeichnen zu wollen. So wurden der Prinz Alexander Farnese, der Herzog Joachim Ernst von Holstein, der Landgraf Georg von Hessen-Darmstadt, welcher als General Karls V. bei Barcelona fiel, zu Granden erster Classe blos für ihre Person ernannt.

Auch haben bei ganz besondern Veranlassungen die spanischen Könige sich wohl einzeln einmal bewogen gefunden, irgend einem vornehmen Herrn, ohne daß sie ihn zum Grande machten, die Erlaubniß zur Bedeckung zu ertheilen; doch kam dergleichen sehr selten vor — ein Beispiel dieser Art bei Durchreise der Erzherzogin Marie-Anne von Oesterreich durch's Mailändische, als sie nach Spanien ging, um sich mit Philipp IV. zu vermählen. Sie war begleitet von den Herzögen von Nojara und Terra-Nova, Granden von Spanien, die sich vor ihr bedeckten. Der Marquis von Carracéne, damals Gouverneur von Mailand, war kein Grande. Philipp schickte ihm den Befehl sich zu bedecken, aber nur für diese einzige Gelegenheit, hinsichtlich des Amtes, welches er verwaltete, machte ihn jedoch keineswegs zum Granden. — Die gewissermaßen erschlichen eingeführte Ertheilung von Patenten hat noch zu einer ferneren Erweiterung der königlichen Autorität und Beeinträchtigung der Grandenwürde hingeleitet, indem sie durch ihre Folgen, die man anfangs nicht wahrnahm, eine fünfte Abstufung aufbrachte — es kam nämlich ein Unterschied in die Arten der Patent-Ausfertigung; und die zweite, erst später ersonnene Abweichung besteht darin: sie ist ein von dem mit der Königl. Estompilla anbetraueten Secretair ausgestelltes Zeugniß über den Tag der Cobertura, über die Classe, über den Pathen, der den Granden vorgestellt, über die Zahl der Granden, die dabei gewesen sind — und solches Zeugniß wird nothwendig allen Granden zugetheilt; nicht blos den neu ernannten sondern auch den im Erbgang zur Grandezza gelangten; denn jeder von ihnen hat doch einmal im Leben den Act der Cobertura durchzumachen. Von dieser Cobertura nun sind der Rang und alle Vorzüge der Grandezza in jeder Classe dermaßen abhängig, daß der Grande, welcher seine Würde ererbt und zwar im unbestrittensten Wege, z. B. von Vater auf Sohn, doch keine

mit derselben verknüpften Rechte ausüben kann, wenn er nicht die Cobertura gehabt hat, und so wird es wahr, daß diese Erben doch in der That nur durch den Willen des Königs Granden werden. Er bewilligt ihnen zwar der Regel nach die Cobertura in der nämlichen Woche, wo sie erbeten wird, aber er kann sie auch versagen und durch dieses Verzögern die Wirkung der Ceremonie für den Bittsteller vorläufig ganz annulliren. Und dergleichen Verweigerungen giebt es, wie ich aus dem neusten mir bekannt gewordenen Beispiel zeigen werde. Ich habe schon mehrmals des Herzogs von Medina-Sidonia erwähnt; er war Oberstallmeister, Ritter vom heil. Geist-Orden, stand in Gunst und allgemeiner Achtung und hinterließ bei seinem Tode einen einzigen Sohn, welcher eine Tochter des Herzogs von Infantado zur Gemahlin hatte. Auch dieser war beliebt, war ein Mann von Geist und Kenntnissen, nur hatte er einen Hang zur Einsamkeit und die thörichte Neigung, daß er in die Metzgerhäuser ging, um dort das Handwerk eines Schlächters zu treiben. Dabei hielt er an seinen Ansichten und Gewohnheiten mit einem unbesiegbaren Eigensinn. So trug er immer den gefalteten Halskragen und spanische Tracht, obgleich er wußte, daß man dem König nur gefiel, wenn man in französischer Kleidung erschien. Und da nun die meisten Herren sich hieran gewöhnt hatten, so verbot der König jeden andern Anzug; nur den Magistratspersonen und den Bürgern blieb die spanische Tracht und die Golilla (Halskragen) gestattet, sie war gewissermaßen zu ihnen hinab verbannt. Dies geschah noch vor dem Tode des alten Herzogs von Medina-Sidonia, der aber nie von seinem Sohn die Gefälligkeit, sich französisch zu kleiden, erlangen konnte — er blieb lieber weg vom königlichen Schlosse. Während des Krieges folgte er dem König und seinem Vater in's Feld, hielt sich aber stets vom Gefolge entfernt, kam nie in die Nähe des Monarchen, diente als Volontair, war überall mit voran und zeichnete sich bei jeder Gelegenheit aus. Als sein Vater gestorben und er Herzog von Medina-Sidonia geworden, kam nun seine Cobertura zur Sprache. In der Golilla erscheinen, das ging nicht; französisch gekleidet, das wollte er nicht. So lebte er zwölf bis funfzehn Jahre fort und starb kurz ehe ich nach Spanien kam, etwa funfzig Jahre alt, ohne jemals irgend ein Vorrecht der Grandezza genossen zu haben, da solches am Hof wie außerhalb des Hofs für denjenigen suspendirt bleibt, der nicht seine Cobertura gehabt hat.

Wenn man einmal im Gang ist, so führt ein Schritt zum andern. Das ist die Natur aller Bewegung, die auf kein Hinderniß stößt. —

Sechste Stufung der Grandezza, um an den Punkt zu gelangen, wo sie sich heute befindet. Aus ihrer Machtvollkommenheit, jede Wirkung der Grandezza zu suspendiren, haben die Könige gefolgert, daß die Grandezza selbst nach ihrem Willen übertragen werden könne, wenn gleich davon in den Patenten nichts gesagt ist. Hieraus hat sich eine Sitte entwickelt, welche jene Prätension mächtig unterstützt, und eine Hauptverschiedenheit zwischen der ersten Classe und den übrigen bildet; sie muß — gewiß weiß ich es nicht — unter Philipp II. oder Philipp III. aufgekommen sein. Sie besteht in Folgendem: Wenn einer in eine Grandezza erbfolgt — die nicht von erster Classe ist — und wäre es Nachfolge des Sohns auf den Vater — so meldet der Erbe dem König in einem Briefe [selbst wenn beide in Madrid sind, brieflich] den Tod des Granden, dem er succedirt; und er unterzeichnet nur mit dem Namen, welchen er bisher geführt, nicht dem Granden-Namen, den er nun anzunehmen hat; läßt auch im Brief nirgends hervorblicken, daß er sich schon als wirklichen Granden betrachte. Der König aber in seiner Antwort nennt ihn nicht bei dem bisherigen Namen, sondern nach der Grandezza, die ihm angefallen ist, und behandelt ihn als „Vetter" mit allen den Granden zukommenden Auszeichnungen.

Erst nach Empfang dieser Antwort, niemals aber vorher, trat der Erbe in den Namen der Grandezza und das Benehmen der Granden ein, hinsichtlich des Rangs und aller Prärogativen aber muß er noch erst die Cobertura abwarten. Auf diese Weise kann also der König nicht nur durch die vorhin erwähnte Verzögerung der Cobertura, so lange es ihm gefällt, die Wirkung der Grandezza jeder Classe suspendiren, wie das Beispiel von Medina-Sidonia zeigt, sondern selbst zur Anerkennung des den Erben ganz unbestreitbaren Namens und Titels von Vater auf Sohn ist bei der Grandezza, die nicht zur ersten Classe gehört, ein so authentischer Act erforderlich, daß sie wie gesagt den Namen und Titel nicht eher annehmen dürfen, als bis es dem König gefallen hat, ihnen eine Antwort zu ertheilen. Daraus, daß die von der ersten Classe diesem Zwang nicht unterworfen sind, schließe ich, daß dieser Gebrauch unter Philipp II. entstanden ist; und daß Philipp III., welcher, um die Patente einzuführen, den Vorwand seiner Stiftung von zwei Granden-Classen gebrauchte, es nicht wagte in diesen Gebrauch diejenigen Granden mit einzuschließen, denen er die erste Classe ertheilte, nach dem Vorbilde der Granden von Karl V., welcher weder diesen Gebrauch, noch mehr als eine Granden-Classe kannte.

Soweit also die verschiedenen Stufen der Grandezza. Damit ist aber noch nicht Alles erschöpft — und muß dazu noch bemerkt werden, daß die Auswärtigen, nämlich die Granden von Spanien in Flandern und in Italien dort im vollen Genuß ihrer Würde sind, ohne daß sie die Verpflichtung haben, zur Besitz-Ergreifung nach Spanien zu kommen; allein wenn sie dorthin reisen, sind sie der Ceremonie der Cobertura unterworfen, und haben bis dahin keinen Rang anzusprechen. Das geschah unter Philipp V., dem letzten Grafen Egmont, mit welchem dieses große Haus erlosch. Da er sein vom Secretair der Estompilla ausgefertigtes Certificat der Cobertura verloren hatte, mußte er sie abermals wiederholen.

Hiermit sind wir aber noch nicht am Ende der von der königlichen Autorität über die Granden allmälig gewonnenen Eingriffe. Es giebt noch eine siebente Stufung. Man hat einen Tribut auf die Grandezza gelegt, welcher Annata und Mediannata heißt, er wird bei Errichtung einer Grandezza bezahlt und übersteigt die Summe von 12000 Thaler. Zuweilen erläßt der König sie, und das ist eine reine Gnadensache, die in das Patent eingetragen wird, so daß die Ehre der Würden-Ertheilung und die Schmach der Zahlung dafür auf einem Pergament beisammen stehen, wie unsre eigenen Patente als Granden erster Classe davon ein neuestes Beispiel geben. — Zuweilen aber wird die Erlassung auch verweigert. Zur Zeit, als ich in Spanien war, bat der Herzog von S. Michael aus dem Hause Gravina, einem der größten in Sicilien, um diese Erlassung. Er hatte seine Güter verloren, als der Kaiser sich der Insel bemächtigte, und wurde Grand für die von ihm geleisteten Dienste. Während meines Aufenthalts in Madrid unterließ er die Cobertura, weil sein Gesuch nicht bewilligt wurde und er nicht im Stande war jene Summe zu bezahlen. — Außer der Mediannata giebt es bei Errichtung einer Grandezza noch andre Kosten; diese bestehen in Sporteln und Geschenken. Wenn die Mediannata erlassen wird, fallen auch $^2/_3$ von diesen weg. — Die Annata ist ein Tribut, welcher jährlich bezahlt wird, und wenn die Einnahme von dem Landbesitz der Grandezza sehr klein oder diese, ohne auf Landbesitz zu ruhen, blos einem Namen zugetheilt ist, so wird auch noch etwas abgehandelt. Zuweilen wird sie dem Granden für seine Lebenszeit erlassen; dann kommt dies in's Patent hinein; der Nachfolger aber muß sie immer bezahlen, ja bei ihm steigt sie höher als bei dem ersten Ansucher. Es ist vorgekommen, daß wegen angehäufter mehrjähriger Rückstände sogar Pfändungen geschehen

sind, und Suspendirung der Rangvortheile bis nach geleisteter Zahlung Statt gefunden hat. Außer diesen beiden Zahlungs-Auflagen giebt es noch eine dritte — deren Vernachlässigung auch Pfändung und Rang-Suspendirung zur Folge hat. Diese Zahlung ist noch stärker als die gewöhnliche Annata und tritt bei jeder Mutation ein. Der Unterschied zwischen den verschiedenen Grandenclassen ist eine Art von Geheimniß, welches die Granden selbst nicht gern aufdecken, entweder aus eigener Eitelkeit oder aus Höflichkeit gegen Andere; und es ist um so schwerer dahinter zu kommen, da die Verschiedenheit eigentlich nur bei der Cobertura hervortritt, nach derselben aber ganz verschwindet; denn was die im Canzleistyl der Ausfertigungen beobachteten Unterschiede betrifft, so ist das eine innere Angelegenheit, die ganz in den Papieren begraben bleibt.

Die allgemeine Meinung geht dahin, daß diejenigen ricos-hombry, welche bei der Einführung des Grande-Titels unter Karl V. in diese Würde übergetreten, folgende gewesen seien: in Castilien die Herzöge von Medina-Celi, Escalona, Infantado, Albuquerque, Alba, Bejar, Arces; die Marquis Villena und Astorya, die Grafen Benavente und Lemos; in Arragon die Herzöge von Segorbia und Montalto und der Marquis Agatone. — Einige fügen für Castilien noch hinzu: die Herzöge von Medina Sidonia und Najora, von Frias und Riosaco und den Marquis d'Aguilar; alle in Wahrheit von so alten Häusern und so berühmter Abstammung — vorzüglich Medina-Celi — daß man darüber nicht die geringste Bemerkung anbringen kann.

Zwei Dinge muß ich nun vorzüglich näher auseinandersetzen: die Gleichgültigkeit der Granden gegen die Titel Herzog, Marquis oder Graf — und die Erbfolge in die Granden-Würde. — Was die erste betrifft, so müssen wir wieder zu den ricos-hombry zurückkehren, dem eigentlichen Stamm und Baum, worauf die Grandezza erwachsen ist. Wir haben gesehen, daß die Benennung ricos-hombres nur für die größten Lehenträger galt, welche der vorzüglichsten Auszeichnungen genossen. Als nachher die Titel Herzog, Marquis und Graf in Spanien einheimisch wurden, kamen sie aber an diese Großen und wurden, da sie keine Art von Prärogative gaben, nur als gleichgültige Beigaben zum rico-hombre angesehen — darum war es ihnen ganz einerlei, ob sie Herzog oder Marquis oder Graf wurden. — Zwar ist bei den eingeborenen

Spaniern Herzog und Grand gewissermaßen synonym — dieses rührt aber nicht daher, daß der Herzog als solcher über dem Marquis und Grafen stände — sondern weil seit Karl V. alle spanischen Herzöge von der rico-hombreria zur Grandezza übergingen; und dieser König so wie seine Nachfolger haben so wenig Herzogthümer ohne damit verbundene Grandezza errichtet — daß von diesen wenigen Herzögen nun keiner mehr da ist, der nicht seitdem auch in die Grandezza getreten wäre. — Der Titel Fürst oder Prinz ist in Spanien so wenig üblich und beliebt, daß kein Spanier ihn führt, nicht einmal die Söhne des Königs, welche Infanten (Kinder) genannt werden. Einzige Ausnahme hiervon haben einige präsumtive Thronerben gemacht, welche Prinzen von Asturien genannt wurden, in dankbarer Anerkennung für die Treue dieser Provinz zur Zeit der Mauren. Aus den asturischen Gebirgen fingen die vertriebenen Herrscher an, ihr Reich zurück zu erobern. Ausländische Unterthanen der spanischen Krone, welche draußen den Titel Fürst führten, haben ihn wohl mit sich nach Spanien gebracht, dadurch aber gar keinen Rang erworben, auch in Spanien nie die geringste Neigung erregt, diesen Titel hier einheimisch zu machen. Die Erbfolge in der Grandenwürde ist durch nichts von anderer Erbfolge verschieden, und wie die Güter auch ohne Unterschied auf Töchter in's Unendliche übergehen, so auch die Grandezza mit der ganzen Verwirrung in Namen und Wappen, welche dadurch in's Unauflösbare wächst, daß sie ihrem Namen die andern Namen der ererbten Güter, besonders wenn Grandezza darauf ruht, beifügen; diese substituiren sich also bei naher Verwandtschaft ganz ohne Grenzen, von Mann auf Weib, doch mit Ausnahme, daß es nicht von Bruder auf Schwester und in einigen Häusern nicht von Vaters-Bruder auf die Nichte geschieht. — Wie ich nur im Vorbeigehen bemerke, so werden diese Substitutionen der auf Landgüter oder Namen errichteten Grandezza's mit dem Titel Mayorazgo's bezeichnet; sie können nie wegen Schulden verkauft werden, doch können die Gläubiger die Einkünfte mit Beschlag belegen, jedoch nur bis zu einem gewissen Betrag; ein nach der Würde des Majorats und seines Umfangs verhältnißmäßiger Theil der Einnahme muß dem Eigenthümer zum Unterhalt gelassen bleiben. Solche Erbgüter sind oft sehr lästig; denn der Erbe bekommt mit ihnen alle Diener nebst Weibern und Kindern, die darauf angewiesen und nun von ihm zu erhalten sind. Außer der Wohnung müssen sie ihnen nach ihrem Rang eine tägliche Nahrungs-Ration und für jeden Gast, der bei ihnen wohnen kann, zwei Tassen Chocolade geben. Als ich in Spanien

war, mußte der Herzog von Medina-Celi, der durch solche aufeinander-gehäufte Substitütionen eilffacher Grande geworden war, siebenhundert solcher täglicher Rationen ausgeben. Das ruinirt die großen Besitzer. Durch die Verwirrung der Namen und Wappen habe ich mich nur sehr mühsam und stückweise hindurchfinden können. Ohne den freundlichen Beistand des Herzogs von Veragua, der hierin sehr bewandert war, hätte ich es gar nicht erreicht. Bei einem längeren und weniger in Anspruch genommenen Aufenthalt wäre ich wohl weiter gekommen, aber ich hätte Tisons spanische Genealogie dazu haben müssen, und dies Buch konnte ich nie erwischen. Die Spanier lächeln verschmitzt, wenn man danach fragt. Einige besitzen es wohl, sie geben es aber nicht her. Die meisten Exemplare hat man durch Einwirkung von oben her, durch Aufkaufen und Verbrennen unterdrückt, weil der Verfasser den Beweis führt, daß fast alle angesehensten und ausgezeichnetsten Häuser Spaniens, wenn man ihrem Ursprung nachspürt, von Bastarden herstammen oder durch Bastarde fortgepflanzt sind. Was nun den Punkt der Bastardise überhaupt angeht, so ist es wahr, daß sich hierin noch ein starker Nachgeschmack von der Mauren-Herrschaft geltend macht, unter welcher man die Achtung vor dem Werthe des reinen Bluts aus den Augen verlor. Zwischen legitimer und natürlicher, unächter Geburt wird wenig Unterschied gemacht. Die Bastarde erben ohne Schwierigkeit wie die Legitimen, und werden selbst — wenn nicht ein nachgeborener legitimer Sohn dazwischen tritt — Granden durch Succession. — Wird der Bastard aber durch solchen legitimen Nachfolger von der Grandezza ausgeschlossen, so behält er doch einen bedeutenden Theil an der übrigen Erbschaft. Ist er aber nicht auf solche Weise am Eintreten in die Grandezza verhindert, so kann er nicht nur durch Folge in gerader Linie, sondern auch selbst durch weibliche Succession und Seitenverwandtschaft Grande werden — ist er der Sohn eines sehr großen Herrn, so gelingt es ihm auch sehr oft, durch Heirath in die allerbesten Verwandtschaften zu kommen; ist aber das einmal geschehen, dann weiß man für ihn und vollends für seine Nachkommen von gar keinem Unterschied mehr zwischen Legitimität und Bastardise. — Das ist stark! Aber es ist wahr!

Die Granden und ihre Gemahlinnen führen keine äußeren Zeichen dieser Würde in ihren Wappen oder an den Karossen; dergleichen ist

auch in Spanien bei keinem Hof- und Staats-Amt, bei keiner andern Würde gebräuchlich. Wenn einige von ihnen die uralten Auszeichnungen der Banner und Kessel (bannières et chaudières) aus den Zeiten der ricos-hombres beibehalten, so sind diese allen Mitgliedern ihrer Familie gemeinsam, welche auch nicht Granden sind; und dann werden sie am Wappen als Einfassung oder in abgetheilten Feldern angebracht. Seitdem die französischen Herzöge und die Granden von Spanien sich miteinander auf den Fuß der Gleichheit gesetzt, haben einige der letzteren den Herzogsmantel um ihr Wappen angenommen, aber deren sind doch nur wenige; selbst das Wappen der Königin hat keine „housse“. — Aus der Bauart in Spanien rührt es her, daß die Auszeichnung, welche wir in Frankreich „honneurs du Louvre“ nennen (das Vorrecht in den innern Hof des Louvre hineinzufahren), dort nicht existiren kann. Der königliche Palast (und andere Paläste auch) hat ein großes Einfahrtsthor, in welches jedoch Niemand hineindarf. Außer diesem giebt es eine große dunkle Halle, nicht sehr tief hineingehend, aber in der Länge sich nach zwei Flügeln hin erstreckend; diese führt zu einer um einige Stufen erhöheten Gallerie, welche zwei mit großen Steinplatten gepflasterte Höfe von einander trennt; am Ende derselben ist eine große Treppe. In diese Halle fahren die Kutschen der Granden, der Cardinäle und Ambassadeurs hinein. Andere Herren und Damen steigen vor der großen Pforte aus und ein, und die Kutschen rangiren sich auf dem großen Platz vor dem Palais.

Die Granden haben nicht wie die Herzöge in Frankreich den Gebrauch, sich ihrer Würde zu Gunsten ihres Nachfolgers zu begeben. Aber in Spanien giebt es für den directen Successor einer Grandezza und für seine Gemahlin gewisse Ehren- und Rangverhältnisse, die ihnen bis zum Tode des Vorgängers eigen sind. Der Graf von Tessé, zu dessen Gunsten sein Vater, der Marschall, die Erlaubniß bekam, in diesem Punkt nach Art der französischen Herzöge zu verfahren, würde doch in Spanien während Lebzeiten seines Vaters nicht als Grande anerkannt worden sein. Da aber die Sache in Frankreich geschehen war und in Spanien, wohin der Graf sich begeben wollte, keine Folge nach sich ziehen konnte, suchte man die Einwilligung des Königs von Spanien nach, diese war jedoch nicht so ganz leicht zu erhalten, und kam erst ziemlich spät heraus. Indessen hat doch Philipp V. zwei Ausnahmen gemacht von dieser Regel, welche noch kein anderer König vor ihm angegriffen hatte.

Die erste war zu Gunsten des Herzogs von Berwick, dem er zur Belohnung seiner Dienste, nach der Schlacht von Almanza die Grandezza erster Classe verlieh, nebst den Herzogthümern Liria und Quirica, ehemaligen Apanagen der Infanten von Aragon, um darauf die Grandezza zu begründen, mit einer Einnahme von 40,000 Livres, dazu die Freiheit, sie einem seiner Söhne nach Wahl zum Genuß, während er selbst, noch lebte zu überweisen und sie demnächst zu vererben, diese Wahl nach Gutdünken bei Lebzeiten zu ändern und auch durch Testament anders zu bestimmen, lauter bis dahin unerhört gewesene Begünstigungen der Wichtigkeit jenes Sieges wohl angemessen. In Folge derselben erhielt sein ältester Sohn in Spanien die Grandezza, die Herzogthümer und den Namen Herzog von Liria — dies Alles ging später über auf seine Gemahlin, die Schwester des Herzogs von Veragua. Die zweite Ausnahme geschah für mich, da ich als außerordentlicher Ambassadeur nach Spanien ging, die Infantin zur Gemahlin des Königs von Frankreich zu begehren und der Vermählung des Prinzen von Asturien mit der Tochter des Herzogs von Orleans, Regenten, beizuwohnen. Sobald die Ceremonie vollzogen war, trat der König von Spanien in die Capelle des Schlosses Lerma auf mich zu und sagte mir auf's Verbindlichste, wie er mir die Grandezza erster Classe verleihe mit der Erlaubniß, sie einem meiner Söhne zu übertragen, zugleich gab er dem ältesten das goldene Bließ, worauf ich dann für die Grandezza den jüngsten erwählte und meine beiden Söhne dem König und der Königin vorstellte. — — Diese beiden Ausnahmen wurden für zwei Ausländer gemacht; und da sie von der ihnen zugestandenen Entäußerung der verliehenen Würde Gebrauch machten, so war das weiter doch kein folgenziehendes Beispiel; denn als französische Herzöge hatten wir schon gleichen Rang, Vorzug und Ehrenstand in Spanien wie die Granden. Deshalb auch unterzogen wir beide, Berwick und ich, uns nicht der Cobertura, weil diese Ceremonie uns nichts gab, das wir nicht schon vollkommen besaßen. Ich wohnte mit den andern Granden und bedeckt, wie sie, der Cobertura meines Sohnes bei; — meine Qualität als Ambassadeur hätte mir das Recht dazu nicht gegeben.

Was nun diese Ceremonie der Cobertura betrifft, so will ich erzählen, wie es mit meinem Sohn gehalten wurde. Dieser Act ist bei jedem Grand immer der nämliche, und wir beobachteten auf's Genaueste die bestehenden Vorschriften. Der neu ernannte oder einem andern succedirende Grande besucht alle Granden. Dann ersucht er einen der-

selben, sein Pathe für die Ceremonie zu sein. Wir ersuchten den Herzog von Arco, Oberstallmeister und Günstling des Königs, meinem Sohn diese Ehre zu erzeigen. Der Pathe hat vom König den Befehl wegen des Tages entgegenzunehmen, die Honneurs sowohl im Palast als bei dem neuen Grand zu machen, und den Mayordomo-mayor des Königs zu benachrichtigen, welcher alle Granden einladet. — Am bestimmten Tage begiebt der Pathe sich mit ein paar andern Granden zu dem neuen und holt ihn in seiner Kutsche ab zum Palast, wo die Zeugen ihm die Honneurs machen helfen. Der Herzog von Arco brachte nur den Herzog von Alba mit. Er war so höflich in seiner eigenen Karosse zu kommen, in einer königlichen hätte er uns nicht die ersten Plätze einräumen dürfen. Trotz aller Complimente konnten wir uns nicht weigern, diese einzunehmen; beide Herzöge setzten sich auf den Vordersitz. — Um den Spaniern zu gefallen, begab ich mich zu dieser Ceremonie mit dem ganzen Aufzug meiner ersten Audienz, was sie mir sehr gut aufnahmen. Sechs von meinen Kutschen, umgeben von meiner Livrée zu Fuß, folgten der Kutsche des Herzogs. Achtzehn andere Herren folgten meinen Karossen, worin sich mein Gefolge befand. Ganz Madrid war an den Fenstern und in den Straßen. Wir fanden die spanischen und wallonischen Garden vor dem Palast aufmarschirt, sie empfingen uns beim Kommen und Wegfahren mit den gebührenden Trommelwirbeln. Beim Aussteigen aus der Kutsche wurden wir von der familia del rey empfangen — bestehend aus den untern und den obern Offizianten des Hofes — auf der Mitte der Stufen — an ihrer Spitze der Mayordomo von der Dienstwache, Marquis von Villagericas, ein Gasman, nachher Vicekönig von Mexico. — Die Treppe war von unten bis oben hinauf besetzt mit Hellebardierern. Alle diese Ehrenbezeigungen sind nur für die Granden erster Classe. Auf der obersten Stufe einige Granden, welche zwei Schritte herab uns entgegen kamen. Viele Personen von Rang auf der Treppe und bis an die Eingangsthüren; eine Menge Granden und vornehme Herren empfingen uns im ersten Saal. Das ist keine Pflicht, sondern freiwillige Höflichkeit. Darin gingen sie so weit wie es nur irgend möglich war; und Alle sagten, sie hätten noch nie ein ähnliches Zudrängen von Grandezza und Adel bei solcher Gelegenheit gesehen. — Die Leibwache stand in ihrem Saal unter den Waffen. In dem darauf folgenden Saale wartet man, bis der König in den zunächst anstoßenden eingetreten ist. Hier gab es nun Begrüßungen, Complimente und Glückwünsche ohne Ende, zugleich auch die Einla-

dungen zum Bankett beim neuen Granden; sein Pathe und seine Zeugen besorgen dies. Er hat alle Granden einzuladen nebst ihren ältesten Söhnen, oder wenn sie keine haben, den Schwiegersöhnen — das ist Regel. Man kann auch andere befreundete und vornehme Herren dazu nehmen; es geschieht gewöhnlich und wir machten es auch so.

Mit dem Eintreten des Königs beginnt die Ceremonie. Der Mayordomo kommt heraus und meldet dem neuen Grand, der König sei drüben. Alle Granden treten hinein, begrüßen den König und stellen sich, die andern vornehmen Herren eben so, die Thüren sind von Zuschauern umdrängt. Der neue Grand geht zuletzt, seinen Pathen zur Rechten, den Mayordomo zur Linken — sehr langsam, alle Drei zugleich machen sogleich eine tiefe Verbeugung — der König nimmt seinen Hut ab und setzt ihn wieder auf. Er steht auf dem Teppich unter einem Thronhimmel, der Capitän der Leibwache vom Dienst hinter ihm, den Hut auf, weil er auch ein Grand ist. Auf der Seite, wo der König steht, ist sonst Niemand, als der Mayordomo, bedeckt, den Rücken gegen die Wand — an der Seite herunter bis zum großen Kamin, dem Könige gegenüber, stehen die Granden bedeckt, den Rücken gegen die Wand in einer Reihe — sie darf nicht doppelt sein — Niemand darf vor ihnen stehen. Vor dem Kamin stehen die drei andern Mayordomo mit entblößten Köpfen. Von der Thür, wo die Granden eingetreten sind, bis zu der andern, durch welche der König gekommen ist, an der Fensterseite, jener Granden-Reihe gegenüber stehen die Hofleute, alle mit den Hüten in der Hand, durcheinander, in Haufen, so viele nur in den Saal hereingehen, die übrigen in den beiden Thüren, ohne weiter vorzudringen. Nach der ersten Verbeugung verläßt der Pathe den neuen Grand und tritt zu den übrigen, indem er sich bedeckt. Der neue Grand schreitet mit dem Mayordomo vorwärts — in der Mitte des Saales machen sie eine zweite Verbeugung. Auf diese rührt der König sich nicht. Dann begrüßt der neue Grand den Mayordomo und die übrigen Granden. Der Mayordomo, der Capitän von der Garde und die Granden nehmen die Hüte ab, lassen sie aber nicht tief heruntersinken und setzen sie gleich wieder auf. Der Mayordomo, welcher auch die Andern begrüßt hat, verläßt nun gleichfalls den neuen Grand und geht nach der Fensterseite, wo er vor den Hofleuten stehen bleibt. — Diese sind nicht begrüßt worden. — Der neue Grand, mitten im Saale ganz allein geblieben, schreitet nun immer eben so langsam vorwärts bis zum Rande des Teppichs — hier macht er seine dritte Verbeugung vor dem

König, der auf diese wieder unbeweglich steht. Wenn der Grand von der ersten Classe ist, so nimmt der König den Augenblick, wo jener sich wieder aufrichtet, um cobrios! zu sagen. — Ist er von der zweiten, so wartet der König, bis er sich wieder aufgerichtet, seine Anrede gethan und wieder eine Verbeugung gemacht hat; nach dieser sagt der König cobrios! und wenn er sich bedeckt hat, antwortet der König. — Ist er von der dritten Classe, so antwortet der König erst, und sagt darauf cobrios! — Der Grand bedeckt sich nun einen Augenblick, nimmt den Hut wieder ab und küßt dem König die Hand. Wenn der König gegen einen Grand erster Classe nach seiner dritten Verbeugung cobrios! gesagt hat, so verneigt dieser sich etwas, jedoch ohne eigentliche Reverenz, und indem er dann gerade steht, bedeckt er sich und fängt an zu sprechen. Ambassadeurs sind bei dieser Scene nicht gegenwärtig; auch keine Damen. Ich hatte meinen Platz als französischer Herzog und Grand bei den Andern, Hut auf dem Kopf. Man kann sich denken, daß ich, ohnehin schon neugierig auf die Ceremonie, besonders gespannt beachtete, wie mein Sohn sich aus der Sache zöge — er hatte ganz die gehörige Haltung voll Respect, ohne Verlegenheit — das muß ich sagen. Der König war gegen ihn sehr gnädig, und damit der neue Grand sich nur recht schnell bedecken sollte, gab er ihm zweimal das Zeichen dazu, als jener sich nach dem cobrios aufrichtete. Mein Sohn gehorchte, und hielt, wie es Gebrauch ist, eine Dankrede von etwa einer halben Viertelstunde, während welcher er zuweilen die Hand an den Hut legte und ihn zweimal lüftete, einmal dagegen legte der König die Hand an seinen Hut. Diese Bewegungen sind nicht vorgeschrieben — sie geschehen nur bei Gelegenheit, daß unser König genannt oder zum König von Spanien „Ihre Majestät!" gesagt wurde, wo dann alle Granden dasselbe thaten. Mein Sohn endigte, den Hut abnehmend, mit einer tiefen Verbeugung, dann setzte er den Hut wieder auf. Alle Granden thaten zugleich dasselbe. Der König blieb immer bedeckt, und gab eine kurze Antwort. — Wenn das vorbei ist, entblößt der neue Grand wieder das Haupt, beugt ein Knie zur Erde nieder, ergreift die rechte Hand des Königs, welche deshalb ohne Handschuh ist, küßt sie, steht wieder auf, macht eine tiefe Reverenz vor dem König, der nun den Hut ganz abnimmt, aber sogleich wieder aufsetzt. Der Grand geht um die Ecke herum, grüßt nach allen Seiten die Granden, welche mit abgenommenen Hüten sich etwas verneigen; dann stellt er sich neben sie hin oben an, unterhalb des Mayordomo, ohne Umstände noch Compliment. Da bedeckt er sich; die Andern

thun es auch, nach einigen Momenten nimmt der König den Hut ab, verneigt sich nach drei Seiten gegen die Granden und geht fort. Alle Granden gehen nun zur Königin, mit Ausnahme des neuen, seiner Familie, seines Pathen und seiner besondern Freunde — welche dem König folgen, an der Thüre zu seinem Cabinet ihre Dankbezeigungen wiederholen, doch ohne eigentliche Rede — worauf der neue Grand dann mit seiner Begleitung zur Königin hinübergeht. — Dort giebt es nun ähnliche Ceremonien. Die Königin sitzt am Ende des langen Saales in einem Lehnstuhl, der höher ist wie die andern, über sich einen Baldachin, unter den Füßen ein großes viereckiges Sammetkissen und einen breiten Teppich — hinter ihrem Lehnstuhl steht ein Offizier von der Leibwache, Hut in der Hand — ist also kein Grand, sonst hätte er den Hut auf. Die Granden sind wieder an einer Seite rangirt; rechts dem Mayordomo, der Königin gegenüber, ist die Camarera mayor mit den Palastdamen und andern Damen. Die Frauen und ältesten Schwiegertöchter der Granden stehen über den andern, jede von ihnen hat ein großes viereckiges Kissen vor sich liegen, die ersteren von Sammet, die andern von Seide; alle übrigen Damen, wie vornehm sie nun auch sein mögen, haben das nicht — alle stehen bei diesen Cobertura's. — Sobald die Königin gekommen ist und Platz genommen hat, öffnet der Mayordomo von innen die Thür nach dem Vorsaal, wo die Granden warten — sie treten hinein — mehrere Herren vom Hofe gehen vor und hinter dem neuen Grand, der mit dem Mayordomo langsam vorwärts geht. Beide machen der Königin eine tiefe Verbeugung — dann zieht sich der Mayordomo auf die Seite. — Gegen diese erste Verbeugung steht die Königin ganz auf und setzt sich wieder. — Neue Verneigung des Granden gegen die Damen, welche sich wieder verneigen; gegen die andern Granden, welche die Hüte abnehmen und wieder aufsetzen — dann zweite und dritte Verbeugung des Granden vor der Königin, worauf er beim Wiederaufrichten sich bedeckt, ohne daß die Königin es sagt; denn sie macht keine Granden. Mit einem Knie zur Erde küßt er ihre Hand, von der sie den Handschuh abgezogen hat — dann tritt er an die Wand. Nach einigen Momenten verneigt die Königin sich gegen die Granden und Damen und zieht sich zurück — die Granden nehmen die Hüte ab und gehen fort. Während dieser Bewegung sucht der neue Grand bei allen Damen, welche die Excellenz haben (aber nur bei diesen, ja bei keinen andern), ein Compliment anzubringen, mit der Camareramayor anfangend. Die Nothwendigkeit der Eile hat eingeführt, daß man Allen

das Nämliche sagt, indem man von einer zur andern gleitet, nur die Worte: a los pies de vuestra excelencia! und nichts weiter. Jede Dame lächelt und verneigt sich — eine ausdrucksvoller als die andere, je nach Rang, Wohlwollen und Alter. Wenn die Königin noch nicht hinaus ist und der neue Grande seine Complimente bei den Damen schnell genug abgethan hat, so eilt er noch an die Thür, durch welche sie hinausgeht, um ihr da noch eine Dankverbeugung zu machen. — Ich nahm mir hierbei eine Freiheit, welche vielleicht etwas zu weit ging — indem ich mich ihr näherte und sie anredete, damit mein Sohn Zeit gewönne, auch noch herbei zu kommen. Das mißfiel ihr gar nicht und sie antwortete uns Beiden sehr gnädig. Als sie fort war, gab es noch viele Complimente und Glückwünschungen durch einander, ganz als wenn man an unserm Hofe wäre. Das dauert eine Weile, dann folgen die Damen der Königin, andere gehen nach Hause und die Herren verlieren sich auch. Am spanischen Hofe findet man heute auch nicht eine Spur mehr von jener Nachahmung uralter Galanterie, welche einem Herren erlaubte, daß er sich bedecke, ohne daß er dazu ein anderes Recht habe, als welches ihm der Moment gab, wo er mit seiner Dame sprach. Es wurde nämlich angenommen, daß er vor lauter Liebesentzücken dann nicht wußte was er that, ob König oder Königin zugegen, ob er selber bedeckt war oder nicht. Diese Tradition und Toleranz war schon lange vor Philipps V. Thronbesteigung abgekommen, es existirt nichts mehr davon, kaum noch die Erinnerung. Nur Granden, Cardinäle und Ambassadeurs finden Gelegenheit und Recht, sich bedeckt zu zeigen. — Von der Königin gingen wir zum Prinzen von Asturien, wo aber keine Ceremonie Statt findet; Niemand bedeckt sich. Ebenso würde es bei der Prinzeß gewesen sein, aber sie war krank und konnte uns nicht annehmen. Der Herzog von Pojoli, Grand von Spanien und Gouverneur des Prinzen, begleitete uns bis an das Ende der Säle hinaus — ich weiß nicht, ob diese Höflichkeit meinem Charakter als Ambassadeur oder der neuen Würde meines Sohnes galt, er wendete sich immer wechselsweise von einem zum andern und wußte beide Complimentirungen sehr geschickt durch einander zu mischen. Wir gingen wieder durch zwei lange Reihen von Hellebardirern, die familia del rey erwartete und begleitete uns bis an die Karosse — und so paradirten auch die spanischen und wallonischen Garden auf dem Platz ebenso wie bei unserm Kommen. Wir kehrten desselben Weges nach Hause zurück, unter dem nämlichen Zulauf von Neugierigen. In meinem Hotel fanden wir

schon zahlreiche und vornehme Gesellschaft, welche durch andere Straßen vor uns angekommen war; meistens Granden, viele mit ihren ältesten Söhnen, andere große Herren und ausgezeichnete Cavaliere. Wir waren über fünfzig an der Tafel — es waren mehrere Tische servirt, wo die Freunde und vornehmen Gäste sich nach Wahl oder Zufall vertheilten. Ich setzte mich an den untersten Platz. Der Herzog von Arco, der Herzog von Alba, mein zweiter Sohn (der älteste war krank) der Herzog von Liria, der Herzog von Veragua, der Fürst von Masseran, der Fürst von Chalais und andere setzten sich ohne Rangunterschied als gute Freunde, die uns halfen, die Honneurs des Tages machen. Das Bankett ward sehr gut gefunden. Man aß und trank, man plauderte, lachte und machte Lärm, gerade als wenn man bei uns in Frankreich gewesen wäre. Wir saßen drei Stunden am Tisch. — Ein großer Theil der Gäste blieb noch lange nachher, und amüsirte sich fortwährend sehr gut. — Während man in den Sälen umherging, wurde Chocolade und eine Masse Erfrischungen servirt. — An den folgenden Tagen nahmen die Besuche der Granden gar kein Ende. Wir unserer Seits hatten uns nur zu den Herzögen von Arco und Alba zu begeben, um ihnen unsere Danksagungen zu bringen.

Wenn ich nun zu den andern Auszeichnungen und Vorrechten der Granden übergehe, so muß ich zuvörderst hinsichtlich der Bespannung ihrer Kutschen bemerken, daß zu den allgemeinen Bestimmungen, welche über diesen Punkt gelten, wohl die Lage von Madrid eine natürliche Veranlassung gegeben hat. Die Stadt, schön und groß, hat einen ungleichen Boden und manchmal sehr steile Abhänge. Niemand darf in den Straßen mehr als vier Pferde oder Maulthiere vor dem Wagen haben — ausgenommen der König, die Königin, die Infanten und der Großstallmeister, wenn er in den Kutschen des Königs fährt. Wenn man auf's Land fährt, so schickt man an das Stadtthor zwei oder vier Pferde, welche dort vorgehängt werden. Gemeines Volk und was wenig darüber steht, darf nur zwei Pferde haben, die Classe höher vier, doch ohne Postillon. Die „Titulados" und mehrere Arten von Aemtern haben einen Postillon; das ist aber auf das Genaueste bestimmt und Niemand darf sich in dem Stück etwas herausnehmen. Die große Zahl derer, welchen Postillons erlaubt sind, hat vielleicht zu einer andern Auszeichnung Veranlassung gegeben, nämlich die Zugstricke sind gewöhnlich sehr lang, nun werden

sie von den untersten der Classe, welche Postillons haben, kurz genommen, länger für die Classe über ihnen und äußerst lang für Granden, Cardinäle und wenig Andere, wie z. B. Staatsräthe, Präsidenten der Collegien und Ritter vom goldenen Vließ — doch haben diese sie nicht so lang wie die Granden. An dieser Anspannung erkennt man die Grade der Personen, welchen man begegnet, sie sind ganz scharf begrenzt, und ich habe oft die Geschicklichkeit der Kutscher bewundert, wenn ich sie auf engen Räumen kurz umdrehen sah, ohne daß jemals die Pferde sich in die lang am Boden schleifenden Stränge verwickelten. Daß die Kutscher mit entblößtem Haupt fuhren, habe ich nur bei großen Ceremonien gesehen, wie bei einer Cobertura und dergleichen; auch wenn Granden, ihre Frauen oder ältesten Schwiegertöchter sich in der Sänfte tragen lassen, habe ich wohl bemerkt, daß der vordere Träger barhäuptig ging. — Bei der Königin haben die Grandinnen ein Sammetkissen, ihre ältesten Schwiegertöchter ein Kissen von Damast oder Atlas zum Sitzen, alle Andern stehen, oder setzen sich auf den Boden, der überall mit Matten und Teppichen bedeckt ist. Die Grazie und Schnelligkeit, womit die Damen, selbst die ältesten, dies Manöver des Niedersitzens und Aufspringens ausführen, hat mich oft in Erstaunen gesetzt. Auch in der Komödie habe ich nur solche Kissen für diese Damen gesehen. Der König, die Königin und die Infanten haben Lehnstühle, die Camarera-mayor links neben dem letzten Infanten sitzt auf einem Kissen, der Mayordomo-mayor des Königs rechts neben dem König auf einem Klappstuhl; hinter diesen Lehnstühlen sitzen der Hauptmann der Leibwache, der Gouverneur des Prinzen von Asturien, die Gouvernante des Infanten auf Tabourets. Sonst ist kein Stuhl da. Alle Herren stehen, auch die Granden, obgleich die Komödien sehr lange dauern. — Nur zur Rechten vom König ist eine Bogenöffnung mit einer Jalousie, durch welche man von außen eintritt, in dieser befinden sich Sitze für die Ambassadeurs und den päpstlichen Nuntius, er muß aber im Chorrock und Bischofsmäntelchen erscheinen (en rochet de camail); so hat er oft bei den Komödien neben mir gesessen, nie in einem andern Anzug.

Bei Hofbällen wird es mit dem Sitzen ebenso gehalten, doch haben die Grandinnen und ihre ältesten Schwiegertöchter Tabourets. Die andern Damen, auch sehr vornehme, dann die Señoras de Honor, endlich die Cameristinnen, sitzen alle auf dem Boden, angelehnt an leer stehende Tabourets hinter ihnen. — Kein Herr darf sich setzen, auch

kein Grande, kein Tänzer — das ist eine große Fatigue. — Nur in irgend einer Fenstervertiefung, aber ganz außer dem Gesichtskreise des Königs, sind einige verborgene Tabourets für die Ambassadeurs angebracht. Die Königin tanzt nur mit dem König und den Infanten, die Prinzeß von Asturien ebenso. Allerdings nehmen sie an den Contretänzen Theil, aber sie haben keine andern Partner als den König oder einen Infanten. Maskenbälle sind mir nicht vorgekommen. Zu allen öffentlichen Bällen beim König, zu Komödien im Palais, zu den öffentlichen Audienzen für die fremden Minister, zu andern Audienzen, öffentlichen Festen, allen Ceremonien und Functionen, wo der König zugegen ist, werden die Granden, ihre ältesten Söhne und Frauen immer ausdrücklich eingeladen. [Ausführliche Beschreibung der Einladung] — Daraus folgt denn, daß die Granden überall die Begleitung des Königs ausmachen, sie sind seine natürlichste und erhabenste Umgebung. Niemand sonst wird eingeladen, nur die Ambassadeurs bei manchen Gelegenheiten zu Festen und in die königliche Capelle. — Wie der König Capelle hält, will ich mit Beifügung eines Plans deutlich zu machen suchen. [Sehr ausführliche Beschreibung.] — Der Platz für den Capitän der Leibwache in der Capelle machte große Schwierigkeit. Philipp V. hat zuerst Leibwachen und „capitaines des gardes" nach französischem Vorbilde gehabt. Seine Vorgänger hatten nur Hellebardirer, die er auch beibehielt, ohne daß der Capitän als solcher einen Rang bekam; und eine kleine Schaar unbedeutender Lanzenknechte, deren Hauptmann gar nichts war. Die Granden, als die einzigen Weltlichen, die in der königlichen Capelle sitzen dürfen, wollten dieses dem Garde-Capitän als solchem nicht zugestehen, und wenn er Grande wäre, sollte er nur auf ihrer Bank sitzen können. Diese Schwierigkeit schien beseitigt, wenn man den Capitän immer aus den Granden nahm. Aber das genügte ihnen nicht; sie begehrten, er solle dann zwischen ihnen ohne allen Vorrang mit auf ihrer Bank sitzen; der König aber, welcher von der Sitte unsres Hofs nicht abgehen wollte, verlangte, daß er hinter seinem Lehnstuhl säße. Endlich nachdem diese wichtige Frage durch großen Lärm und Streit hindurch gezogen war, kam es zu einem Vergleich, wodurch ihm ein „banquillo" eingeräumt wurde; das ist eine kleine einsitzige Bank, wie die der Granden überzogen, welche schräg an die Mauer hingestellt ward.

Die großen Feste auf der Plaza-Mayor, welche sehr groß und mit Häusern von fünf Etagen, alle mit Balkons davor, umgeben ist, sind

nicht sehr häufig, doch habe ich bei Gelegenheit der Vermählungen einige außerordentlich schöne erlebt. Gegen die Mitte des Platzes ist auf der einen Seite der Häuserreihe ein Haus für den König und den Hof; gegenüber sind die Ambassadeurs, und das nämliche Stockwerk ist rund um den ganzen Platz herum für die Granden und ihre Familien, in lauter abgesonderten Plätzen, so daß ein Grand wenigstens vier Balkons an einander hat, jeder zu vier bis fünf Plätzen. Wenn ein Grand mehrere Aemter hat, welche ihm auch noch Rechte auf solche Plätze verleihen, so bekommt er diese neben seinem Granden-Balkon. Der zweite und wenn es sein muß auch der dritte Rang wird ebenso vertheilt. Der Mayordomo giebt die Karten darüber aus. Was an Plätzen übrig bleibt, ist zur Disposition des Corregidors von Madrid — die, welchen nicht vermöge der Grandezza oder vermöge ihrer Aemter solche Plätze gesichert sind, können also nur welche von diesen übrig bleibenden bekommen; diese sind aber schlecht und doch noch schwer zu haben, weil der Rest für den Hof und die Stadt so klein ist. Darum wenden alle Personen von Bedeutung sich mit Bitten um Balkon-Plätze an die Granden. Die fremden Minister bekommen die ihrigen vor den Herren, welche nicht Granden sind, durch den Mayordomo. Die Granden werden zu allen Ceremonien mit der pünktlichsten Genauigkeit eingeladen. Wie bei den Festen, wozu Niemand anders eingeladen wird — Ambassadeurs ausgenommen — so haben sie auch bei diesen Ceremonien das Privilegium, daß außer ihnen fast Niemand dazu kommt. Zu Prozessionen im Freien, welchen der König beiwohnt, werden sie auch eingeladen und haben dabei das Recht des ombrello (Sonnenschirm). Auch zu den Cortes bekommen sie Einladungen. Diese Cortes sind das Nämliche, was wir in Frankreich unter états généraux verstehen. Aber die spanischen Cortes haben nichts zu thun als Huldigung und Eid zu leisten und zu dem, was vorkommt, ihre Beistimmung zu geben, sie haben nicht solche Prätensionen zu machen, wie wir sie bei uns kennen. Demnach hat die Anwesenheit der Granden in den Cortesversammlungen für sie nicht die mindeste politische Bedeutung, und vermehrt auch das Ansehen und Gewicht der Cortes auf keine Weise. Bei diesen Versammlungen, welche gewöhnlich in der schönen Hieronymiter-Kirche zu Buen-Retiro gehalten werden, haben die Granden den Vortritt vor allen Deputirten. Wenn der König an einen Grand schreibt, so nennt er ihn Vetter, den Sohn desselben behandelt er als Verwandten, ebenso hält er es mit den Frauen.

In allen Städten und Orten, wo der König nicht ist, haben die Granden in der Kirche einen Teppich, ein Kissen zum Knieen und eines für die Ellbogen — die Söhne bekommen nur ein Kissen zum Knieen.

Sie bekommen überall die Ehrenbezeigungen, die wir in Frankreich kennen, als Ehrenwein, Geschenke und Aufwartung von den Stadtbehörden und Notabeln. Sie haben die Begrüßung durch Kanonen, die militärischen Honneurs, den ersten Besuch der Vicekönige und Generalcapitäne, und dann bei sich in ihrem Absteigequartier für einmal das Prärogativ der rechten Hand, wenn sie Offiziere oder Unterthanen des Landes sind, wo der Vicekönig commandirt — bei diesem behalten sie aber noch andre Auszeichnungen vor andern vornehmen Herren, die keine Granden sind. — Die Rangbestimmungen, welche in Frankreich zu Gunsten fremder Fürsten, jüngerer Söhne aus regierenden Häusern und französischer „Seigneurs" allmälig Eingang gefunden haben, sind in Spanien nicht üblich. In Spanien kennt man nur den Rang der Cardinäle, Ambassadeurs und Granden; der Rang des Präsidenten vom Rath von Castilien ist eine Sache für sich, ganz abnorm, freilich allen andern vorgehend. — Wir haben oben gesehen, wie Fürsten aus regierenden Häusern, in spanischem Dienst stehend, zu Granden für ihre Lebenszeit gemacht wurden, weil dies das einzige Mittel ist, ihnen einen Rang zu verleihen, über welchen hinaus sie keinen Vorzug vor den Granden gewinnen konnten. Das haben die Granden sogar durchgesetzt gegen regierende Herren, die in Madrid waren, z. B. gegen die Herzöge von Savoyen. Diese wurden nun zwar nicht zu Granden gemacht, auch wollten sie ja nicht in Spanien bleiben — allein sie gingen auch keinen Granden vor, und mochten mit ihnen nicht zusammen treffen.

Die Kurfürsten und andern regierenden Fürsten in Deutschland und auch die italienischen behandeln bei sich die Granden wie ihres Gleichen, und räumen ihnen die rechte Hand ein, sogar die Herzöge von Savoyen thun das, bis auf den letzten, welcher lange vorher, ehe er König ward, die Granden und Cardinäle nicht mehr bei sich empfing. Die Politik und Macht Karls V. hat ihnen alle diese Vortheile in fremden Ländern verschafft — und das Haus Oesterreich hat sie darin zu erhalten gewußt. Den Vorwand zu diesen Prätensionen nehmen sie aus den Vorrechten, die ihnen im eigenen Lande eingeräumt wurden, und Karl V. und seine Nachfolger haben in Ansehung der Granden (wie die Päpste in Ansehung der Cardinäle) immer die Ansicht festgehalten, daß die Größe und das Ansehen des Monarchen nur dadurch wachsen könne, wenn sie

auch in denjenigen Instituten verehrt würde, welche wie die Grandezza von ihnen zur Verherrlichung ihres Throns geschaffen worden.

Das sind ungefähr die Rangverhältnisse, Vorrechte, Auszeichnungen und Ehren der Granden von Spanien. Es ist darin nirgendwo eine Spur von Eingreifen in die Regierung, noch innere Verwaltung des Staats zu finden, sie haben zu nichts ihre Berathung oder Meinung beizubringen, nehmen an keiner Sitzung eines Tribunals Antheil, auch genießen sie weder für ihre Grandezzen noch für ihre Personen eines Vorzugs, wenn sie sich irgendwo einem Urtheilspruch unterwerfen müssen. Zwar hat es immer Granden gegeben, welche Staatsräthe (d. h. Minister) gewesen sind, bis zur Thronbesteigung Philipps V., aber das waren sie nicht ausschließlich, sondern zugleich mit andern Leuten, immer nur vermöge persönlicher Ernennung, niemals in Folge ihrer Grandenwürde.

Die Testamente der Könige, welche minderjährige Söhne hinterließen, haben zuweilen einen Grand in den Vormundschaftsrath gesetzt, aber dieser ward hierzu ausdrücklich erwählt und ernannt, und wenn dabei gesagt wurde „als Grand", so sollte das nicht heißen, daß sein Grandenthum dazu erforderlich gewesen wäre, sondern es lag darin der Sinn, daß man den Granden hierdurch einen Beweis von Achtung geben, daß man den Anschein vermeiden wollte, als hätte man unter ihnen keinen finden können, welcher dazu würdig gewesen wäre. — In dem berühmten Testament Karls II., welches man als das Werk einiger Granden, die es unterzeichneten und Andrer, die es kannten, betrachten mag, und in der bis zur Ankunft des Nachfolgers ernannten Regentschaft tritt allerdings eine Rücksicht auf die Aemter, Plätze, Geschäftsbeziehungen und Persönlichkeiten hervor, aber nichts darin ist der Grandenwürde als solcher zugetheilt, ihre Beihülfe und Autorität erscheinen nirgends als nothwendig zu den so wichtigen Verfügungen, welche über das Schicksal der großen Monarchie ihre Entscheidung abgaben. Allerdings wurden die Granden zu der Eröffnung dieses Testaments berufen, und das ist vielleicht die erhabenste und feierlichste Handlung, welcher sie je beigewohnt haben. Allein ich sage mit gutem Vorbedacht „Handlung", nicht „Amtsverrichtung"; denn sie hatten dabei keine solche; und es war nur die Absicht, daß sie zuerst, mit der den ersten Herren der Monarchie gebührenden Schicklichkeit, die Form des Gouvernements, welches der König vorschrieb und diejenigen, in deren Hände er es legte,

erfahren sollten; sie hatten sich dieser Form zu unterwerfen, nichts dabei zu besprechen und zu berathen. Und dies geschah auf diese Weise durch diejenigen, welche bei diesem Zusammenberufen recht gut wußten, was in dem Testament zu finden war. Ein solcher in der Geschichte einziger und beispielloser Fall einer Krone ohne bekannten Nachfolger erforderte wohl eine solche Formalität zu Gunsten der größten, vornehmsten der in dieser Monarchie mit der höchsten Würde bekleideten Herren; wo es darauf ankam diese Krone an denjenigen zu übertragen, welchen der Testator dazu ausersehen hatte, ohne die Granden um Rath zu fragen oder davon in Kenntniß zu setzen. Es wird also durch diesen außerordentlichen Fall den Granden durchaus kein Recht der Deliberation oder des Urtheils zugestanden; sie haben dabei kein Wort mitzusprechen, sondern sie vernehmen nur die gegebenen Bestimmungen, sie unterwerfen sich ihnen, ohne daß sie etwas Andres dazu thun als ihre Ergebung in das Verfügte, sei es durch ein einzelnes Wort oder durch Stillschweigen. Sie haben also hierdurch nicht den geringsten Antheil an der Staatsverwaltung oder Gesetzgebung erworben. Und so geht aus diesem vielbedeutenden Beispiel klar hervor, daß die Grandenwürde einzig und allein in einer ceremoniellen Rangverherrlichung besteht, ihr ganzes Wesen ist nur Prä-Eminenz, Prärogativ, Ehre und Auszeichnung, privilegirte Umgebung und Zierde des Thrones.

Seit den sogenannten katholischen Königen ist kein König von Spanien gekrönt worden, keiner hat eine königliche Kleidung, ein besondres Königshabit getragen. Die katholischen Könige, das heißt: Ferdinand und Isabelle, waren gekrönt worden, und ebenso alle die mancherlei Könige, welche vorher in Spanien regiert hatten. Ich finde nirgends eine Nachricht, daß die ricos-hombres bei diesen Gelegenheiten auf eine ihrer Würde ausschließlich eigene Weise bekleidet oder mit ihnen besonders zugetheilten Verrichtungen beauftragt gewesen wären. Diese Königreiche waren klein, ihre Macht war gering, sie lagen immer unter sich und mit den Mauren im Streit; es ist wahrscheinlich, daß Alles hierin sehr einfach und auf dem Kriegsfuß geschah. Wie dem aber auch sein möge, seitdem unter Karl V. der Name und die Würde der Granden den früheren Bestand der ricos-hombres vernichtet hat, ist für die Granden bei keiner Ceremonie und Gelegenheit eine besondre Tracht üblich gewesen, und ebenso wenig für die Könige von Spanien.

Sonderbar ist es, daß bei aller ihrer Größe und Würde die Granden von Spanien sich oft um Aemter bemühen, wie man es gar nicht

glauben sollte, und welche sie zu gar nichts führen können. Manchmal üben sie dieselben dann in eigner Person aus, manchmal lassen sie dieselben durch Stellvertreter verwalten; einige nehmen sie blos wegen der damit verknüpften Ehre. Diese Aemter sind unter andern Namen nichts als Schöffensitze in Städten, die sie mit kleinen Edelleuten, ja mit Bürgern theilen. Manchmal sind zwei oder drei Granden, und zwar von den allervornehmsten, Schöffen in derselben Stadt. Ganz kleine Städtchen übertragen ihnen zuweilen diese wunderliche Ehre, und sie schlagen sie nicht aus.

Ich darf diesen interessanten Gegenstand nicht verlassen, ohne eine noch gar eigene und wenig lobenswerthe Seite desselben zu berühren. Es ist nämlich nichts Unerhörtes, nichts Neues, daß die Grandezza für Geld vergeben wird. Solcher Handel ist mehr als einmal und unter mehr als einer Regierung vorgekommen. Ich habe in Spanien manchen Grand gesehen, der es auf diesem Wege geworden ist. Wenn es geschieht, so macht man dabei wenig Umstände. Es wird dabei nichts verschleiert noch maskirt; man handelt darum, und wird über den Preis einig; dieser Preis ist sehr hoch; das Geld wandert in die königliche Kasse, und sobald die Zahlung geleistet ist, wird die Grandezza verliehen. Es giebt solche Granden von sehr vornehmer Race, aber die, welche ich davon kenne, sind keine Spanier, sondern Ausländer.

Die Zahl der Granden — auch blos derjenigen, die in Spanien selbst sind, ist größer als die Zahl der Herzöge in Frankreich. Dazu kommen nun noch die Granden in Italien und in den Niederlanden, deren schon vor Philipp V. sehr viele waren und seit seiner Regierung noch mehrere geworden sind. Auch bleibt die Zahl so ziemlich immer die nämliche, weil die Succession in's Unendliche fortgeht durch Vererbung auf die weiblichen Linien. Sie nimmt nur dadurch ab, wenn mehrere Grandezzas durch Erbgang in einer Person zusammenfallen. So hat der Herzog von Medina-Celi ihrer siebenzehn alle auf seinen Kopf vereinigt, und von ihm gehen sie wieder auf einen Kopf über. Ob ein Grand aber nur eine Grandezza oder deren mehrere habe, das ist ganz einerlei, er hat deshalb keine Art von Vorrang anzusprechen.

[Hierauf folgt eine sehr weitläufige Abhandlung über den Unterschied zwischen den französischen Herzögen und spanischen Granden, welche hier nicht her gehört. Das Resultat ist: die Stellung der fran-

zösischen Herzöge, vollends der Pairs von Frankreich hat unendlich viel mehr Bedeutung, Gewicht, Unabhängigkeit als die spanische Grandezza, welche in Staatsangelegenheiten ganz nichtig, durchaus in der Hand des Königs liegend, sogar käuflich ist und hinsichtlich ihrer Thätigkeit blos auf Ceremonien- und Etikette-Sachen angewiesen ist. — Den spanischen Granden kann nur ein einziger Vorzug eingeräumt werden: der Rang und die Ehrenrechte, welche ihre ältesten Söhne und deren Frauen genießen.]

Ich gebe nun ein Verzeichniß derjenigen, welche Granden waren, als ich Spanien verließ — mit ihren Familiennamen und Häusern. Die Zahl neben den Namen zeigt die mehreren auf einem Haupt ruhenden Grandezza's an. Da das Geheimniß, in welche sie ihre verschiedenen Classen und ihren Alters-Vorrang einhüllen, sie nöthigt, unter einander zu gehen und zu sitzen, wie sie gerade kommen, und da die Titel Herzog, Marquis, Graf in dem Grade gleich gelten, daß z. B. der Marquis von Villena immer diesen Titel anstatt den: Herzog von Escalone führt, was er auch ist [er prätendirt, der erste Marquis von Castilien zu sein, was aber auch weiter keinen Vorzug oder Vortheil giebt], so habe ich keine andre als die alphabetische Ordnung wählen können. Noch muß ich bemerken, daß die allgemeine Meinung in Spanien, auf Tradition und Notorietät beruhend, eine erste Reihe von Granden annimmt, nämlich diejenigen, welche fast unmerklich übergangsweise aus ricos-hombres zur Zeit Karls V. Granden geworden sind. Aber diese erste Reihe hat keine Art von Vorzug vor irgend einem der später gewordenen Granden. Deshalb bringe ich sie in meinem zweiten Verzeichniß wieder.

Castilien.

Herzöge.

Medina Celi.
Escalone.
Infantado.
Albuquerque.
Alba.
Bejar.
Arcos.

Marquis.

Villena.
Astorga.

Grafen.

Benavente.
Lemos.

Aragon.

Herzöge.

Segorbia.
Montalto.

Marquis.

Agtone.

Manche fügen noch hinzu:

Herzöge.	Marquis.		
Medina Sidonia.	Aguilar.		Diese fünf gehören in Wahrheit so durchaus zu den größten und vornehmsten Herren, daß man ihnen die vollkommenste Gleichheit mit den übrigen unmöglich bestreiten kann.
Nojara.			
Frias, Connetable		erblich.	
Medina da Rioseco, Admiral			

Spanische Granden, die ich in Spanien fand während meines dortigen Aufenthalts — 1722.

Herzöge.

Abrantes — ist Alencastro — s. Linares.

Alba — ist Toledo. — Johann II. von Castilien machte 1430 die Stadt Alba unter dem Titel Grafschaft zum Geschenk an Guttiére-Gomez von Toledo, Bischof von Palencia, dann Erzbischof von Sevilla, endlich von Toledo. Er vermachte sie an seinen Neffen Fernando Alvarez von Toledo, dessen Sohn Garcia Alvarez von Toledo im Jahr 1469 durch die katholischen Könige (Ferdinand und Isabella) zum Herzog von Alba ernannt wurde. Dieser erste Herzog war der Urgroßvater jenes Herzogs von Alba, der sich nur zu berühmt gemacht hat durch seine Grausamkeiten in den Niederlanden; kurz vor seinem Tode brachte er durch eine sehr leichte Eroberung noch Portugal an die spanische Krone. — Diese Toledo unterscheiden sich von den andern Toledo durch ihren Vornamen Alvarez.

Albuquerque — Bertrand la Cueva. — Heinrich IV., König von Castilien, schenkte den Landstrich Albuquerque im castilischen Estremadura 1464 an Bertrand de la Cueva und erhob Albuquerque zum Herzogthum für ihn, welcher damals Graf von Ledesma war; seine männliche Nachkommenschaft starb im 15. Jahrhundert aus. Maria de la Cueva als Erbin brachte das Herzogthum Albuquerque als Heirathsgut an einen Franzosen, Namens Hugues Bertrand, welcher den Namen und das Wappen der de la Cueva annahm. Von ihm stammt das heutige Haus ab.

Del Arco — Manrique de Lara. — Sein Vermögen war gering; und daher war es für ihn ein Glücksfall, daß Philipp V. bei seiner Ankunft in Spanien ihn zum Mayordomo ernannte. Nachher wurde er Oberstallmeister. Auf einer Jagd schoß der König einen Eber an; die

wüthende Bestie rannte auf den König los und hätte ihn umgebracht, wenn Don Alonzo Manrique nicht dazwischen sprang und den Keiler niederstieß. Auf einer andern Jagd ritt er im Galopp neben dem König und der Königin; sie stürzte vom Pferd und blieb mit dem Fuß im Bügel hängen. Don Alonzo warf sich von seinem Pferde, lief hinzu und machte den Fuß der Königin los, die schon geschleift wurde. Kaum hatte er sie befreit aus der Todesgefahr, so saß er wieder auf und jagte in sausender Hast nach dem ersten Kloster, um dort ein Asyl zu suchen. — Wer die Königin an ihrem Leibe berührt, verfällt in die Strafe den Kopf zu verlieren. — Es läßt sich denken, daß ihm die Strafe geschenkt und großes Lob ertheilt wurde. Der König bewog den Herzog von Mirandola sein Amt als Oberstallmeister niederzulegen, und gab es an Don Alonzo Manrique, den er zum Herzog von Arco und zum Granden machte.

6. Arcos — Ponce de Léon. — Jacob II., König von Castilien, hatte die Grafschaft Medelin an Peter Ponce de Léon geschenkt zur Belohnung seiner Dienste gegen die Mauren; im Jahr 1440 gab er ihm die Grafschaft Arcos in Andalusien. Dies Haus leitet seine Abstammung von den alten Grafen von Toulouse her. — Sein Enkel, Rodrigue, dritter Graf von Arcos, wurde 1484 von den katholischen Königen zum Marquis von Arcos und Herzog von Cadix erhoben. Nachher nahmen sie Cadix wieder zurück, ernannten ihn zum Herzog von Arcos und gaben ihm für Cadix große Güter. Der, welchen ich in Madrid sehr genau gekannt habe, war der siebente Herzog von Arcos — auf den sich Titel und Güter immer von Mann zu Mann vererbt hatten.

Aremberg — Ligne — war in Flandern, dem Hause Oesterreich dienend.

Arion — Sotomayor y Zuniga. — Von diesem Hause weiter unten bei Bejar.

Atri — Aquaviva — Neapolitaner, Bruder des Cardinals, Capitän der italienischen Compagnie in der Leibwache.

Atrisco — Sarmiento. —

Bannos — Ponce de Léon. — Bruder des Herzogs von Arcos.

Bejar — Sotomayor y Zuniga. — Die katholischen Könige errichteten diese Besitzung in Estremadura 1488 für Alvar de Zuniga, zweiten Grafen von Placencia, und seit 1460 Herzog von Arevalo — nachher legten sie diesen Titel auf Placencia, endlich auf Bejar, indem sie Arevalo und Placencia wieder an die Krone zogen. Die Nichte des

zweiten Herzogs von Bejar erbte und brachte Bejar als Heirathsgut 1533 an Franz von Sotomayor, fünften Grafen von Bel-Alcazar, dessen Sohn, den Namen Zuniga zum seinigen hinzufügend, vierter Herzog von Bejar gewesen. Der Herzog von Bejar, welchen ich gekannt, war der zwölfte dieses Namens. — Er hatte seit seinem sechsten Jahre (ein gewiß einziger Fall!) das goldene Vließ, welches ihm von seinem Vater überkommen war. Dieser blieb in der Belagerung von Ofen 1686 — als Volontair. Der Kaiser zeigte ein ganz besondres Wohlwollen für den Sohn in Bewilligung dieser beispiellosen Gnade.

Berwick — Fitz-James — natürlicher Sohn von Jacob II., König von England (damals noch Herzog von York), und der Schwester des Herzogs von Marlborough —, s. weiter unten Liria.

Bournonville. — Dies Haus ist aus der Gegend von Boulogne, wo das Gut dieses Namens liegt — bekannt seit 1070, lange Zeit französisch, dann nach Flandern übergesiedelt. — Michel Joseph Bournonville, Baron von Capras, machte seinen Weg im spanischen Dienst in den flandrischen Kriegen; hauptsächlich durch Maitressen-Protection — wurde Generallieutenant und 1710, durch den Kurfürsten von Bayern, Ritter vom goldenen Vließ. In Spanien hing er sich an die Prinzeß Ursini, sie empfahl ihn dem König so angelegentlich, daß er 1715 Grand von Spanien und Capitän der wallonischen Compagnie von der Leibwache wurde; er nahm den Titel Herzog von Bournonville an und erhielt auch den Kammerherrnschlüssel, 1726 Ambassadeur in Wien.

Doria — eines der vier ersten Häuser von Genua.

Estrées — Franzose.

Frias — Velasco — in Castilien, bei Burgos. — Herzogthum von den katholischen Königen errichtet für Bernandin Fernandés de Velasco, Grafen von Haro, Connetable von Castilien —, in ihrem Hause eine Erbwürde; — ebenso Admiral von Castilien. Früher hatten beide Würden die ihnen zugehörigen Rechte, Vorzüge und Functionen. Durch ihre Erblichkeit aber verloren sie alle Bedeutung und wurden leere Titel, welche Philipp V. vor einigen Jahren unterdrückte. — Dies sehr vornehme Haus stammt ab von Johann de Velasco, rico-hombre, Herr von Bibiesco und Pomar vor 1400.

Gandia — Llancol, genannt Borgia — im Königreich Valencia, nah am Meer.— Alphons Borgia, Cardinal 1445, wurde 1455 Papst; Calixt III. starb 1458. Seine Schwester, verheirathet mit

Geoffroy Llancol aus einem alten Hause von Valencia, hatte zwei Söhne, denen Calixt Namen und Wappen von Borgia gab. P. L. Borgia, Präfect von Rom und Rodrigués Borgia, Papst unter dem Namen Alexander VI. — Mit Venosa, der Frau des Römers Dominico Arimano, hatte er vier Söhne — Peter Ludwig Borgia, im Jahr 1485 Herzog von Gandia, Cesar Borgia, Herzog von Valentinois, das berühmte Ungeheuer an Verbrechen, Johann Borgia, welcher seinem ältesten Bruder im Herzogthum Gandia succedirte und seine Braut heirathete; endlich Gottfried Borgia, Fürst von Esquillace. Cesar ließ seinen Bruder Johann ermorden und in die Tiber werfen; doch blieb von diesem ein Sohn, Johann II. Borgia, Herzog von Gandia, der hatte mit einer natürlichen Tochter des Königs Ferdinand von Aragon einen Sohn, Franz Borgia, Jesuit, Ordensgeneral, gestorben 1572, hundert Jahre nachher canonisirt. Der Herzog von Gandia, den ich in Spanien gesehen, war der dreizehnte, ein höchst unbedeutender junger Mann.

Giovenazzo — del Giudice. — Genueser, nach Neapel verpflanzt. Der Herzog von Giovenazzo, Vater des berühmten Fürsten Cellamare, Ambassadeurs in Frankreich, etablirte sich in Spanien, wo er zu großem Ansehen gelangte. Karl II. machte ihn zum Grand, aber nur für drei Generationen.

Gravina — Ursini, in Neapel und Rom. — Die Prinzeß Ursini verschaffte die Grandezza dem Herzog von Gravina, Neffen des Papstes Benedict XIII.

Havrech — Croï in Flandern. — Philipp III. gab die Herzogswürde an Karl Alexander von Croï, aus dem Hause Arschot — er ward Staatsrath (d. h. Minister), Ober-Intendant der Finanzen in den Niederlanden, Ritter vom goldenen Vließ und Grand von Spanien — erschossen 1624 in seinem Hause zu Brüssel.

Hijar — Silva — alte Baronie in Aragon, nachher Herzogthum, durch Tochter auf Tochter in verschiedene Häuser gekommen — endlich von Rodrigue de Silva y Sarmiento y Villandrado, Grafen von Salinas und Ribadaneo, zweiten Marquis d'Alenquer — gestorben als Staatsgefangener im Schloß zu Léon wegen seines Antheils an der Verschwörung von Padilla gegen Philipp IV. Von seiner Enkelin kamen Güter und Grandezza 1688 als Heirathsgut an ihren Vetter, Friedrich von Silva y Portugal —, Marquis d'Oranit — dessen Enkel, den achten Herzog von Hijar, ich in Spanien gekannt habe.

Infantado — Silva. — Die Errichtung datirt von 1475 unter

den katholischen Königen. — Pastrana, Gut in Castilien, ward mit andern 1572 von Gaspard Mendoza an den Fürsten Eboli verkauft, und zu Herzogthum und Grandezza erhoben durch Philipp II., welcher den Fürsten 1568 zum Grand von Spanien und Herzog d'Estremera gemacht hatte. — Von der Zeit an zog er den Titel Herzog von Pastrana vor und gab Estremera auf. Er hatte mehrere Kinder, von ihnen stammen außer den Herzögen von Pastrana, die Grafen von Salinas, Herzöge Hijar und Marquis d'Oranit, Eliseda und Aguilar ab. — Ein Roderic de Silva, fünfter Herzog von Pastrana, wurde durch seine Frau Herzog von Infantado und Lerma.

Licera — y Aragon.

Linarés — Alencastro. — Linarés in Portugal, zur Grafschaft erhoben durch den König Emanuel für Anton Norona aus dem königl. Hause von Castilien. Eine Erbtochter heirathete einen andern Norona, dessen Sohn zum Herzog von Linarés ernannt wurde von Johann IV. von Portugal. — Der Sohn des Herzogs Grand von Spanien durch Karl II. Mancherlei Vererbungen brachten das Herzogthum und die Grandezza an den Bischof von Cuença, welcher jenen Titel annahm. Als ich aus Spanien wegreisete, hatte er die Cobertura noch nicht gemacht. Er wollte sie in der Bischofsmütze machen, das wollten die andern Granden nicht leiden, sondern verlangten, daß er einen Hut nehme. Ueber diesen Streit, der sehr lange dauerte und sehr ernsthaft geführt wurde, ging ich fort und habe nicht gehört, ob die Mütze oder der Hut den Sieg davon getragen.

Liria, einziger Sohn aus der ersten Ehe des Herzogs von Berwick, welcher bekanntlich in unsrer Armee vom Volontair bald zum Generallieutenant emporstieg und in Spanien das Obercommando erhielt. — Als er Herzog und Pair in Frankreich wurde, sollte sein ältester Sohn hiervon ausgeschlossen bleiben, weil er die Wiederherstellung der Stuarts in England hoffte und dann diesem Sohn die Succession in seine dortigen Würden und Güter zudachte. — Nachher wurde er Grand von Spanien, nun gab er jene weiten und immer mehr hinschwindenden Aussichten auf, und bestimmte den Sohn für seine spanische Grandezza, mit welcher Philipp V. zugleich die Herzogthümer Liria und Quirica verbunden hatte. Vater und Sohn wurden zugleich Granden, was bis dahin nie gesehen worden war. Der Sohn nahm den Titel Herzog von Liria an, wurde Generallieutenant — war ein unternehmender Charakter, ein geistreicher vielgebildeter Mann, der sich vorzüglich im

Besitz großer Sprachkenntniß hervorthat. Latein, Französisch, Spanisch, Englisch, Schottisch, Irländisch, Deutsch und Russisch war ihm Alles gleich geläufig — er sprach Alles wie ein Landeseingeborner. Dabei liebte er großes, reiches Leben und den Glanz der Höfe. Die monotone dumpfe Existenz in Spanien war ihm unausstehlich. — Er kam als Ambassadeur nach Rußland, mit dem Auftrag, unterwegs auch Geschäfte der Krone in Wien zu besorgen. In Petersburg machte er sich so angenehm, daß die Kaiserin ihm in einer Anwandlung gnädiger Laune eines Tages plötzlich die Kette des Andreas-Ordens über die Schultern warf. — Nachher verweilte er lange in Paris, ging von da nach Rom, zum König von England (Jacob III.), endlich ist er in Neapel gestorben — ein seltener, interessanter, ausgezeichneter Mann, der Stolz seiner Freunde und eine Zierde der Gesellschaft.

Medina Celi — Figuerroa y la Cerda. — Großes Haus von merkwürdigem Ursprung. König Alfons X. von Castilien, der Astrolog genannt wegen seiner Neigung zu mathematischen und astronomischen Studien, Urheber jener berühmten Alfonsischen Tafeln, die er unter seinen Augen verfertigen ließ, hatte zwei Söhne von seiner Gemahlin Yolanta von Aragon; Ferdinand (Schwiegersohn von Ludwig dem Heiligen) und Sancho den Tapfern. Ferdinand starb 1275, neun Jahre vor seinem Vater und hinterließ zwei Söhne, Alfons und Ferdinand, die in der Folge den Namen de la Cerda annahmen. Warum? habe ich nicht herausbringen können. — Alfons X. war unter dem Namen el Sabio (der Weise) so berühmt geworden, daß die deutschen Fürsten ihm die erledigte Kaiserkrone anboten. Indem er sich zur Annahme nicht entschließen konnte, dann aber doch wieder diese Ansprüche verfolgte, zugleich aber die Gelegenheit, sie geltend zu machen, über seinen Studien versäumte, wuchsen Adel und Mauren ihm über den Kopf. Sein eigener Sohn Sancho stieß ihn vom Thron. — Der eine von seinen Neffen, Alfons de la Cerda, suchte nachher das Königreich dem Usurpator wieder abzuringen, aber es mißlang; er mußte nach Frankreich flüchten, wo Karl der Schöne ihn zum Statthalter von Languedoc ernannte. Von seiner Gemahlin Mahaud Dame de Lünet hatte er einen Sohn, bekannt als „Fürst der glückseligen Inseln". Von diesem stammen die Medina Celi ab. Sein Name war Luis de la Cerda. Papst Clemens VI. schenkte ihm diese glückseligen Inseln und krönte ihn 1344 zu Avignon. Unter diesem Namen verstand man die Canarischen Inseln — welche aber nur noch als eine Sage existirten; er beschloß,

nach dem von Genua und Venedig gegebenen Beispiel, auf ihre wirkliche Entdeckung auszugehen, konnte aber dies Vorhaben, obgleich er Admiral von Frankreich war, nicht ausführen. Von seiner Gemahlin Leonor de Gusman, Dame vom Hafen Santa Maria bei Cadix, hatte er nur eine Tochter, Isabella de la Cerda, Dame von Medina-Celi und von Santa Maria, Gemahlin von Roderic Alvarés von Asturien, in kinderloser Ehe. Nach Roderics Tode heirathete sie den natürlichen Sohn des Grafen Gaston Phoebus, Grafen von Foix und Bigorre; dieser glückliche Bastard — Bernard war sein Name — gewann also durch eine Heirath, an welche er eigentlich nie hätte denken können und sollen, ein so unerhörtes Glück und wurde Graf von Medina Celi. Er führte die Namen de la Cerda, und in seines Schildes erstem und viertem Felde das Wappen von Castilien und Leon getheilt, im zweiten und dritten die Lilien von Frankreich; seine Gemahlin stammte von jenem Alfons X. und Ludwig dem Heiligen ab, und war also zu diesem Wappen berechtigt, welches sie nach spanischem Gebrauch oder eigentlich Mißbrauch, auf diesen Gemahl Bastard übertrug. Im Jahre 1491 wurde sein Urenkel, der vierte Graf von Cerda, Louis II. von den katholischen Königen zum Herzog von Medina Celi ernannt. — Mit dem achten Herzog von Medina-Celi, dessen Ehe (1678) mit der Tochter des Herzogs von Ossuña kinderlos blieb, endigte der Mannsstamm dieser glücklichen Bastarde von Foix. Seine älteste Schwester erbte alle in dieses Haus gekommenen Grandezza's und brachte sie als Heirathsgut ihrem Gemahl dem Marquis von Priego zu, welcher auch Herzog von Feria und so doppelter Grand von Spanien war. Diese Priego stammen ab von Laurens II. Suares de Figuerroa; so sind diese Namen zusammengekommen und finden sich vereinigt in dem Sohne oben erwähnter Erbtochter, die ich in Spanien gekannt habe, als Emanuel Figuerroa de Cordova y de la Cerda, Marquis von Priego, Herzog von Feria und Medina-Celi.

[Diese Verwandtschaften und Erbgänge werden vom Herzog von S. Simon auf acht Seiten mit heraldischer und diplomatischer Genauigkeit auseinander gesetzt.]

Medina da Rioseco — Henriques y Cabrera. —

Medina-Sidonia — Gusman. — Das erste Herzogthum von Castilien — die ältesten Besitzer sind ausgestorben — es liegt in Andalusien gegen die Meerenge von Gibraltar. Johann II., König von Castilien, hatte es an J. Gusman, Großmeister vom Calatrava-Orden,

gegeben — es fiel an Heinrich Gusman zweiten Grafen von Niebla — dessen ältester Sohn — Juan Alfons Gusman 1455 auch von Johann II. zum Herzog von Medina-Sidonia gemacht wurde; aber nur für seine Person. König Heinrich IV. jedoch erstreckte 1460 die Herzogswürde nicht nur auf seine legitime — sondern in deren Ermangelung sogar auf seine illegitime Nachkommenschaft. — Das schmeckt doch entsetzlich nach Afrika und heidnischer Mauren-Wirthschaft! — Das Haus Gusman ist eines der ältesten größten und glänzendsten in Spanien, und steht hoch seit dem zehnten Jahrhundert. Oben ist gesprochen von jenem Herzog von Medina Sidonia, welcher die Golilla nicht ablegen wollte, und deshalb seine Cobertura nicht machte. Er war der Sohn des Oberstallmeisters und Ritters vom heil. Geist-Orden, der beim Testament Karls II. und der Ankunft Philipps V. in Spanien eine große Figur machte. Diesen Sohn habe ich nirgends gesehen.

Sanct Michael — Gravina — eines der größten Häuser in Sicilien, wo es sich durch Bestrebungen für Philipp V. tief in Schulden gestürzt hatte. Zur Belohnung wurde ihm die Grandezza ertheilt. Der Herzog kam zu meiner Zeit nach Madrid, um seine Cobertura zu machen, er gelangte aber nicht dazu, weil er die Mediannata und die andern Kosten nicht bezahlen und eben so wenig deren Erlassung oder Verminderung bewirken konnte. — So ist es mit der Dankbarkeit der Könige und Fürsten bestellt! — Er war ein alter ehrenwerther, sehr geachteter Mann, aber das Traurige seiner Lage verdammte ihn zu einer dunkeln Zurückgezogenheit.

Mirandola — Pico — Altes Haus in Italien, wo es fast den Souverainen gleich stand — bekannt seit 1300 durch Fr. Pico de Mirandola, Reichsvicar*). Alexander Graf von Mirandola und Concordia wurde 1619 vom Kaiser Ferdinand II. zum Herzog ernannt. — Der Kaiser Leopold fand ihre reichen Besitzungen sehr nach seinem Geschmack und hat sie derselben beraubt. Seitdem haben sie alle ihre Hoffnungen auf Wiederherstellung in Italien aufgegeben und sich ganz in Spanien niedergelassen.

Monteillano — Solis — Eines von den Häusern, die sich, wie wir es auch in Frankreich sehen, zu einem großen Glücksstande hinaufgearbeitet haben. Es gehört ganz der Classe an, die wir „de robe“

---

*) Fr. Pico und sein Bruder Johann wurden Grafen von Concordia 1414 — Ernennung vom Kaiser Sigismund.

bezeichnen. — Gouverneur im Rath von Castilien, Grand von Spanien und Herzog von Monteillano durch Karl II. Mir kommt es vor, als hätte das Geld bei der Erwerbung dieser Grandezza eine bedeutende Rolle gespielt. Karl II. war immer in Verlegenheit und nahm gern, wo er nur konnte.

2. Monteléon-Pignatelli — eine der größten Familien mit lauter vornehmen Verwandten im Königreich Neapel. — Hector Pignatelli, vierter Herzog von Monteléon, Vicekönig von Catalonien, wurde durch Philipp III. 1613 Grand von Spanien. — Sein jüngster Sohn Nicolas Pignatelli, Vicekönig von Sardinien und Ritter vom goldenen Vließ, heirathete die Erbtochter des siebenten Herzogs von Monteléon und wurde dadurch achter Herzog von Monteléon und Terranova, wovon die Mutter ihres Vaters Erbin war — so ward er Grand von Spanien. Er war es, der als ältester Vließ-Ritter in Spanien dem König Philipp V. bei seiner Ankunft die Ordenskette in feierlicher Ceremonie umhängte.

Mortemart — Rochechouart — Franzose, Herzog und Pair — Es ist eigentlich die Grandezza des Herzogs von Beauvilliers, welche dieser, ehemaliger Gouverneur Philipps V., von diesem bei seiner Ankunft in Spanien erhielt — durch Heirath seiner einzigen Erbtochter kam sie an den Herzog von Mortemart.

Nagora — Osorio y Mascoso — Herzogthum, errichtet von den katholischen Königen 1482 für Peter Manrique Lara den Tapfern, zweiten Grafen von Trevigno und zehnten Herrn von Amusco. Diese Grandezza ist durch Erbtöchter nach und nach in fünf verschiedene Häuser gekommen.

Nevers — Mancini. — Sein Vater, ein Neffe des Cardinal Mazarin, wurde Herzog „à brevet.“ Da er das Enregistrement seiner Ernennungsurkunde nicht erlangen konnte, und also der Uebergang des Herzogtitels auf seinen Sohn in Zweifel stand, suchte er eine Grandezza, in welche dieser hinein heirathen könnte. Diese fand sich bei Maria Antonia Spinola, Erbtochter des Generallieutenants Spinola, der sich für Geld 1677 vom Kaiser Leopold zum Reichsfürsten und wieder für Geld vom König Karl II. zum Grand von Spanien hatte creiren lassen. Beide Herren machten in ihren Finanznöthen oft dergleichen Geschäfte.

Noailles. Durch den Einfluß seiner Familie und die Gunst der Madame Maintenon, deren Nichte er geheirathet hatte, wurde es ihm

leicht in Spanien zu erhalten, was er wünschte, und so ließ er sich denn auch zum Granden machen.

Ossuna — Acuña y Tellez — Giron — Das Haus Acuña, zahlreich verzweigt in Spanien wie in Portugal, und das Haus Silva leiten sich ab im Mannsstamm von Fruela, König von Leon, Asturien und Galicien und zwar durch den rico-hombre Pelagius Pelaez, von dem das ganze Haus Silva herstammt und Ferdinand Paez, welcher zuerst den Namen Acuña annahm; Alphons I., König von Portugal, hatte ihm den Ort Acuña-Alta geschenkt, und die ganze Nachkommenschaft nannte sich nach ihm. Martin Vasquez de Acuña, der siebente nach jenem Ferdinand, heirathete 1) Teresa, Erbtochter von Alphons Tellez-Giron; von ihr hatte er einen Sohn, der den Namen Tellez-Giron führte; 2) eine Erbtochter aus dem Hause Pacheco — davon zwei Söhne — der älteste Juan, das Haupt der Familie Acuña-Pacheco, Herzog von Escalone, der zweite, Peter, Großmeister vom Calatrava-Orden, Haupt der zweiten Linie: Acuña-Tellez-Giron, Herzog von Ossuna.

Saint-Pierre — Spinola — Genueser. Eines der vier großen Häuser von Genua. — Obgleich von Hause aus vornehm genug und zu allen Ehren geeignet, so hat Franz Maria Spinola, Herzog von Saint Pierre [Schwiegersohn von Philipp Anton Spinola, viertem Marquis von Balbaez, Grand von Spanien und General der spanischen Truppen in Mailand] sich doch bewogen gefunden, die Grandezza zu kaufen von Karl II. (1675) — so kaufte er auch das Fürstenthum Piombino, welches aber der Kaiser sich zueignete, ohne ihn zu entschädigen. Dagegen suchte er Schutz an den Höfen von Frankreich und Spanien. In Paris heirathete er die Schwester des Marquis Torcy. Sein Sohn wurde in Spanien Capitän, General und Grand nach seinem Vater. Er selbst, der in Paris nichts ausrichtete, zog in Italien und Deutschland herum, kam endlich nach Madrid, wurde Gouverneur von Don Carlos und Ritter vom heiligen Geistorden, starb 1727 in Madrid, sehr alt — war ein langer, blonder, hagerer Mann, sehr wohl gebaut, sehr vornehm aussehend, sehr grand seigneur.

Popoli — Cantelmi — Eines der besten Häuser von Neapel. Als Philipp V. den Thron bestieg, war der Cardinal Cantelmi, Erzbischof von Neapel, und sein Bruder der Herzog von Popoli, Großmeister der Artillerie — Der König Ludwig XIV. und sein Enkel, der König von Spanien, hatten alle Ursache mit diesen beiden Herren zufrie-

den zu sein. Der Herzog war ein schöner Mann, groß, vornehm, in Besitz und Uebung der feinsten Manieren — dabei voll Klugheit und Intrigue, ein Meister der Redekunst und auch der Kunst zu schweigen. Er wußte Alles zu seinem Vortheil zu richten und zu wenden, war hochmüthig von Natur und niederträchtig zum Uebelwerden, wo es ihm nützen konnte — ein Monstrum von Ehrsucht, dabei geizig, großprahlerisch, falsch, unzuverlässig, ein gefährlicher Mensch, der nur sein Emporkommen und sein Geld im Auge hatte. Diesem Zwecke opferte er alles Andre auf. — Von Paris ging er nach Spanien, wo er Capitän-General wurde. Als Philipp V. die bis dahin in Spanien nicht gewesene Leibwache nach dem Muster der in Frankreich bestehenden errichtete, gab er dem Herzog von Popoli die italienische Compagnie und bei dem oben erwähnten Streit über den banquillo in der königlichen Capelle machte der König diejenigen Garde-Capitäne, welche es noch nicht waren, zu Granden; bei dieser Gelegenheit auch den Herzog von Popoli.

Sessa — Folch-Cardonne — Dieses Herzogthum im Königreich Neapel ward von Ferdinand dem Katholischen an Don Gonzalvo von Cordova „den großen Capitän" geschenkt — seine Erbtochter brachte es als Heirathsgut an Fernandez von Cordova, Grafen von Cobra aus demselben Hause — ihren Sohn machte Philipp II. 1566 zum Herzog von Baëna, wobei er zugleich Herzog von Sessa war. — Seine älteste Tochter, kinderlose Wittwe von Alphons von Zuniga, Marquis von Gibraleon, übertrug beide Herzogthümer an Antonio Folch von Cardona, abstammend vom ersten Grafen von Cardona und zweitem Herzog von Somma im Königreich Neapel.

Saint Simon. — Zugleich mit dem Vater hatte auch der Sohn die Grandezza — er erhielt sie 1721, während er sich bei der Ambassade seines Vaters in Madrid befand, und machte da seine Cobertura.

Solfarino — Gonzaga. — Ein armer jüngerer Sohn aus dem Hause Castiglione, heruntergekommen durch die italienischen Kriege, ging nach Paris, um da sein Glück zu versuchen, und hing sich dort an den Herzog von Alba, spanischen Ambassadeur. Nach dem Tode desselben heirathete er seine Wittwe, und damit er gegen ihren Rang nicht zu sehr wegfiele, machte der König ihn zum Granden. — In Madrid ging es ihm besser als in Versailles, wo ihn kein Mensch angesehen hatte, obgleich er allen Leuten in den Weg lief.

Tursis — Doria. — Diese Herzöge von Tursis, zu einer von den vier großen genuesischen Häusern gehörend, haben sich lange geltend

gemacht durch eine Escadre von Galeeren, die sie auf ihre Kosten hielten und oft den Königen von Spanien sehr erwünscht zu Diensten stellten.

Veragua — Portugal y Colomb — Herzogthum und Grandezza, errichtet 1537 durch Karl V. für Diego Colomb, zweiten Großadmiral und Vicekönig von Indien und andern durch seinen berühmten Vater, den ersten Großadmiral, entdeckten Ländern. Philipp II. tauschte Veragua ein gegen Vega auf der Insel Jamaica und bekleidete Vega mit denselben Titeln und Ehren, die durch seinen Vater auf Veragua gelegt waren. Doch haben Ludwig Colomb (Diego's Sohn) und seine Nachfolger immer den Titel geführt: Herzog von Veragua und Vega, Herr von Jamaica — den letztern Zusatz, man weiß nicht woher. Die Erbschaft von Ludwig Colomb ward von seinen Schwestern Maria und Isabella angesprochen und zuletzt dem Enkel von Isabella zuerkannt. — Nunez von Portugal y Colomb, vierter Herzog von Veragua — Vater von Alvarez dem Fünften und Großvater von Peter Emanuel dem Sechsten, Herzog von Veragua, Ritter vom goldnen Vließ, Vicekönig von Galizien, Valencia und Sicilien.

Villars. — Der Marschall Villars hat niemals dem König von Spanien gedient, nie mit ihm in irgend einer Beziehung gestanden; dennoch wurde er im Anfang der Regentschaft Grand von Spanien zu Jedermanns Erstaunen. Niemand begriff, wofür? — Meines Erachtens hat er sich die Grandezza durch seine Prahlereien und Aufschneidereien erschlichen, und geglaubt, dadurch eine Herrlichkeit zu erlangen, die ihm doch zu nichts half. Ebenso hat er sich Mühe genug gegeben, Reichsfürst zu werden. Wo es Reichthümer und Ehrenstellen einzusäckeln galt, war er immer bei der Hand.

Uzeda — Acuña Pacheco Tellez Giron — in Castilien, zum Herzogthum errichtet durch Philipp II. für Christoph de Sandoval y Roxas, ältesten Sohn des Herzogs von Lerma, seinen Premier-Minister, nachher Cardinal, Christoph hinterließ einen Sohn, den zweiten Herzog von Uzeda, der 1635 in Flandern starb. — Die älteste Tochter desselben brachte das Herzogthum Lerma und andere Güter an ihren Gemahl Louis Ramon Folch, sechsten Herzog von Cardonne und Segorbia, und die jüngste brachte das Herzogthum Uzeda 1645 an Gaspard d'Acuña Tellez Giron, fünften Herzog von Ossuna, mit dem sie nur Töchter hatte — die älteste heirathete 1677 J. Fr. d'Acuña — Pacheco Tellez Giron, Grafen von Montalvon, der nun der dritte Herzog von

Uzeda wurde. Er war, als Philipp V. den spanischen Thron bestieg, Ambassadeur in Rom, und betrug sich anfangs so gut, daß er einer der fünf ersten Spanier war, dem Ludwig XIV. den heiligen Geistorden verlieh. Als aber die Sachen in Italien schlecht gingen, legte er die Ambassadeurstelle nieder, und schickte den heil. Geistorden zurück — eine schreckliche Sache, die bisher noch nie erlebt worden war! — Er nahm dagegen vom Erzherzog das goldene Vließ an, trieb sich lange in Italien umher, ohne bei der Partei, die er so ergriffen hatte, viel zu gelten. Endlich kam er nach Wien, lebte dort arm und verachtet, und so starb er auch.

Fürsten.

Bisignano — Sanct Severin — in Neapel; eines der größten Häuser, gegründet von Robert Guiscard, zur Belohnung für die ihm geleisteten Dienste. Luigi de San Severin, siebenter Graf von Saponara und sechster Fürst von Bisignano, geb. 1588, wurde Grand von Spanien und seine Nachkommen sind es noch.

Santo Buono — Carraccioli — ebenfalls ein großes neapolitanisches Haus, das seinen Ursprung in Griechenland hat und zur Zeit des griechischen Kaiserthums viel bedeutete. Matthias Carraccioli, vierter Fürst von Santo-Buono und zweiter Herzog von Castelsangro, Marquis von Buchiniaco und Graf von Nicastro, wurde zum Grand von Spanien ernannt. Der Vater dessen, den ich in Madrid gekannt habe; und dieser war Ambassadeur in Venedig und Vicekönig von Peru gewesen. — Nach seinem Tode sind seine Wittwe, Tochter des Herzogs von Bagnara in Neapel, und seine Kinder wieder nach Italien zurückgekehrt. Fremde werden in Spanien doch schwer einheimisch. Es gehören starke Bande dazu, um sie für immer dort zu fesseln.

Butera — Branciforte — in Neapel.

Cariati — Spinelli — in Neapel.

Chalais — Talleyrand. — Die Fürstin von Ursini hatte in erster Ehe zum Gemahl den Oheim dieses Fürsten von Chalais. Als sie nach ihrer zweiten Ehe mit dem Herzog von Bracciano, dem Aeltesten des Hauses Ursini — in Spanien regierte, ließ sie den Neffen ihres ersten Mannes, den sie sehr geliebt hatte, nach Spanien kommen und verhalf ihm zur Grandezza, ohne daß der König von Frankreich eingewilligt hatte. Der war darüber böse und erklärte, jener möge nur in

Spanien bleiben, er werde ihm nie erlauben, daß er seinen Grand in Frankreich geltend mache. — Zur Zeit des Regenten machte er viele Reisen nach Frankreich; endlich verließ er Spanien ganz, kam nach Paris und heirathete die Schwester des Herzogs von Mortemart. — Er machte heftige Jagd auf den Orden vom heiligen Geist, konnte ihn aber nicht erwischen. — Nachdem beide sich eine Weile in der Anbetung des Hofes berauscht hatten, ward er ihnen zuwider und sie zogen sich ganz von der Welt zurück.

Chimay — Hennin Liétard — aus Flandern. — Er und sein dritter Bruder zeichneten sich im Kriege aus und wurden beide General-Lieutenants im Dienste Philipps V. — Der Kurfürst von Baiern verschaffte ihm das goldne Vließ. — Während diese beiden in Spanien waren, nahm der zweite Bruder, Erzbischof von Mecheln, Theil an dem Aufstand in den Niederlanden. Dennoch wurde es nachher ein sehr frommer Cardinal. Der Fürst von Chimay wußte sich bei der Prinzeß von Ursini so gut zu insinuiren, daß sie ihm zur Grandezza verhalf. — Später ward er Schwiegersohn des Herzogs von Saint Simon.

Castiglione — Aquino — in Neapel — abstammend von lombardischen Herren, die bei dem Untergang des lombardischen Königreichs nach Neapel ausgewandert, dort große Güter und mehrere Städte an sich brachten. Seit Antenulph, Graf von Aquino und Herzog von Gaëta (1073), zählt dieses Haus sich zu den vornehmsten in Italien; die Kirche verdankt ihm den heiligen Thomas von Aquino. — Ein anderer Thomas, Fürst von Castiglione Fercoletto und San-Mongo, Herzog von Neocastro, Graf von Martorano, 1686 Schwiegersohn von Alessandro Pic, Herzog von Mirandola und Concordia, ward unter Karl II. Grand von Spanien; ebenso erhielt gleichfalls von Karl II. ein noch fernerer Thomas von Aquino, sechster Fürst von Castiglione, auch die Grandezza, 1699.

Colonna — in Rom. Seit beinahe 700 Jahren glänzt dieses mächtige Haus in Italien durch seine großen Besitzungen und Aemter, sowie durch seine vornehmen Verwandtschaften, mehrere Päpste, eine Menge Cardinäle und berühmte Männer, die in allen Kriegen und bedeutenden Ereignissen die ersten Rollen gespielt haben. Fabrice Colonna, Herzog von Paliano und Tagliacozzo war der erste aus diesem Hause Connetable des Königreichs Neapel, starb 1520 und seitdem blieb diese Würde erblich in der Familie Colonna. Lorenzo Onuphrio,

der siebente Connetable, erhielt das goldene Vließ und die Grandezza von Spanien, starb 1641.

Ligne — in Flandern.

Masserano — Ferrero — aus Vercelli, behaupten von dem großen berühmten Hause Acciajoli abzustammen, doch kennt man sie erst seit 1500, wo sie einen Cardinal, 1506 einen Bischof von Vercelli, 1517 wieder einen Cardinal, dann noch mehrere Bischöfe hatten. Der Neffe des ersten Cardinals ward Marquis. Verwandtschaft mit den Häusern Fiesco und Sforza Santa Fiora. Der zweite Marquis von Masserano ward Reichsfürst und Fürst von Masserano durch Protection des Herzogs Karl Emanuel von Savoyen, dessen uneheliche Tochter er heirathete. Sein Enkel, erst Marquis Crevecoeur genannt, nach seines Vaters Tode, Fürst von Masserano, wurde durch Protection der Prinzeß Ursini Grand von Spanien; Schwiegersohn des Fürsten Santo Buono, Capitän der italienischen Leibwache, Ritter vom goldnen Vließ. Sehr in Gunst beim König und auch bei der neuen Königin, selbst nach dem Sturz der Ursini. Ich habe ihn sehr genau gekannt. Er war ein liebenswürdiger Weltmann, klug, vom besten Ton, verschlagen, Manche hielten ihn für falsch; ich habe nichts davon gemerkt. Später machte er eine Reise nach Italien und Frankreich, wo wir uns des Wiedersehens freuten. Alle Herren und Damen vom Hof suchten seinen Umgang. Es war eine allgemeine Betrübniß, als er uns verließ.

Melfi — Doria — aus Genua.

Palagonia — Gravina — aus Sicilien.

Robecque — Montmorency. — Der zweite Fürst Robecque trat 1678 aus spanischem Dienst in französischen, wo er ein Regiment bekam. Sein ältester Sohn Marechal de Camp ging wieder aus französischem Dienst in spanischen, wurde unter Philipp V. General-Lieutenant, Ritter vom goldnen Vließ und 1713 Grand von Spanien.

Sermonetta — Gaëtano — aus Sicilien. Matthias Cajetan, 1200 General der Truppen des Bastards Manfred von Sicilien nahm von der Stadt Gaëta den Namen Gaëtano an — ohne alle Berechtigung. Sein Enkel war der Papst Bonifaz VIII.

Sulmone — Borghese von Siena — eine Familie von Advocaten und Rechtsgelehrten. Antonio Borghese hatte einen Sohn Camillo, Auditore della Camera Papale unter Clemens VIII., Cardinal 1594 mit 44 Jahren, Papst Paul V. mit 53 Jahren, starb 1621 im 68. Jahre. Ein fürchterlicher Papst, der seine Familie mit Gütern,

Titeln, Verwandtschaften und Reichthümern überhäufte. Er machte seinen Neffen zum Fürsten von Sulmona, verschaffte ihm die Grandezza und zur Frau die Tochter des Herzogs von Bracciano, Haupt des Hauses Ursini.

Surmia — Odescalchi — Innocenz XI. war der Sohn eines reichen Banquiers in Como und diente im kaiserlichen Heer. Nachher trat er in den geistlichen Stand, wurde durch das Geld seiner Familie und Protection der famosen Donna Olympia, Schwägerin des Papstes Innocenz X., im J. 1645 Cardinal. Papst im J. 1676. — Sein Neffe Odescalchi wurde durch den Kaiser Reichsfürst und durch Karl II. Grand von Spanien.

Vergessen habe ich noch:

Ottaïano — Medicis — jüngere Linie von den Großherzögen von Toscana — die einzige, welche von diesem Hause noch übrig ist — seit langer Zeit in Neapel etablirt — gehaßt von den Größherzögen, aber doch als Verwandtschaft anerkannt.

Alessandro Medicis, Erzbischof von Florenz 1574, Cardinal 1583 mit 48 Jahren, Papst Leo X. 1605 — hatte einen Neffen: Baron d' Ottaïano, seine beiden Söhne wurden Fürsten d' Ottaïano. Der jüngste von diesen hatte einen Sohn Joseph Medicis — 1700 durch Karl II. Grand von Spanien. Seine Nachkommen leben in Neapel: Fürsten d' Ottaïano, Herzöge von Sarno und Granden von Spanien — sind nie aus Neapel herausgekommen.

Ligne — Enkel des ersten Fürsten von Ligne, gefürstet vom Kaiser Rudolph III. 1601. — Ritter vom goldenen Vließ, (wie auch sein Vater, Großvater, Urgroßvater und Bruder) General der Cavallerie in den Niederlanden, spanischer Ambassadeur in England, Vicekönig von Sicilien, Generalgouverneur von Mailand, Grand von Spanien 1650 — Staatsrath (d. h. Minister) — gestorben 1679. — Die Grandezza ist bei seiner männlichen Nachkommenschaft geblieben.

Marquis.

Arizza — Palafox.

Ayetone — Moncada — die erste Baronie in Catalonien seit vierhundeet Jahren im Mannstamm vererbt. — Prätension ihrer Abstammung von einem Dapifer, Anführer französischer Hülfstruppen gegen die Saracenen 733 — dafür belehnt mit dem Landbesitz Moncada. Dies Haus hat auch Béarn und Bigorre besessen. Wilhelm Ramon

de Moncada, vermählt mit der Tochter des Königs Peter II. von Aragon, war Seneschal von Catalonien, erster Baron von Ayétone — Grandezza 1560 von Philipp II.

Los Balbagez — Spinola — eines von den vier genuesischen Häusern (der Herzog von S. Simon kennt nichts in Genua als diese vier Häuser: Doria, Spinola, Fiesco, Grillo (?) oder Strozzi (?). Philipp III. verlieh 1621 dem berühmten Kriegshelden Ambrosia Spinola das Marquisat und die Grandezza.

Bedmar — Bertrand la Cueva. — Jüngere Linie von Albuquerque.

Camaraça — los Cobos — ein neues Haus, emporgekommen durch die Gunst Karls V. — Franzesco de los Cobos war sein Staatssecretair — sein Sohn heirathete die Tochter des Franzesco de Luna, rico-hombre von Sangro in Aragon, Herr von Camaraça — sie wurde zur Marquise ernannt, und so sind die Cobos Marquis geworden. Diego de los Cobas erhielt die Grandezza.

Castel dos Rios — Semmenat — Catalonier. Spanischer Ambassadeur in Frankreich zur Zeit vom Testament und Tode Karls II. Bei jener Gelegenheit ward er Grand von Spanien und Vicekönig von Peru.

Castel-Rodrigo — Homodeï — Stadt in Portugal. — Christoph de Meura wurde für seine Dienste bei der Erwerbung von Portugal von Philipp II. zum Grafen, von Philipp III. zum Marquis von Castel-Rodrigo und Grand von Spanien ernannt. Er war der erste spanische Vicekönig in Portugal. — Seine älteste Tochter, Wittwe von Gusman, Sohn des Herzogs von Medina de las Torres, heirathete in zweiter Ehe Ch. Homodeï, bekannt unter dem Namen Marquis von Almonacid. — Die Homodeï sind ursprünglich Rechtsgelehrte, Gerichtspersonen, Bürger von Mailand, zwar bekannt seit 1300, aber ohne „illustration ni alliances“ bis gegen 1600, wo Ch. Homodeï ein sehr reicher Mann Marquis von Piopeca wurde, und einen seiner Söhne dermaßen in die römische Geistlichkeit vorwärts schob, daß er es bis zum Cardinal (1652) brachte. Der ältere Bruder dieses Cardinals war der Vater des eben erwähnten Marquis von Almonacid, und dieser Marquis hatte wegen der „légèreté“ seiner Geburt viele Chikanen zu überwinden, endlich gelangte er doch zur Cobertura hinsichtlich der Grandezza, die ihm von seiner Frau zugebracht war. — Nach dem Tode der Frau, welche kinderlos starb, ging die

Grandezza auf den Sohn ihrer Schwester des Fürsten Pio von San Gregorio in der Lombardei über — indessen behält doch in solchen Fällen der Wittwer auch den Rang und die Ehre für seine Lebenszeit. — Fürst Pio machte nach dem Tode seiner Mutter seine Cobertura.

Castromonte — Baësa — Familie „de robe et sans alliances“ bei Valladolid, dunkel und unbekannt bis auf Juan Baësa, zweiten Marquis von Castromonte; seine Mutter war eine Lara und sein älterer Bruder erster Marquis. Der zweite wurde von Karl II. 1698 zum Grand von Spanien gemacht, ohne daß er einen Krieg mitgemacht, irgend ein Amt gehabt, oder sich besonderer Gunst erfreuet hätte. — Aber er besaß Geld — und diese Grandezza soll ihm sehr viel gekostet haben. Doch kam er wenig zum Vorschein — ich zum Beispiel habe ihn nur so obenhin einmal gesehen.

·Clarafuente — Grillo — in Genua; zum höchsten Adel der Republik gehörig. —

Santa Cruz — Benavidez y Bazan. — Das Haus Benavidez stammt ab von Alphons IX., König von Léon und seiner Gemahlin Adoncia Martinez. — Ihr Enkel, Pedro Alonzo von Léon, heirathete die Erbin von Benavidez, abstammend von Alphons VIII., Kaiser von Spanien. [Der Herzog von S. Simon sagt zweimal ausdrücklich: empereur des Espagnes]. — Nach einer langen genealogischen Abhandlung über die Häuser Benavidez, Biedma und Bazan, fährt S. S. fort: von Mendus Rodriguez de Benavidez, dessen Vater 1473 Graf von San Estevan del Puerto wurde, stammen alle Grafen dieses Namens und Granden von Spanien ab, und auch die Marquis von Santa Cruz. Heinrich Benavidez, Marquis von Bajona und Graf von Chinchon, heirathete Mencia Pimentel, Erbin der Marquisate Santa Cruz, Bajona und Viso, deren Mutter Erbin des Hauses Bazan war; so kam der Name Bazan zu dem Namen Benavidez hinzu — und zuweilen führten die Erben den Namen Bazan allein, wegen der auf diesem Marquisat ruhenden Grandezza. Der Großvater dieser Erbin von Bazan war Alvar von Bazan, Marquis von Santa Cruz, General-Capitän zur See unter Philipp II. Er schlug eine Flotte, welche Catharina von Medicis ausgerüstet hatte, um den Prior von Crato, Bastard des Herzogs von Beja, zweiten Sohn des Königs Emanuel von Portugal und einer Jüdin, zu unterstützen, welcher sich in Lissabon zum König proclamiren ließ und großen Anhang hatte. Auf dieser Flotte diente unter Philipp Strozzi die Blüthe italienischen

Adels. Santa Cruz ließ nach seinem Siege, 26. Jul. 1582 den Admiral Strozzi und alle diese jungen Edelleute auf Terceira ermorden. Diese unmenschliche Barbarei war der Abscheu von ganz Europa, aber dem König Philipp II. gefiel sie so sehr, daß er den Marquis Santa Cruz auf der Stelle für diese Heldenthat, zum Grand von Spanien machte. — (!) — Der Marquis von Santa Cruz, den ich in Spanien gekannt habe, erlebte zwei sehr contrastirende Prozesse. Seine Frau hatte ihn der Impotenz angeklagt, es gab einen scandalösen Rechtshandel, den er verlor; sie wurde von ihm geschieden und zwar mit der Erlaubniß, sich wieder zu verheirathen. Kurz nachher wurde er verklagt von einer Dirne, welche ein Kind von ihm hatte. Es gab wieder einen scandalösen Prozeß, den er ebenfalls verlor. Man kann nicht sagen, daß er in gerichtlichen Verhandlungen Glück gehabt habe.

Laconi — war im spanischen Amerika während meines Aufenthalts in Spanien. Weiter weiß ich nichts von ihm.

Lade — Bette — ein Lütticher von ganz dunkler Herkunft, hatte durch seinen Muth, seine Kriegstalente und seine Beharrlichkeit sich zum General aufgedient. Die Expedition, welche ihm vom Cardinal Alberoni nach Sardinien und Sicilien gegen die Engländer aufgetragen war, mißglückte zwar, indessen wurde er doch dafür Grand von Spanien, und bekam das Commando einer andern Expedition nach Afrika gegen die Mauren, wo er glücklicher war.

Mencera — Nichts zu sagen.

Mondejar — Ivonnez — Landbesitz in Castilien, 1612 zum Marquisat und zur Grandezza erhoben für Inigo Lopez de Mendoza — kam durch Erbtöchter in andre Häuser. Eine dieser Erbinnen von Cordova und Mendoza brachte sie durch Heirath an Gaspard Ivannez, Grafen von Tondilla, dessen Herkunft doch eigentlich nur sehr gemein war — er nahm den Titel Marquis von Mondejar und machte 1678 seine Cobertura.

Montalegro — Gusman — Bei Lebzeiten seines Vaters hieß er Marquis von Quintana; er war Mayordomo Karls II. und sein Günstling, deshalb ward er Capitän der Hellebardirer und 1697 Grand von Spanien — ein guter, träger, höchst unbedeutender Mensch, aber wegen seines Amts, von dem er jedoch nur den Titel und gar keine Function hatte, in großem Ansehen.

Pescayra — Avalos — Spanisches Haus, welches aus Na-

varra abzustammen, später nach Andalusien verpflanzt zu sein behauptet. Hier verrichtete Lopez Ferdinand d'Avalos Wunder der Tapferkeit gegen die Mauren von Granada, und wurde dafür von den castilischen Königen, Ferdinand IV. und Alphons XI., mit großen Gütern und Ehren belohnt. — Roderic Lopez d'Avalos, Connetable 1396 unter Heinrich III., König von Castilien hatte einen Sohn, welcher Groß-Schatzmeister des Königreichs Neapel war und Antonia d'Aquino, Erbin von Pescayra, heirathete. — Seine Erben machten, wie er, glänzende Heirathen und das Haus wuchs an Macht und Ansehen. Alphons d'Avalos, Marquis de Pescayra und del Vasto, wurde Vicekönig von Neapel und Grand von Spanien unter Karl V.

Richebourg — Melun — Fr. Ph. von Melun, Sohn des Fürsten d'Espiney, ward Herzog und Pair von Joyeuse, Ritter vom goldenen Vließ, Gouverneur von Mons und Hennegau, starb 1690. Sein Sohn, Marquis von Richebourg, ging nach Spanien, ward dort Grand, Capitän-General von Galicien, später von Catalonien; er hat nur zwei unverheirathete Töchter, die Grandezza wird also erlöschen.

Ruffac — Saint Simon — Sohn des Herzogs, Grand, zugleich mit dem Vater, beide im vollen Genuß der Grandezza, was bis jetzt in Spanien nie vorgekommen.

Tavara — Toledo — Emanuel — Grand, durch seine Großmutter Antonia Maria Pimentel, sechste Marquise von Tavara. — Der Herzog von Veragua hat mir den Marquis Tavara als Grand bezeichnet, und ich habe eine Liste von seiner Hand, auf welcher er als solcher steht. Weiter habe ich darüber nichts auffinden noch beibringen können. Ich hafte also nur dafür, daß der Herzog von Veragua es behauptet; welcher denn freilich ein sehr zuverlässiger Mann ist, besonders in solchen Dingen.

Torrecusa — Carraccioli — aus Griechenland abstammend, in Neapel einheimisch geworden (s. Fürst Santo-Buono). Von weiblicher Seite her gehört Papst Bonifaz IX. Tomacelli in dieses Haus, welches mehrere Cardinals- und Admirals-Würden, auch Ordensgenerale zählt und große Verwandtschaften hat. Die Marquis von Vico und Torrecusa, die Grafen von Biccavi, die Herzöge von Airola und San Vito haben ihren Ursprung darin. Carlo Andrea, zweiter Marquis von Torrecusa, der Aeltervater dessen, den ich in Spanien gekannt, erhielt die Grandezza.

Villafranca — Toledo — im Königreich Léon, Marquisat von den katholischen Königen her — 1490 — zu Gunsten von Luis Pimentel. Seine einzige Tochter brachte die Grandezza ihrem Gemahl zu, dem zweiten Sohn des Herzogs von Alba, Pedro Alvarez von Toledo. In diesem Hause ist sie auch geblieben bis zu dem Alba, den ich in Spanien gesehen habe. Enkel des Marquis von Villafranca, der beim Testament Karls II. sehr die Hand im Spiel hatte, bei Philipps V. Ankunft in Spanien sein Mayordomo-mayor, ward einer der ersten fünf spanischen Herren, welche den heil. Geist-Orden erhielten. — Sein Enkel wurde durch seine Mutter, Erbin von Moncada und Aragon — Herzog von Montalto und Vibonne; durch seine Frau ward er Marquis de los Velez. — Als ich Spanien verließ, hatte er vier Grandezza's.

Villena — Herzöge von Escalone, Acuña y Pacheco. — Dies Haus zieht den Marquistitel Villena seinem Herzogstitel Escalone vor — da, wie schon oben bemerkt, in diesen Titeln gar kein Rang-Unterschied ist und sie großen Werth darauf legen, das erste Marquisat in Castilien zu besitzen, woraus sie das Recht ableiten, ganz ohne Hinzufügung des Namens zu unterzeichnen „el Marquez.“ — Im Jahre 1480 hatte der zweite Marquis von Villena, zugleich zweiter Herzog von Escalone (Marquisat und Herzogthum war zwischen 1460 und 1470 errichtet) Partei gegen die katholischen Könige für den König von Portugal und Johann von Castilien in Successionssachen genommen; deshalb erzürnt nahmen sie ihm Villena weg und vereinigten es wieder mit der Krone, bei welcher es auch geblieben ist. Der Marquis von Villena, den ich in Madrid gesehen habe, war Mayordomo des Königs und hatte die Vicekönigthümer von Navarra, Aragon, Sicilien, endlich Neapel bekleidet. Zu den vielen merkwürdigen Begebenheiten seines Lebens gehört auch besonders die von mir an ihrem Ort ausführlich geschilderte Scene, wie er in Gegenwart des Königs und der Königin den Cardinal Alberoni, der krank zu Bett lag, derb durchprügelte. — Er war ein sehr guter, sanfter [?], verständiger, höchst respectabler Mann, dabei äußerst vornehm, voll Würde, „très grand seigneur.“

Visconti — von Mailand. Die Grandezza ist von 1679 für Cesar Visconti, Ritter vom goldenen Vließ.

Grafen.

Aguilar — Manrique de Lara — Landbesitz in Castilien, Geschenk von König Juan I. 1385 an Romirez d'Arcellano, genannt der edle Herr de los Cameros, rico-hombre von Castilien. Sein Ur-Enkel Alphons ward 1475 durch die katholischen Könige zum Grafen und Grand von Spanien ernannt. — Karl V. bekanntlich nahm in seiner Stiftung der Grandezza, welche er den ricos-hombres substituirte, diese nicht alle auf — einige, denen er übel wollte, blieben ausgeschlossen. Dahin gehörten auch die Grafen Aguilar — und von dem Sohn jenes Grafen Alphons an hörte für sie Rang und Ehre der Grandezza auf bis zum 6. Jan. 1640, wo Philipp IV. sie dem achten Grafen Aguilar, Romirez d'Arcellano wieder verlieh.

Altamira — Osſorio y Moscoso — Grafen von Juan II., König von Castilien — die Grandezza wurde im J. 1610 errichtet.

Aranda — Roccafull — der Landbesitz kam von Lope Ximenez de Urrea durch seine Tochter in das Haus Heredia; der fünfte Graf Aranda ward 1590 Grand von Spanien und die Grandezza kam durch Erbtöchter 1696 an Henriette Francisca d'Heredia und Urrea, welche sie als Heirathsgut an Wilhelm de Roccafull und Rocaberti, Grafen von Albaterra, brachte. Die Herren von Roquefeuille in Frankreich behaupten, aus einem Hause mit diesem spanischen Roccafull abzustammen.

Los Arcos — Figuerroa y Laso de la Vega — Grafschaft, gestiftet von Philipp III. für Pedro, den Sohn von Gomez Suares de Figuerroa und Elvira Laso de la Vega — dieser Pedro heirathete Blanca de Solomayor, Dame de los Arcos — er ist der dritte Graf Arcos, im geraden Mannsstamm Abkömmling von demjenigen, welcher 1697 durch Karl II. Grand von Spanien wurde.

Atares — Villalpando — von Philipp V.

Baños — Moncada — Graf von Baños und Marquis von Landraba, Oberstallmeister Karls II., durch ihn zum Granden gemacht 1692 — seine Tochter brachte die Grandezza an Emanuel de Moncada, welcher durch sie Graf von Baños wurde.

Benavente — Pimentel — Eines der größten und glänzendsten Häuser in Portugal — Alphons Pimentel, [Gemahlin Juana Tellez de Menesez, Tochter des Grafen de Barcellos und Schwester der Königin Eleonore von Portugal — Erbin von Stadt und District Bergança]

ging aus Portugal nach Castilien über; Heinrich III., König von Castilien, tauschte ihm Bergança ab gegen Benavente in Léon, welches er zur Grafschaft erhob, als Belohnung, daß Pimentel jenes Bergança so lange gegen den König von Portugal vertheidigt hatte. — Diese Tauschung und Errichtung ist von 1398, und seitdem ist die Grandezza immer bei der männlichen Nachkommenschaft geblieben.

Castrillo — Crespi. —

Egmont — Pignatelli — Egmont ist in Holland — Ursprung eines der größten niederländischen Häuser. Eine Zeit lang war die Souverainetät über Geldern und andre Landstriche bei einem Zweige desselben. Ob die Grandezza von Karl V. (wahrscheinlich) oder Philipp II. herkommt, habe ich nicht herausbringen können. Durch den Tod des letzten Grafen Egmont zu Fraga in Catalonien, 15. Sept. 1707 in der spanischen Armee, kam die Succession und Grandezza vermittelst seiner Schwester an ihren Gemahl Nicolas Pinatelli, Herzog von Bisaccia im Königreich Neapel. Mit seinem Tode ist das Haus Egmont erloschen.

San Estevan de Gormaz — Acuña y Pacheco — ältester Sohn des Marquis von Villena.

San Estevan del Puerto — Benavidez — (s. Santa Cruz).

Fuensalida — Velasco — Grafschaft in Castilien, errichtet von Heinrich IV. für Pedro Lopez d' Ajala. — Sein Nachfolger Bernardin de Velasco y Roxas und Cardenas, Sohn der Schwester und Erbin des sechsten Grafen de Fuensalida Ajala, gab den Namen Colmenar auf für den Namen Fuensalida. Den Sohn desselben, Vicekönig von Navarra, Sardinien, Galicien, Generalgouverneur von Mailand, machte Karl II. 1670 zum Grand von Spanien.

Lamonclava — Bocanegra y Portocarrero — Luis Bocanegra y Portocarrero, 1507 zum Grafen von Palma ernannt, hatte in zweiter Ehe einen Sohn Antonio Herrn von Lamonclava, dessen Enkel Graf von Lamonclava wurde. Den Sohn dieses Grafen machte Karl II. 1693 zum Grand von Spanien und schickte ihn nach Mexico als Gouverneur.

Lemos — Portugal y Castro. — Lemos in Galicien ist durch Erbtöchter in viele Häuser, endlich an Pedro Alvarez Osforio Herrn von Cabrera und Ribera gekommen, welcher durch Heinrich IV., König von Castilien, 1457 zum Grafen gemacht wurde. Sein Sohn starb vor ihm und hinterließ einen Bastard, der seinen Großvater beerbte. Dieser Bastard, zweiter Graf von Lemos, hinterließ nur zwei Töchter, die

älteste erbte die Güter, und Dionys von Portugal, Sohn des dritten Herzogs von Braganza, schämte sich nicht (ächt maurisch!) sie zu heirathen. „Aber er selbst war freilich auch von Bastard-Race, wenn auch aus königlichem Hause.“ Von ihm stammen die jetzt noch vorhandenen Grafen Lemos, Granden von Spanien, ab. Ich weiß das Datum dieser Grandezza nicht, vermuthe aber, daß sie von Karl V. herkommt.

Maceda — Lanços — altes galicisches Haus, doch keineswegees glänzend; für seine treue Anhänglichkeit an den König Philipp V. machte dieser den Grafen Maceda zum Grand von Spanien.

Miranda. — Chaves — Dieser Landbesitz am Duero — von Heinrich II., König von Castilien, für Pedro de Zuniga, zweiten Sohn des ersten Grafen von Ledesma, gegründet, kam durch Anna, einzige Tochter des Grafen von Miranda und Herzogs von Peneranda als Heirathsgut an Juan de Chaves, Grafen de la Calçada und de Casarubios. — Das Datum der Grandezza von Miranda finde ich nicht, aber das Datum der Grandezza vom Herzogthume Peneranda wird mit jenem zusammenfallen, denn Miranda ist ausgemacht eine Grandezza und der Chaves, den ich in Madrid kannte und der sie beide hatte, nannte sich Graf von Miranda; das würde er nicht gethan haben, da er Herzog von Peneranda, und dieses eine Grandezza ist, wenn Miranda nicht auch eine wäre. Peneranda wurde Herzogthum durch Philipp III. für Juan de Zuniga y Avellaneda y Cardenas, Vicekönig von Catalonien und später Neapel. Sein Sohn Diego folgte ihm und war Vater von Franzesco, drittem Herzog von Peneranda, welchem Philipp IV. die Grandezza 1629 bewilligte. Es ist erst seit Kurzem eingeführt worden, daß alle Herzogthümer allmälig Grandezza's werden. Vorher war mit ihnen nur die Titelauszeichnung verbunden, keine vorzügliche Ehre und Rang-Erhöhung.

Montijo — Acuña y Portocarrero — (s. Ossuna) Pedro d'Acuña, zweiter Sohn vom ersten Herzog d' Escalone, Marquis von Villena, und von Maria, Erbin von Portocarrero, fügte diesen Namen dem ersten hinzu und stiftete diesen Familienzweig, welcher oft den Namen Portocarrero allein führte. — Sein Sohn war Herr von Montijo und wurde von Karl II. zum Grand von Spanien gemacht.

Onate — Velez de Guevara — in Biscaja, seit einigen Jahrhunderten im Besitz des alten Hauses Velez de Guevara, berühmt durch Güter, Verwandtschaften und Aemter. Heinrich IV., König von Casti-

lien, machte 1469 Inigo Velez de Guevara zum Grafen von Onate. Die Grandezza scheint aus derselben Zeit herzurühren, nämlich Inigo Velez de Guevara wurde zugleich rico hombre und die Grafen von Onate gingen unter Karl V. aus dieser Würde zur Granden-Würde über, welche ihnen auch seitdem immer geblieben ist.

Oropesa — Portugal y Toledo — (s. Veragua und Lemos).

Palma. — Bocanegra y Portocarrero — Luis Antonio Thomas Bocanegra y Portocarrero, fünfter Graf von Palma, wurde 1679 durch Karl II. in den Rang und die Ehren des Grand von Spanien wieder eingesetzt; seine Vorfahren nämlich, ricos hombres vor Karl V., waren von diesem Kaiser in die Classe derjenigen geworfen, welche er gleichsam heruntergesetzt hatte, indem er die ricos hombres abschaffte und an ihre Stelle die Granden treten ließ, einzelnen aber diese Würde nicht verlieh. Und letzteres war bei den Grafen Palma der Fall gewesen.

Parcen. — Sarcenio. —

Parades — genannt Toledo y la Cerda — in Castilien, Eigenthum von Roderic Manrique, den Heinrich IV. zum Grafen und Granden von Castilien machte; 1452 — kam in andere Häuser an eine Erbin von Gonzaga, verheirathet mit dem Marquis de la Laguna 1675. Dieser wurde durch seine Frau Graf von Parades und durch Karl II. Grand, jedoch nur für seine Person 1689 — starb 1692. Kurz darauf bewilligte Karl II. auch der Wittwe und den Nachkommen die Grandezza, weil die Grafen von Parades Granden von Castilien gewesen waren, bis zu Karl V. — d. h. ricos hombres, die er damals nicht zu Granden von Spanien gemacht hatte.

Peneranda — Velasco — Landbesitz, von Philipp III. zur Grafschaft erhoben für Alphons de Bracamonte. Gaspard Bracamonte heirathete die Erbtochter des Grafen Baltazar Emanuel Peneranda. Seine Erbin war ihre Schwester Antonia, welche Pedro Fernandez de Velasco, zweiten Marquis del Fresno heirathete. Durch seine Frau wurde dieser auch Graf von Peneranda und erhielt von Karl II. die Grandezza für sich auf Lebenszeit; dann auch die Ausdehnung auf seinen Sohn, und dieser hat sie endlich von Philipp V. auf immer erhalten.

Priego — Cordova — Graf Priego wußte es bei der Prinzeß Ursini durchzusetzen, daß er zum Granden gemacht wurde. Er betrog sie dabei auf eine sehr lustige Art, indem er ihr vorspiegelte, seine Tochter sei eine sehr reiche Parthie für ihren Neffen Lanti, den sie aus Italien hatte kommen lassen. Als Priego die Grandezza erlangt und seine

Cobertura gemacht hatte, ward jene Heirath abgeschlossen und da fand es sich, daß die große Parthie auf eine höchst mittelmäßige zusammenschrumpfte. Die Prinzeß war wüthend, doch mußte sie es verbergen, Priego hatte die Grandezza einmal weggeschnappt, und also die Lacher auf seiner Seite.

Salvatierra — Sarmiento y Sotomayor. —

Tessé — Froulay — Franzose. — Der Marschall von Tessé, erster Stallmeister der Herzogin von Burgund, welcher den Frieden von Turin abgeschlossen und ihre Vermählung verhandelt hatte, erhielt durch sie die Grandezza im J. 1704. — Er verheirathete seinen Sohn an die einzige Tochter des sehr reichen Staatsraths Bouchu, und log bei der Gelegenheit dem Könige vor, es sei ihm vom König von Spanien — gegen alle Gewohnheit — gestattet worden, sich zu Gunsten des Sohnes seiner Grandezza zu begeben, wie es in Frankreich seit dem letzten Connetable die Herzöge mit ihren Herzogswürden machen — und dem König von Spanien log er vor, der König von Frankreich habe das so gewünscht. — Nachher kam der Betrug heraus. Aber unterdessen hatte seine Schwiegertochter bei Hof das Tabouret erhalten, welches man ihr ohne diese Gaukelei gewiß nicht gegeben hätte — und so behielt sie es.

Visconti — von Genua. — s. oben Visconti v. Mailand — Zwei Granden von Spanien desselben Namens, aber von verschiedenem Ursprung.

Peralada — Roccaberti.

Das nachfolgende Verzeichniß giebt nun blos die Namen sämmtlicher Granden und der Häuser, denen sie angehören, in kurzer Uebersicht und nach der nämlichen Ordnung, wie sie oben aufgeführt sind.

Herzöge.

Abrantes — Alencastro.
Alba — Toledo.
Albuquerque — Bertrand y la Cueva del Arco Manrique de Lara.
Arcos — Ponce de Léon.
Aremberg — Ligne.
Arion — Sotomayor y Zuniga.
Atri — Aquaviva.
Atrisco — Sarmiento.

Baños — Ponce de Léon.
Bejar — Sotomayor y Zuniga.
Berwick.
Bournonville.
Doria.
Estrées.
Frias.
Gandia — Llançol y Borgia.
Giovenazzo — Giudice.
Gravina — Ursini.
Havrech — Croy.
Hijar — Silva.
Del Infantado — Silva.
Licera — Aragon.
Linarés — Alencastro.
Liria — Fitz James.
Medina-Celi.
Medina de Rio Seco.
Medina-Sidonia.
San Michael — Gravina.
La Mirandola — Pico.
Monteillano — Solis.
Montelé on — Pignatelli.
Mortemart (ausgestorben.)
Nagora.
Nevers.
Noailles.
Ossuna.
San Pierra — Spinola.
Popoli — Cantelmi.
Sessa.
St. Simon.
Solferino.
Tursis.
Veragua.
Villars.
Uzeda.

46. Zwei davon haben Grandezza für Vater und Sohn zugleich; zwei sind ausgestorben (doch giebt S. Simon nur Mortemart an) also — 44 Herzöge.

Fürsten.

Bisignano — S. Severin.
San Buono — Carraccioli.
Butera — Branciforte.
Cariati — Spinelli.
Chalais — Talleyrand.
Chimay — Hennin Liétard.
Castiglione — Aquino.
Colonna.
Doria.
Ligne.
Masserano — Ferrero.
Melfi — Doria.
Palagonia — Gravina.
Robecque — Montmorency.
Ottaxano — Medicis.
Sermoneta — Gaëtano.
Sulmona — Borghese.
Surmia — Odescalchi.

18.

Marquis.

Arizza — Palafox.
Ayétone — Moncada.
Los Balbagez — Spinola.
Bedmar — Bertrand y la Cueva.

Camaraça — los Cobos.
Castel dos Rios — Sommana.
Castel Rodrigo — Homoder.
Castromonte — Baesſa.
Clarafuente — Grillo.
Santa Cruz — Benavidez y Bazan.
Laconi.
Lade — Bette.
Mancera.
Mondejar — Jvannez.
Montalegre — Gusman.
Pescayra — Avalos.
Richebourg (ausgestorben.)
Ruffac — S. Simon.
Tavara — Toledo.
Torrecusa — Caraccioli.
Villafranca — Toledo.
Villena — Acuña y Pacheco.
Visconti.

22.

Grafen.

Aguilar — Manrique de Lara.
Altamira — Osſorio y Moscoso.
Aranda — Roccafull.
Los Arcos — Gusman.
Atares — Villalpando.
Baños — Moncada y la Cerda.
Benavente — Pimentel.
Castrillo — Crespi.
Egmont — Pignatelli.
San Estevan de Gormez — Acuña y Pacheco.
San Estevan del Puerto — Benavidez.
Fuensalida — Velasco.
Lamonclava — Bocanegra.
Lemos — Portugal y Castro.
Maceda — Lanços.
Miranda — Chaves.
Montijo — Acuña y Portocarrero.
Onate — Velez de Guevara.
Oropesa — Portugal y Toledo.
Palma — Bocanegro y Portocarrero.
Parcen — Sarcenio.
Paredes — Toledo y la Cerda.
Peneranda — Velasco.
Peralada — Roccaberti.
Priego — Cordova.
Salvatierra — Sarmiento.
Tessé — Froulay.
Visconti.

27.

Im Ganzen also 112 Granden.

Herzöge in Spanien	32
„ „ Frankreich	5
„ „ Flandern	1
„ „ Italien	6
	44

Fürsten in Spanien	2
„ „ Frankreich	3
„ „ Flandern	1
„ „ Italien	12
	18

Marquis in Spanien	19		Grafen in Spanien	24
„ „ Frankreich	1		„ „ Frankreich	2
„ „ Flandern	—		„ „ Flandern	—
„ „ Italien	3		„ „ Italien	1
	23			27

	Spanier.	Franzosen.	Flamänder.	Italiener.	Engländer.
Herzöge	25	5	3	10	1
Fürsten	—	1	3	14	—
Marquis	15	1	2	5	—
Grafen	22	1	—	4	—
	62	8	8	33	1
			112		

Außer obigen Granden giebt es noch einige, welche es wegen der Stellen sind, die sie bekleiden.

Der Mayordomo-mayor des Königs.
Der Groß-Prior von Castilien im Malteser-Orden.
Der Abbé von Citeaux.
Der Abbé von Clairvaux.
Der General des Ordens der Barmherzigkeit.
Der General der Dominicaner.
Der General der Franciscaner.
Der General der Capuciner.
Der General der Jesuiten.

Allein diese Granden „von Amtswegen" oder nur durch die Stellen und für die Zeit ihrer Dauer geltend, kommen doch eigentlich in der Wirklichkeit nicht vor. Es ist wohl unerhört, daß ein Mayordomo-mayor des Königs nicht aus den Granden gewählt wurde, oder daß nicht wenigstens der König ihn sogleich zum Grand machte. — Das castilische Großpriorat von Malta bringt 100,000 Thaler Rente und ward deshalb immer einem Infanten gegeben. So lange Prinzen vorhanden sind, kommt dieser fette Bissen an keinen Andern. Was die Mönche betrifft, so können sie eigentlich nicht Granden genannt werden. Niemals haben sie außerhalb Spanien nur einen Schatten von dem Rang und der Ehre eines Granden erfahren — sie werden nach ihrem Titel Ordensgeneral behandelt, und obgleich da einige Annäherung an die Vorrechte der Grandezza zu finden sein mag, so ist es bis jetzt doch auch nur bei der Annäherung geblieben. — Was sie besonders vor Andern voraus haben, aber auch nur in Spanien und sonst in keinem

andern Lande der Welt, das besteht darin: wenn sie das erste Mal den König begrüßen, erlaubt er ihnen, sich zu bedecken, und sie thun es auch. Daher kommt es, daß man sie den Granden gleichstellt. Aber, wenn sie nachher wieder vor dem König erscheinen, so bedecken sie sich nicht, und haben nichts vor den andern Ordensgeneralen voraus.

Wie ich oben mehrmals erwähnt habe, so geht das Bestreben der Granden immer dahin, aus dem Alter und der Classe ihrer Grandezza ein Geheimniß zu machen. Alle wollen diese Verschiedenheiten verbergen, welche in der Wirklichkeit auch nur durch das Diplom der Errichtung, durch die Cobertura und den auf sie angewendeten Canzleistyl bemerkbar sind. Hinsichtlich des Alterthums wollen sie alle von den ricos hombres abstammen, welche Karl V. aufhob und in Granden verwandelte. — Ich habe soviel als möglich in diese Geheimnisse einzudringen versucht — aber auf 112 Granden sind mir doch etwa zwanzig entwischt, und von andern habe ich nur ungefähr das Jahr angeben können. In diesen Fällen habe ich mich nach den Wahrscheinlichkeiten im Hinblick auf die Generationen und Aemter gerichtet und habe mich sehr gehütet, denjenigen, welcher zuerst die Grandezza erhielt, zu weit in die Vergangenheit zurückzustellen oder zu nah an die Gegenwart heranzuholen. — Und da die Grandezza's, welche ja alle auf die Frauen vererben, manchmal durch sie an Granden kommen, welche erst später nach diesen erheiratheten Würden auch die eigene erlangen, so habe ich es stets bemerkt, wo es vorkommt; es ist aber eine reine Seltenheit. — In Betreff der Classen habe ich weiter keine wichtige Bemerkung zu machen gefunden, als daß Philipp II. nur Grandenwürden von der zweiten Classe verliehen hat (nämlich die, welche sich nicht eher bedecken dürfen, als bis sie ihre Anrede an den König begonnen haben).

Der Herzog von Saint-Simon hat seiner Abhandlung noch zwei ausführliche Verzeichnisse angehängt, welche keinen andern Inhalt und Zweck haben als ein Anciennetätsverhältniß der Granden unter sich, und die Ernennungen nachzuweisen, wie sie unter den Königen — von Heinrich II. (bekannter als Graf Transtamare, Bruder des Königs Peter d. Grausamen 1350—1370) bis auf Philipp V. 1722 Statt gefunden. Dies sind nur Wiederholungen des schon Vorgekommenen,

in anderer Reihenfolge. Interessanter würde es sein, diesen Notizen aus dem ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts den gegenwärtigen Zustand der Grandezza gegenüber zu stellen, und daraus die Frage zu beantworten, ob und wie durch die gewaltsamen Bewegungen in Spanien seit 1807 auch dieses Prunkgebäude durch Risse und Spalten entstellt, oder durch An- und Auf-Bauten verändert worden sei? — Bis jetzt hat es mir noch nicht gelingen wollen, darüber eine genügende Auskunft — (ich suche etwas auf spanischem Boden Hervorgewachsenes) — aufzufinden. Doch hege ich die Hoffnung, mein Suchen belohnt zu sehen, und bin, je nachdem sich der Fund dazu qualificirt, dann gern bereit, auch davon zu erzählen.

Rückblicke

auf den

hannöverschen Verfassungsstreit.

Es ist noch im frischen Andenken, welcher Lärm entstand, als Ruge sich nach Paris übersiedelte, aus dem einfachen Grunde, weil der Charakter der Deutschen durchaus niederträchtig sei. Ob alle diejenigen, die damals ein Zetergeschrei über diesen leidenschaftlichen Ausspruch erhoben, eben dazu berechtigt waren, und ob vielmehr auf Manche von ihnen der Ausspruch Ruge's vollkommen paßte? das wollen wir hier nicht untersuchen. So wenig wir selbst mit diesem schroffen Urtheile übereinstimmen, so können wir es doch psygolochisch erklären und entschuldigen; Ruge ist bekanntlich immer einseitig und will auch zuletzt nichts Anderes sehen, als immer die eine Seite der Sache. Da ist nun nicht zu leugnen, daß auch dieser vernichtende Ausspruch über unsern gegenwärtigen Nationalcharakter jedenfalls eine sehr wahre Seite hat und daß wir in gewisser Beziehung hinter den Franzosen allerdings sehr zurückstehen. Das Urtheil Ruge's ist wahr und falsch, wie man es nimmt.

Betrachten wir den deutschen Charakter in seiner Anlage, in seinen tiefern Keimen, so giebt es gewiß nichts Irrigeres, als jenes wegwerfende Urtheil. Aber leugnen läßt sich allerdings nicht, daß diese große sittliche, ich möchte sagen, welterlösende Anlage, bis jetzt nur in vereinzelten Individuen zum Durchbruch gekommen und sich nur an einzelnen großen und tiefen Charakteren nachweisen läßt, während die große Masse allerdings noch in jener moralischen Fäulniß verharrt, wofür Ruge das

sehr passende und inhaltsschwere Wort Niederträchtigkeit im Allgemeinen gebraucht. Mit einem Wort, wir haben unendlich mehr moralischen Pöbel, wie unsere Nachbarn jenseits des Rheines, während diese dagegen nicht solche einzelne tiefsittliche, Natur und Geschichte im tiefsten Innern verstehende Charaktere aufzuweisen haben, wie wir. Wir wollen dieses in Bezug auf's gemeine Leben nicht nachweisen, weil es zu weit führen würde; wir können es aber wohl als eine anerkannte Thatsache voraussetzen, daß die große Masse der Franzosen bei allen ihren sonstigen Fehlern zwei Eigenschaften besitzt, wodurch sie sich von der thierischen Masse unseres Pöbels auf vortheilhaft menschliche Weise unterscheidet. Diese beiden Eigenschaften sind Ehrgefühl und — Begeisterungsfähigkeit für höhere Ideen — so flach und irrig sie diese auch auffassen mögen und so schnell das erregte Feuer auch wieder verlöschen mag. Dagegen ist nicht zu leugnen, daß die große Masse der Deutschen und zwar keineswegs blos in den untern Ständen bis jetzt nur, ich möchte sagen, rein negative Lebenszwecke verfolgte, und daß die ethische Aufgabe, die sie sich stellt, eigentlich nur in Herbeischaffung von Futter und Obdach für sich und ihre Kinder besteht. Blicken wir in die Literatur der beiderseitigen Völker, in der sich wenigstens theilweise die ethischen Zustände und der Grad der Charakterausbildung mit Nothwendigkeit wiederspiegeln müssen, so läßt sich dasselbe Verhältniß hier ebenfalls nachweisen. Ganz gewiß liefert unsere Literatur mehr Ausbeute an Gold, wie die französische. Aber dieses Gold ist doch nur ein unendlich kleiner Theil gegen die Unmasse von Kupfer, die täglich bei uns ausgemünzt wird. Dagegen besitzen die Franzosen einen großen Reichthum an Silber, d. h. eine große Masse von gebildeten, wohlmeinenden, klardenkenden und lebhaft empfindenden, geistreichen und vortrefflich schreibenden Schriftstellern, eine Menge von Mittelgut, welches von der ganzen Nation genossen und verstanden werden kann, während unsere ausgezeichnetern Geister und größern Charaktere für die große Masse eigentlich nur dem Namen nach vorhanden sind und nicht im Mindesten von derselben verstanden werden.

Ruge hat nun jedenfalls Unrecht, wenn er diese einzelnen großen Erscheinungen unseres Nationallebens nicht anerkennt oder wenn er sie als Ausnahmen, gewissermaßen als Naturspiele betrachten wollte, die nicht aus dem eigentlichen Nationalcharakter hervorgegangen wäre und nicht mit demselben im Zusammenhange ständen. Luther und Friedrich der Große, Lessing, Goethe und Schiller, Kant und Fichte, Stein und

der Friese Uwe Lornsen bis auf unsere Tage herab zu Uhland, Dahlmann, Arndt, Wichern u. s. w., sie sind nicht nur große Menschen, sondern sie sind auch recht eigentlich große Deutsche und in ihnen eben spricht sich die herrliche Anlage aus, die trotz der Verdumpfung der Massen ursprünglich im ganzen Volke liegt und sich zuletzt noch entwickeln wird. Ich bleibe daher bei meinem alten Wahlspruche stehen, den ich für wahr und tiefbegründet halte: „Wir können nicht groß genug denken von dem Berufe unseres Volkes, und nicht klein und verächtlicher nur von seinen gegenwärtigen sittlichen Zuständen." In letzterer Beziehung hat Ruge recht. Die große Masse ist niederträchtig und wer je augenblickliche Hoffnungen auf sie gesetzt, wie Ruge, der wird auch bitter getäuscht werden, wie Ruge.

Diese niederträchtigen, moralischen Zustände der großen Masse zerfallen aber in zwei Abtheilungen; nämlich in die Niederträchtigkeit der sogenannten gebildeten Stände und in die Niederträchtigkeit der sogenannten ungebildeten Stände. Ich gestehe nun aufrichtig, daß mir letztere noch ungleich lieber ist, wie erstere. Der Ausdruck „gebildete Stände" ist überhaupt in Bezug auf die meisten Personen, die man gewöhnlich damit beehrt, ein ganz falscher. Aller menschlichen Bildung muß doch eine moralische Lauterkeit zu Grunde liegen, sie muß eine Charakterentwickelung sein. Niederträchtigkeit und Bildung sind daher Widersprüche, die sich nicht vereinigen lassen. Daß man einen bessern Rock trägt, wie Andere, allerlei Sprachfertigkeiten sich angeeignet und mancherlei verschiedentliche Sätze aus allen möglichen Wissenschaften und Künsten seinem Gedächtnisse eingeprägt hat und dergleichen Aeußerlichkeiten mehr, das berechtigt noch nicht, auf die höchste Alles umfassende Eigenschaft, die der Mensch erreichen kann, auf Bildung Anspruch zu machen. Es ist Dressur, aber keine Bildung, vornehme, gelehrte, conventionelle Dressur, bei deren Vorhandensein eine organische Bildung und Entwickelung der ursprünglichen Anlage und des eigentlichen tiefsten Wesens völlig vernachlässigt sein kann und bei heutigen Zuständen in der Regel auch vernachlässigt ist. Es ist Verbildung, die deshalb viel schlimmer ist wie die rohe Ungebildetheit, weil sie völlig hoffnungslos ist, keinen Fond mehr besitzt, während bei der bloßen ungebildeten Rohheit doch noch Stoff und Material zu einer künftigen möglichen Bildung in den tiefsten Gemüthsschachten liegt, der sich zu Tage fördern läßt. Die Niederträchtigkeit der sogenannten ungebildeten Stände in Deutschland ist wenigstens naiv, offen und von jeder Affectation wirklicher Bil-

dung entfernt; sie trägt ihre egoistisch-thierische Richtung ganz offen zur Schau, sie täuscht nicht und lügt nicht. Ein gewöhnlicher deutscher Bauer oder deutscher Handwerker hat es gar kein Hehl, daß er blos seinem äußeren materiellen Vortheile nachlebt. Auf höhere ethische Zwecke geht er nicht ein, sondern weist sie kurz ab als ihm völlig fremde unverständliche Dinge. Er hat daher jedenfalls den Vorzug, daß er weder sich selbst, noch Andern etwas vorlügt. Der Pöbel aus den gebildeten Ständen dagegen hat freilich ganz dieselben rohthierischen Zwecke, wie jener; er ist ebenso selbstsüchtig, ebenso grobsinnlich, ebenso ideen- und schwunglos; aber er gesteht sich dieses weder selbst noch viel weniger Andern ein. Die Dressur hat ihm von Jugend auf mit einem Wortapparate über das Schöne, Gute und Wahre bedacht; sie hat ihn mit dem Namen aller höhern wissenschaftlichen und künstlerischen Ideen bekannt gemacht; sie hat ihm eine Menge moralische Begriffe äußerlich angelernt; und obgleich er das Alles weder innerlich verarbeitet, verstanden, noch sich wahrhaft zu eigen gemacht hat; obgleich nicht die leiseste Spur davon in seinen Charakter übergegangen ist, und seine Denk- und Handlungsweise nicht im Mindesten dadurch bestimmt wird, so hat er sich doch gewöhnt, alle diese höhern menschlichen Ideen fortwährend im Munde zu führen, sich auf sie zu berufen und sie mit frechster Stirne zur Schau zu tragen, gleich als wenn sein ganzes Wesen völlig von ihnen durchbrungen. Diese Scheinbildung, diese Lüge der sogenannten gebildeten Stände, die bei niederträchtigster Gesinnung ein fortwährend conventionelles Spiel mit den ethischen Aufgaben der Zeit treibt, die überall mit hineinschwatzt, wo von Recht und Freiheit, von Religion und Poesie u. s. w. die Rede ist, sie läßt den Beobachter häufig an einer bessern Zukunft Deutschlands verzweifeln, denn wie es ein anerkannter Satz in der Pädagogik ist, daß da, wo einmal Unwahrheit und Lüge sich des kindlichen Gemüthes bemächtigt hat, auch die besten Lehren nichts helfen, eben weil sie immer sogleich wieder zur Lüge und Unwahrheit umgewandelt werden (gleichwie ein verdorbener Magen selbst die gesündesten Nahrungsmittel stets wieder in schädliche Stoffe verwandelt), so scheint es auch bei einem durch Lüge in Verderbniß übergegangenen moralischen Zustande eines ganzen Volkes fast unmöglich, daß es sich zur moralischen Gesundheit und Kraft wieder emporarbeiten könne, die größten Männer können unter ihm aufstehen, die ernstesten, heiligsten Lehren können ihm gepredigt werden, es hilft Alles nichts, eben wegen jener unglücklichen Gewohnheit, von dem Höchsten und Besten sich nur

den lügenhaftesten Schein anzueignen, auf Alles nur äußerlich einzugehen, einzuwilligen, mitzumachen, mit der stillschweigenden Reservation dabei innerlich doch nach wie vor die alte gemeine Niederträchtigkeit beizubehalten, und vorkommenden Falles auch ihr gemäß zu handeln. Ja, was das Allerschlimmste ist, es bildet sich eine wunderbare Geschicklichkeit, die niederträchtige Handlungsweise durch Scheingründe, die eben jenen höhern Ideen entnommen sind, zu entschuldigen und mit hohlen Phrasen zu verbrämen und auszuschmücken; ein wunderbar frecher Dualismus, vermöge dessen man wie ein Vieh lebt und wie ein Engel des Lichts redet, durch welchen es möglich wird niederträchtig zu denken und zu handeln und doch erhaben zu sprechen. Auf diese Weise fehlt jeder politischen oder kirchlichen Idee, sobald sie in's Leben treten und sich realisiren will, aller fester Boden unter den Füßen. Das ganze Volk kann zujauchzen und man bleibt doch im Ungewissen, ob man auch nur auf Einen mit Bestimmtheit zählen könne, dem es wahrer Ernst ist, und der getreu und consequent dem proclamirten Ziele entgegenstrebte. So kommt es, daß bei oberflächlicher Beobachtung oft eine ungeheure Bewegung der Geister vorhanden zu sein scheint, die doch weiter nichts ist, als eine conventionelle Spielerei mit angelernten Ideen, bei der weder die Führer noch der zujauchzende Haufe an eine wirkliche moralische Aufgabe, aus der strenge Pflichten folgten, im Entferntesten gedacht haben. Ja, dieses Kokettiren der Gemeinheit und Niederträchtigkeit mit den höhern Ideen des Lebens, es ist der Fluch unserer Gegenwart in Deutschland, und fast scheint es, als wenn die Ausbeute der Geschichte in Moral, Religion und Wissenschaft, wenn unsere ganze deutsche Gelehrsamkeit, mit der wir diese Ausbeute an's Tageslicht gefördert haben, blos deshalb noch vorhanden sei, damit die Niederträchtigkeit und Bestialität sich damit aufputzen und ergötzliche Schauspiele zur geselligen Zerstreuung damit veranstalten könne. Man blicke hin, wohin man wolle, überall diese hochtrabenden Redensarten, dieser hohle Pathos neben sittlicher Ohnmacht, diese doctrinäre Geläufigkeit, über die höchsten Ideen des Lebens mitzuschwatzen, sich dabei zu betheiligen, so lange es kein Opfer kostet, keine persönliche Selbstentäußerung gefordert wird; aber auch überall dieselbe Gewandtheit der Desertion und Verleugnung, sobald es gilt zu handeln und das Wort zur That werden zu lassen. Besonders ekelhaft und empörend tritt dieses Unwesen bei unsern kirchlichen Zuständen hervor. Das Stichwort der großen Massen heißt jetzt: christliche Lehre, christliche Liebe; sie pochen förmlich auf diese praktische

Liebe im Gegensatze zu dem theoretischen Glauben, und doch ist eben diese Liebe bei der großen Mehrzahl weiter nichts, als ein todtes Wort, bei dem sie nichts denken und nichts fühlen. Sie berufen sich auf das Beispiel von Christus und doch ist Christus ihnen unbekannt; er lebt nicht in ihnen und selbst seine reinmenschliche Größe, seine persönliche Erhabenheit, die sie stets im Gegensatze zu dem alten Dogma hervorheben, ist ihnen völlig unverständlich. Sie reden fortwährend von der Wiedergeburt, von den Fortschritten der Kirche, und im Grunde ihrer Seele ist ihnen die Kirche etwas total Gleichgiltiges; wenn sie morgen aufhörte zu sein, sie würden sie kaum vermissen. —

Dieselbe Lüge tritt in den politischen Verhältnissen hervor. Alle schwatzen von Freiheit, aber wie Wenige handeln als freie Männer, wie Wenige giebt es, welche nicht im täglichen Leben sich als niederträchtige und selbstsüchtige Sklavenseelen bewiesen. Woran liegt es denn, daß wir nicht frei sind? Etwa an einigen wenigen herrschsüchtigen Regierungsmännern, die doch einem wahrhaft freigesinnten Volke gegenüber völlig ohnmächtig wären, oder die vielmehr gar nicht existiren würden? — denn auch sie haben sich erst aus den moralischen Zuständen des Volkes entwickelt und würden anders sein, wenn das Volk anders wäre. Nein, es liegt an der sittlichen Ohnmacht der liberalen Schwätzer, deren Thun und Denken nicht mit ihren prunkenden Worten übereinstimmt. Es liegt an der totalen Unwahrheit des Charakters. Mit Worten ist die ganze Welt in Deutschland liberal, ja bis zur Excentricität liberal. Nicht im freien England, nicht im freien Nordamerika giebt es viele Wortliberale, wie im unfreien Deutschland. Wir würden sicher viel weiter sein, wenn die Gegenpartei, die sogenannten Aristokraten, Dunkelmänner, Servilen, oder wie sie sonst mit den beliebten Stichwörtern getauft werden, auch zehnfach oder hundertfach zahlreicher und stärker bei uns wären; und wenn dagegen die Zurückbleibenden es nur ernstlich meinten und nicht bloße Phrasenhelden wären. Dann hätten wir doch wenigstens einen ernsten tüchtigen Kampf, wo Grundsatz gegen Grundsatz, Charakter gegen Charakter anringt, aus dem das sich ergebende Resultat, es sei welches es wolle, doch eine reelle Wahrheit wäre. Es kann noch bei uns dahin kommen, daß die ganze Nation ohne Ausnahme den freisten Theorien huldigt, und daß wir in der Wirklichkeit dennoch zur völligen Sklaverei herabsinken. Mit Recht nennt der verstorbene Steffens diese Zustände „Caricaturen des Heiligen."

Es ist schade, daß sein Werk keinen Fortsetzer gefunden hat, an unendlichem Stoffe dazu fehlt es wahrlich nicht.

Dieser lügenhaften Niederträchtigkeit der sogenannten gebildeten Stände ist es nun eigenthümlich, daß sie alle Gebrechen der jetzigen Zustände einer äußern Ursache zuschreiben möchten, etwa den Regierungen, den Jesuiten u. s. w. Daß der Hauptfehler an ihnen selbst liegt, davon wollen sie nichts wissen. Es ist eine stillschweigende Convention unter ihnen, sich durchweg die größten Complimente zu machen, und die eigene Jämmerlichkeit und Inconsequenz auf's Behutsamste zu ignoriren. Sie nehmen es im höchsten Grade übel, wenn Jemand diese Convention verletzt, und sie darauf aufmerksam macht, wenn Jemand eine treue Befolgung der zur Schau getragenen Grundsätze von ihnen verlangt oder eine ernste Rüge über ihre fortwährende Unwahrheit ausspricht. Ueber einen solchen fällt alsbald der gesammte zahllose Pöbel mit wüthender Erbitterung her. Denn wiewohl sie im Allgemeinen nicht einmal Gemüthskraft genug besitzen, um wirklich hassen zu können und ihr Haß in der Regel selbst nur eine bloße Phrase ist, — so entwickeln sie in diesem Falle, wo irgend Jemand es wagt, sie bei der eigentlich verwundbaren Stelle anzupacken, doch wirklich noch eine gewisse Kraft im Hasse. Und doch bleibt nichts übrig, als die deutsche Niederträchtigkeit immer von Neuem an dieser ihrer Achillesferse anzugreifen. Es ist das einzige Mittel zur Verbesserung des moralischen Zustandes in Deutschland. Man muß das Volk mit der Nase auf seine heillose Wortheuchelei hinstoßen, und dieses so lange wiederholen, bis es vor Schmerz Ach und Weh schreit.

Wenn man unsere Zeitungen und politischen Blätter liest, so sollte man glauben, es gäbe unzählige politische und kirchliche Parteien in Deutschland, Communisten, Socialisten, Republikaner, Constitutionelle, Absolutisten und Bureaukraten; Alt- und Neukatholiken, Lichtfreunde, Orthodoxe, Pietisten u. s. w. Diese Parteien existiren aber fast immer nur auf der Oberfläche; fast alle mehr oder weniger nur in Worten und Redensarten. In der Tiefe giebt es nur zwei Hauptparteien, die jetzt mit einander kämpfen; und sobald diese ihren Kampf mit einander ausgefochten haben, so wird die babylonische Sprachverwirrung aufhören und die unzähligen Streitfragen werden sich auf leichte Weise lösen lassen. Das sind die Parteien der Charaktere und der Nichtcharaktere, der Gesinnungstreuen und der heuchlerischen Wortkrämer, der Edelherzigen und der Niederträchtigen; zwischen diesen beiden gilt es einen Kampf auf

Tod und Leben. Freilich ist es ein schwerer und wenig belohnender Kampf, bei welchem keine Lorbeeren, ja nicht einmal eine Märtyrerkrone zu gewinnen ist, sondern vorläufig nur Koth- und Steinwürfe. In nachstehendem Aufsatze möchte ich abermals mein Scherflein zu dieser großen innern Nationalschlacht beitragen. Bei dieser Gelegenheit wohl hat sich die Poltronerie und politische Feigheit neben dem Schwalle hochtrabender Redensarten so evident herausgestellt, wie in dem dreijährigen hannöverschen Verfassungskampfe von 1837 bis 1840. Wie gewöhnlich wird dieses schmachvolle Treiben jetzt mit dem Mantel christlicher Liebe zugedeckt. Die Liberalen sind zu höflich, um sich unter einander ihre Fehler vorzuwerfen. Unangenehme Erinnerungen sucht man zu vergessen; aber ich kann mir die Genugthuung nicht versagen, nochmals auf diese Angelegenheit zurückzukommen, und an diesem schlagenden Beispiele nachzuweisen, wie ohne aufopfernde Ueberzeugungstreue auch in der klarsten und gerechtesten Sache immer nur ein schmähliches und entwürdigendes Resultat sich herausstellen muß. Vom ersten Beginn des hannöverschen Verfassungskampfes an habe ich diesen Satz gepredigt, habe ich das Benehmen der hannöverschen Liberalen der strengsten Kritik unterworfen, habe ich gewarnt, habe ich vorhergesagt, daß sie nothwendig unterliegen müßten, sobald sie nicht die strengsten Anforderungen an sich selbst machten und lieber in Erfüllung ihrer Pflicht sich opfern, als ein feiges Abkommen mit derselben treffen würden. Schritt vor Schritt habe ich ihr Benehmen begleitet und die Folge ist denn natürlich auch gewesen, daß man mich alsbald für einen Verräther der guten Sache ausgeschrien, und mit möglichst gründlichem Hasse beehrt hat. Die Acten sind geschlossen; und wiewohl jetzt andere Fragen in den Vordergrund getreten sind, so halte ich es doch für nützlich, den ganzen Verlauf zu recapituliren, denn die moralische Lehre, die darin enthalten ist, findet ihre vollste Anwendung auch auf alle andern Kämpfe der Gegenwart. Im Wesentlichen habe ich die hier niedergelegten Ansichten freilich bereits in mehrern Aufsätzen, zuletzt in der rheinischen Zeitung, ausgesprochen; aber es giebt Wahrheiten, die man nicht genug wiederholen kann.

Es ist natürlich nicht meine Absicht, eine Kritik der Handlungen zu liefern, welche im hannöverschen Verfassungsstreite von der jetzt bestehenden Regierung ausgegangen sind. Ebenso wenig soll der

Rechtspunkt über die Giltigkeit des Staatsgrundgesetzes von 1833 erörtert werden. Es ist dies bereits von mehreren Seiten, unter Andern von dem Tübinger Gutachten, von der Eingabe des Osnabrückschen Magistrats u. s. w. auf's Gründlichste und Ueberzeugendste geschehen, und jedenfalls würde eine solche Erörterung von der eigentlichen Tendenz dieses Aufsatzes ableiten.

Die Aufgabe, die ich mir gestellt, soll nur an der Verfahrungsweise der Anhänger des Staatsgrundgesetzes den ewig wahren Satz nachweisen, daß eine an sich gute Sache durch mangelhafte und schlechte Mittel verdorben wird, daß derjenige, der einmal von der klar vorgezeichneten Bahn des Rechts abweicht und den Weg der Willkür betritt, dadurch in eine falsche Stellung gebracht wird, daß er auch bei dem besten Willen später nicht wieder jenen einzig richtigen Standpunkt des Rechtes erlangen kann, sondern von dem einmal begangenen Fehler immer zu neuen und größeren fortgerissen werden muß. Muthlosigkeit, Bequemlichkeit, falsche Selbstsucht, Verabsäumung der Pflicht im nothwendigen Momente, Aufschieben der That auf den kommenden Morgen verwickeln die moralischen Verhältnisse auf so desperate Weise, daß zuletzt kein Ausweg auch für den Kräftigsten und Klarsten mehr vorhanden.

Der erste Angriff auf das Staatsgrundgesetz von 1833 hatte schon früher stattgefunden, ehe das Land Hannover selbst davon erfahren. Noch bei Lebzeiten des Königs Wilhelm IV. hatte der nächste Agnat und designirte Nachfolger, der Herzog von Cumberland, gegen dasselbe protestirt. Ob eine solche Protestation überhaupt heutigen Tages von staatsrechtlicher Bedeutung, sobald Fürst und Volk, die einzigen beiden gesetzgebenden Gewalten, über eine Verfassung einig werden, soll nicht erörtert werden. Ebenso mag dahingestellt bleiben, ob eine Protestation, von der der eine berechtigte Theil, das Land gar nichts erfährt, überhaupt den Namen und Charakter einer Protestation tragen kann. Auf diese Weise könnte man zuletzt blos in Gedanken protestiren. Das Factum aber, daß der Herzog von Cumberland sich gegen Einzelne als nicht einverstanden mit der pactirten Verfassung erklärt, ist gewiß. Dahlmann hat es freilich früher in Abrede gestellt; jetzt ist es jedoch allgemein zugegeben. Diejenigen, die aus dieser Ansicht des

nächsten Nachfolgers ein Geheimniß gemacht, haben jedenfalls weder dem Lande, noch dem jetzigen Könige einen Dienst erwiesen.

Wiewohl nun die Protestation des Herzogs von Cumberland ein Geheimniß war, so war dessen ungünstige Gesinnung gegen constitutionelle Verfassung im Allgemeinen doch keineswegs unbekannt. Die Möglichkeit eines Angriffes auf die Verfassung nach Ableben des Königs Wilhelm IV. wurde daher wohl geahnt und erschien als eine Eventualität von der größten Wahrscheinlichkeit.

Man kann es wohl als die erste Gewissenlosigkeit der Opposition betrachten, daß sie sich mit einem Gedanken nicht vertraut machte, der freilich die lästige Aussicht auf Kampf und Opfer stellte. Es ist ein Zeichen von Leichtsinn und Muthlosigkeit, wenn man absichtlich der Ueberlegung über Schicksalsfälle aus dem Wege geht, um nur das Unangenehme, was sie in ihrem Gefolge haben, nicht vorher schon kosten zu müssen. Das dürfen wenigstens nur sehr sichere Naturen, die ihrer selbst in jedem Augenblicke gewiß sind.

Diese Scheu, den schlimmsten Fall vorher schon in's Auge zu fassen, bestrafte sich bald, als derselbe nun wirklich eintrat. Im Anfange des Jahres 1837 starb König Wilhelm IV., und es war nun an seinem gesetzlichen Nachfolger, dem Herzog von Cumberland, die Regierung anzutreten.

Nach dem §. 13 des Staatsgrundgesetzes hat der König bei seinem Regierungsantritte die Verfassung „zuvor anzuerkennen, worauf ihm gehuldigt wird. Der König macht seinen Regierungsantritt dem Lande bekannt, indem er bei seinem königlichen Worte die Haltung des Staatsgrundgesetzes verspricht, worauf ihm gehuldigt wird." So lautet der Paragraph.

Die Verpflichtung des Königs, das Staatsgrundgesetz anzuerkennen und mit seinem Worte zu bekräftigen, ist hiernach außer Zweifel gestellt. König ist er von dem Augenblicke an, wo sein Vorgänger gestorben ist; aber die Rechte des Königs treten erst von dem Augenblicke an in Kraft, wo er die Regierung durch jene Bekanntmachung und durch jenes Angelöbniß antritt. Erst von diesem Augenblicke an regiert er und ist das Land seiner Regierung unterworfen. Jede andere Deutung des §. 13 möchte eine übersophistische sein, an die die Interpreten selbst nicht glauben, die auch überhaupt nur in einem Lande vorkommen kann, wo, wie in Deutschland, der Spitzfindigkeit auf Kosten des einfachsten und natürlichsten Wahrheitsgefühls Alles möglich ist, und wo kein noch so klarer Satz der Moral oder des Rechts existirt, der nicht durch doctri-

nelle Künstelei angegriffen, und in Frage gestellt werden könnte. Wünschenswerth wäre es allerdings gewesen, wenn das Staatsgrundgesetz etwas Näheres darüber festgesetzt hätte, wer die Regentschaft in dem Zwischenraume von dem Tode des Königs bis zum Regierungsantritte seines Nachfolgers zu übernehmen, und namentlich in welchen Grenzen sich diese Regentschaft während dieses Interregnums zu halten habe.

Der König bekräftigte bekanntlich das Staatsgrundgesetz nicht mit seinem Worte, trat somit die Regierung gesetzlich nicht an, wiewohl er Verfügungen an die damaligen Minister erließ, aus denen der Wille, auch ohne diese gesetzliche Vorschrift die Regierung zu übernehmen, genügend hervorging.

Eine sehr wesentliche Bestimmung des Staatsgrundgesetzes war somit angegriffen, und es galt nun die Vertheidigung desselben zu übernehmen für Alle, die sich durch Ueberzeugung, Recht und Eid an dasselbe gebunden glaubten. Durch Eid an dasselbe gebunden waren namentlich sämmtliche Behörden des Landes und die beiden Kammern, die eben damals glücklicher Weise in Hannover versammelt waren.

Bei diesem ernsten Ereignisse, bei diesem Angriff auf das Grundgesetz des Landes nach kaum vierjährigem Bestehen konnte allerdings kein glücklicherer Umstand für die gesetzliche Vertheidigung der Landesrechte gedacht werden, als daß die beiden Corporationen, welche das Land repräsentirten, eben versammelt waren. Die Kammern, und namentlich die zweite Kammer, sind das einzige Organ, wodurch sich die Gesammtheit des Landes aussprechen kann. Alle Rechte und Befugnisse, Rechte der einzelnen Unterthanen zur gesetzlichen Vertheidigung der Verfassung sind in ihnen concentrirt. Es nicht zu verkennen, daß die Vertheidigung von Verfassungsrechten in Deutschland, wo die Censur eine gemeinsame Berathung und die Polizei gemeinsame Zusammenkünfte sehr erschweren kann, seine besondern Schwierigkeiten hat, sobald nicht der eigentliche Mittelpunkt, in dem alle öffentlichen Rechte der Unterthanen sich vereinigen, die Kammern versammelt sind. Wären sie bei dem Tode des Königs Wilhelm nicht zusammen gewesen, so hätten sie aus eigener Machtvollkommenheit nicht zusammentreten können, denn nur dem regierenden Könige steht es zu, sie zu convociren. Ebenso aber kann auch nur der regierende König sie vertagen und auflösen. Ihre Stellung und die Stellung des Landes durch sie war daher in diesem Augenblicke eine feste, vortreffliche, rechtlich ganz unangreifbare. Sie bestanden rechtlich fort, sie waren so lange permanent, bis der König die Regie-

rung angetreten, bis er das Versprechen geleistet hatte. In dem Augenblicke, wo sie rechtlich vertagt oder aufgelöst werden konnten, hätten sie gerade das erreicht gehabt, was sie wollten, die Anerkennung der Verfassung von Seiten des Königs. Die Kammern aber verließen den anvertrauten Posten und gaben die rechtlich unangreifbare Position freiwillig ohne Kampf auf, die ihnen der Gegner ohne ihr Nachgeben nimmer entreißen konnte.

Die Kammern gingen bei der ersten Aufforderung freiwillig auseinander und brachen dadurch den Eid, den sie auf Aufrechthaltung der Verfassung geschworen, ebenso gut und vollständig, wie jene Männer, die in dem Ministerium blieben, und den König bei seinen Maßregeln unterstützten, wobei denn gern zugegeben werden mag, daß bei den Letztern und bei der Mehrzahl der ersten Kammer mehr Absichtlichkeit, bei der zweiten Kammer mehr Unentschlossenheit und Furchtsamkeit als Motive obgewaltet haben mögen.

Man hat das stillschweigende Auseinandergehen der zweiten Kammer auf mancherlei Weise entschuldigt, keiner der dafür angegebenen Gründe ist stichhaltig.

Man hat gesagt: Es wäre nicht schicklich gewesen, gleich im Anfange dem neuen Könige schroff entgegenzutreten. Es beruht dieser Einwand aber auf einer gänzlichen Begriffsverwechselung. Die Nachgiebigkeit kann sich nur auf die künftige Gesetzgebung oder Steuerverwilligung beziehen. Da, wo es sich um die Behauptung der Verfassung selbst, um eine grundgesetzlich ausgesprochene rechtliche Nothwendigkeit handelt, auf der überhaupt das ganze Verhältniß zwischen Fürst und Volk basirt ist, — bei solchen Gelegenheiten kann von Nachgiebigkeit nicht die Rede sein. Dies wäre nicht mehr Nachgiebigkeit, sondern Verrath an den Bestimmungen, worauf die ganze Staatsordnung beruht, Verrath an der übernommenen Pflicht. Der kleinste Uebergriff muß hier zurückgewiesen, die Rechtsgrenze muß haarscharf beobachtet werden, wenn nicht jedes Rechtsverhältniß sich bald auflösen und aller Willkür Thor und Thür geöffnet werden soll. Ein Regierungswechsel ist nur ein Grund mehr, um die genaueste Controlirung von Seiten der Stände hervorzurufen, damit auch nicht ein Jota an der eigentlichen Verfassung in Frage gestellt werde. Es handelt sich hier um die Feststellung des Princips für das ganze künftige Zusammenwirken von Fürst und Volk. Alle Versammlungen von wahrhaft constitutionellem Geiste, z. B. das englische Parlament, bewachen daher mit einer an's Aengstlichste gren-

zenden Sorgfalt die Normen, die zum eigentlichen Grundgesetze gehören, und in keinem Augenblicke mehr, als wenn die Verfassung ihnen einen neuen König giebt. Ehrfurcht gegen den König und strenges Behaupten der Rechte lassen sich gar wohl mit einander vereinigen, wie dieses denn die Engländer mit bewunderungswürdigem Schicklichkeitssinn, der sehr mit der heuchlerisch doctrinellen Phrasenmacherei unserer deutschen Politiker contrastirt, zu thun wissen. Es ist in der That ein Beweis, wie sehr männliches Rechtsgefühl einer sklavischen Gesinnung bei uns Platz gemacht hat, wenn man den König durch Aufhebung der beschworenen Grundgesetze zu ehren glaubt, sobald er sie unwissentlich oder absichtlich verletzt.

Uebrigens scheint es, als wenn die badische Kammer aus dem heillosen Fehler der hannöverschen sich eine gute Lehre gezogen hätte. Bei einer weit unbedeutendern Gelegenheit, wo die Verfassungsverletzung noch dazu nicht einmal gewiß war, hat sie sich sogleich wie Ein Mann erhoben, ohne daß sie es darum an Hochachtung und Liebe zu ihrem Fürsten je hätte fehlen lassen.

Ferner hat man die Frage aufgeworfen: „Was hätte die zweite Kammer denn beginnen und unternehmen sollen, wenn sie nicht auseinander gegangen wäre?"

Was sie hätte beginnen sollen? Das läßt sich nun nicht so genau beantworten und hersagen. Es hing das natürlich von den Umständen und der Handlungsweise der Gegenpartei ab. Soviel ist aber gewiß, sie hätte sehr Vieles, sehr viel Zweckmäßiges und rechtlich Erlaubtes — unternehmen können. Vor Allem mußte sie die Proposition des Königs einer Discussion unterwerfen und in einer Antwort das Unverfassungsmäßige derselben auseinander setzen. Sie mußte dann auf die Rücknahme derselben und auf Anerkennung der Verfassung durch das königliche Wort ehrerbietigst antragen. Half dieses nichts, so stand ihr noch ein weiter Spielraum offen, um ihren Eifer zur Aufrechthaltung des Staatsgrundgesetzes zu bethätigen. Dem Lande gegenüber hätte sie die Ungiltigkeit der königlichen Verfügungen, das Ungesetzliche der zu leistenden Huldigung, das Ungesetzliche der Wahlen nach der Verfassung von 1819 u. s. w. aussprechen können. Sie hätte alle die spätern Angriffe auf die Verfassung, wie sie sich im Laufe der Zeit entwickelten, durch rechtliche Commentare und Gegenerklärung begleiten und dadurch dem Lande einen sichern Halt geben können, über

das, was es zu thun und zu lassen habe. Sicher wären dann viele Muthlose und Unentschlossene dadurch gekräftigt worden, während jetzt das Auseinanderlaufen der gesetzlichen Vertreter nur eine allgemeine Verwirrung, ein allgemeines sauve qui peut zur Folge haben mußte. Viele der flüchtigen Ständemitglieder haben es später beklagt und manche verkehrte Handlung des Landes damit entschuldigt, daß es dem passiven Widerstande gänzlich an einem Mittelpunkte, an einer Gelegenheit zur Verständigung unter einander gefehlt, und daß die Unterthanen nur gänzlich vereinzelt, ohne von einander zu wissen, da gestanden hätten, und Stüve selbst sagt in seiner Vertheidigungsschrift, bei Gelegenheit, wo er erklärt, wie es gekommen, daß einzelne Wahlmänner sich hätten verlocken lassen, daß bei einfachen Landleuten es nicht zu verwundern sei, wenn sie zuletzt durch gelehrt klingende Trugschlüsse vorgesetzter Behörden und durch eifriges Zureden hochstehender Männer auf Augenblicke irre gemacht wären. Wer anders trug denn die Schuld dieser Vereinzelung, dieser Rathlosigkeit, als eben unsere Flüchtigen? Gewiß wurde die Rechtsvertheidigung sehr erschwert, als die Versammlung, die berufen war, vor dem Riß zu stehen, sich zurückzog und es nun den Einzelnen oblag, zu thun, was jene Gesammtheit nicht gewagt hatte. Eben das ist es ja, was wir nachweisen wollen, wie schlimm sich unterlassene Pflichtübung im geeigneten Momente bestraft und rächt.

Dem Bundestage gegenüber hätte ferner die Kammer Schritte thun können, die schwerlich damals ohne Wirkung gewesen wären, sondern den ganzen unglücklichen Streit gleich in der Geburt erstickt oder doch in ein gesetzmäßigeres Bette geleitet hätten. Bei dem Tode Königs Wilhelm IV. war das Staatsgrundgesetz jedenfalls in anerkannter Wirksamkeit. Eine nähere Prüfung dieses Ausdruckes werden wir weiter unten geben. Bekannt ist es, daß der Bund alle in anerkannter Wirksamkeit stehenden Verfassungen garantirt. Darauf gestützt konnte die Kammer den rechtlichen Schutz des Bundestags in Anspruch nehmen. Später war diese anerkannte Wirksamkeit allerdings sehr problematisch, denn als erst nach dem Wahlgesetze von 1819 eine Kammer gewählt war, als diese Kammer zusammengetreten war und sogar Beschlüsse gefaßt hatte, da mochte es allerdings sehr fraglich sein, ob die Verfassung von 1833 noch in anerkannter Wirksamkeit sei, und auf diese Ungewißheit stützt sich auch der spätere, die Einschreitung ablehnende Erlaß des Bundestags.

Einen dritten Einwand können wir ebenfalls kurz abfertigen. Er lautet: „Die zweite Kammer sei unpopulär gewesen und würde bei ihrem Widerstande, dem Könige gegenüber, sich der Unterstützung und des Beifalls des Landes nicht zu erfreuen gehabt haben.“ Entweder die Zusammensetzung der Kammer war unpopulär, das Land hatte kein Zutrauen zu den Männern, die es früher selbst gewählt — alsdann möchte es wohl kein zweckmäßigeres Mittel gegeben haben, das verlorene Vertrauen wieder zu erlangen, als eine heldenmüthige Pflichterfüllung in Vertheidigung der Verfassung, oder die Institution der zweiten Kammer selbst war unpopulär. Das hieße denn mit andern Worten: die Verfassung selbst sei unpopulär gewesen. Aber, wenn dies selbst der Fall gewesen, so waren die Deputirten doch einmal auf diese Verfassung verpflichtet, und mußten die daraus fließenden Pflichten so lange erfüllen, bis die Verfassung auf dem gesetzlich vorgeschriebenen Wege verändert oder aufgehoben war. Indessen ist dieser Einwand nicht einmal wahr, wie das die Folge sattsam gelehrt hat, und am wenigsten paßt er im Munde derjenigen, welche in öffentlichen Schriften, in Eingaben an den Bundestag u. s. w. von vornherein hundertfältig behauptet haben, daß das Land dem Staatsgrundgesetze von 1833 fast einmüthig anhänge. Was soll man von Leuten denken, denen es nicht darauf ankommt, alle ihre eigenen öffentlichen Behauptungen Lügen zu strafen und das Land zu beschuldigen, sobald es sich darum handelt, das eigene Benehmen zu beschönigen?

Wir brechen von diesem ersten Punkte ab, weil uns noch übrig bleibt, eine ganze Reihe von nachfolgenden Fehlern der Opposition zu rügen. Fehler? Nein, dieses Auseinandergehen der Kammer war mehr wie ein Fehler. Wenn Fouché bei Erschießung des Herzogs von Enghien frecher Weise sagte: „Das ist schlimmer als ein Verbrechen, das ist ein Fehler“, so sagen wir umgekehrt: „Hier ist mehr als ein Fehler, hier ist ein Verbrechen.“

Handelte es sich blos um einen falschen Zug, um eine falsche Berechnung, um eine irrige Maßregel der Klugheit, um eine aus Irrthum aufgegebene vortheilhafte Stellung, so wäre die Sache nicht so wichtig. Aber es handelt sich um ein schweres moralisches Vergehen, um ein verderbliches ethisches Beispiel, welches nicht zu berechnende Folgen von Demoralisation im Volke hervorgebracht hat. Es ist Zeit, daß dieses Dilettiren mit der Politik, dem zu Folge man eine De-

putirtenstelle übernimmt, wie wenn man eine Badereise antritt, eine Sommerwohnung bezieht, endlich einmal aufhöre. Es ist Zeit, daß unsere Deputirten einsehen, daß sie gleich dem Commandanten, der eine Festung übergiebt ohne Gegenwehr, gleich dem Richter, der aus Menschenfurcht gegen den Buchstaben des Gesetzes Unschuldige verdammt, Verräther an ihrer heiligsten Pflicht sind, sobald sie den Bestimmungen der Verfassung und den daraus hervorgehenden Consequenzen untreu werden. Das ist eben noch der große Irrthum in Deutschland, der jede Verfassung zu einer Illusion macht, daß man den politischen Pflichten der Wahlmänner, der Wähler der Deputirten nicht dieselbe strenge ethische Grundlage unterlegt, wie anderen Amtspflichten, z. B. denen des Richters, des Geistlichen, des Arztes. Und diesen Irrthum hat die hannöversche Kammer nur zu sehr bestärkt. Wenn man sie hört, so geben sie allenfalls zu, wie sie hätten anders handeln können und daß ihr Auseinandergehen ein falscher Zug in dieser interessanten Schachpartie gewesen wäre. Von einer Verletzung einer heiligen Pflicht spricht aber Keiner, gleichsam als wenn jeder Deputirte nur so viel von den Pflichten eines solchen Amtes übernähme, als ihm eben convenirte, als er ohne Beeinträchtigung seiner sonstigen Stellung und Bequemlichkeit eben für gut fände zu erfüllen. Unsere deutschen Deputirten betrachten ihr Amt immer als ein Nebengeschäft; und während sie den Regierungen vorwerfen, daß bei ihnen die Verfassungen keine Wahrheit seien, vergaßen sie ganz, wie sehr ihre eigene Stellung und ihr Verhalten zur Verfassung eine Unwahrheit ist. Ich bin nicht für die alte Katechismus-Eintheilung der Sünden in Begehungs- und Unterlassungssünden, denn jede Sünde ist innerlich wenigstens eine positive, aber unsern Deputirten gegenüber möchte die Einschärfung solcher Jugendbegriffe, und daß man auch durch Unterlassung gegen klare Gewissenspflichten sündigen kann, von großem Nutzen sein.

Jetzt zurück zum weiteren Verlaufe der Verfassungsstreitigkeiten. Die Kammern waren auseinandergegangen, die vortheilhafteste Position war aufgegeben. Der König regierte trotz des Staatsgrundgesetzes von 1833 ein volles halbes Jahr, ehe ein neues Attentat geschah. Jetzt hätte es dem Lande selbst obgelegen, die Schritte zu thun, die die Kammer unterlassen hatte. Es erfolgte aber nicht die leiseste Demonstration von irgend einer Seite. Nicht einmal eine Adresse, nicht eine ehrfurchtsvolle Bitte, das Staatsgrundgesetz zu berücksichtigen. Wiewohl

die Absichten der factischen Regierung gegen das Staatsgrundgesetz klar vorlagen, wiewohl dasselbe factisch schon über den Haufen geworfen war, so gab es doch Niemand, der es gewagt hätte, sich an die Spitze zu stellen und ein Beispiel zu geben. Vergebens wendet man ein, daß noch immer Hoffnung gewesen, die Regierung werde freiwillig zu dem Staatsgrundgesetze zurückkehren. Das Recht war einmal angegriffen und es mußte vertheidigt werden. Nicht durch willkürliches Geschenk ließ es sich wieder erringen, sondern nur durch legalen Kampf. Ohnedem ist diese vorgegebene Hoffnung auch nur eine Ausrede, um die Unthätigkeit zu entschuldigen. Niemand hat gewiß ernstlich an eine völlige Rückkehr zur Verfassung von 1833 geglaubt, und wenn diese überhaupt denkbar, so war ein allgemeines Stillschweigen des Landes gewiß wenig geeignet, die Regierung dazu zu vermögen. Im Gegentheile mußte der König dadurch in dem Glauben, daß dem Lande das Staatsgrundgesetz gleichgiltig sei und die Rechtsverletzung von demselben nicht empfunden werde, auf's Entschiedenste bestärkt werden. Eine Rückkehr zum Staatsgrundgesetze von Seiten der Regierung war damals allerdings noch leichter als jetzt. Je weniger Schritte auf einer abweichenden Bahn erst geschehen, desto leichter ist die Umkehr. Je mehr Aufwand von Kräften und Opfern man dagegen bereits einer Richtung gewidmet hat, um desto fester hat das Gemüth sich in sie verrannt, und desto schwerer wird es, sie aufzugeben. Es mag hier ein für alle Mal ausgesprochen werden, daß das Land oder die Opposition sich nicht allein durch ihre Muthlosigkeit und Schwäche an sich selbst, an der gerechten Sache, sondern auch selbst an der Gegenpartei vergangen hat. Nicht etwaige Rathschläge falscher Freunde allein sind es gewesen, die den Ton allein in der Richtung gegen das Staatsgrundgesetz bestärkt haben, sondern auch die lethargische Passivität des Landes im Anfange des Streites. Wenn wir auch eine entschiedene Abneigung gegen alle constitutionelle Regierungsform präsumiren wollen, so müssen wir doch annehmen, daß der König sich nach einer entschieden ausgesprochenen Stimmung des Landes als nach einer factischen Nothwendigkeit gerichtet haben würde. Es ist z. B. nicht denkbar, daß derselbe, falls das Geschick ihn auf den Thron von England berufen hätte, je an die Aufhebung der bestehenden Verfassung gedacht haben würde, wenn auch seine Neigung mit derselben nicht harmonirte. Die völlige Unmöglichkeit bei der politischen Ueberzeugung des Volkes ein derartiges Unternehmen durchzusetzen, würde jeden Gedanken an einen solchen Versuch schon in der Geburt erstickt

haben. Wenn dieser Vergleich des englischen Volkes uns armen Deutschen auch etwas stark ist, so steht es doch fest, daß das hannöversche Volk nicht das Seinige gethan hat, um die Regierung von ihrer Anhänglichkeit an das Staatsgrundgesetz und von dem zu leistenden Widerstande bei Beharrung in ihren feindseligen Absichten nur einigermaßen zu überzeugen. Statt sich offen und frei mit aller Macht sogleich auszusprechen und zu erklären, hat es tuckmäuserisch und ängstlich geschwiegen, und hat dadurch indirect bedeutend zur Verfolgung der eingeschlagenen Bahn auf die Handlungen der Regierung influencirt. Man bedenke nur: die Verfassung durch unleugbare und unverkennbare Schritte aufgehoben; — die Ueberzeugung feststehend, daß nächstens noch ein bestimmterer Schlag geschehen werde, und doch das tiefste Stillschweigen, nicht die kleinste Regung einer dissentirenden Ansicht im Volke! Hier streift die Muthlosigkeit nahe an hinterlistiger Verlockung. Die Einrede, daß der König über etwaige Adressen sich ungnädig geäußert, ist zu nichtig, als daß sie widerlegt zu werden brauchte. Weshalb hat man denn später sich nicht daran gekehrt, als doch wahrlich ebenso wenig Aussicht auf gnädige Entgegennahme vorhanden war? So viel ist gewiß, wenn es auf eine eigentliche Demüthigung der königlichen Würde abgesehen war, so konnte nicht geeigneter dazu hingewirkt werden, als durch dieses anfängliche schweigsame Nachgeben, durch dieses leise, fast unmerkliche Aufnehmen eines allmäligen Widerstandes, wodurch die Gegenpartei immer mehr und mehr zu falschen und unklugen Schritten verleitet wurde, weil die ganze Hoffnungslosigkeit ihrer Sache ihr wie mit einem Male in Gestalt eines entschlossenen, auf seiner Ueberzeugung beharrenden Volkes vor das Auge trat, sondern weil sie nach dem Vorhergehenden diesen Widerstand immer nur als das letzte, ohnmächtige Aufflackern einer furchtsamen und unbedeutenden Partei betrachten mußte. Nach den neuesten Ereignissen scheint es allerdings, als wenn vor's Erste eine gänzliche Ohnmacht beider Parteien eintreten würde. Die jetzige Regierung wird nicht durchdringen; ebenso wenig aber wird die Opposition das Staatsgrundgesetz und damit den einzig möglichen rechtlichen Standpunkt wieder gewinnen können. Gehässige, willkürliche, principlose Kämpfe zweier hartnäckig eigensinnigen Parteien — so weit hat es die Opposition durch ihre anfängliche Muthlosigkeit und Principlosigkeit gebracht. Die Opposition ist nicht besiegt, Stüve ist nicht besiegt, Christian ist nicht besiegt, Detmold ist nicht besiegt; aber das Recht ist längstens besiegt und überwunden, und schwer zu ent-

scheiden möchte es sein, welche von beiden Parteien ihm die härtesten Schläge beigebracht haben.

Doch weiter. Nach einer halbjährigen dumpfen Stille, wo Jeder einen neuen Schlag von der factischen Regierung mit jedem Augenblick erwartete und Keiner doch den Versuch wagte, ihn im Voraus zu pariren oder unschädlich zu machen, fiel endlich dieser Schlag.

Der König erklärte das Staatsgrundgesetz für aufgehoben, die Verfassung von 1819 in Kraft und anbefahl, neue Wahlen zu einer ständischen Versammlung nach dem Modus derselben, um etwaige Modificationen vornehmen zu können. Zugleich verlangte er die Huldigung vom Lande.

Bis zu diesem Zeitpunkte läßt sich allenfalls ein Entschuldigungsgrund für die Opposition anführen, — nämlich der Mangel an sogenannter politischer Bildung, der noch in Deutschland herrschen soll. Man kann sagen, daß sowohl die auseinandergegangene Kammer, als auch später das übrige Land, gern sich den Angriffen entgegengestellt haben würden, wenn sie nur gewußt, wie sie es hätten anfangen sollen. Man kann sagen, daß es ihnen weniger an Muth, Rechtsgefühl, Charakter, als vielmehr an Geschicklichkeit, an savoir faire, an der Erkenntniß zweckmäßiger Mittel und der Art und Weise gefehlt habe, wie man öffentlich opponiren müsse, und daß namentlich bei den Einzelnen, die vorzugsweise zu Führern berufen waren, eine gewisse verlegene Scheu, wie solches anzufangen, wohl zu präsumiren gewesen sei, ohne darum gleich auf tiefere moralische Mängel schließen zu müssen. Wir wollen die Entschuldigung in etwas gelten lassen, wiewohl wir der Ansicht sind, daß ein feuriger und edler Charakter bei solcher Veranlassung im geeigneten Momente nie verlegen ist, und daß ihm alsdann die Mittel selbst zuströmen. Auch kann bei unsern heutigen historischen und politischen Kenntnissen in Deutschland von solchem gänzlichen Mangel an politischer Bildung nicht wohl die Rede sein. Dennoch könnten wir jene Unterlassungssünden theilweise auf diese mildere Weise erklären, wenn nur bei der jetzt gebotenen Gelegenheit zu einer entscheidenden Rechtsschlacht das Land sich anders benommen hätte. Hier, bei der angemutheten Huldigung und den angemutheten Wahlen handelte es sich um keine weitläufigen Demonstrationen, bedurfte es keiner Führer, um sich an die Spitze zu stellen, brauchte man keine scharfsinnigen Auseinandersetzungen, keine Beredtsamkeit — hier handelt es sich um ein schlichtes, directes Ja oder Nein und nun weiter nichts. Zu einer solchen ein-

fachen Antwort auf eine einfache Frage gehören weder große Talente noch ausgebreitete politische Bildung; es ist, um hier das Rechte zu thun, nichts erforderlich, als der gewissenhafte Muth eines ehrlichen Mannes, der nicht in Unrecht willigt, wenn er direct darum angegangen wird.

Was zuerst die Huldigung anbetrifft, so hat Jedermann während des Zeitraumes von einem halben Jahre vollkommen Muße gehabt, darüber nachzudenken, ob das Staatsgrundgesetz von 1833 diese Huldigung unter den obwaltenden Umständen gestattete. Wer das Staatsgrundgesetz als rechtlich begründet ansah, durfte *nicht huldigen*; darüber konnte kein Zweifel stattfinden. Wer huldigte, war entweder der Ueberzeugung, daß jenes sogenannte Grundgesetz ungesetzlich sei, oder er handelte wider bessere Ueberzeugung gegen dieses Gesetz.

Da nun bis auf sieben Professoren *sämmtliche Beamte* und *sämmtliche Corporationen* des Königreichs gehuldigt haben, so müssen wir entweder annehmen, daß eine fast einmüthige Ueberzeugung von der Ungiltigkeit jener Urkunde geherrscht habe, oder aber daß Viele an ihrer Ueberzeugung und der beschwornen Rechtspflicht absichtlich zu Verräthern geworden sind. Letztere Eventualität wird aber zur *Gewißheit*, wenn man im spätern Verlaufe eine Menge Stimmen trotz dieser Huldigung sich für das Staatsgrundgesetz erklären sieht.

Nachdem diese Huldigung geschehen, war die Rechtsschlacht verloren. Der Beamtenstand wenigstens, in welchem leider bei uns fast einzig und allein alle höhere Bildung steckt, war dadurch in eine solche Stellung versetzt, daß er nicht wohl, ohne mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen, ferner die Rechtsgiltigkeit des Staatsgrundgesetzes behaupten und verfechten konnte. Durch diese Handlung, wodurch der Beamte das Staatsgrundgesetz für ungiltig erklärte, war er für sein ganzes Leben mit der Rechtspartei verfeindet. Nicht nur durfte er von nun an an dem Widerstande keinen Theil mehr nehmen, sondern auch, wollte er nur einigermaßen consequent sein, mußte er von nun an die Anhänger des Staatsgrundgesetzes verfolgen:

> Das eben ist der Fluch der bösen That,
> Das sie fortzeugend Böses muß gebären.

Bei dem hannöverschen Beamtenstande sehen wir abermals die Wahrheit bestätigt, wie der, der einmal weicht von der Bahn des Rechtes, für immer den dunkeln Mächten verfallen ist. Eine einzige Hand-

lung bestimmt nun über die ganze politische Lebensstellung; denn wer von ihnen hat den Muth gehabt, offen hinzutreten, den eigenen Schritt zu verdammen und offene Reue an den Tag zu legen? Durch die ungesetzmäßige Huldigung war der hannöversche Beamte der constitutionellen Regierungsform für immer entfrembet und durch unheilvolle Consequenz von seinem eigenen politischen Gewissen für immer losgelöst.

Ein kleinerer Theil hatte jedoch nicht unbedingt gehuldigt, sondern nur mit Vorbehalt des Staatsgrundgesetzes.

Es ist immer ein Zeichen heuchlerischer Schwäche, wenn man in Fällen, wo nur eine einzige scharfe logische Alternative möglich ist, sich unbestimmter, unklarer Worte bedient, um noch eine dritte Möglichkeit zu finden. Wir müssen das Wort „Vorbehalt“ untersuchen. Was kann es in diesem Falle bedeuten? Entweder soll damit gesagt sein: „Wir huldigen nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß der König das Staatsgrundgesetz anerkennt; wir versprechen erst von dem Augenblicke an, den Befehlen des Königs „gehorsam und ihrer gewärtig“ zu sein, wo er jenes mit seinem Versprechen bekräftigt hat“ — alsdann sagt sich der Beamte so lange von seinem Dienstverhältnisse los, bis dieser Fall eingetreten war. Es war alsdann dieser Vorbehalt eine eigentliche vorläufige Abdankung. Wäre dieser Vorbehalt als solche conditio sine qua non verstanden, so war er aller Ehren werth und leistete Alles, was der Rechtsfreund verlangen konnte. Oder zweitens, es war blos ein unfruchtbarer Gedankenvorbehalt ohne alle rechtliche und praktische Bedeutung. Was soll man in diesem Falle zu der jesuitischen Mentalreservation sagen? Und dieser Fall war bei allen Staatsdienern ohne Ausnahme derjenige, welcher eintrat. Alle ohne Ausnahme haben später Befehle angenommen und Keiner hat das Verhältniß eines Untergebenen aufgelöst, welches er doch selbst vermöge dieser vorbehaltlichen Andeutung nicht für rechtlich begründet hielt. Diejenigen, die pure gehuldigt, können sich immer wenigstens pro forma auf ihre Ueberzeugung von der Ungiltigkeit des Staatsgrundgesetzes und von dem gesetzmäßigen Gehorsame berufen, den sie dem König durch Erbfolge unbedingt schuldig bleiben. Aber diejenigen, die im Dienste bleiben mit Vorbehalt, haben sich eben durch diesen Vorbehalt auch jede Scheinentschuldigung von einer auf Ueberzeugung gegründeten Stellung geraubt.

Am feinsten und naivsten hat jedoch das Oberappellationsgericht in Celle distinguirt. Es hat pure gehuldigt, doch mit dem Vorbehalte,

bei etwaigen Processen das Staatsgrundgesetz als giltig zu erkennen. Wie weit diese seine Distinction sich a priori durchführen läßt, hat sich schon gezeigt, und der merkwürdige darin enthaltene Widerspruch wird sich wohl noch immer mehr zeigen, wenn das Oberappellationsgericht es etwa nicht für gut findet, jenen Vorbehalt ganz zu vergessen und als nicht ausgesprochen zu betrachten. Das Gericht erkennt hierdurch die Giltigkeit des Staatsgrundgesetzes für alle übrigen Staatsbürger an, und in Beziehung auf ihre eigene Person nicht. „Wir selbst sind keine Staatsbürger, wir begeben uns dieser Prätension, wir sind gar keine staatsbürgerliche Personen, sondern blos Rechtsmaschinen.“ Das heiße ich Demuth und feine Distinction!

Es sei mir vergönnt, da einmal von Beamten die Rede ist, hier etwas weiter auszuholen. Jedermann wird die Möglichkeit zugeben, daß eine unrechtmäßige Gewalt sich als Regierung aufwerfen kann. Die Geschichte zeigt diesen Fall häufig, und selbst in unsern heutigen cultivirtern und gewissenhaftern Zeiten ist er als logisch möglich wenigstens nicht zu bestreiten. Welche Widerstandsmittel lassen sich nun dagegen als die zweckmäßigsten und moralisch erlaubtesten in Anwendung bringen? Ein junges Mitglied der jeune France etc. würde gleich mit der Antwort bei der Hand sein: „Gewalt mit Gewalt vertrieben, Revolution, — nichts ist einfacher.“ Gegen dieses einfache Mittel haben wir jedoch unsere gerechten Bedenken. Es sind hier nämlich wieder zwei verschiedene Fälle zu unterscheiden. Den einen Fall, wenn ein Volk durch eine fremde Macht, durch ein anderes Volk erobert wird, wollen wir hier übergehen. Ein anderer Fall ist der, wo die unrechtmäßige Regierung in dem Volke selbst entstanden ist. Hier ist schwerlich abzusehen, was durch Gewalt für die Herrschaft des Rechtes gewonnen werden könnte. Eine Regierung kann nicht bestehen, wenn das Volk nicht selbst direct oder indirect sie unterstützt. Die Regierung besteht nicht aus wenigen einzelnen Menschen, sondern aus einem bedeutenden Theile des Volkes selbst. Direct nehmen in Deutschland Antheil an ihr sämmtliche Civil- und Militairbeamte, indirect contribuirt wenigstens das gesammte Volk durch Abgaben, durch Gehorsam u. s. w. zu ihrer Aufrechthaltung. Besteht nun eine solche unrechtmäßige Gewalt, so ist es klar, daß sie mit Einwilligung der Mehrzahl des Volkes besteht, oder daß wenigstens der Abscheu gegen diese Unrechtmäßigkeit in der Mehrzahl des Volkes noch nicht solche moralische Kraft und Intensivität gewonnen hat, daß sie sich entschlösse, derselben ihren Beistand zu ent-

ziehen. Hier wäre also ein activer Widerstand etwas durchaus Unnöthiges und Thörichtes, denn es genügt, daß die Mehrheit sich nur passiv verhalte, ihre Dienste nicht mehr der Regierung widme, um diese aufhören zu machen und zur Rechtmäßigkeit zu zwingen. Nicht durch Gewalt existirt eine solche Regierung, sondern durch die moralische Schwäche und durch den Mangel an lebhaftem Rechtsbedürfniß im Volke. Nicht durch physische Gewalt, sondern durch moralische Anstrengung läßt sich demnach diesem Zustande abhelfen. Durch äußere Gewalt läßt sich allerdings eine Regierung stürzen, aber es ist keine Garantie da, daß die nächstfolgende Regierung nicht ebenso das Recht überschreite, so lange das politische Gewissen des Volkes nicht soweit ausgebildet ist, daß es sich der Mithülfe bei jeglicher Unrechtmäßigkeit entzieht.

Ein solcher passiver Widerstand kommt nun zuerst dem Beamtenstande zu. Theils ist sein Gewissen am nächsten betheiligt, weil er direct, das übrige Volk nur indirect zur Aufrechthaltung einer unrechtmäßigen Gewalt in Anspruch genommen wird. Es ist eine einfache Regel der Moral, daß man sich bei keinem Unrechte betheiligen müsse. Ohne Beamte läßt sich nicht regieren. Giebt der Beamtenstand seinen Abschied ein, so ist eine Regierung unmöglich. Denn woher soll man sogleich einen zweiten hernehmen. Alle diejenigen Beamten, die von der Rechtsgiltigkeit des Staatsgrundgesetzes von 1833 überzeugt waren, hatten sicher die moralische Verpflichtung, ihre Stellen in dem Augenblicke niederzulegen, als sie sich nicht mehr darüber täuschen konnten, daß die bestehende Regierung ihre Mithülfe zu einer dauernden Herrschaft jenes Zustandes in Anspruch nahm, den sie für unrechtmäßig hielten. Freilich bin ich überzeugt, daß die große Masse der deutschen Beamten bei diesen Worten ein Zetergeschrei erhebt, und diese Ansicht für die Ausgeburt eines Schwärmers erklärt. Rechtlichkeit ist aber keine Schwärmerei, wiewohl sie in Deutschland bei den Meisten dafür gilt. Die Engländer z. B. sind keine Schwärmer, sondern sehr praktische Menschen. Dennoch möchte dort kein rechtlicher Mann einer Regierung dienen, die er für unrechtlich hält.

Allerdings ist nicht zu leugnen, daß ein solches Aufgeben von Staatsstellen für den Einzelnen mit großen Opfern verbunden ist, daß dadurch er selbst und seine Familie in große Noth gerathen kann. Aber es ist ein Zeichen von der gänzlichen Demoralisation unserer Begriffe in Deutschland, daß man ein solches Opfer für etwas hält, was über die einfachste und klarste Pflicht hinausgehe.

Die Ursache darin liegt in der allmälig herrschend gewordenen Gewohnheit der Juristen, seit Einführung des römischen Rechts, den Staat als eine melkende Kuh für sie zu betrachten, der allein um ihretwegen da wäre. Man studirt jetzt, freilich, wie man sagt, um sich dem Staatsdienste zu widmen; im Grunde aber nur, um sich eine Brotstelle zu verschaffen. Der Staat ist dabei sehr Nebensache, das Brot ist die Hauptsache, und natürlich wird man alsdann auch in Collisionsfällen die Hauptsache nicht der Nebensache aufopfern.

Wenn unser Beamtenstand doch nur eine oberflächliche Vergleichung mit dem Soldatenstande anstellte! Der Soldat ist zum äußern Schutze des Staates da, und kein Beamter stellt in Abrede, daß er zu diesem Zwecke unbedingt das Höchste, was der Mensch besitzt, das Leben opfern solle. Wozu ist denn der Beamte da? Er ist zum innern Schutze des Staates da. –Sollte er bei innern Kämpfen nicht ähnliche Aufopferungspflichten haben, wie der Soldat bei Schlachten an der Grenze? Es wird noch lange Zeit dauern, bevor die große Masse unserer Beamten etwas moralischere Begriffe von ihrer Stellung bekommt, und bis sich ihr grober Eigennutz in Pflichtgefühl verwandelt. In Hannover hat kein Beamter seine Entlassung eingereicht.

So kommt es denn, daß, da leider auch unsere untern Stände, und selbst der wohlhabende Pächter- und Kaufmannsstand noch von allem feinern Rechtsgefühle und politischen Gewichte entfernt ist, alle Opposition nur meist in den Händen derjenigen Studirten ruht, die eine unabhängige Stellung von der Regierung einnehmen, namentlich bei den Advocaten, wie sich dieses denn auch in Hannover gezeigt hat.

Es mag dabei bemerkt werden, wie es völlig unmöglich ist, durch Gesetze allein die zu große Abhängigkeit der Beamten in Deutschland von den Regierungen zu brechen. Der Landtag in Kassel im Jahre 1831 hat dieses z. B. versucht. Wohl die moralische Schwäche des Beamtenstandes kennend, war sein erstes Geschäft, ein Staatsdienergesetz durchzusetzen, wornach kein Beamter ohne Urtheil und Recht abgesetzt, oder nur eine Verminderung an Gehalt erleiden konnte. Die Folgezeit hat gezeigt, wie wenig solche bloße Klugheitsmaßregeln, die sich auf die Schwäche der moralischen Natur des Menschen, und nicht umgekehrt auf die Entwickelung ihrer Kraft gründen, zum Ziele führen. Was helfen Gesetze, wenn die einzige Garantie, daß dieselben gehalten werden, die öffentliche Moral, fehlt? Und

dann kann ja auch der eigennützige Beamte, nie gegen das lucrum cessans einer möglichen Beförderung gedeckt, nie gegen tausend andere Unannehmlichkeiten und Chikanen geschützt werden, wenn er auch gegen directen Geldverlust sicher gestellt ist. Der nur einen Vortheil deckende Beamte wird trotz aller Schutzgesetze immer sehr leicht merken, daß er sich am besten steht, wenn er es unbedingt mit der regierenden Gewalt hält. Gegen die in Deutschland grassirende Krankheit eines selbstsüchtigen, nach oben hin sclavischen, nach unten hin despotischen Beamtenstandes giebt es nur zwei Mittel. Einmal, daß man ihn vermindert, indem man nicht nur den Gemeinden so viel wie möglich ihren natürlichen Geschäftskreis wiedergiebt, sondern auch selbst die Einzelnen von hundert Einmischungen der Regierung in Angelegenheiten wieder frei macht, die sie selber weit besser selbst besorgen können. Unzähliges läßt sich durch Einzelne oder freie Vereinigungen besser erreichen als durch die Controle der Regierung, die in steigender Progression wächst, die von der Ansicht ausgeht, daß jeder Mensch ein Verbrecher oder ein Unmündiger ist, und die ein immer größeres Beamtenpersonal nöthig macht, welches trotz dem mit Geschäften ganz überladen ist. Das zweite durchgreifende Mittel ist die freie öffentliche Presse, vermöge derer die Gewissenlosigkeit der Mehrzahl durch die moralische Kraft der Bessern allmälig besiegt werden kann. Nicht auf die ethischen Mängel soll eine liberale Gesetzgebung speculiren, sondern auf Freimachung gebundener ethischer Kräfte.

Nachdem wir also gezeigt, daß der Beamtenstand den einzigen Widerstand, den wir moralisch billigen und gesetzlich anerkennen, den moralischen, nicht geleistet, kommen wir zu einer der interessantesten Incidenzpunkte dieses für die künftige politische Bildung sowohl Hannovers als ganz Deutschlands so fruchtbaren Verfassungskampfes. Noch immer, trotz dem, daß Beamtenstand und Corporationen durch die Huldigung abgefallen waren, war dem Lande eine Gelegenheit geboten, sich wenigstens gegen die Einführung einer mißliebigen Verfassung entschieden auszusprechen und diese unmöglich zu machen, wo alsdann zuletzt der Regierung nichts übrig geblieben wäre, als wieder zu dem Staatsgrundgesetze zurückzukehren. In demselben Erlasse, worin der König die Ungiltigkeit des Staatsgrundgesetzes erklärt, hatte er auch das Land aufgefordert, nach der Verfassung von 1819 neue Wahlen zu einer neuen Ständeversammlung anzustellen.

Bei dieser Gelegenheit trat dann wirklich das Unbegreifliche ein;

das Land — trotz seiner Anhänglichkeit an's Staatsgrundgesetz — unterwarf sich dem Wahlgesetze von 1819. Es wählte.

Bis dahin hatte man doch nur Das, was man für Recht hielt, nicht vertheidigt. Es scheint, als wenn man an dieser blâme noch nicht genug gehabt hätte, man mußte auch noch Das, was man für Unrecht hielt, direct befördern. Das Land hängt am Staatsgrundgesetz von 1833, es hält die Rechtskraft der Verfassung von 1819 für erloschen; es ist indignirt, daß man ihm diese wieder einseitig aufbringen will. Es hält die Erklärung der Regierung zu Gunsten derselben für einen Act der Willkür, es ist entschieden, diese Verfassung von 1819 nicht wieder anzuerkennen, und sobald die Regierung, auf diese Verfassung gestützt, einen Landtag ausschreibt und die Wahlen im Sinne dieser Verfassung anordnet, so beeilt sich das Land, diese Wahlen zu vollziehen. Wenn das nicht der compacteste, unbegreiflichste Unsinn ist, so weiß ich nicht, was man künftig noch so nennen soll. Wie nennt man das: etwas nicht wollen und doch beide Hände dazu bieten? Diese freiwilligen Wahlen des Landes zu einem Landtage nach der Verfassung von 1819, dieses bereitwillige Helfen zur Einführung einer Sache, die man detestirt, setzt in der That dem Benehmen der Opposition die Krone auf. Der künftige Geschichtsschreiber wird sich, wenn er die ganze Reihe der Handlungen der Opposition übersieht, nie und nimmer erklären können, warum derselbe überhaupt Opposition genannt wird. Er muß annehmen, daß die allerschönste Eintracht damals im Lande geherrscht habe und daß der König, indem er die Gleichgiltigkeit der Verfassung von 1819 aussprach, die Meinung und den Wunsch des ganzen Landes mit ausgesprochen habe.

Das Cabinet hatte Wahlen ausgeschrieben nach dem Modus von 1819, um eine neue Verfassung zu berathen. Entweder war dieses ein Befehl, die Wahlen wurden als eine Pflicht gefordert, oder es war eine Anfrage an das Land, von deren Bejahung oder Verneinung das Cabinet seine Behauptung oder sein Aufgeben der Verfassung von 1819 abhängig machen wollte. In beiden Fällen durften die Anhänger des Staatsgrundgesetzes von 1833 nicht wählen.

Selbstgefühl und Rechtssinn verbieten einem Befehle zu gehorchen, der etwas Widerrechtliches verlangt. Wer gehorcht, unterwirft sich. Er erkennt dadurch entweder die Berechtigung des Befehlenden an, oder er giebt wenigstens zu verstehen, daß er keinen Widerstand leisten, daß er seine Rechte wenigstens nicht geltend machen will.

Im andern Falle, wenn das Ausschreiben der Wahlen eine Appellation an das Land sein sollte, von deren Resultate das Cabinet seine Rückkehr zum Staatsgrundgesetze abhängig machen wollte, durfte die Opposition sich ebenso wenig auf die Wahlen einlassen. Für sie bestand das Staatsgrundgesetz in unzweifelhafter Rechtskraft; einer ungewissen Chance durften sie das Recht selbst nicht aussetzen, und sie thaten es gewissermaßen, indem sie auf den Vorschlag des Cabinets, neue Wahlen nach der Verfassung von 1819 vorzunehmen, und auf einem dadurch zusammengebrachten Landtage über die Verfassung von 1833 Unterhandlungen zu pflegen, bereitwillig eingingen.

Allerdings konnte durch diese Wahlen dem Lande sein Recht nicht vergeben werden. War das Staatsgrundgesetz von 1833 einmal giltig, so gab es nur eine rechtliche Möglichkeit, es umzuändern oder abzuschaffen. Nur die Art und Weise, die dasselbe selbst bestimmt, kann eine rechtlich giltige Modification hervorbringen. Das Staatsgrundgesetz, wenn es überhaupt je rechtlich bestanden hat, existirt so lange rechtlich fort, bis es durch seinen eigenen Organismus sich umgewandelt hat. Eine höhere Instanz, eine Appellation vom Staatsgrundgesetze an das Volk, etwa an die Urversammlungen, wie die französische Revolution sie einige Male aufzuweisen hat, kennt das hannöversche Staatsrecht nicht.

Wenn aber auch durch jene Appellation des Cabinets an die Wähler die gesetzliche Geltung des Staatsgrundgesetzes nicht gefährdet werden konnte, so war desto mehr seine factische Herrschaft dadurch gefährdet. Diejenigen, welche zu einer Maßregel behülflich waren, welche den Umsturz des bestehenden Staatsgrundgesetzes vollenden und factisch sanctioniren sollte, haben sich wahrlich nicht als Freunde des Rechts erwiesen. Wenn sie in ihrem Gedanken dem Staatsgrundgesetze nicht untreu geworden sind, so sind sie es wenigstens in ihrem Handeln. Das günstige Resultat, was ein solcher Landtag für sie ergeben konnte, war die Erklärung, daß er sich für incompetent zu jeglicher giltigen ständischen Berathung halte, weil den Kammern von 1833 allein dieses Recht zustehe. Aber eine Verweigerung der Wahlen, wodurch ein solcher projectirter Landtag gleich von vornherein zurückgewiesen wurde, wäre jedenfalls eine raschere und kräftigere unzweideutigere Demonstration gewesen, und auch eine würdigere; denn der ächte moralische Stolz zeigt sich darin, daß man jedes zweideutige und unreine Verhältniß perhorrescirt, eingedenk des Sprichwortes: semper aliquid haeret.

Die Wähler, welche dem Staatsgrundgesetze anhingen, durften keinen Landtag nach der Verfassung von 1819 beschicken.

Das Land hatte gewählt und eine Versammlung nach den Bestimmungen der Verfassung von 1819 componirt, kam in Hannover zusammen. Gleich in der ersten Sitzung der s. g. zweiten Kammer traten zwei Männer, die hier als ehrenvolle Ausnahmen erwähnt werden müssen, mit der Anfrage auf, ob sich diese Versammlung als ein legaler, competenter Landtag betrachte, oder ob sie sich blos als eine Vereinigung von Privatleuten ansähe, der jeder öffentliche Charakter und jede Competenz, im Namen des Landes etwas zu beschließen, fehle? Es war der schon aus frühern Verhandlungen als das kräftigste, redlichste und genialste Mitglied der zweiten Kammer bekannte Herr v. Honstedt und der Justizrath Hugo. Als die Versammlung auf eine Entscheidung dieser Frage nicht einging, traten die beiden Herren aus.

Also auf dem ganzen s. g. Landtage fanden sich nur zwei Männer, die den unumgänglich vom Rechte gebotenen Schritt erkannten oder wenigstens Lust und Entschiedenheit genug besaßen, denselben offen zu thun. Da das Land einmal unglücklicherweise auf die Wahlen von 1819 sich eingelassen und mit Hülfe der Opposition ein solcher Landtag zusammengebracht war, so war wenigstens das einzige mögliche Rettungsmittel, um sich nicht Alles zu vergeben und um nicht gänzlich zum Umsturz des rechtlich bestehenden Grundgesetzes gemeinsame Sache zu machen, daß die Versammlung sich gleich von vornherein gegen jegliche Absicht, als ob sie einen legalen Landtag bilden wolle, verwahrte.

„Wir sind aus Gefälligkeit hierher gekommen, um unsern wohlgemeinten Rath zu ertheilen. Gesetzliche Vertreter des Landes sind wir nicht; aber ein großer Theil des Landes spricht seine Ueberzeugung durch uns aus, wie das Vertrauen zeigt, was sich durch unsere Wahl bewiesen hat. Wenn Ihr daher auf dem Wege der Ueberzeugung mit uns Euch über die Verfassungsangelegenheit verständigen wollt, so legt uns Eure Ansichten vor; wir wollen aufrichtig und offen dieselben besprechen und die unsrigen dagegen setzen. Auf einen Gesetzesvorschlag, er sei so unbedeutend wie er wolle, dürfen wir jedoch nicht eingehen; wir haben kein Recht dazu, wir sind keine gesetzgebende Versammlung. Wollt Ihr uns wider unsern Willen als gesetzgebende Versammlung betrachten, so protestiren wir und erklären uns gleich von vornherein als incompetent.“

Eine solche Erklärung lag gewiß für alle Anhänger des Staatsgrundgesetzes und für Alle, welche die Verfassung von 1819 für rechtlich

abgefaßt hielten, ganz offen als einfachste moralische Nothwendigkeit auf der Hand. Wer sich auf dem Landtage einfand und Gesetzesvorschläge dort berieth und absolvirte, der gab dadurch den Beweis, daß er denselben für gesetzlich hielt, es sei denn, daß er absichtlich ungesetzlich habe handeln wollen. Die Versammlung ging auf den Antrag der beiden Ehrenmänner nicht ein, erklärte sich nicht für incompetent. Honstedt und Hugo traten alsbald aus; Niemand folgte ihnen.

Es muß hier einer Persönlichkeit erwähnt werden, die überall in der Geschichte aufzutreten pflegt, wo es sich darum handelt, die Unentschiedenen nnd Schwachen in ihrer Muthlosigkeit zu cajoliren und einzulullen. Im französischen Convente trat diese stehende Person unter dem Namen Barrère auf, hier in Hannover im Jahre 1838 führte sie den Namen Syndicus Lang. Bei dem Kampfe der Girondisten mit den Jacobinern verstand es jener Barrère immer trefflich, die Entscheidung durch irgend eine vermittelnde Proposition so lange hinzuzögern, und jedem Beschlusse durch eine daran gehängte Clausel dergestalt seine Spitze zu nehmen, daß er unter der Marke der Mäßigung und Versöhnlichkeit mehrmals die siegende Partei um ihr Resultat betrog, und zuletzt durch solche Paralysirung jeder kräftigen Maßregel ihren Untergang herbeiführte. Ueberall, wo eine klare Pflicht sich zeigt und wo schwache oder unredliche Individuen gern durch irgend einen Vorwand sich dieser Pflicht entziehen möchten, fehlt es nie an jenem stehenden geschichtlichen Charakter, der alsbald auf die gewandteste und plausibelste Weise die Mittel und Wege an die Hand giebt, wie man sich einer lästigen Kraftäußerung für den Augenblick noch entziehen könne. Als Honstedt und Hugo auf die Incompetenz der Kammer antrugen, meinte Lang jun.: man möge diese Frage vorläufig dahingestellt sein lassen und sie bis auf Weiteres vertagen. Die Versammlung fand diesen Vorschlag ganz bequem, und Hugo und Honstedt verließen mit Verachtung im Herzen den Saal.

Eine Vertagung dieser Frage war aber keine Vertagung, sondern eine Entscheidung zu Gunsten des Cabinets. Von dem Augenblicke an, wo der Landtag sich auf den ersten Gesetzesvorschlag des Cabinets entscheidend einließ, erklärte er durch sein Handeln klarer, als durch jede mündliche Erklärung, daß er sich als gesetzgebende, legale Corporation betrachtete. Und dieser Landtag hat nicht ein, sondern eilf Gesetze durch seine Zustimmung sanctionirt; er hat sogar einzelne Ausgaben und Abgaben bewilligt. So etwas nennt der Deutsche „eine Frage

auf sich beruhen lassen." Direct dem Unrechte beistimmen, thun wir überhaupt nie, wir lassen nur „auf sich beruhen." Allein man weiß schon, was solche Redensart zu bedeuten hat. Diese kleine Phrase ist der Fluch unserer tausendjährigen Geschichte; allmälig täuscht man sich nicht über ihre Bedeutung; ein edles, thatkräftiges Gemüth kann den Augenblick nicht abwarten, wo es ihm vergönnt ist, für die Wahrheit zu zeugen. Der Feige drückt sich ängstlich um diesen Augenblick herum und sucht Aufschub; aber wer einmal in einem nothwendigen Momente solchen Aufschub sucht, der wird ihn immer suchen. Eine Vertagung nothwendiger Entscheidung ist in Deutschland stets gleichbedeutend mit einem völligen Aufgeben. Wenn je wieder eine Versammlung in Deutschland einen Beschluß für Augenblicke zurücklegt, so wird der Kundige schon wissen, was diese Versammlung unter Augenblicken versteht.

So war denn die erste Periode dieses merkwürdigen Verfassungskampfes beendigt. Sie hatte damit begonnen, daß die gesetzliche Kammer auseinanderging und schloß damit, daß eine ungesetzliche sich constituirte. Aus allen gesetzlichen Positionen war die Opposition gewichen, ohne nur den Kampf zu versuchen, und als es keine feste Stellung mehr für sie gab, legte sie selbst Hand an, um dem Gegner dafür eine zu erbauen.

Von jetzt an beginnt eine zweite Periode, welche den Rechtsfreunden jedoch keinen erfreulichern Anblick gewährt. Wenn die erste Periode sich durch Vernachlässigung der gesetzlichen Widerstandsmittel und Aufgebung der gesetzlichen Stellung charakterisirt; so zeigt diese zweite Periode den umgekehrten Fall, ein Bestreben, den verlorenen Rechtszustand durch ungesetzliche und unmoralische Mittel wieder zu erobern. Letzteres ist sicher ebenso schlimm und giebt ein ebenso trauriges Zeugniß von dem fehlerhaften politischen Charakter der hannöverschen Opposition wie Ersteres. Zu einem redlichen und wahrhaften Rechtsbestreben gehören zwei Dinge, ein rechtliches Ziel und rechtliche Mittel. Beide zusammen bilden erst das Recht, beide lassen sich nicht trennen. Wenn mir Jemand meinen Rock gestohlen hat, so ist der Wunsch, denselben wieder zu erlangen, gewiß ein sehr rechtlicher. Daraus folgt aber nicht, daß ich nun jedes mögliche Mittel gebrauchen darf, um dieses mein Ziel zu erreichen. Ich darf z. B. noch kein falsches Zeugniß anwenden, um meinen Rock wieder zu bekommen, sondern ich bin auch hier bei Verfolgung meines rechtlichen Zweckes an die gesetzlichen und sittlichen Wege gebunden. Habe ich diese durch eigene

Nachlässigkeit oder Ungeschicklichkeit mir selbst verfahren und unmöglich gemacht, so bekommt jener Dieb dadurch freilich noch immer kein Recht an meinen Rock, sein Unrecht wird nie zum Rechte, ich selbst aber habe, wenn auch nicht mein ideelles Recht, doch die praktische Realisirung desselben durch eigene Schuld verloren und es bleibt mir nichts übrig, als mich zu resigniren und mir eine Lehre für die Zukunft daraus zu ziehen. Dem Trug Trug, der Willkür Willkür entgegensetzen, paßt wenigstens nicht für Leute, die das Gesetz und die Wahrheit als ihre Loosung aussprechen.

Jener Pseudolandtag — wir nennen ihn so, denn ein Landtag im rechtlichen Sinne des Wortes wird er nun und in Ewigkeit nicht — hatte also trotz seiner ungesetzlichen Entstehung sich constituirt, er hatte die Competenzfrage vertagt. Er begann nun auch sich als wirklicher Landtag zu geriren, bewilligte Gesetze und Ausgaben, und debattirte den vom Cabinete vorgelegten neuen Verfassungsentwurf. Somit schien alle gesetzliche Opposition zur Aufrechthaltung der Verfassung von 1833 beseitigt bis auf zwei Wege, die dem Lande noch übrig blieben, die wir hier nicht weiter berühren können.

Es schien Alles abgemacht und jeglicher Widerstand gegen die neue Ordnung der Dinge beseitigt. Ein neues rechtliches Auskunftsmittel, auf welches die Opposition ihre Schritte basiren konnte, war nicht mehr vorhanden; die Sache des Rechts war unbedingt verloren. Wer hätte wohl denken können, daß dieselbe Opposition, welche sich so laß und träge gezeigt in Benutzung der so zahlreich ihr zu Gebote stehenden Mittel, welche alle ihre Posten verlassen hatte, sobald der Feind sich nur zeigte, welche das gesetzliche und ihr so günstige Terrain vollständig geräumt hatte, ohne nur eine Schlacht zu wagen, daß diese selbige Opposition den Einfall bekommen würde, den Kampf auf einem neuen, für sie völlig unpassenden Terrain wieder aufzunehmen, auf dem Terrain der Intrigue und der Ungesetzlichkeit? Und doch war dem also. Dieselben Männer, welche nicht den Muth gehabt hatten, ihre gesetzlichen Befugnisse, die ihnen durch die Verfassung von 1833 zugesichert waren, zu vertheidigen, wurden auf einmal von einem seltsamen Heroismus gestachelt, diese Verfassung auf ganz ungesetzlichem Wege wieder zu erkämpfen. Aber dieser Muth kam ihnen zu spät; sie standen jetzt nicht mehr auf dem Boden dieser Verfassung. Wie konnten sie sich einbilden, für die Verfassung zu kämpfen, während sie selbst ganz unverfassungsmäßig handelten? Es ist nicht blos hinreichend, daß man irgend eine

Idee proclamirt, man muß auch dieser Idee gemäß handeln. Sonst ist es ein bloßer Name, ein leerer Schall, eine Lüge, und indem man das Wesen aufgiebt, kann man auch nicht verlangen, über alle die Kräfte zu gebieten, die nur dem Wesen, nicht dem bloßen Namen angehören. So lange die Opposition auf rechtlichem und verfassungsmäßigem Wege fortging, hätten ihr mächtige, unbesiegliche Bundesgenossen zur Seite gestanden, die öffentliche Moral, das Volksgewissen, die Theilnahme aller Wahrheitsfreunde und Rechtsfreunde in Deutschland, vor Allem aber ein eigenes gutes Gewissen und daraus fließender unerschöpflicher Heldenmuth.

Nachdem sie diese Bundesgenossen schmählig im Stiche gelassen, unwiederbringlich mit ihnen gebrochen, war ihre Ohnmacht entschieden. Von jetzt an war es ein unerquicklicher Theaterkampf ohne höhere, sittliche Bedeutung; beide Theile versicherten freilich, für dies Recht zu kämpfen und steckten schöne Worte dafür aus, aber in der That war es nur der Kampf der Willkür gegen die Willkür, der List gegen die List, der Intrigue und Lüge gegen die Intrigue und Lüge. Denn nicht um die einzelnen materiellen Bestimmungen der verschiedenen Verfassungen drehte sich die ursprüngliche Streitfrage, nicht um ein beschränkteres oder unbeschränkteres Steuerbewilligungsrecht, um ein breiteres oder schmäleres Wahlgesetz ꝛc., sondern um etwas unendlich Höheres und Heiligeres, um die Aufrechthaltung der öffentlichen Moral, des öffentlichen Rechtsgefühls, des sittlichen Bewußtseins.

Die Bedeutung des Kampfes hat die hannöversche Opposition auch nicht im mindesten verstanden und ich bezweifle fast, ob die meisten ihrer Mitglieder selbst in diesem Augenblick mich verstehen werden. So verwahrloset und ungebildet hat sich bis jetzt ihr politisches Gewissen herausgestellt, daß sie eine ekelhaft-advocatische, gewissenlose Rechthaberei um ein plus oder minus mit einem gewissenstreuen Rechtskampfe, mit dem sittlichen Kampfe für eine Idee verwechselt und noch bis auf den heutigen Tag diesen himmelweiten Unterschied nicht zu begreifen scheint. Leider wird sie in dieser Verblendung, welche das Herz jedes wahren Patrioten mit der tiefsten Niedergeschlagenheit erfüllen muß, noch durch mehrere andere süddeutsche Kammern bestärkt, welche es recht eigentlich darauf anzulegen scheinen, in blinder Parteisucht der öffentlichen Moral in Deutschland den letzten Garaus zu machen. Diese zeigen nur durch solch Beginnen, daß sie in ähnlichen Fällen selbst nicht anders handeln würden, als die Opposition in Hannover anders gehandelt hat. Der

Abgeordnete Knapp in Würtemberg, der Abgeordnete Glaubrecht in Darmstadt haben noch jüngst ihre tiefste Bewunderung für das hannöversche Volk, d. h. für die Opposition, öffentlich ausgesprochen, und beide Kammern haben ihnen mit Acclamationen zugejauchzt. Großer Gott! Bewunderung! Nun, möge der Trunk aus dem Ehrenbecher dem erstern Herrn wohlbekommen! Er war jedenfalls wohlfeil verdient. Hätte die hannöversche Opposition treu an der Verfassung gehalten und wäre einzig und allein der Gewalt, nicht der eigenen Schwäche erlegen, so wäre ein Hülferuf und eine Protestation von Seiten der übrigen Kammern an Ort und Stelle gewesen. Aber lächerlich ist es, einem Volke eine Verfassung erhalten wollen, was diese Verfassung freiwillig selbst aufgegeben hat. Ein solches Volk kann man wohl bedauern, aber einzig und allein wegen des Schicksals, welches es sich selbst bereitet hat, und wegen seiner politischen Unwürdigkeit. Zu helfen ist solchem Volke auf keine Weise, durch keine äußere Gewalt und wenn alle Potentaten der Erde sich dazu vereinigten. Nur die tiefste Durchdringung von seiner bisherigen politischen Sündhaftigkeit kann es allein für die Zukunft aus seinem moralischen Elende herausreißen, und durch eine derbe Strafpredigt wirkt man jedenfalls zu diesem wünschenswerthen Resultate auf geeignetere Weise, als durch den Ausdruck einer hohlen Bewunderung. Wer die hannöversche Opposition bewundert, der ist einer wahren Bewunderung, der Bewunderung wirklicher moralischer Größe, wie sie uns die Geschichte überhaupt und gottlob hier und da auch die neuere und neueste Geschichte genugsam zeigt, vollkommen und absolut unfähig.

Kehren wir nun zum historischen Verlaufe zurück, der uns zu obigen Bemerkungen Veranlassung gegeben. Jener Pseudolandtag, der nach dem Wahlgesetze von 1819 componirt war, hatte sich also versammelt, er hatte die Competenzfrage beseitigt und sich sans façon als competent gerirt. Nachdem er verschiedene andere Gesetze discutirt und erledigt, einige unbedeutende Ausgaben bewilligt, begann er die Berathung des von der Regierung vorgelegten neuen Verfassungs-Entwurfes. Er war damit schon ziemlich weit gediehen, hatte verworfen und gebilligt, als man mit einem Male mit Erstaunen in den Zeitungen las, daß er sich plötzlich überhaupt für incompetent und für ungesetzlich erklärt habe. Als ostensibeln Grund dieser plötzlichen Sinnesänderung führte man an, daß man jetzt erst hinter die Absichten des Cabinets gekommen sei und bis dahin in dem Glauben gehandelt habe, daß den Beschlüssen des Landtages überhaupt keine gesetzliche Geltung von Seiten des

Cabinets beigelegt würde. Selbst Stüve, dieser so geschickte Hauptadvocat der Opposition, scheut sich nicht, in seiner zum Druck beförderten Vertheidigungsschrift für den hannöverschen Magistrat diese Behauptung auszusprechen. Dies zu widerlegen, halten wir für gänzlich überflüssig. Wir wollen dagegen die wirklichen Motive der Opposition, wie sie aus Privatmittheilungen mehrerer ihrer Koryphäen unter den Deputirten klar geworden sind, hier kurz erzählen. Bei der ersten Zusammenkunft des Pseudolandtages bemerkten die Oppositionsdeputirten sehr bald, daß sie einstweilen noch in der Minorität seien. Sie ließen sich daher die Vertagung der Competenzfrage vorläufig gefallen und machten das ganze ungesetzliche Spiel so lange mit, bis sie ihrer Majorität gewiß sein würden. Von der Incompetenz des Landtags waren sie von vornherein überzeugt, trotz dieser klaren Einsicht von der Ungesetzlichkeit ihres Treibens nahmen sie wissentlich daran Antheil, in der Hoffnung, bei erlangter Majorität die eigene Handlungsweise wieder umstoßen zu können. Diese Hoffnung gründete sich auf zwei Umstände. Einmal hatte ein Theil des Landes noch nicht gewählt in der richtigen Ansicht, daß man durch Theilnahme an der Wahl einer ungesetzlichen Versammlung die Ungesetzlichkeit befördern und sich mit derselben einverstanden erkläre. Diese verschiedenen Wählerschaften wurden nun bearbeitet, dennoch ihre Deputirten nachträglich zu ernennen, um die Minorität zur Majorität auf dem Landtage umzuwandeln.

Diese Verführung gelang denn auch bei mehreren Wahlcorporationen. Sodann aber hoffte man auch noch mehrere Deputirte, welchen in Hoffnung auf gewisse Vortheile, die ihnen durch die neue zu berathende Verfassung in Aussicht gestellt waren, sich vorläufig der Cabinetspolitik angeschlossen hatten, durch Vereitelung dieser Hoffnung wieder zur Opposition zu bekehren.

Manche Züge der einzelnen Oppositionsmänner ließen sich hier mittheilen, welche die moralische Größe derselben sehr in Schatten stellen würden. Doch haben wir nicht Lust, diese unangenehme Arbeit des Anklagens und Beschuldigens noch zu verlängern, sondern wir eilen dem Schlusse und dem Ziele dieses Aufsatzes zu. Es handelt sich nämlich um die Frage, wie die Anhänger eines öffentlichen Rechtszustandes in Hannover sich in diesem Augenblicke zu verhalten haben? Die Sache des Staatsgrundgesetzes von 1833 ist, wie wir gezeigt zu haben glauben, durch eigenes Verschulden des Landes unwiederbringlich verloren. Das Recht darauf existirt noch in der Idee, aber es fehlt an Rechtswegen

sowohl, wie an Personen, die noch eine moralische Berechtigung sich erhalten haben, um als Kämpfer dafür auftreten zu dürfen. Die letzte Operation der Oppositionsmänner, vermittelst einer Verfassung, die sie selbst nicht anerkennen, erst sich in die Kammer wählen zu lassen, und dann gegen diese Verfassung zu protestiren, enthält einen zu großen innern Widerspruch, ist zu unmoralisch und unrechtlich, als daß sich von ihr Erfolg und Theilnahme hätte erwarten lassen.

Hier schließen wir unsere Kritik. Was weiter in Hannover sich zugetragen hat, kann für keinen Menschen von Interesse sein. Es ist zu sehr unter aller Kritik, als daß es Gegenstand einer öffentlichen Besprechung werden könnte. Es sind schon mehrere Jahre her, seit ich die Artikel über Hannover in den Zeitungen überschlage. Nur von Hörensagen weiß ich, daß man dort nach wie vor Verfassung spielt, Reden hält, Opposition macht und daß die alten Phrasen von Recht und Freiheit u. s. w. dort immer noch lustig cursiren, wie vorher. Kürzlich habe ich vernommen, daß Herr Syndicus Lang wieder die ersten Heldenrollen in dieser Komödie übernommen habe. Wie gesagt, dieser ganze Zustand, seit ungefähr 1842, existirt gar nicht für die Geschichte, er ist völlig moralisch todt und nur das ist noch bekanntlich Gegenstand der Historie und der vernünftigen Betrachtung, was noch irgend einen Funken von Leben in sich trägt. Neulich wurde mir erzählt, daß die Liberalen in Hannover nur darauf warteten, bis irgend ein gewisses Ereigniß eintrete, um den verlorenen Kampf von Neuem zu beginnen und ihr Heil nochmals zu versuchen. In der That, wackere und tapfere Leute, diese hannöverschen Liberalen. Unter diesem Ereignisse verstehen sie nämlich das Ableben des jetzigen Königs, welches bei dem hohen Alter desselben allerdings in Kürze zu erwarten steht. Ich glaube sehr gern, daß sie sich auf dieses Ereigniß heimlich vertrösten und daß sie schon jetzt sich die Heldenthaten in's Ohr raunen, die sie vollführen werden, sobald ein alter Mann gestorben sein wird. Es ist mir auch nicht unwahrscheinlich, daß wir gleich nach dem Tode des Königs wieder viel schöne Reden hören werden, und daß Mancher aus seinem Schlupfwinkel herauskriechen wird, um den Versuch zu machen, ob die Umstände sich nicht so gestaltet hätten, daß er ein großer Mann werden könne, ohne daß es ihm eben viel koste. Es läßt sich sogar fast mit Gewißheit vorhersehen, wie wir dieses ekelhafte Possenspiel erleben werden, in welchem alle jene Männer, die bei jeder Gelegenheit, wo es Püffe geben konnte, davon gelaufen sind, nun plötzlich von ihrem Heldenmuthe sprechen werden,

von der guten Sache, der sie stets treu gewesen, die sie nie verleugnet hätten und wie das übrige Volk ihnen Beifall klatscht und sich stellt, als ob es ihnen glaubte. Je nachdem ich gestimmt bin, werde ich alsdann über dieses jämmerliche Treiben lachen oder verächtlich die Achseln zucken. Für die Helden dieser Tragikomödie werde ich mich nur in dem Maße interessiren, als sie gut oder schlecht spielen; und der den Mund am vollsten nimmt, wird mir jedenfalls als Derjenige erscheinen, der den Charakter des Stückes am besten versteht. Sollte aber mir hier und da ein Hannoveraner begegnen, der den Humor davon nicht verstünde, dem die Röthe der Scham und der Selbstverachtung dabei in's Antlitz träte und sich schweigend abwendete, dem würde ich theilnehmend die Hand drücken, und mit diesem stillschweigenden Drucke ihm zu beweisen suchen, daß ich seinen unnennbaren Schmerz verstünde; den Schmerz, in der Mitte des 19. Jahrhunderts ein Hannoveraner zu sein.

Franz v. Florencourt.

Deutschland im europäischen Staatensystem.

Von A. Bock.

I. Deutschlands äußere Grenzen.

Vermöge der Civilisation darf sich der Mensch als der Menschheit angehörig betrachten. Die neuere Zeit hat Erstaunliches in Bezug auf den Verkehr der Völker geleistet; alle Welttheile sind sich näher gerückt. Doch wird die Verbindung in die Ferne hin natürlich immer lockerer und der Einzelne spürt dieselbe vielleicht nur noch, indem er indirect die Vortheile des Handels genießt. Um das in der beseelten Gesellschaft liegende sittliche Moment festzuhalten, bleiben wir deshalb für unsern Zweck bei der europäischen Menschheit stehen. Das Feld bleibt auch so noch ein ungeheures; aber es ist doch dem einzelnen Beobachter durch eine Menge von Hülfsmitteln zugänglicher geworden. Die europäischen Völker können sich nicht allein in Bezug auf die Producte des Bodens und des Kunstfleißes und in Hinsicht der Vermittelung mit andern Welttheilen unter einander nicht entbehren, sondern auch in Bezug auf Wissenschaft und rein menschliche Bildung muß die eine Nation der anderen aushelfen. Die Gesammtheit der europäischen Menschheit enthält hier oder dort, wenn man sie zusammensuchen und keine Rücksicht darauf nehmen will, auf wie wenig Quadratmeilen, auf wie wenig Köpfen sie oft beruhen, alle Elemente politischer Freiheitsentwickelung, worauf vorläufig Alles ankommt, zu denen die Massen hinzufördern sind, damit ein wirklich culturgeschichtlicher Fortschritt geschehe. Soll indeß die Totalität der europäischen Menschheit kein Abstractum bleiben, so muß

man sich nach ihrer Gliederung und Gruppirung umsehen, um ihre Bewegung nach einem gemeinsamen Ziele hin zu erkennen. Die Organisation der Völkerfamilie setzt die innere Organisation der Völker voraus. Es kommt darauf an, wie die einzelnen Nationen durch die Politik, die sich auf diplomatischen Verkehr und im Nothfall auf Heeresmacht stützt, mit einander vermittelt werden.

Wir möchten deshalb die Staaten Europas einmal in ihrer politischen Beziehung auf Deutschland, wie sie unmittelbar an dasselbe grenzen oder einen moralischen Einfluß darauf üben, ansehen, weil es allmälig nothwendig wird, die politische Debatte aus den Kanzleien der Diplomaten und den Handbüchern der Gelehrten vor das größere Publicum zu bringen und die Wahrheit nicht blos durch sich selbst, sondern auch durch die Zahl der Köpfe, die sich ihrer bemächtigen, zu befestigen. Wir betrachten die europäischen Angelegenheiten aber nicht als Kosmopoliten, sondern sogleich als Deutsche, da der Einzelne nur durch seine Nation zur Völkerfamilie in Beziehung tritt. Der Kosmopolitismus, eine allgemeine Verbrüderung der Menschheit, ist für die rauhe Wirklichkeit vorläufig noch zu ideal. Der Kosmopolitismus mag in Aussicht genommen werden: gegen die Idee ist nichts einzuwenden; allein in der Praxis nimmt die einzelne Nation, der wir angehören, noch alle Kräfte hinlänglich in Anspruch. Mit Nationalstolz und Patriotismus sind vorläufig noch große Resultate zu erzielen. Sei Jeder zunächst nur eifersüchtig auf die Ehre seiner Stadt, seines engeren Vaterlandes, seines Volks. Dehne Jeder seine Theilnahme an diesen Dingen von innen heraus soweit wie möglich, aber wirklich vom engen Kreise allmälig zu den weiteren gelangend: das wird eher glücken, als wenn beständig mit der Menschheit angefangen werden soll und wir nie zu der nächsten, mit Recht auf uns rechnenden Umgebung gelangen. So lange unsere Nachbarn wenigstens mit Enthusiasmus auf die Vorzüge ihrer Nation, auf ihre Selbstständigkeit, Größe, Herrschaft pochen, so lange müssen wir, um ihnen gegenüber nicht schwach zu erscheinen, ebenfalls diesen Egoismus des Volks herauskehren, da zu jeder Kraftentwickelung Selbstvertrauen und Festigkeit und vorläufig noch immer Abgeschlossenheit nach Außen gehört.

Aus dem Schooße einer bestimmten Nationalität heraus, der wir mit ganzer Seele in Unbefangenheit angehören, ist das Urtheil über andere Nationen zu fällen. Erst wenn wir mit Freiheit unsere nationalen Eigenthümlichkeiten herauskehren, die wir doch niemals zu ver-

leugnen im Stande sind; erst wenn wir unser Selbstvertrauen zum Vertrauen in unser Volk erweitern, um in den uns am nächsten stehenden Menschen die Bürgschaft für Frieden, Glück, Civilisation zu suchen, hat es für den Einzelnen Werth, von dieser Gesammtheit getragen, sich andere Nationen als solchen gegenüberzustellen und zu sehen, was wir denn von unserer Nation und den fremden zu fürchten und zu hoffen haben.

Allerdings findet zwischen Deutschland und den übrigen Staaten fast durchgehend eine directe Beziehung Statt. Schwach oder indirect würde dieselbe vielleicht nur bei der pyrenäischen Halbinsel, Mittel- und Unteritalien und der Türkei sein. Fast an alle sonstigen belangreichen Staaten grenzt es und dann steht es mit ihnen in solcher politischer Beziehung, daß selbst die innern Angelegenheiten der einzelnen Staaten von wesentlich gegenseitigem Einfluß sind.

Um einen geschichtlichen Ausgangspunkt zu haben, dürfen wir diese Verhältnisse als durch die beiden Pariser Frieden und den Wiener Congreß festgesetzt betrachten. Keine Verträge der Weltgeschichte, nicht einmal die des westphälischen Friedens kommen dem Wiener Congreß an Wichtigkeit der Verhandlungen und an Umfang der zu gestaltenden Angelegenheiten gleich. Die Revolutionskriege hatten die alte Ordnung der Dinge zum Theil völlig aufgelöst, durchweg erschüttert. Es war keine geringe Aufgabe, die Verhältnisse von Spanien, Frankreich, Italien, Deutschland, Holland, Schweden, Polen auf's Neue zu ordnen. Durch neue Vereinbarung sollte für die Zukunft wieder eine Norm geschaffen werden. Wenn je eine Zeit geeignet war, im Verlauf der Geschichte eingeschlichene Schäden gut zu machen und vernünftige Einrichtungen, wofür die Völker allmälig herangereift waren, zu realisiren, die Civilisation von Europa zu sichern, indem die besondern Interessen der Staaten so zu einander gestellt wurden, daß sie in ein allgemeines Interesse aufgingen, so war es jene nach den europäischen Freiheitskriegen. Es ist nicht zu verlangen, daß die Verhältnisse damals nach philosophischen Kategorien geordnet werden sollten. Die Zustände vor dem Kriege übten einmal in ihrer ganzen Breite von planmäßiger, vernünftiger Anlage bis zum Zufall ihren unwiderstehlichen Einfluß. Sie enthielten trotz der vorwaltenden Dynastieinteressen, durch die sie hervorgerufen und bedingt waren, doch immer noch viele durch die Natur der Sache vorgeschriebene Rücksichten. Das Gewordene galt oft blos, weil es bestand, gleichviel wie es entstanden war. Was zum Thatbestande

nicht durchdringen konnte, hat in der Politik noch keine Berechtigung: denn hier gelten gute Absichten wenig und das Ereigniß, die That Alles. Für den Verkehr der Individuen bietet der Staat mit seinen positiven Gesetzen die höchste entscheidende Instanz, wenn die praktischen Ideen des Einzelnen nicht ausreichen. Im Verkehr der Völker dagegen geschieht, wenn die Gründe des gegenseitigen Nutzens nicht mehr ausreichen, die letzte Appellation an die Waffen; denn das Völkerrecht läßt noch zu viele Interpretationen zu und die hier geltende höchste Instanz, die öffentliche Meinung, ist in den meisten Fällen noch etwas zu sehr Zersplittertes, um ihrer Entscheidung den gehörigen Nachdruck zu geben.

Wie die Dinge in der Wirklichkeit einmal stehen, sind Herrschsucht und Eigennutz mit Gesittung und vernunftbegründeter Volksentwickelung um den Sieg noch im Kampfe begriffen. Man muß froh sein, daß die Vernunft nur so weit siegte, wie sie siegte. Selbst die Theorie, welche sich ganz auf praktische Philosophie stützt, den Thatbestand vom historischen Standpunkte aus auffaßt und deshalb wohl etwas dreister combiniren darf, muß, um nicht in's Blaue zu gerathen, das Vernünftige mit dem unter Umständen Möglichen abwägen und danach ihre Resultate ziehen, die aber in äußerster Spitze immer sehr bescheidene Wünsche, Hoffnungen und Muthmaßungen bleiben müssen.

Es kam in jenem entscheidenden Augenblicke des Wiener Congresses darauf an, was die Vernunft im Gewirr der widerstrebenden Interessen ausrichtete; wie weit sich das öffentliche Recht umgestaltete; was im Sinne des alten Staatensystems wieder herzustellen; was von den Resultaten der Revolution beizubehalten; was endlich mit einem Blick in die Zukunft als ganz neu in die Wirklichkeit hineinzurücken sei.

Die Politik, welche unter den Händen der Machthaber in dieser Beziehung verfolgt wurde, war die Politik des bewaffneten Friedens. Während die frühere Politik der Fürsten die Völker in beständiger Feindschaft zu erhalten suchte; und während in Zukunft, wenn die Völker und Führer eingesehen haben werden, daß die große Völkerfamilie in gegenseitiger Aushülfe ihr Glück zu suchen hat, auf reinsittlicher Grundlage ein Bund zu schließen ist, der den Krieg unmöglich macht: halten sich gegenwärtig die Staatsgewalten noch für den Krieg gerüstet, um auf die Weise den Frieden aufrecht zu erhalten.

Als ein Gewinn ist aber selbst diese Richtung im Vergleich zu der früheren anzusehen, und wir verdanken diesen immerhin beträchtlichen Fortschritt hauptsächlich den Motiven und dem Verlauf der französischen

Revolution. Unter ihrem gewaltigen Einfluß ist die Geistesentwickelung in vielen Staaten so weit gediehen, daß die diplomatische Klugheit nicht mehr umhin kann, sich mit den Ideen der Freiheit, der Gerechtigkeit, selbst des Wohlwollens abzufinden, daß sie nicht mehr dem Herrscherstolz allein, sondern auch dem Völkerglück dienen muß. Schon mischt sich wenigstens die Völkerpolitik mit der Fürstenpolitik. Man sieht wenigstens ein, daß Alles, was im staatlichen Verkehr von subjectiver Laune, ohne Umsicht und vernünftige Combination geschieht, von keiner Dauer ist; daß endlich das wirklich Vernünftige nicht mehr auf den souveränen Willen eines Einzelnen gestützt bleiben darf, sondern zugleich breite Basis im Bewußtsein des Volkes suchen muß. Im Verlauf der Revolution, die alle Schranken der vorigen Jahrhunderte brach, die Kräfte weckte, durch einander rüttelte und ohne Vorurtheil da verwendete, wo sie am meisten hinpaßten, waren mehr helle Köpfe an die Spitze der Geschäfte gekommen, welche mit staatsmännischem Scharfblick und staatsmännischer Organisationskraft ausgerüstet die verschiedenartigsten materiellen und geistigen Bedürfnisse der Mitwelt herausfanden und die mannichfachsten Wünsche und Verlangen der Staatsangehörigen unter großen Rubriken unterzubringen und durch manchen kühnen Wurf zu befriedigen wußten.

Die Entscheidung concentrirte sich allerdings in der Hand der Wenigen, die vom Glück die Herrschaft über die Völker erlangten. Ihr Interesse hatte sich aber unter jenen Einflüssen mit dem der Nation mehr als je identificirt. Sie gaben, auf ihre Heere gestützt, den Ausschlag; zeigten aber so viel Achtung vor dem, wenn auch durch feindliche Kräfte zur vernunftbegründeten Existenz Gelangten und bei der ihnen durch die Humanität aufgedrungenen Milde gegen den Besiegten so viel guten Willen, für das Wohl der gequälten Nationen zu sorgen, als mit dem tiefhaftenden Glauben an die angeborenen Herrscherrechte irgend zu vereinigen schien.

Es war also vorläufig schon etwas damit gewonnen, daß alle europäischen Interessen, selbst in den schroffsten Contrasten, so weit sie sich in den Machthabern concentrirt hatten, vertreten wurden. So war es am leichtesten, in den streitigen Punkten Gewalt durch Gewalt im Zaume zu halten, der Ueberlegung Frist zu gönnen und wenigstens eine erträgliche Uebereinkunft abzuschließen. Freilich wird von den Verehrern Kaiser Alexanders zu viel Gewicht darauf gelegt, daß er auf Napoleons Vorschlag, Europa zu theilen, nicht einging. So leicht war der Plan

doch nicht durchzuführen und schwerlich hätte das Wagniß Napoleon selbst überdauert.

Es war gut, daß Frankreich sein Uebergewicht einbüßte; daß es aber der Verschlagenheit der französischen Diplomatie gelang, Frankreich, das besiegte, wenn auch zunächst mit Aufopferung fast aller durch die Revolution erworbener Güter sehr bald wieder zu Einfluß unter den factischen Repräsentanten von Europa zu bringen, ist ebenfalls als kein Nachtheil anzusehen. Die Feinde Frankreichs und der hauptsächlich durch die Franzosen vertretenen Ideen haben viel geeifert, wie man den günstigen Augenblick für die Vergeltung hätte benutzen sollen; allein im Interesse Europa's und der allgemeinen Freiheitsentwickelung lag es, daß Frankreich bei Macht blieb. Es wurde auf diese Weise einer Menge von Schwierigkeiten vorgebeugt, die der Demüthigung und momentanen Schwächung einer starken, stolzen und durch ihre innern Stürme zu einer hohen politischen Reife gediehenen Nation hätten folgen müssen.

An der Herstellung des Friedens lag allen europäischen Mächten. Die langen Kriege hatten den Wohlstand der Völker untergraben; die Staatskassen waren erschöpft, Handel und Gewerbe lagen danieder. Einzelne Staaten waren durch Verwickelungen und Gefahren außerhalb Europa bedroht und es mußte ihnen an der Herstellung des guten Vernehmens mit den Nachbarn liegen. Hierzu kam, daß viele Regierungen, selbst England nicht ausgenommen, durch Volksbewegungen im Innern ihrer Reiche genug zu thun bekamen, um die äußere Ruhe im höchsten Grade wünschenswerth zu finden.

Aber trotz des Friedensbedürfnisses wäre es ohne die Furcht vor Napoleon wieder zum Kriege unter den Verbündeten gekommen. Nur die gemeinsame Gefahr ließ die Eifersucht der Mächte unter sich auf eine Weile zurücktreten. Der Frieden selbst mußte in aller Eile geschlossen werden und die Raschheit war hier vielleicht förderlicher, als wenn erst ein Langes und Breites berathen worden wäre. Man fand sich mit den Umständen erträglich ab; die Interessen glichen sich halbwege aus. Leider wurde nirgends eine Trennung des Fremdartigen und eine Vereinigung des Zusammengehörigen principiell erzielt; vielmehr erfolgte noch mancher Protest von Seiten der Nationalitäten gegen die neue Ordnung; im Ganzen aber war dieselbe wenigstens geeignet, Uebergänge zu bilden, die schroffen Gegensätze der Völker auszugleichen und sie auf ein innigeres Verhältniß vorzubereiten.

Im großen Ganzen wenigstens bildete jede Nation auch einen

Staatskörper; nur in die Einzelheiten hin wäre zu wünschen gewesen, daß die Nationalitäten nach außen noch viel bestimmter getrennt und in sich noch viel fester zusammengehalten worden wären.

Mit den natürlichen Grenzen hat es freilich seine eigene Bewandtniß. Weder Flüsse noch Berge trennen civilisirte Völker. Grenzen müssen aber einmal angenommen werden, um übersichtliche Gebiete zu gewinnen; und da ist die Sprachgrenze die einzig natürliche. Nicht so, als wenn innerhalb eines Sprachstamms die Trennung oder jeder Uebergang, jede Verbindung nach außen hin unmöglich würde. Es kann nicht darauf ankommen, jeden kleinen Sprachzweig, jeden vielleicht in einigen Dörfern vorgeschobenen Posten für die Hauptmasse ängstlich zu wahren. Aber im großen Ganzen hält doch die Sprache das durch Denk- und Sinnesweise Zusammengehörige den Fremden gegenüber enger zusammen. Die materiellen Interessen überspringen sodann die Grenze. Wir streben auch dahin, alle Völker einander stets näher zu rücken; sie sollen sich gegenseitig immer größere Fülle neuer Güter und neuer Genüsse verschaffen. Aber damit darf weder eine allgemeine Verflachung noch Erschlaffung einreißen. Gegensätze sind zu erhalten. Wir kommen ohne Kampf nicht weiter in der Weltgeschichte. Und dafür giebt es kein besseres Mittel, als daß die Völker ihre Nationalität festhalten und kräftigen. Der friedliche Wettstreit um die geistigen Güter der Freiheit und der Intelligenz muß in bestimmter Nationalität Kraft, Farbe und Bedeutung bekommen.

Natürlich sind die Grenzen des deutschen Bundes zu respectiren; das Nationalbewußtsein drängt aber mit dem Arndt'schen Liede darüber hinaus und viel mußte uns Deutschen allerdings daran liegen, daß im günstigen Moment die ursprünglich zu Deutschland gehörenden Provinzen, namentlich Elsaß wieder erlangt worden wären, während Lothringen, das gewöhnlich mit beansprucht wird, eine kleine Ecke im Nordosten abgerechnet, ganz französisch ist.

Die wirkliche Grenze des deutschen und französischen Sprachgebiets beginnt an der Nordsee bei Calais und läuft von da in ziemlich grader Richtung nach Osten fort, in einer Linie, welcher die Städte Ypern, Kortryk, Grammont, Enghien, Brüssel, Löwen, Tirlemont, Toepern, Mastricht und Aachen nordwärts; die Städte St. Omer, Lille, Doornik, Ath, Wawre, Jodoigne, Lüttich und Verviers südwärts zur Seite liegen bleiben. Von Verviers wendet sich die Sprachgrenze plötzlich nach Südsüdwest und geht über Malmedy, Salm, Bastogne, Rabay

bis Virton. Von hier wendet sie sich wieder nach Südwesten um, geht über Longwy, Thionville, setzt bei Metz über die Mosel, läuft in der Wasserscheide zwischen Mosel und Saar immer südöstlich fort bis an die Vogesen, erreicht dieselben an den Quellen der Saar, läuft auf dem Rücken der Vogesen fort und dringt südwärts bis Altkirch, wendet sich von da aber wieder östlich bis in die Nähe von Basel. Jetzt läuft sie zwischen französischem und schweizerischem Gebiet rein südlich über den Jura, steigt nach Biel hinab und folgt von da an dem Laufe der Aar und Saane bis in die Hochalpen, übersteigt auch diese, geht mitten durch Wallis und umfaßt noch den Monte Rosa auf savoyischem Gebiet, dessen deutsche Bergdörfer in letzter Zeit das Interesse mehrerer Reisenden erregten *).

Wir legen wenig Gewicht darauf, daß Elsaß ehemals zum deutschen Reiche gehörte; aber eben so wenig darauf, daß es jetzt länger als 150 Jahr zu Frankreich gehörte. Mit demselben Recht, womit Frankreich diese Ländergebiete hingenommen hatte, konnte Deutschland sie zurückfordern: es lief Alles auf das Recht des Stärkeren hinaus. Mehr kommt es auf die bleibenden Verhältnisse und die gegenwärtigen Bedürfnisse an. Die Eroberung war von Seiten Frankreichs lediglich im Dynastieinteresse gemacht und die Rücknahme würde allerdings auch, wie es im Plane lag, dem Hause Würtemberg oder Baden, oder Oesterreich (in der Secundogenitur) zu Gute gekommen sein. Allein hier machte sich zugleich ein Nationalinteresse geltend. Frankreich muß allerdings stark bleiben im Zusammenhange der europäischen Staaten, aber es wäre durch den Verlust von einer bis anderthalb Millionen Menschen noch keineswegs geschwächt. Deutschland hätte dagegen durch den Erwerb ungleich mehr gewonnen. An einer Festung wie Straßburg durfte wohl gelegen sein. Der Nationalstolz der Deutschen würde durch die glückliche Wiedererlangung der reichen Provinz beträchtlich gehoben sein. Der lebhafte alemannische Stamm hätte seine Thätigkeit dem großen deutschen Vaterlande zugewendet und das süddeutsche rührige Element wäre dem phlegmatisch norddeutschen gegenüber beträchtlich verstärkt. Baden wäre mit seinem Freiheitsstreben einflußreicher geworden oder es würde jenseits des Rheins ein mittlerer, gewiß constitutioneller

---

*) Das Nähere ist auf Bernhardi's Sprachenkarte von Deutschland nachzusehen, an der nur auszusetzen, daß die politischen Grenzen nicht neben der Sprachgrenze angedeutet sind.

Staat entstanden sein und das Princip der Volksvertretung hätte den größeren noch immer absolut monarchischen Bundesstaaten gegenüber eine gewichtige Stimme mehr gewonnen.

Diese Rücksichten waren für Deutschland keineswegs unerheblich und sie würden selbst vor dem Politiker, welcher die europäische Civilisation überhaupt im Auge hätte, und der sich unparteiisch zu den Nationen stellte, von den anderen nicht aufgewogen sein, die Frankreich aus dem Besitz von Elsaß zieht. Der Uebergang der Sprachen kann allerdings auf jener Seite so gut als auf unserer vollzogen werden. Die Ländergebiete selbst würden hier wie dort einem großen Staatsverbande angehören, wenn Frankreich auch in seiner Einheit stärker ist. Am entscheidendsten würde es für eine vernünftige Politik gewesen sein, wenn sich die Elsasser selbst für Frankreich oder Deutschland ausgesprochen hätten. Allein die Franzosen meinten, die Elsasser hielten mit ihnen wegen der freien Institutionen, die Oesterreicher glaubten dort eine Partei zu besitzen, die sich auf großartige historische Erinnerungen stützte und so blieb das genannte Gebiet am Ende da, wo es bisher gewesen war, weil man sich über sein weiteres Unterbringen nicht vereinigen konnte.

Im Nordwesten von Deutschland, wo die unter spanischer und österreichischer Herrschaft im dumpfen Katholicismus niedergehaltenen aber energischen und thätigen vier Millionen Flamländer und Wallonen, die jedoch mit Franzosen stark untermischt sind und die drei Millionen früh reicher, protestantisch und republikanisch gesinnter Holländer von den Großmächten zu einer Monarchie vereinigt wurden, hat sich der Mißgriff später blutig gerächt; wenn dieses Losreißen der katholischen Provinzen von den protestantischen auch ohne die Anstrengungen vor sich ging, unter denen sich die protestantischen Lande früher von den katholischen frei machten. Nach der Meinung der Großmächte sollte Belgien und Holland ein neutrales Königreich zwischen Frankreich und Deutschland bilden. Die Sprachgrenze allein konnte hier freilich die Entscheidung nicht geben. Denn obwohl der rheinisch-deutsche Dialekt in Luxemburg, der flämische in Flandern und Limburg der verbreitetste ist, so werden beide doch in den Gebirgen namentlich vom wallonischen, der dem deutschen so fremd, wie dem französischen ist, durchbrochen und die Sprache der Gebildeten, die das Wort führen, ist französisch. Paris erhält diese ganze Gegend überhaupt in socialer Beziehung in Abhängigkeit. Die gewaltsame Vereinigung ist daher durch die Revolution gesprengt und Belgien hat sich mehr zu Frankreich

hingeneigt, während Holland dadurch inniger auf Deutschland angewiesen ist, für das es mit Dänemark auch die Seefahrer zu liefern von der Natur angewiesen ist, während wir ohne sie nach der Nordsee zu sehr auf dem Trocknen liegen. Wäre Elsaß und wohl gar Lothringen zu Deutschland zurückgekehrt, so würde Belgien, das von Deutschland und ihm verbündeter Seite in zwei Richtungen eingeschlossen war, enger an unser Interesse gefesselt worden sein; indeß auch in dem Falle würde die unmittelbare Verbindung mit Holland aufzuheben gewesen sein. Wie die Sachen gegenwärtig aber stehen, hat Belgien durch die Revolution so freie Institutionen errungen, daß immer das vorwaltende Interesse des Volks die politischen Sympathien oder Antipathien bedingen wird; es selbst wird nur dabei gewinnen, wenn Frankreich und Deutschland sich um seine Freundschaft bewerben müssen. So lange Vertrag, Billigkeit und Humanität entscheiden, mag Belgien vermittelnd zwischen Deutschland und Frankreich stehen; im Falle des Kriegs war früher der erste Vortheil auf deutscher Seite, indem die belgischen Festungen einem Bundesfürsten zugehörten; gegenwärtig muß in diesem Falle Diplomatenkunst und Waffenglück entscheiden.

Gegen die dänische Sprache grenzt die deutsche an der Nordsee unter Toedern und an der Ostsee über Flensburg. Der Kampf, welcher zwischen Schleswig-Holstein und Dänemark geführt wird, ist offenbar eine Folge davon, daß das freie constitutionelle Leben, das sich entfalten möchte, um die verschiedenartigen Bestrebungen zu einem gemeinsamen Interesse zu verschmelzen, gehemmt wird. Die Volksstämme sind rührig genug und haben hinlängliche politische Bildung in sich aufgenommen, um das Bedürfniß der parlamentarischen Debatte zu fühlen. Die Verfassung fehlt und nun suchen die Dänen ihren Ehrgeiz, zum Theil auch ihre materiellen Interessen auf Kosten der Schleswig-Holsteiner zu befriedigen, und die Schleswig-Holsteiner verschwenden ihre ganze rhetorische Kraft in der Abwehr. Nun sind die Dänen den Bewohnern der deutschen Provinzen ihrer Monarchie allerdings um drei Viertel überlegen. Aber dennoch ist das Königreich mit seinen zwei Millionen Einwohnern zu klein, als daß die Dänen schon Anbequemung von Seiten der Deutschen erwarten dürften. Der Streit um einen gemeinsamen Münzfuß und dergleichen ist kleinlich genug. Bedeutsamer ist es dagegen, wenn die Dänen den deutschen Truppen dänisches Commando aufdrängen wollen, da es gerade die Gebildeten in Dänemark sind, die Deutsch verstehen, während das Dänische den deutschen Bauern Schwierigkeit macht. Die Dänen sollten

den Deutschen ihr Kriegsrecht lassen, wenn diese letzteres für zweckmäßig halten und daran hängen, sie sollten die deutschen Bildungsanstalten nicht in dänische verwandeln, Flotte und Heer nicht, wie es geschieht, fast ausschließlich mit dänischen Offizieren versehen wollen. Als Norwegen mit Dänemark vereinigt war, beklagten sich die Norweger, daß sie nur dänische Beamten bekämen: das wiederholt sich in Schleswig-Holstein ohne Gegenseitigkeit, denn in Jütland und auf den Inseln werden die Deutschen nur sehr schwer angestellt. Es kann zwar nicht gesagt werden, daß das dänische Volk die Deutschen zu benachtheiligen suchte: um so leichter wäre aber der Hader abzustellen. Nur die skandinavische ultra-dänische Partei geht auf Unterdrückung aus und selbst da sind es eigentlich nur wenige Stimmen in der Roeskilder Ständeversammlung, die da eifern. Diese Fanatiker wollen unter Dänemark alles Land zwischen Sund und Eider verstehen; sie wollen ein dänisches Dänemark bis zur Eider. Sie wollen ihr altes Dänemark, wie sie sich ausdrücken, sowohl gegen das hochverrätherische Geschrei der Nordalbinger als gegen die seekranke Eroberungslust aller deutschen Vogelfänger vertheidigen. Sie verlangen, in Schleswig soll nordischer Geist und Sprache uneingeschränkt herrschen, um den Deutschen nur wie einen kräftigen, breitschultrigen, gescheidten Sklaven zu behandeln und ihn in Hof und Feld, in Schmiede und Holzstall und Scheune zu benutzen. Sie predigen ihren Landsleuten sogar festen, dauernden Haß gegen die Deutschen. Das ist ein kurzsichtiges Eifern. Mögen sich Schweden, Norweger, Dänen fester einigen, um eine durch Landesbeschaffenheit, Klima, Volkscharakter und Beschäftigung verwandte Gruppe wirklich darzustellen; darüber hinaus aber läge es sicher im Interesse der Dänen und des ganzen skandinavischen Nordens, sich der germanischen Abstammung bewußt zu bleiben und sich namentlich dem slavischen, despotisch regierten, eroberungslustigen Rußland gegenüber mit freien Institutionen an das große Deutschland anzuschließen, um den Geist, worauf der Protestantismus mit all' seinen Consequenzen beruht, den nordischen Ernst und die nordische Kraft aufrecht zu erhalten. Deutschland muß dagegen ebenso viel daran liegen, die nordischen Seefahrer an sein Interesse zu fesseln. Es würde das vermögen, sobald es statt der zerrissenen, eine einheitliche Politik verfolgte und diese gegenseitige Aushülfe würde einmal erst empfunden, so leicht nicht wieder aufgegeben werden.

Von allen dem deutschen Bunde entfremdeten, aber übrigens unzweifelhaft zu Deutschland gehörenden Gebieten dürften wir die

Schweiz vielleicht am ersten wieder zu gewinnen hoffen, da sie nicht in fremde Hände gerathen ist.

Zunächst vertheidigen die Schweizer, um ihre Selbstständigkeit zu retten, eine eigene Nationalität. Allein die Urbewohner jener Berge sprechen gegenwärtig nicht mehr mit. Die Schweizer sind keine einfachen Hirten geblieben; sie bedürfen der Nachbarn ihrer Industrie und des eigenen Mangels an Bodenerzeugnissen wegen. Und nun sind sie rings von Zolllinien umgeben, ohne bei den buntesten Cantonsinteressen zu Repressalien greifen zu können. Im Innern hat sich die alte Zersplitterung des deutschen Reichs aus der Zeit der Städtebündnisse und Nachbarfehden ein bleibendes Denkmal gesetzt. Dessen ungeachtet sind aber die Vorzüge der Schweiz nicht zu verkennen. Man muß sich freuen, wie hier das frische Leben durch keinen Zwang beeinträchtigt wird. Das Volk lebt im Wohlstande, ohne Staatsschulden. Die Schweiz hat das schöne Recht, politisch Verfolgten eine Freistatt zu gewähren. Es waltet dort ein enger, aber starker Patriotismus. Das alte Aristokratenregiment, das z. B. in Bern die Mitte einer Allee nur von Patriciern betreten ließ, das dort keinem Bauernsohn zu studiren erlaubte, das die Bewohner des Züricher Landes ihre rohen Stoffe wie Seide in der Stadt Zürich zu kaufen und ihr Fabrikat an die Großhändler der Stadt wieder zu verkaufen zwang, fiel 1798; wurde 1815 zum Theil wieder hergestellt; hat aber seit 1830 vielfachen gründlichen Reformen weichen müssen und in diesem Augenblick geschehen in dem Hauptnest der Aristokraten, in Bern, die erfreulichsten Verfassungsreformen.

Um so lieber schaut die deutsche Nation auf jene Bergbewohner, als auf ihre Brüder hin. Natürlich haben wir nur auf die deutsche Schweiz Anspruch zu machen. Doch würde dies der größte Theil des Schweizergebiets sein, da die Grenze, wie wir oben schon andeuteten, am Neufchateller See hin, bei Freiburg an der Saane vorbei auf dem Rücken der Wilden Krubel hinläuft, die Ortschaften Simpeln, Pommat noch dem italienischen Sprachgebiet entzieht, die Quellen des Vorderrheins zwar diesem überläßt, aber bei Chur wieder tief in's Gebirge bringt und den ebenfalls italienisch geborenen Inn bei Martinsbruck auf deutsches Gebiet treten läßt. Mögen vorläufig mit dem deutschen Hauptheile der Schweiz die französischen und italienischen Cantons durch gleiche Institutionen vereinigt sein; schwerlich wird die Schweiz bei irgend einer großen Katastrophe neutral bleiben. Der Streit um ihren Besitz wird ausbrechen, und der innere Zustand der Eidgenossenschaft, nicht ihre

Freiheit, aber ihr kleines nationalökonomisches Treiben wird den Anschluß an einen großen Staat nöthig machen. Der Ausgang eines Kriegs ist nie vorherzusagen. Indeß würde der Anschluß der Schweiz an Deutschland sogar mit den französischen und italienischen Cantons schon deshalb ohne gewaltige Umgestaltungen möglich sein, weil der Föderativstaat die schweizerische republikanische Verfassung ungeschmälert bestehen lassen könnte. Daß die Schweiz nicht aus dem Genuß schöner Rechte in die Zwangsschule einer absoluten Monarchie zu bringen sei, sagt ein gut unterrichteter Schriftsteller, dafür bürgen die republikanische Erziehung und die alte Thatkraft des Volks. Man könnte eben so leicht den Bären zum Schooßhunde abrichten, als dieses Volk mit der nie unterdrückten germanischen Freiheit in Sklavenfesseln schlagen. Aber neben den vier kleinen Republiken dürfte gern die fünfte große im deutschen Bunde bestehen. Die politische Entwickelung Deutschlands würde wahrhaftig nichts dabei verlieren, und wenn die Neuheit des Anschlusses für die Schweizer erst Gewöhnung verlangte, so würden sie doch den Anschluß an einen großen Staatskörper bald angenehm verspüren.

Die gefährlichste Grenze hat Deutschland unstreitig gegen Rußland hin, das so gut wie Frankreich, ohne daß die Patrioten darum eiferten, deutsche Provinzen besitzt und durch die Theilung Polens in größter Ausdehnung unser unmittelbarer Nachbar wurde. Bei gänzlicher Stammes- und Bildungsverschiedenheit, die in Rußland noch keinen Bürgerstand erzog, die noch keine andere als die despotische Regierungsform verträgt, ist diesem Nachbar noch keine nationalfreundliche Gesinnung zuzutrauen.

Wenn es sich blos um Länderbesitz handelt, so ist der Wechsel der Herrschaft über jene Gebiete im Besitz der Fremden ein mannichfacher und sie gehören keineswegs ursprünglich zu Deutschland. Preußen wurde erst durch den deutschen Orden erobert, Livland, dessen Bauern dem lettischen Sprachstamm angehören, eroberten die Schwertritter; Böhmen und Mähren kamen erst unter Rudolph von Habsburg an Deutschland. Es ist richtig, daß sich im Verlauf der Zeit deutsche Herrschaft und Sprache bis nach Livland und Siebenbürgen hinein vorgeschoben haben; aber auch slavische Eigenthümlichkeit und Sprache hat sich bis zur Lausitz hin erhalten. Namentlich rührt sich in Böhmen, gegenwärtig das Czechische, das sich auf sieben Millionen Menschen schätzt, lebhaft, um nicht gerade gegen das deutsche Wesen zu reagiren, aber doch die Sprache zu erhalten und durch sie die Bildung des Volks

zu fördern. Die Bewohner von Böhmen und Mähren sind nur zu einem Drittel Deutsche.

Die jetzigen russischen Ostseeprovinzen waren vorher im Besitz der Schweden gewesen. Dieses war nicht stark genug, dieselben der germanischen Oberhoheit zu erhalten und sie fielen nach der Schlacht von Pultawa der Russificirung anheim. So viel aus Reisebeschreibungen ersichtlich ist, hat der kurländische und livländische Adel und die Städte unter dem Einfluß deutscher Literatur und namentlich unter dem Verkehr mit einer protestantischen Geistlichkeit viel Humanität verloren. Es hieß sogar, derselbe finde das russische Regiment so unerträglich, daß er in großer Zahl auswandern wollte. Die Masse der Bevölkerung würde unter einer andern als der russischen Regierung, die den mercantilen und namentlich geistigen Verkehr mit Deutschland nicht hemmte, sondern förderte, bei einiger Bildungsfähigkeit bald gedeihen. Sie würde aber noch viel nachzuholen haben, um dem übrigen Deutschland gleich zu kommen.

Das Unglück Polens ist älter als die Revolution von 1789. Es lag allerdings in einer stolzen, rohen, durch kein Bürgerthum gemäßigten Aristokratie und die Selbständigkeit Polens wurde schon untergraben, als die Russen Gelegenheit erhielten, auf die polnische Königswahl einzuwirken. Seit August II. und auf dessen Wunsch hielt Rußland ein Truppencorps in Polen und die Geschichte des polnischen Throns war nur die Geschichte der russischen Gesandtschaft beim polnischen Reichstage. Deshalb lag auch Rußland am wenigsten an einer Theilung. Diese wurde durch Oesterreich und Preußen angeregt, weil nur drei Möglichkeiten vorhanden; weil beide entweder für den Bestand des polnischen Reichs mit Rußland kämpfen, oder das Ganze an Rußland überlassen oder mit ihm theilen mußten. Sie zogen das letzte als das Gefahrloseste vor. Sobald aber der Plan einmal gefaßt war, betrieben ihn alle drei Mächte mit dem größten Eifer und die Ländersucht und die Furcht, dem Gegner durch Zögern einen Vorsprung gewinnen zu lassen, ersetzte dabei die Eintracht der Gesinnung. Man begnügte sich nicht, sich vom polnischen Reichstage die Provinzen abtreten zu lassen; derselbe mußte auch versprechen, die drei Mächte im Besitz zu schützen und um noch sicherer zu sein, wurde die Verfassung des geschwächten polnischen Reichs durch Machtgebot der Fremden abgeändert. Die der Republik gebliebenen Länder wurden ihr übrigens ebenfalls auf's Feierlichste garantirt. Die drei Mächte entsagten allen Ansprüchen und der rechtlose

Staat mußte solche Gewährleistungen von Seite Derer, die ihn beraubt hatten, annehmen.

Die zweite Theilung Polens geschah, indem die drei Mächte nicht zugeben wollten, daß die Polen durch Aenderung der ihnen aufgezwungenen Verfassung ihre Lage verbesserten. Welche Macht hätte auch in der Großmuth, den Polen wieder aufzuhelfen, den Anfang machen sollen und welche würde nachgefolgt sein? Die desfallsigen Bestrebungen wurden theils listig vereitelt, theils gewaltsam niedergeschlagen und unter dem Vorwande, den aus Frankreich nach Polen gedrungenen Jakobinismus zu ersticken, nahmen Rußland und Preußen 1793 weitere Provinzen hin. Dagegen erhob sich die Nation unter Kosziusko. Wäre den Polen der Sieg geworden, so würde sich die Politik des Nordens anders gestaltet haben. Der Aufstand scheiterte aber und es kam zur dritten Theilung (1795). Oesterreich und Preußen, lau oder entzweit in der Vertheidigung der deutschen Sache gegen Frankreich, vereinigten sich gern zur Zerreißung Polens und Rußland förderte das Geschäft durch sein Machtwort. Im Frieden zu Tilsit mußte Rußland sodann 1807 in die Errichtung eines Großherzogthums Warschau auf Preußens Unkosten willigen, der Wiener Friede vergrößerte dasselbe durch Westgalizien, die polnische Beute Oesterreichs bei der Theilung von 1795, und im Jahre 1812 versprach Napoleon den Polen die Wiederherstellung ihrer Nationalität und Rache an den Feinden ihres Vaterlandes, so daß sie seine treuesten Bundesgenossen auf dem russischen Feldzuge wurden.

Allein für Polen war aus diesem Grunde auf dem Wiener Congreß nicht das Geringste zu hoffen. Die Mächte, welche es früher getheilt hatten, standen jetzt als Sieger vereint und Rußland hatte das Land mit seinen Truppen überschwemmt. Von Herstellung Polens war gar keine Rede; nur darüber entstand Streit, wie auf's Neue getheilt werden sollte. Rußland machte, auf seine Vortheile pochend, unverhältnißmäßige Ansprüche. Sein Uebergewicht im europäischen Staatensystem wäre gesichert worden, wenn es Polen ganz hingenommen und die Nation etwa durch eine selbständige Verfassung, wie sie Ungarn Oesterreich gegenüber besitzt, für sich gewonnen hätte. Napoleons Wiedererscheinen bewog Rußland, diesen großartigen Plan aufzugeben. Preußen bekam dafür, daß es dem Könige von Sachsen die Hälfte seines Reichs ließ, das Großherzogthum Posen; es war übrigens immer noch der Haupttheil Polens, der bei Rußland blieb. Kaiser Alexander gab

in seiner ersten Begeisterung für Völkerwohl dem ihm zugefallenen Polen die Constitution, die durch einen glänzenden Schein den Wunsch nach gänzlicher Herstellung der polnischen Selbständigkeit nur noch erhielt. Als aber diese Constitution, die den stolzen, herrschsüchtigen Adel als Geschenk des Siegers und Herrn schon hinlänglich demüthigte, nicht einmal gehalten wurde, da brach die Revolution vom 30. Nov. 1830 aus. Dieselbe mißglückte trotz alles Aufwandes von Heldenmuth der ungeheuren Macht Rußlands und der nur scheinbaren Neutralität Preußens und Oesterreichs gegenüber. Die Selbstsucht des Adels, der noch immer allein frei sein und seine Bauern in niedrigster Knechtschaft erhalten will, ließ die Revolution nicht einmal zur Sache der Nation werden. Erst bei weiter vorgeschrittener Civilisation würde für Polen wieder zu hoffen sein. Das Königreich ist vorläufig in eine Provinz verwandelt und wenn Rußland fühlt, daß seine Stellung in dem eroberten Lande eine sehr gefährliche ist, daß Polen jedes feindselige Unternehmen gegen den Westen von Europa hindert, daß die äußere Vereinigung hier nicht ausreicht, so sucht es durch religiöse und nationale Verschmelzung jener zu Hülfe zu kommen. Es hat ein neues Wort gefunden, die Vernichtung Polens zu entschuldigen: es will dem magyarischen und deutschen Wesen gegenüber das Slaventhum zu gegenseitiger Durchdringung bringen. In den richtigen Schranken gehalten und mit den richtigen Mitteln betrieben, würde dieses Streben durchaus nicht anzufeinden sein; im Gegentheil, es verdient alle Anerkennung, wenn eine Regierung danach strebt, eine große, feste, selbständige Nationalität namentlich durch den Aufschwung der Literatur zu heben. Allein da der Plan viel Zeit verlangt, so können, ehe er Erfolg zeigt, längst andere Ereignisse mitgesprochen haben. Mittlerweile müßte die slavische Nation einen solchen Grad der Civilisation angenommen haben, daß ein roh eroberungslustiges Auftreten unmöglich würde. Die Absicht, welche das jetzige russische Regiment mit dem Panslavismus verfolgt, würde alsdann längst wegfallen.

Gegenwärtig haben die Polen durch ihre schwärmerische Vaterlandsliebe, Tapferkeit und Ausdauer und durch ihren tragischen Untergang in Frankreich, England und Deutschland noch viele Sympathien für sich. Wir philanthropischen Deutschen würden ihnen sogar die Rücknahme der deutschen Herrscherhäusern unterworfenen Provinzen gönnen und doch kommen hier Rücksichten in Betracht, die die Entscheidung keineswegs dem poetischen Gefühle überlassen dürfen. Es handelt sich auf

der einen Seite um Selbständigkeit und Rohheit und entfesselte polnische Reichstagsleidenschaften, auf der anderen Seite um Abhängigkeit von einer jedenfalls an Intelligenz und vorgeschrittener Humanität überlegenen Macht, und es kann nicht schwer halten, letzterer das Uebergewicht zu gönnen.

Es wurde neulich bei Gelegenheit des Aufstandsversuchs des Adels in Posen darauf aufmerksam gemacht, wie sich in diesem Großherzogthum die deutschen und slavischen Elemente durchdringen und wie namentlich in den bedeutendsten Städten die Deutschen sogar in der Majorität sind. Beherrschten dort nicht die Deutschen die Polen, so würden die Polen bald die Deutschen zu unterdrücken suchen und da verdient, wenn einmal ein Abhängigkeitsverhältniß Statt finden soll, der thätige, redliche, wohlwollende Deutsche den Vorzug vor dem unfleißigen, jähzornigen, Pracht und Verschwendung liebenden Polen. Kämen diese an der Oberweichsel wieder zur Herrschaft, so würden sie auch die Weichselmündung wieder zu erlangen trachten; sie würden die Oder zur Grenze zwischen Deutschland und Polen machen wollen und durch das Glück begünstigt auch darüber hinaus zu bringen suchen. Schon jetzt erklärten die Aufständigen von Krakau, die Emigranten in Paris und Brüssel: Russen und Polen würden ihre Feindschaft vergessen, würden sich alsbald unter dem slavisch nationalen Banner vereinigen, um gegen die Deutschen den eigentlichen Erbfeind ihrer Nation den Kampf zu beginnen.

Eine kluge Politik würde deshalb nicht das alte Polen in seiner ganzen Ausdehnung wieder hergestellt, sondern eine Macht zweiten oder dritten Ranges geschaffen wünschen, die hauptsächlich aus dem jetzt russischen Polen gebildet würde, um wie Belgien den Uebergang zwischen zwei großen Völkerschaften zu vermitteln. Zu mächtig dürfte Polen schon deshalb nicht werden, weil der Adel eigentlich nichts als nationalstolz, das ganze Volk bigott römisch-katholisch ist und der Ultramontanismus keine bessere Stütze finden kann, um von Osten her in Deutschland einzudringen. So lange die Franzosen außerdem noch roh eroberungslustig sind, um die Rheingrenze zu beanspruchen, hat ihre Sympathie für die Franzosen der Weichsel immer etwas sehr Eigennütziges und für Deutschland Gefährliches. Daher die Klugheit in diesem Falle nicht weichherzig werden darf und der Statusquo in diesem Punkte aufrecht zu erhalten ist.

In Galizien ist die Zahl der Deutschen gegen Polen, Wlachen und

Juden nur gering (100,000 bei einer Einwohnerzahl von 5 Millionen). Der Adel ist polnisch, die ihm gehörigen Bauern sind Russen. Die Bauern scheinen sich aber nach den neuesten Vorgängen lieber der wenn auch langsam bessernden, doch immer wohlwollenden österreichschen Regierung anzuvertrauen, als dem despotischen Adel. Ueberhaupt kann dem Wiener Cabinet, wie wir später noch sehen werden, bei dem vorläufigen Stande der Dinge weder eine deutsche, noch irgend eine nationale Politik zugemuthet werden. Sein Ganzes ist als ein großer Vermittlungsstaat anzusehen. Wir Deutschen und vielleicht auch die Ungarn werden dadurch gehemmt, daß Oesterreich zugleich auch die in politischer und in jeder intellectuellen Hinsicht noch weiter zurückstehenden Staaten besitzt und berücksichtigen muß; sie selbst aber stehen sich gut dabei.

Ungarn, das mit seinen Grenzen zugleich Staat und Nationalität abschließt und sich selbst bei den Revolutionskriegen von allen europäischen Staaten am wenigsten betheiligte, scheint im eigenen Innern noch Raum genug für die geistige Bewegung zu besitzen, um ein durchaus friedlicher Nachbar zu bleiben, selbst wenn es mit Oesterreich nicht den Herrscher gemein hätte. — Die übrigen unter Oesterreich stehenden, hauptsächlich slavischen Staaten werden noch längst gefördert, wenigstens haben wir noch keine Probe dafür, daß sie ein selbständiges, namentlich dem neuen Staatsrecht huldigendes Regiment vertragen könnten.

Der reizbarste und gefährlichste Punkt für die österreichsche Monarchie und insofern für Deutschland bleibt unstreitig Oberitalien, das lombardisch-venetianische Königreich. Was die Grenze selbst betrifft, so liegt das noch zu Tyrol gerechnete Trient eigentlich schon auf italienischem Gebiet, während seitwärts Klagenfurt und Marburg an der Drau uns wieder durch slavisches Element entfrembet sind.

Von allen endlosen italienischen Zügen der Deutschen ist aber weiter kein Gewinn übrig geblieben, außer daß Mailand in den Besitz ihres Kaiserhauses kam. Sollte es auch ferner dabei bleiben, so mochte Venedig freilich, um das Meer für das Binnenland zu gewinnen, mit aller Anstrengung erworben werden. Venedig hatte seine Macht längst eingebüßt und mußte seiner ganzen äußern und innern Lage nach einem größern Gemeinwesen anheimfallen. Nur muß man sich bei der Gelegenheit auf kein historisches Recht berufen. Oesterreich hatte Venedig von der ihm verhaßten französischen Republik im Frieden von Campo formio als Entschädigung für andere Einbuße am Rhein erhalten. Nachher verlor es die alte Handelsrepublik wieder an das Königreich Italien; aber

beim Wiener Congreß, wo man übrigens die Zustände vor der Revolution als Norm betrachtete, berief sich Oesterreich in diesem Punkte auf einen gerade durch die Revolution hervorgerufenen Zustand und nahm die Lagunenstadt ohne Widerstand wieder zu sich.

Deutschland hat kaum einen Vortheil von diesem österreichschen Besitz in Oberitalien. Die Verbindung des deutschen und italienischen Charakters bleibt bei gänzlicher Verschiedenheit eine erzwungene. Es müßte schlimm sein, wenn der österreichschen Regierung nicht nachgesagt werden könnte, daß sich der Wohlstand von Oberitalien unter ihr höbe. Der lange Frieden thut das Seinige und der allgemeine Fortschritt, den die europäischen Völker überhaupt machen, ist so leicht nicht zu verleugnen. Es fragt sich aber, ob Landwirthschaft, Industrie, Handel nicht eben so gut und besser in einem selbständigen Italien emporgekommen wären, ob sich hier nicht auch — was den Oesterreichern immer hoch angerechnet wird — die Communicationsmittel vermehrt, die Administration geregelt hätten und die Abgaben nicht wieder schwer wären, ob nicht den Universitäten und der Presse mehr Freiheit gegönnt würde, der Volksunterricht, die milden Stiftungen und Wohlthätigkeitsanstalten nicht eben so gut gediehen.

Bei dem seit geraumer Zeit bewiesenen unkriegerischen Charakter der Italiener würde von einem einheitlichen oder wenigstens föderirten, selbständigen Italien so wenig für Deutschland als für irgend einen anderen Nachbarstaat zu fürchten sein: im Gegentheil ein starkes selbständiges Italien würde längst die Hinterlassenschaft des Mittelalters in Rom für Europa unschädlich gemacht haben. Wollen wir selbst außerdem eine Nation sein und werden, so müssen wir dasselbe ebenfalls Anderen gönnen und erst wenn die einzelnen Nationalitäten in sich zu einer gewissen Sicherheit gelangt sind, wird in der großen Gemeinschaft ein richtiges, reines und friedliches Abwägen der Interessen und strenge Gerechtigkeit in dieser Beziehung möglich sein.

Uebrigens bestehen diese nachbarlichen Verhältnisse einmal, wie sie bestehen; und wenn unsere Grenzen deshalb im Falle des Kriegs auch vielen Gefahren ausgesetzt sind, so bieten sie für den Frieden, der als Normalzustand anzusehen ist, doch die mannichfachsten Vortheile, die unter der Klage, wie dieselben unter Umständen noch größer sein könnten, nicht leiden dürfen. Wie sie durch die Politik zu schützen und wie sie zu nützen sind, hängt indeß von den innern Verhältnissen Deutschlands ebenfalls ab; und auch da haben wir uns zunächst nach den

innern Grenzverhältnissen umzusehen, die Macht und Ansehen der einzelnen Staaten und der Föderation bedingen, um dann weiter eine bestimmte Politik im europäischen Staatenverbande erwachsen zu lassen.

II. Deutschlands innere Grenzverhältnisse.

Die Deutschland im Innern zerschneidenden Grenzen beruhen nur noch ganz entfernt auf Stammesunterschieden, die sich im Verlauf der Zeit wenn nicht ausgeglichen, so doch abgeschliffen haben. Sie sind die Folge von Erbverträgen in den Fürstenhäusern, von innern Dynastenfehden, Religionskriegen und Eroberungen und auch in diesem Punkte hätte der Wiener Congreß manche Fehler der Jahrhunderte wenigstens annäherungsweise verbessern können, wenn eine nationale Politik die Menge der Privatinteressen der Fürstenhäuser schon überwogen hätte.

Vor der französischen Revolution verfiel schon der deutsche Reichsverband; es gab kein einiges Deutschland, keine deutsche Politik und doch wäre im Conflict mit den europäischen Staaten Alles darauf angekommen, den schon damals sich gestaltenden Föderativstaat innig zusammenzuhalten, um dem Fremden gegenüber desto energischer aufzutreten und ungestört an innerer Entwickelung und Consolidirung zu arbeiten.

Seit der Kirchenreformation war Deutschland in katholische und protestantische Reichsstände gespalten. Die daraus entstehenden Bündnisse ersetzten einigermaßen das ursprüngliche Zusammenhalten der Stämme. Das Recht der Erstgeburt, das im sechzehnten Jahrhundert fast allgemein in den größeren Staaten eingeführt wurde, trug ebenfalls zur Herstellung größerer Massenverhältnisse bei. Indeß war die Zerstückelung noch groß genug. Beim westphälischen Frieden hatten die Fremden die Hand zu sehr im Spiele, als daß eine rechte Einigung hervorzubringen gewesen wäre und die innere, nur durch Ermattung niedergehaltene Eifersucht litt es nicht. Doch war auch damit etwas gewonnen, daß man ausdrücklich darauf ausging, innerhalb Deutschlands wenigstens unter den einmal mächtigern und einflußreichern Fürsten ein gewisses Gleichgewicht der Territorien herzustellen. Die, welche sich schwach fühlten, suchten freilich bei den Fremden vielfach

Hülfe gegen Kaiser und Reich. Allmälig kam es dahin, daß Oesterreich und Preußen Macht und Einfluß vorzugsweise an sich rissen; Baiern, Sachsen, Hannover, Würtemberg bildeten eine zweite Stufe; während die übrigen Fürsten sich diesen anschließen mußten, um mitzuzählen.

Die weltlichen hohen Reichsstände sehen in Preußen den Vertheidiger der landesherrlichen Unabhängigkeit vom Kaiser. Die protestantischen Fürsten hielten zu ihm, indem sie sich ohnehin zu ihren Glaubensverwandten hingezogen fühlten. Die geistlichen Staaten, die Reichsstädte, die zahllosen kleinen Reichsglieder gehörten dagegen der östereichischen Partei an. Das Ganze blieb ein buntscheckiges Gemisch von Fürstenthümern, die zum Theil an fremdes Interesse gefesselt waren, oder in ihrer Unabhängigkeit keine Macht besaßen, ein Aggregat von geistlichen Staaten und souverainen Prälaturen, von spießbürgerlichen Republiken und stolzen monarchischen Rittern.

Das Band fehlte, welches alles das zusammengehalten hätte. Ueberall Eifersucht, Neid, Religionshaß und wenn die Preußen gegen die Oesterreicher fochten, so fiel es Niemand ein, das als Bürgerkrieg zu betrachten. Die kleinen Fehden des Faustrechts wiederholten sich im größeren Maßstabe.

So kam die französische Revolution heran. Während in Frankreich alle Provinzen in dem einen Gedanken zusammenhielten, daß die Regierung des Volks halber, nicht das Volk der Machthaber wegen da sein müsse, kamen beim Rütteln der Revolution alle Baufälligkeiten des alten deutschen Reichs auf eine Grauen erregende Weise an den Tag. Deutschland war nicht reif, die Lehre aus jenen Ereignissen zu ziehen: man sah nur die Ausschweifungen des Freiheitseifers, die durch den Widerstand, welchen die politische Wiedergeburt des französischen Volks fand, erzeugt wurden. Man sah nicht, wie die vorfallenden Excesse dem jahrelangen Despotismus nothwendig einmal folgen mußten; und begriff den Antheil nicht, den auf der anderen Seite Vernunft und Recht hinter jenen Gewaltthaten gewann. Man wollte die Revolution bekämpfen. Es fehlte dem deutschen Reiche aber die hinlängliche Kraft der Bewegung, einen festen Damm entgegenzustellen. Das Streben aller Reichsangehörigen war zu habsüchtig, zu sehr auf Theilung gerichtet, folglich auf Schwächung. Es ging nicht mehr an, dies Princip jetzt noch im Wege der Verständigung zu verbessern: es mußte dasselbe gewaltsamer Weise zu Grunde gehen.

Oesterreich und Preußen fühlten von allen europäischen Mächten vielleicht am lebhaftesten, daß, wenn die Revolution das alte französische Königthum besiegte, auch für das übrige Europa gewaltige Umgestaltungen bevorständen. Beide unternahmen es deshalb, die entfesselten Kräfte zu bändigen. Allein das Manifest des Herzogs von Braunschweig gab der französischen Nation erst den rechten Schwung und die Eintracht der deutschen Mächte dauerte außerdem nicht lange. Preußen bewies im Baseler Frieden, was den Monarchen noch ein Ding der Unmöglichkeit geschienen hatte, daß ein König von Gottes Gnaden mit der neuen durch den Willen der Nation errichteten Republik recht wohl unterhandeln und Frieden schließen könne. Mehrere kleine norddeutsche Reichsfürsten folgten dem Beispiele und Preußen entfrembete sich dem Süden von Deutschland, der nun auf Oesterreichs Beistand allein angewiesen war.

Oesterreich war am Rhein und in den Niederlanden unglücklich. Die süddeutschen Staaten schlossen Verträge mit Frankreich, um so viel wie möglich vor der Gewalt der Sieger zu retten. Oesterreich wollte aber auch lieber den Besitz seines Hauses sichern, als sich für Länder, deren Oberhaupt der Kaiser nur noch dem Namen nach war, aufopfern und es willigte deshalb, durch Venedig entschädigt, in die Abtretung des linken Rheinufers. Es willigte sogar in die Entschädigung der dort benachtheiligten Reichsfürsten auf Kosten der übrigen Reichsglieder, ohne die Zustimmung des Reichs dazu eingeholt zu haben. Allein Letzteres konnte den Krieg ohne Oesterreich nicht fortsetzen. Von außen her wurde ihm mehr und mehr entrissen. Im Innern schalteten sogar schon die Fremden und verstärkten ihre Bundesgenossen bei den verschiedenen Friedensschlüssen durch die Gebiete der kleinen Regimenter, namentlich der schwachen geistlichen Herren.

Von den Betheiligten selbst und von Solchen, die mehr die Vergangenheit als die Zukunft im Auge hatten, wurden diese Umgestaltungen vielfach beklagt. Ja, es war auch zu beklagen, daß solche Dinge kommen konnten und kommen mußten. Allein der Politiker darf nicht sentimental werden; er darf nicht ruhen und klagen, er muß darauf sehen, wie sich aus den Ereignissen die bessern Zustände emporarbeiten.

Am 12. Juli 1806 schlossen zu Paris dreizehn deutsche Fürsten unter Napoleons Protectorat den Rheinbund. Das deutsche Reich war aufgelöst, zwei neue Königreiche und ein Großherzogthum, Baiern, Würtemberg, Baden wurden zwischen Oesterreich und Frankreich errichtet. Preußen wurde durch Napoleon verleitet, Hannover zu occupiren,

dann von ihm verlassen, wieder zum Bündniß mit England bewogen, um von den Franzosen in der Schlacht bei Jena auf's Haupt geschlagen zu werden. Auch Kur-Sachsen wurde nun zum Königreich erhoben und trat mit den Herzogthümern Sachsen, Anhalt, Mecklenburg, mit Reuß, Schwarzburg, Lippe, Waldeck zum Rheinbunde über. Alle andern deutschen Fürsten, die den Protector nicht schon früher anerkannt hatten, wurden mediatisirt. Aus den abgetretenen preußischen Provinzen, aus Hannover, Hessen-Kassel und Braunschweig wurde das Königreich Westphalen gebildet.

Die so herbeigeführten Veränderuugen blieben von der höchsten Bedeutung. Es kränkte unser Nationalgefühl auf's Aeußerste, daß sie von den Fremden herbeigeführt wurden. Allein die ruhige Betrachtung muß zugeben, daß Deutschland, das noch vor wenigen Jahren mehrere Hunderte Souveraine hatte, jetzt nur noch unter einige dreißig vertheilt, beträchtlich consolidirt war. Aus eigener innerer Entwickelung wäre es schwerlich zu dieser Verbesserung seiner Zustände gekommen. Und doch waren es gerade diese Umgestaltungen, die, obwohl von den Fremden herbeigeführt, später zur Vertreibung der Fremden beitrugen und die Wiedergeburt des Vaterlandes möglich machten. Daß die Verschmelzung der Menge von Vaterländchen zu großen Massen nothwendig war, haben die endlichen Friedensverträge durch Beibehaltung wenigstens anerkannt.

Zunächst wurden die Fürsten des Rheinbundes, um Napoleon Geld und Truppen liefern zu können, allerdings zu absoluten Herren ihres Gebiets gemacht. Doch hatte das seine Vortheile. Die neu verbundenen Elemente mußten erst mit straffstem Zügel an einander gewöhnt werden. Die Mediatisirten und der Adel wurden wenigstens mit Bürger und Bauer erst einmal nach demselben Maßstabe gemessen.

Das auf's Aeußerste gedemüthigte Preußen, dessen Gebiet ganz nach Osten gedrängt war, dessen Festungen in Feindes Hand, dessen Heer ein vorgeschriebenes Maß nicht überschreiten durfte, griff zu den Mitteln, die es der Revolution als bewährt abgesehen hatte, zu gründlichen bürgerlichen und militärischen Reformen, um den Druck der Fremdherrschaft abzuwälzen. Die Niederlage der Franzosen in Rußland gab den europäischen Mächten Hoffnung, ihre verlorenen Provinzen wieder zu erlangen. Es bildete sich ein Bund gegen Napoleon, der sich mit jedem Siege über letzteren vergrößerte. Man suchte das Interesse der Völker mit in's Spiel zu ziehen. Selbst die österreichschen

Proclamationen gingen so weit, die Völker als die Bundesgenossen der Fürsten für den großen Streit aufzurufen. Der Freiheit Deutschlands sollte der Kampf gelten.

Die Schlacht bei Leipzig entschied Napoleon's Sturz und der Rheinbund löste sich auf. Der Vertrag von Ried, der die baier'sche Armee zu den Alliirten übergehen ließ, war entscheidend in der allgemeinen Sache. Durch die Garantien, welche Baiern dort erhielt, wurden die übrigen süddeutschen Fürsten sofort zur Nachfolge bewogen.

Nun sollte der Wiener Congreß auch die deutschen Angelegenheiten auf's Neue ordnen. An die Herstellung der deutschen Einheit in dem Sinne, daß die Gebiete, welche fremden angrenzenden Staaten schon früher einverleibt waren, wieder gewonnen würden, war, wie wir schon sahen, von vornherein nicht zu denken. Aber auch im Innern des dort als selbständig aus den Verhandlungen hervorgehenden Deutschlands war die Ordnung nur unter unzähligen Schwierigkeiten wieder zu gewinnen. Fort mit allen poetischen Träumen in diesem Punkte, die in der Sache so viel verdorben und so viele Menschen unglücklich gemacht haben! Selbst von den ganz nüchternen, nur auf das wirkliche Wohl der Nationen gerichteten Forderungen praktischer Staatsmänner wurde noch durch Vorurtheil und Eigennutz der vorläufig vom Glück Bevorzugten beträchtlich abgedungen. Politiker, wie Stein, wünschten die Herstellung des deutschen Reichs unter einem Kaiser und zwar in festeren Bundesverhältnissen zu ihm, als sie der westphälische Frieden begründet hatte. Stein dachte wohl gar an die Zustände unter den schwäbischen oder fränkischen Kaisern. Die regierenden Häupter und ihre Anzahl waren ihm gleichgültig, da die vielen besondern Staaten seiner Meinung nach aufhören sollten. Graf Münster dagegen, der für Hannover und gestützt auf England sprach, und der übrigens auf dem Congreß noch davon redete, daß, wenn Deutschlands Hoffnungen auf nationale Einheit und wahre innere Freiheit getäuscht würden, alles Verdienst des Befreiungskrieges nur eine glänzende Sünde sei, wollte die Selbständigkeit der besonderen Staaten Deutschlands nicht missen. Dieser letzte Gedanke blieb nachher die Hauptrücksicht für die Machthaber, ohne daß die Rechte der Allgemeinheit mit den Forderungen der Einzelnen in Gleichgewicht gesetzt worden wären.

Leider hatten schon bei den äußern Grenzbestimmungen Deutschlands die fremden Mächte wesentlich mitgesprochen. Sie thaten es auch bei den innern Angelegenheiten. Die deutschen Fürsten waren beim

Congreß zum großen Theil persönlich in Begleitung ihrer tüchtigsten Staatsmänner anwesend, oder wenigstens durch Bevollmächtigte vertreten, die viele Erwartungen erregten. Sie waren deshalb in jenem Moment der Spannung populärer als je; die Einflußreichsten unter ihnen sprachen auch selbst von der Erfüllung der gerechten Erwartungen der Zeitgenossen; und da dürfen wir gar nicht darauf zu sprechen kommen, was Alles durch freiwillige Opfer für das allgemeine Wohl hätte geschehen können. Wir müssen uns begnügen, die Erklärung dessen zu suchen, was lediglich im Wege kalter diplomatischer Kunst wirklich geschah. Mußte Deutschland viel unter dem Einfluß der Fremden über sich ergehen lassen, so that, trotz der Freundschaftsversicherungen und des Aufwands aller patriotischen Rhetorik, die stille Eifersucht der Fürsten, ihr Streben nach Besitz, Einfluß, Suprematie ebenso viel.

Als Rußland Miene machte, das Polen, wie es vor der dritten Theilung bestand, ganz hinzunehmen, beanspruchte Preußen als Entschädigung für die polnische Einbuße das Königreich Sachsen und Rußland war mit ihm einverstanden. England, Frankreich und Oesterreich wollten aber die Vernichtung dieses Königreichs nicht zugeben, um Preußen nicht zu mächtig werden zu lassen. Um Polen und Sachsen drehten sich deshalb die Verhandlungen: die übrigen deutschen Angelegenheiten wurden als secundär zurückgesetzt.

Man darf nicht annehmen, daß Rußland, als es ganz Polen hinnehmen wollte und einen constitutionellen Staat daraus zu machen versprach, über seine eigene egoistische Politik hinaus eine europäische Politik im Auge gehabt hätte. Wenigstens blieben Kaiser Alexanders Ideale in dieser Hinsicht rein abstract: sonst hätte Rußland begreifen müssen, wie Deutschlands innere Gestaltung zunächst selbst die Grenzbestimmungen, wovon wir reden, für das Gleichgewicht, für die Ruhe von Europa von der höchsten Wichtigkeit waren. Wäre es dem Cabinet von St. Petersburg Ernst um letztere gewesen, so hätte es bei seinem entschiedenen Uebergewicht auf ernstliche Schritte in dieser Hinsicht dringen und halten müssen.

Hätte Oesterreich freilich in die Vereinigung der polnischen Gebiete unter Rußland gewilligt, so wäre dieses erbötig gewesen, die Herstellung der deutschen Kaiserkrone zu Gunsten Oesterreichs anzuerkennen. Allein Oesterreich sah den Besitz seiner früheren polnischen und italienischen Provinzen als zuverlässiger an, als eine nur auf moralischem Einfluß beruhende Gewalt. Es wollte Galizien und Ungarn durch weiteres

Vordringen in dem slavischen Gebiet sichern und keinen Falls das Vordringen Preußens an die Grenze von Böhmen zugeben. Die schlesischen Kriege waren ihm noch zu sehr in Erinnerung. Man hatte aber begriffen, daß Preußen eine Hauptmacht unter den europäischen Mächten werden mußte. Und das einmal anerkannt, hätte es ganz und gar im Sinne europäischer Politik gelegen, wenn dasselbe ganz Sachsen, wohl gar Thüringen mediatisirt dazu bekommen hätte. Es wäre auf die Weise mit seiner ganzen Eifersucht auf den Osten hingewiesen und der katholische König von Sachsen hätte recht gut am ebenfalls katholischen Rhein entschädigt werden können.

Verderben wollte es Oesterreich mit Preußen bei alle dem auch nicht. Es zeigte daher Wohlwollen und Theilnahme; es bot andere Entschädigungen für den Kriegsaufwand an. Preußen machte dagegen dem Wiener Cabinet vertrauliche Anträge in Bezug auf Rußlands Forderungen. Hardenberg wurde durch das Bekanntwerden dieser Correspondenz compromittirt; Rußland wurde argwöhnisch und Preußen stand deshalb in Bezug auf Sachsen ziemlich allein. Denn Baiern, das bei den internationalen Angelegenheiten von den kleinern Staaten Deutschlands am ersten hätte mitsprechen können, war durch den Rieder Vertrag an Oesterreich gebunden. Ihm war von diesem Entschädigung für die Herausgabe von Tyrol zugesichert: sobald Baiern aber mit den mächtigern Bundesgenossen in irgend einen Widerspruch geräthen wäre, so würde ihm die Sicherheit jenes Versprechens verloren gegangen sein. Sie ging außerdem auch verloren. Die Ausführung des Rieder Vertrags zögerte sich bis 1816 hin.

Preußen suchte sich bei dieser Isolation auf die öffentliche Meinung zu stützen. Es wurde geltend gemacht, der König von Sachsen müsse für seine Anhänglichkeit an Napoleon gestraft werden. Der Grund wirkte sofort bei der politisirenden Menge, die außerdem durch die vielfachen Versprechungen Preußens für dieses gewonnen war. Allein das Grundangeben schwächte schon die Politik, da jeder Grund außer dem der nothwendigen Vergrößerung Preußens durch positives Recht und durch Rücksichten der Billigkeit zu widerlegen war.

Sobald inzwischen der König von Sachsen durch Oesterreich, England und Frankreich in Schutz genommen war, durfte von einer Mediatisirung der andern von Napoleon selbständig erhaltenen Fürsten ferner nicht mehr die Rede sein. Auch nahm sich Oesterreich in alter Weise der kleineren, nun unabhängigen Fürsten und der Mediatisirten an, um

auch von dieser Seite die Macht der durch den Rheinbund stark gewordenen Fürsten nicht zu weit emporkommen zu lassen.

Wie Napoleon's Rückkehr Rußland zur Herausgabe Posens an Preußen und Ostgaliziens an Oesterreich vermochte, so kam man auch schnell überein, daß sich Preußen mit der Hälfte von Sachsen begnügte. Es war ein leidliches Abfinden.

Oesterreich hatte dem König von Baiern im Vertrage von Ried am 8. Oct. 1813 für die Herausgabe Tyrols eine vollständige Entschädigung in solchen Ländern zugesichert, welche mit Baiern eine ununterbrochene Masse bilden würden. Der Vertrag wurde zu Paris am 3. Juni 1814 dahin erklärt, daß Baiern an Oesterreich Tyrol, Voralberg, Salzburg, das Innviertel und Hausruckviertel abtreten würde, wofür Baiern von Oesterreich Stadt und Pfalz Mainz, die Rheinpfalz durch Austausch und diejenigen Theile von Würtemberg, Baden, Darmstadt und Nassau erhalten sollte, die zur directen Verbindung seiner Staaten nothwendig sein könnten. Zugleich wurde die Möglichkeit anerkannt, daß kleine dazwischenliegende Fürstenthümer mediatisirt würden. Am 23. April 1815 unterzeichneten die Minister von Oesterreich, Rußland, Preußen und Baiern unter Mitwirkung des englischen Ministers eine Uebereinkunft, worin die baierschen Abtretungen von Tyrol u. s. w. anerkannt; dagegen Baiern namentlich angegebene Theile von Kur-Hessen, Würtemberg, Hessen-Darmstadt und Baden mit den unter Napoleon zu Baiern gekommenen Ländern zugesichert wurden. Genannte drei Mächte verbürgten zugleich dem Könige von Baiern das Heimfallsrecht auf die Pfalz und von Oesterreich wurden Baiern noch besonders ein Theil des badenschen Neckarkreises und der ganze Main- und Tauberkreis versprochen. Wie freilich Oesterreich, Preußen und Hannover als Mitglieder des schon gestalteten deutschen Bundes über deutsche Länder, die ihnen nicht gehörten, glaubten verfügen zu können und wie sie ohne die Zustimmung der Betheiligten oder des deutschen Bundes darüber schalteten, findet gar keine Erklärung.

Späterhin hielt es auch wirklich für Baiern schwer, von Oesterreich etwas durch Verhandlungen oder mit Hinweisung auf die Gewalt zu erlangen. Baden wurde von Rußland in Schutz genommen; der Großherzog durfte sich mit einer Summe Geld von Baiern loskaufen und die weiteren Ansprüche mußte dieses auf sich beruhen lassen.

Andere Abtretungen und Tauschverträge wie Ostfrieslands, Lauenburgs hatten für das große Ganze keine Bedeutung. Sie bewiesen nur,

daß das später oft so rührend vorgebrachte Angestammtsein nicht so viel auf sich hat.

Ob die deutsche Eintracht durch die Errichtung der Bundesfestungen Luxemburg, Mainz, Landau sonderlich befestigt wurde, kann sich wohl erst bei einem Kriege bewähren.

Keinesfalls darf sich der Politiker auf das Vernunftgemäße der getroffenen Bestimmungen verlassen, da sie uns nach der Zeit des Aufschwungs wieder in die Bande alter Vorurtheile und isolirender Gewohnheiten haben zurücksinken lassen.

Es beruht auf den Territorialverhältnissen keineswegs ein inneres Gleichgewicht. Indeß üben jene als thatsächlich bestehend ihre unüberwindliche Macht. Wir müssen sie anerkennen und das „trotz der Verhältnisse" so viel wie möglich in ein „vermittelst derselben" verwandeln. Wir müssen sehen, was die moralischen Kräfte der Politik vermögen; um Deutschland zusammenzuhalten.

III. Der deutsche Bund.

Um den ursprünglichen Begriff des deutschen Bundes und die Absichten bei seiner Gründung richtig aufzufassen, unterscheidet Welcker mit Recht zwei Perioden in seiner Entstehungsgeschichte. Die erste geht von der Eröffnung der Freiheitskriege durch die Proclamation von Kalisch (25. März 1813) bis zu den durch Napoleon's Rückkehr beschleunigten Verhandlungen des Wiener Congresses über die Bundesangelegenheiten (23. Mai 1815). Die zweite Periode wird durch die nachfolgenden Verhandlungen gebildet, die sich bis zum definitiven Abschluß des Bundesgrundvertrages erstrecken (8. Juni 1815). Dort walteten die Ideen der Größe in Einigkeit und Einheit, der Freiheit und des Volksinteresses vor; hier suchten die Vortheile der Dynastien mit jenen zu handeln und zu dingen, um selbst die durch den glücklichen Ausgang des Kriegs errungenen Vortheile nach alter Staatstheorie in sich zu concentriren.

Die Proclamation von Kalisch forderte die Deutschen auf, sich für die Rückkehr der Freiheit und der Unabhängigkeit ihres Vaterlandes den Heeren der verbündeten Monarchen anzuschließen. Für die Wiederkehr

eines ehrwürdigen Reiches in zeitgemäßer Gestaltung, welche den Fürsten und Völkern Deutschlands selbst anheimgestellt bliebe und die möglichst aus dem ureigenen Geiste des deutschen Volks hervorginge, sollte gekämpft werden, damit Deutschland verjüngt und lebenskräftig unter Europas Völkern dastehe. Die Unterhandlungen und Erklärungen Oesterreichs, Preußens, der Niederlande und Hannovers in Betreff des Entwurfs der Bundesacte aus dieser Periode erkannten diese Grundlage an.

Die Unabhängigkeit nach außen wurde erreicht. Wir müssen sehen, wie es mit der innern Einheit steht. Es wurde schon angedeutet, daß einzelne Mächte, wenn auch aus ganz egoistischen Rücksichten, geneigt waren, das deutsche Kaiserthum herzustellen. Bald nachher erklärten sich vierunddreißig deutsche Fürsten und freie Städte, alle also außer Würtemberg und Baiern, als sie sich schon die Souverainetät gerettet hatten, für die Herstellung einer durch Erblichkeit und moralisches Uebergewicht gekräftigten kaiserlichen Regierung und eines durch die Bundesacte zu schützenden Rechtszustandes sämmtlicher Bürger. Eine Nationalrepräsentation am Bundestage wurde wenigstens von vielen Seiten, namentlich preußischer Seits und hier wieder vom Könige selbst, von Stein und Hardenberg als nothwendig bezeichnet. Die preußischen Bevollmächtigten sprachen sich in ihrem Entwurfe der Bundesacte dahin aus, daß die Errichtung einer deutschen Verfassung nicht blos in Absicht auf die Verhältnisse der Höfe, sondern eben so sehr zur Befriedigung der gerechten Ansprüche der Nation nothwendig sei, die in der Erinnerung an die alte, nur durch die unglücklichsten Verhältnisse untergegangene Reichsverfassung von dem Gefühle durchbrungen werde, daß ihre Sicherheit und Wohlfahrt und das Fortblühen vaterländischer Bildung größten Theils von ihrer Vereinigung in einem festen Staatskörper abhänge; die nicht in einzelne Theile zerfallen wolle, sondern überzeugt sei, daß die treffliche Mannichfaltigkeit der deutschen Volksstämme nur wohlthätig wirken könne, wenn sich dieselbe in einer allgemeinen Verbindung wieder ausgleiche. Es hieß in dem ersten Entwurf, welcher den Verhandlungen zum Grunde gelegt wurde, Art. 2: Der Zweck des Bundes ist die Erhaltung der äußern Ruhe und Sicherheit und die innere Sicherung der verfassungsmäßigen Rechte jeder Classe der Nation. Preußen sprach sich weiter dahin aus, daß es bei der deutschen Verfassung nur drei Punkte gebe, von welchen man nicht abgehen könne, ohne der Erreichung des gemeinsamen Endzwecks den empfindlichsten

Nachtheil zuzufügen: eine tüchtige Kriegsmacht, ein Bundesgericht und landständische, durch den Bundesvertrag gesicherte Verfassungen. Die Landstände sollten aber bestimmten Antheil an der Gesetzgebung haben, die Steuern bewilligen, Beschwerde führen dürfen über einzelne Einrichtungen und die Verfassung beim Landesherrn und Bundestage vertreten. Dieses Minimum wiederholte Preußen im Einverständniß mit Oesterreich in einem spätern Entwurfe und der Graf Münster, der Hannover mit ausgedehnter Vollmacht vertrat, sah in der Beseitigung der despotischen Gewalt, die vor der Revolution bestand und in der Herstellung repräsentativer Verfassung, in der Sicherung der Freiheiten des Volks die Befestigung der Throne, da der Fürst selbst desto sicherer seine Macht ausüben könne, je leichter es ihm werde, das Gerechte zu treffen und das Wohl seiner Unterthanen im Auge zu behalten. Jenem späteren Entwurfe war sogar hinzugefügt, daß es den Bundesfürsten freistehe, ihren Unterthanen mehr zu gewähren; daß aber die eingerichtete landständische Verfassung eines jeden Bundesstaats dem Bunde vorzulegen sei, sich dadurch unter dem Schutze desselben befinde und ohne Zustimmung der Landstände und ohne neue Mittheilung an den Bund nicht aufgehoben oder abgeändert werden dürfe.

Es lag überhaupt im Plane, einen nationalen Staatenbund zu gründen, während es später nur einem Bunde souveräner Fürsten galt. Die nähern Bestimmungen scheiterten an dem Widerstande Baierns und Würtembergs. Während man sich bei Napoleon's Rückkehr in aller Eile über Sachsen mehr unter Zuthun der auswärtigen Mächte, als der deutschen Bundesgenossen geeinigt hatte, stellte sich bei dem zweiten Pariser Frieden ebenfalls ganz klar heraus, wie die vier großen Mächte ihn dictirten und ohne die deutschen Bundesglieder zuzuziehen, zeichneten. Oesterreichs und Preußens Uebergewicht wurde bei dieser Gelegenheit deutlich genug. Dennoch müssen wir es vorläufig dahin gestellt sein lassen, ob es vortheilhafter gewesen wäre, diese Suprematie durch ein deutsches Kaiserthum zu befestigen oder ob die durch Baierns und Würtembergs Widerstand herbeigeführte Organisation eine glücklichere sei, wonach Deutschland dem Auslande gegenüber zwar schwach erscheint, nur von Oesterreich und Preußen vertreten wird, dagegen aber die einzelnen kleineren Staaten eine stille und bescheidene, im Innern desto sorgsamere Politik zu verfolgen im Stande sind. Wir müssen später sehen, ob eine andere, bessere Gruppirung möglich ist.

Unter Baierns und Würtembergs Einfluß siegte in der zweiten

darüber hinaus für das Gesammtvaterland an Freiheit und Kraft zu gewinnen; allein die allgemeinen Stände folgten seinem Beispiele der Aufopferung nicht. Der Adel war in der Versammlung noch am stärksten vertreten; allein die Regierung fand, um diesem Uebelstande abzuhelfen, im Lande gar keine Unterstützung; und als der Hauptpunkt der Steuern deshalb zur Sprache kam, konnte der Adel sich auf seine unvordenklich erworbenen Rechte berufen und das Ministerium über den Beitrag der Exempten an die aus exempten fast ausschließlich zusammengesetzten Provinzialstände verweisen.

Der alte Kurfürst von Hessen behielt seinen nach der Auflösung des Reichs bedeutungslos gewordenen Titel bei und stellte neben dem alten Soldatenwesen die alte ständische Verfassung, wie sie vor dem Jahre 1806 existirt hatte, wieder her, jedoch mit Zuziehung des Bauernstandes, der früher gar keine politische Rechte gehabt hatte.

Auch in Braunschweig und Oldenburg wurde alte Ordnung und selbst in den freien Städten das alte Patricierregiment wieder hergestellt.

Im Königreich Sachsen, das sich durch innere Kräftigung gegen seine Grenzverkürzung hätte aufraffen sollen, und in den meisten sächsischen Herzogthümern wurden die alten Einrichtungen mit allen Gebrechen möglichst unverändert beibehalten.

Der Herzog von Nassau wollte schon, während auf dem Wiener Congreß über die innere Gestaltung Deutschlands berathen wurde, seinem Lande eine sehr freisinnige Repräsentativverfassung geben, allein er stieß bei den Mediatisirten auf Schwierigkeiten.

Baiern, Würtemberg, Baden hatten während des Rheinbundes alle Privilegien der Stände beseitigt und nach dem Muster des französischen Kaiserreichs eine Ministerialregierung eingeführt. Der Wille des Monarchen und seines geheimen Raths war Gesetz. Indeß hatte Baiern an dem Grafen Montgelas einen ausgezeichneten Minister, der mit der Aufhebung der Klöster die ganze Pfaffenwirthschaft der dortigen Lande beträchtlich beschränkte. Es wurden hier Reformen vorgenommen, die es vergessen machten, daß sie im Wege ministerieller Willkür geschahen. Baiern hielt sich deshalb den übrigen Mitgliedern des deutschen Bundes gegenüber ziemlich isolirt. Es dachte erst an landständische Verfassung, nachdem Montgelas, der zugleich Minister des Auswärtigen, des Innern, der Finanzen gewesen, gestürzt worden war. Die Rivalität um die Volksgunst, Baden gegenüber, half dabei nicht unwesentlich nach. In der Verfassung selbst wurde jedoch Adel und Geistlichkeit am meisten

begünstigt, indem namentlich das mit Rom geschlossene Concordat für einen wesentlichen Bestandtheil des Grundgesetzes erklärt wurde und die katholische Kirche dadurch fast gänzliche Unabhängigkeit vom Staate erlangte.

In Würtemberg hatte Friedrich I. wahrhaft despotisch geherrscht, indem er namentlich durch Militärwesen und Wildstand das Land drückte. Indeß erklärte er, eine Verfassung geben zu wollen, nach welcher die verschiedenen Landestheile und verschiedenen Unterthanen in ein untrennbares Ganzes vereinigt würden und der Unterschied der Religion und des Standes in bürgerlicher Beziehung aufhörte. Er wollte damit freilich der Rechenschaft entgehen, daß er die alte fast demokratische Verfassung seiner Erblande aufgehoben hatte und die neuen Besitzthümer, namentlich die einverleibten Reichsunmittelbaren mit diesen verschmelzen mußte. Indeß wäre durch kecken Neubau Vieles zu gewinnen gewesen; nur wollten sich die einberufenen Stände auf nichts einlassen, bevor die alte Verfassung und die alten Vorrechte nicht hergestellt seien. Das gute alte Recht, das Uhland besang und wovon man nicht lassen wollte, war aber nicht deshalb gut, weil es alt war und es wäre in neuer Weise, im neuen Geiste ebenfalls zu reproduciren gewesen. Indeß mußte damals jeder Widerstand, der dem Fürsten geleistet wurde, für freisinnig gelten. Die Streitigkeiten zogen sich in die Länge. Auch Friedrichs I. wohlwollender Nachfolger konnte sich mit den Ständen anfangs nicht einigen, so daß er seine Reformen, worunter sich die Abschaffung der Frohnden und der Leibeigenschaft befand, ohne Zustimmung der Stände durchsetzte. Erst als diese den neuen Geist der Regierung wirklich verspürten, kam es zu einer Einigung über die Verfassung.

Auch Baden, dem unter den von verschiedenen Seiten gegen seine Landestheile erhobenen Ansprüchen Auflösung drohte, suchte in einer das Vertrauen des Volks erweckenden Constitution eine Stütze. Schon im Jahre 1815 wurde eine Commission mit der Ausarbeitung eines Verfassungsentwurfes beauftragt, was dem Lande öffentlich verkündigt wurde. Allein die Commission gab kein Lebenszeichen. Es kam der Adel, dann die Geistlichkeit, endlich auch die Bürgerschaft mit Klagen und sämmtlich mit der Bitte um Verleihung der Verfassung beim Großherzog ein. Die Regierung vertröstete. Erst als dieselbe in der Verwicklung mit Baiern wegen der österreichischen Zusagen und wegen der Succession des Grafen von Hochberg auf dem Throne der Zähringer der Unterstützung von Seiten des Volks bedurfte, wurde endlich am

22. Aug. 1818 eine Verfassung verkündet, die zwar nicht alle Erwartungen befriedigte, dem politischen Leben jedoch nach der Ansicht des Bundes, wie sich bald herausstellte, namentlich durch Preßfreiheit schon viel zu viel Spielraum gewährte.

Der Großherzog von Hessen wurde zunächst vom Adel um eine Verfassung angegangen. Die Einführung derselben verzögerte sich aber bis 1819, wo wirklich ernstliche Volksbewegungen die Regierung zur Verleihung nöthigten. Der erste Verfassungsentwurf gewährte den Ständen aber so wenig Rechte, daß sich die Mitglieder der ersten Kammer nur zum geringsten Theil einstellten, weil sie keine Scheinverhandlungen pflegen wollten. Auch die Bevollmächtigten der Amtsbezirke zweiter Kammer weigerten sich in der Majorität, die Verfassung anzuerkennen und viele kehrten, nachdem sie dagegen protestirt hatten, in die Heimath zurück. Nachher ließen sie sich jedoch mit der Regierung in Unterhandlungen ein und diese gab endlich, um die Mißstimmung nicht noch zu steigern, in den wesentlichsten Punkten nach, so daß das Land im Allgemeinen und vorläufig zufrieden gestellt wurde.

Allen diesen Bewegungen gegenüber trat Oesterreich sehr bald mit seinem streng conservativen Princip heraus, wodurch es allein die Menge der Gegensätze, denen nach der Meinung der einsichtsvollsten Politiker jedenfalls gewaltige Katastrophen bevorstehen, zusammenzuhalten glaubt. Es hat deutsche und magyarische, slavische und italienische Elemente zusammenzuhalten. Das aristokratische und das römisch-katholische Princip ist in allen das vorherrschende, aber dennoch werden sie sämmtlich schon von freieren, Nationalität und Selbstregierung begehrenden Richtungen durchzuckt. Nur im Materialismus, der sich in blühendem Ackerbau und in reichen Gewerben, in heiterer Genußsucht geltend macht, liegt es, daß die Völker glücklich erscheinen. Der tiefer Blickende sieht aber die Kluft zwischen Privilegium und Rechtlosigkeit; er sieht die Gedankenverkümmerung, der abzuhelfen ist. Die Politik des Fürsten Metternich will zwischen den daraus erwachsenden Gefahren, die oft, wie in Galizien und Italien nur Militärgewalt niederhält, keine Zukunft anbahnen; sie sucht sich nur immer mit der Gegenwart abzufinden und den Frieden zu halten.

Zu den alten Stammlanden des Erzhauses wird der Kaiser durch keine ständische Verfassung beschränkt; die Landstände haben keine Steuern und Rekruten zu bewilligen, sondern sie haben die Regierungsforderungen

ohne Einwendung auf die Landschaft zu vertheilen. Dennoch ist der Kaiser nicht ohne Einschränkung. Diese kommt von den Verwaltungs-beamten, indem eine Anzahl großer, einflußreicher Familien sich der oberen Regierungsstellen bemächtigte. Die einzelnen Beamten sitzen auf diese Weise hinter einer Masse von Protectoren und Zwischenträgern versteckt, und in vielen Bedrückungen sind sie hinlänglich dadurch geschützt, daß die Unterthanen gar keinen besseren Zustand kennen. Der Kaiser kann im einzelnen Falle, der ihm zu Ohren kommt, immer einschreiten, allein keine durchgreifende Reform vornehmen. Es würde deshalb in Oesterreich schon ein beträchtlicher Fortschritt sein, wenn der Kaiser nur erst Provinzialstände preußischer Weise beriefe, die ihm Ueberblick über die Verhältnisse wirklich verschafften und dem Staatsministerium die Zügel der Regierung wirklich auslieferten.

Preußen dagegen, das alle jene constitutionellen Bewegungen direct oder indirect angeregt hatte, gerieth erst allmälig in die Bahn der Reaction. — Nach der bleibenden Besitzergreifung der Rheinlande durch Friedrich Wilhelm III. herrschte dort unbeschränkte Preßfreiheit. Görres hatte im Rheinischen Merkur als fünfter Alliirter während des Kampfs ein so mächtiges Wort geführt und damit so viel ausgerichtet, daß ihm die Machthaber auch in der Besprechung der innern Angelegenheiten Deutschlands, wo ihm die Nation reinen Eifer für Freiheit und Recht zutraute, anfangs nicht wehren mochten. Bald erhoben sich jedoch so viel Beschwerden gegen ihn, daß er im Juli 1815 unter Censur gestellt wurde und als er sich hier nicht fügte, kam es zur Unterdrückung seines Organs. Von nun an siegte die Partei, welche an den Zuständen vor 1806 haftete. Selbst die neuen Einrichtungen, welche befestigt schienen, blieben nicht unangefochten. Der Tugendbund, der früher begünstigt war, wurde jetzt als revolutionär verdächtigt und verfolgt. Selbst in den höchsten Aemtern der preußischen Monarchie machte sich der Zwist zwischen Reaction und Fortschritt fühlbar. Zwar wurde das Heerwesen im Jahre 1816 bleibend in der demokratischen Weise von 1813 geordnet. Die Rheinlande behielten Friedensgerichte und Geschworene, aber es war schon ein Uebelstand, daß unter demselben Scepter ganz verschiedene Gerichtsverfassungen gelten sollten. Wichtig war, daß die Domainen den Staatsabgaben unterworfen wurden. Allein während Hardenberg für Reichsstände mit Verwischung aller aristokratischen Vorrechte strebte und eine freisinnige Städteordnung gegeben war, verweigerte der König plötzlich die Communalordnung zu bestätigen und

in Bezug auf ständisches Wesen begnügte er sich mit Organisation der Provinziallandtage.

Von Weimar und Jena aus, wo eine freisinnige Verfassung unbedingte Preßfreiheit gewährte, wirkte Rede und Schrift in liberalstem Sinne so lebhaft auf die öffentliche Meinung, daß die Regierungen, welche nach und nach in das alte Gleise einzulenken trachteten, besorgt wurden, zu Concessionen gezwungen zu werden. Das Wartburgfest, Sand's That, die Bewegung der Studenten überhaupt, ließ die Turnplätze schließen; die Preßfreiheit wurde in Weimar außer Kraft gesetzt; Verhaftungen unter Professoren und Studenten begannen. Judenverfolgungen, die Hermes wohl richtig dadurch erklärt, daß der Pöbel da, wo der Adel seine Vorrechte zurückforderte, die durch die Revolution emancipirten Juden ebenfalls wieder unter sich hinabdrücken wollte, um eine Classe von sonst vielleicht reichen und gebildeten Menschen noch unter sich zu sehen, wurden als Vorwand gebraucht, gegen die als Demagogen bezeichneten Patrioten einzuschreiten. Und doch war die Aufregung, welche in Deutschland wirklich mit politischem Bewußtsein Statt fand und gewährt wurde, nur die Folge der von den Machthabern selbst gethanen und nachher suspendirten Versprechungen.

In der Zeit, wo Hardenberg die alsbaldige Einführung der Reichsstände in den Rheinlanden mündlich zugesagt hatte und Wilhelm von Humboldt zu diesem Zweck im Frühjahr 1819 nach Berlin berufen worden war, da ging gerade von Berlin der große Verschwörungslärm durch ganz Deutschland aus. Preußen stand plötzlich ganz davon ab, das constitutionelle Princip in Deutschland zu fördern.

Die Furcht vor den revolutionären Ideen versammelte im August 1819 die Gesandten der zehn größeren deutschen Bundesglieder zu Karlsbad und sie vereinigten sich darüber, 1) daß die Bundesstaaten im Sinne des monarchischen Princips und zur Aufrechthaltung des Bundesvereins ihre Erklärung über eine angemessene Auslegung und Erläuterung des dreizehnten Artikels der Bundesacte abgäbe; 2) daß bis dahin, wo eine definitive Executionsordnung festgesetzt würde, zur nöthigen Handhabung und zur Ausführung der nach dem zweiten Artikel für die innere Sicherheit des Bundes zu fassenden Beschlüsse eine provisorische Executionsordnung eingeführt sein solle; 3) daß mit Vorbehalt der weiteren Berathungen des Bundestags zur gründlichen Verbesserung des gesammten Schul- und Universitätswesens, den Gebrechen desselben zunächst und ungesäumt durch Ergreifung von provisorischen Maßregeln

abgeholfen würde; 4) daß zur nöthigen Oberaufsicht über die Druckschriften und zur Verhütung des Mißbrauchs der Presse, in Bezug auf Zeitungen und Flugschriften eine provisorische gesetzliche Verfügung allgemein eingeführt werden solle; daß endlich 5) eine Centralbehörde die gegenwärtig in mehreren Bundesstaaten entdeckten revolutionären Umtriebe ausschließlich untersuche.

Es fielen namentlich harte Worte gegen die landständische und repräsentative Verfassung vor. Die Volksvertretung hieß es, sei nur das Ende oder der Anfang einer Revolution; sie stände mit dem Begriff des deutschen Bundes im Widerspruch und daher sei das Fortschreiten auf dem Wege repräsentativer Verfassung in den Bundesstaaten von Bundes wegen aufzuhalten: die Fürsten seien nicht befugt, den Landständen Rechte einzuräumen, welche ihrer Souveränetät widerstrebten.

Schon am 20. Sept. desselben Jahres wurden diese Beschlüsse dem Bundestage zur Genehmigung vorgelegt. Widerrufen wurden die älteren Bestimmungen keineswegs: das leidet der juristische Gang diplomatischer Verhandlungen nicht; aber es wurde interpretirt und ignorirt. Es wurde die Erklärung des dreizehnten Artikels vom österreichischen Bundesgesandten als sehr bald erfolgend angekündigt. Die Sache wurde behutsam eingeleitet: Deutschland bedürfe, hieß es, wenn der deutsche Bund nicht zerfallen und das Vaterland nicht in alle Schrecknisse innerer Spaltung gerathen sollte, für die wichtigste innere Angelegenheit, für die Bildung seiner Verfassung eine feste gemeinsame Grundlage. Man kam dem eigentlichen Zwecke etwas näher, wenn es hieß, die Auslegung und Erläuterung solle bei ihrer allgemeinen Anwenbarkeit nicht von allgemeinen Theorien oder fremden Mustern ausgehen, sondern von deutschen Begriffen, deutschem Recht, deutscher Geschichte abgeleitet werden. Vor allen Dingen sei das monarchische Princip aufrecht zu erhalten, dem Deutschland (mit Ausnahme der freien Städte übrigens) nie ungestraft untreu werden dürfe. Es erschien dem österreichischen Gutachten allerdings noch wünschenswerth, daß die landständischen Verfassungen in allen den Bundesstaaten, wo sie nicht schon beständen, ohne weiteren Aufenthalt, ja mit doppelter Thätigkeit in's Werk gerichtet würden; aber, hieß es weiter, es sei darauf zu halten, daß dieselben mit jenem monarchischen Princip nicht in Widerspruch geriethen. — In Betreff der provisorischen Executionsordnung sollte die Bundesversammlung jedesmal auf sechs Monate aus ihrer Mitte eine Commission von fünf Mitgliedern ernennen. Sobald die Bundes-

beschlüsse in einem einzelnen Bundesstaate wegen Widersetzlichkeit der Unterthanen nicht vollzogen würden, welche die Landesregierung zu heben außer Standes wäre, so sollte der Bundestag angemessene Mahnungen an die Widerspänstigen ergehen und bei deren Nichtbeachtung den Vollzug durch militärische Gewalt erzwingen lassen. Dem Bundestage sollte es zustehen, sowohl die Zahl der Truppen, welche für diesen Zweck aufzubieten wären, als die Bundesstaaten zu bestimmen, welche sie zu stellen hätten. Dasselbe Verfahren sollte stattfinden, sobald die Regierung eines Bundesstaats sich weigere, die Bundesbeschlüsse zu vollziehen, nur mit dem Unterschiede, daß die Execution dann nicht gegen die Unterthanen, sondern gegen die Regierung selbst erfolgen müßte. — Um die Universitäten gehörig zu überwachen, sollte bei einer jeden ein mit zweckmäßigen Instructionen und ausgedehnten Befugnissen versehener außerordentlicher landesherrlicher Bevollmächtigter angestellt und dieser beauftragt werden, über die strengste Vollziehung der bestehenden Gesetze und Disciplinarvorschriften zu wachen; den Geist, mit welchem die akademischen Lehrer bei ihren Vorträgen zu Werke gingen, sorgfältig zu beobachten und demselben, jedoch ohne unmittelbare Einmischung in das Wissenschaftliche und die Lehrmethode, eine heilsame, auf die künftige Bestimmung der studirenden Jugend berechnete Richtung zu geben. Ein durch förmliche Anklage seiner Stelle enthobener akademischer Lehrer sollte in keinem Bundesstaate wieder angestellt werden. Gegen die geheimen Verbindungen der Studirenden auf den Universitäten, namentlich gegen die allgemeine Burschenschaft ergingen strenge Verbote; der daran Theilnehmende sollte zu keinem öffentlichen Amte zugelassen werden und die auf den Antrag des Regierungsbevollmächtigten verwiesenen Studenten sollten auf keiner Universität wieder Aufnahme finden. — Gegen die Presse war man besonders von Wien aus erbittert. Man fand, daß es außer der Gewalt des einzelnen Staats liege, seine Grenzen vor dem Eindringen des Gifts, das eine mächtige Partei gegen die bestehende Ordnung ausstreue, zu bewahren. Der Bund müsse deshalb die einzelnen Bundesglieder, welche den Unfug der Presse duldeten, anhalten ihre Pflicht zu thun. Für die fünf Jahre, wo die gefaßten Beschlüsse in Kraft bleiben sollten, wurde außerdem in Bezug auf die Presse festgesetzt, daß Schriften, die in der Form täglicher Blätter oder die heftweise erschienen, desgleichen solche, die nicht über zwanzig Druckbogen stark wären, in keinem deutschen Bundesstaate ohne Censur gedruckt, die übrigen Schriften aber fernerhin nach den in den einzelnen

Bundesstaaten erlassenen, oder noch zu erlassenden Gesetzen behandelt würden. Bei allen Druckschriften sollte sich der Verleger, bei Zeitschriften auch der Redacteur nennen.

Endlich wurde zu Mainz die bekannte Centraluntersuchungscommission niedergesetzt, die den Thatbestand, den Ursprung und die mannichfachen Verzweigungen der gegen die bestehende Ordnung und innere Ruhe sowohl des ganzen Bundes als einzelner Bundesstaaten gerichteten revolutionären Umtriebe und demagogischen Verbindungen ermitteln und verfolgen sollte. Oesterreich, Preußen, Baiern, Hannover, Baden, Hessen-Darmstadt und Nassau wurden erwählt, die Mitglieder der Centralcommission zu ernennen.

Die Anträge selbst wurden ohne Einspruch von irgend einer Seite einstimmig angenommen und sogleich in den einzelnen Bundesstaaten veröffentlicht und in Kraft gesetzt. Diese innere Uebereinstimmung und Eintracht würde ganz im Sinne des deutschen Bundes liegen und der deutschen Nationalität durchaus entsprechen, wenn die Maßregeln nur nicht gegen nationale Bestrebungen selbst gerichtet wären, die im Augenblick der Begeisterung von den Machthabern gebilligt, befördert, benutzt wurden, um nachher, wo sie nur consequent das Völkerrecht über das Dynastieinteresse stellen wollten, als dem öffentlichen Wohle gefährlich, als Verbrechen bezeichnet zu werden.

Fürst Metternich erklärte bei wiederholter Gelegenheit seine Besorgnisse vor den revolutionären Ideen, die sehr leicht in's Loyale zu übersetzen gewesen wären. Ihm erschien die Ordnung in Deutschland erst begonnen, noch nicht befestigt. Er sah die Gefahr in der akademischen Jugend und in der Stimmung der Bevölkerung; viel mehr aber in dem Geiste einzelner Verfassungen, die seiner Meinung nach zwar im ursprünglichen Sinne der Machthaber begründet waren, aber den Ständen doch Rechte einräumten, die den Wirkungskreis der Regierungen nothwendig immer mehr einengen und dagegen eine wirkliche Volksherrschaft allmälig anbahnen mußten. Diesen natürlichen Proceß von der absoluten Monarchie zur Demokratie hin, der seine bestimmte Stufenfolge hat, will das österreichische Cabinet durchaus nicht begünstigen.

Namentlich schien es den Anhängern der alten Ordnung durchaus nothwendig, manche Bestimmungen der süddeutschen Verfassungen wesentlich abzuändern. Dem Bundestage fehlte dazu die Macht; es blieb also die Wiederaufnahme der Unterhandlungen, die auf dem Wiener Congresse über die deutsche Bundesverfassung gepflogen waren, der

beste Ausweg, Aenderungen und Ergänzungen vorzunehmen. Das österreichsche Cabinet lud deshalb alle deutsche Bundesstaaten ein, ihre Bevollmächtigten nach Wien zu schicken, um im gemeinschaftlichen Rathe nothwendig gewordene Bundestagsbeschlüsse vorzubereiten. Die Sitzungen wurden am 25. Nov. 1819 unter dem Präsidium des Fürsten Metternich eröffnet und das Resultat wurde am 8. Juni 1820 in Kraft gesetzt. Die Bundesacte wurde näher bestimmt. Die Selbständigkeit der einzelnen Staaten wurde auf's Neue gewahrt, indem der Bund wiederholt als unauflösbar und als eine in politischer Einheit verbundene Gesammtmacht bezeichnet wurde. Es ist von Bedeutung, daß der Bundesversammlung die Erklärung des rechten Sinnes der Bundesacte und der richtigen Anwendung ihrer Vorschriften ausdrücklich zugesprochen wird: der Bundestag giebt die entscheidende Interpretation der öffentlichen Meinung gegenüber. — Bei Bedrohung oder Störung der innern Ruhe unter den Bundesgliedern hat die Bundesversammlung die geeigneten Beschlüsse zu fassen. Die Austrägalgerichte für Streitigkeiten der Bundesglieder werden genauer bestimmt. Die Aufrechthaltung der innern Ruhe und Ordnung steht nach der Schlußacte den einzelnen Regierungen allein zu; als Ausnahme wird aber die Widersetzlichkeit der Unterthanen gegen ihre Regierung, der offene Aufruhr oder die gefährliche Bewegung in mehreren Bundesstaaten zugleich bezeichnet. Da soll der Bundestag selbst unaufgefordert einschreiten, wenn die Regierung gehindert würde, die Hülfe des Bundes zu begehren.

Gegen das Ausland wird dem Bunde das Recht zugesprochen, Krieg, Frieden, Bündnisse und andere Verträge zu beschließen. Doch übt derselbe das Recht nur zu seiner Selbstvertheidigung, zur Erhaltung der Selbständigkeit und äußern Sicherheit Deutschlands. Im Sinne des allgemeinen Friedens wird hinzugefügt, daß die einzelnen Bundesstaaten verpflichtet sind, den auswärtigen Mächten nie Veranlassung zu solchen Verletzungen zu geben, oder sie denselben zuzufügen. Es wird den Fremden gegenüber auf friedliche richterliche Entscheidung Rücksicht genommen, indem es heißt: sollte ein fremder Staat beim Bundestage Beschwerde über ein Bundesglied führen, so liegt der Gesammtheit ob, das Bundesglied zu schneller und genügender Abhülfe der Beschwerde aufzufordern und damit nach Befinden der Umstände Maßregeln zu verbinden, wodurch weiteren friedenstörenden Folgen vorgebeugt wird. Alle diese Bestimmungen sind von Seiten der Humanität und der Politik höchst bedeutend. Von der Politik sind sie vorgeschrieben, indem die

kleineren Staaten niemals ohne Bundesgenossen einen Krieg führen können, diese aber nur unter dringenden Umständen einer ihnen selbst zunächst fremden Sache ihren Beistand leisten werden. Deutschland ist dadurch die Rolle der Vermittelung, des Friedens unter den europäischen Staaten vorgeschrieben. Der Humanität ist hier aber ein Zugeständniß gemacht, das ihr von keinem großen einheitlichen Staate, das ihr nur von einem Staatenbunde ausdrücklich gemacht werden kann. Es wird sogar weiter ausgeführt, daß wenn ein Bundesstaat bei einer zwischen ihm und einer auswärtigen Macht entstandenen Irrung die Dazwischenkunft des Bundes verlangt, die Bundesversammlung das Sachverhältniß prüfen soll: steht dem Bundesstaat alsdann das Recht nicht zur Seite, so soll die begehrte Dazwischenkunft verweigert werden.

Bei drohendem Kriege soll über die Vertheidigung nach absoluter Stimmenmehrheit entschieden werden. Verletzung des Bundesgebiets von außen stellt den Stand des Kriegs sofort her. Die förmliche Kriegserklärung kann nur in voller Bundesversammlung von der Mehrheit von zwei Dritteln beschlossen werden und der Angriffskrieg ist damit im Vergleich zu einer eine Nation umschließenden absoluten Monarchie, unendlich erschwert. Ist die Entschließung dann aber erfolgt, so sind alle Glieder zu den festgesetzten Maßregeln verpflichtet; sie dürfen mehr als ihr Contingent stellen, ohne jedoch deshalb Forderungen an den Bund zu machen. Wird die Vorfrage von der Majorität verworfen, so darf die Minorität unter sich Vertheidigungsmaßregeln verabreden.

Beginnt ein Bundesstaat, der zugleich außerhalb des Bundesgebiets Besitzungen hat, in seiner Eigenschaft als europäische Macht einen Krieg, so bleibt ein solcher die Verhältnisse und Verpflichtungen des Bundes nicht berührender Krieg dem Bunde ganz fremd. Der Bund betheiligt sich nur für das Bundesgebiet. Die Bestimmung scheint billig, aber es ist die Frage, ob es nicht politisch klüger gewesen wäre, die einmal durch ihren Besitz beim Bunde betheiligten Fürsten ganz als Bundesglieder zu betrachten. Die daraus erwachsenden Pflichten und Gefahren würden durch die möglichen Vortheile im Gleichgewicht gehalten. So gut wie deutsche Gebiete fremden Staaten angehören, so gut konnten auch, da es sich doch um Stammesverwandtschaft gehandelt hätte, Dänemark, Holland ganz in den Bund gezogen werden. Es scheint aber keine Rede davon gewesen zu sein, sonst hätten Rußland, England u. s. w. wohl nicht allzuviele Einwendungen gegen dieses An-

sinnen gemacht. Im Falle eines Kriegs wird der Feind diese beim Bunde Halbbetheiligten zuerst von demselben abzubringen suchen.

In Beziehung auf die auswärtigen Verhältnisse überhaupt wird der Bundesversammlnng auferlegt, für die Aufrechthaltung friedlicher und freundschaftlicher Verhältnisse mit den auswärtigen Staaten zu sorgen, fremde Gesandte an den Bund anzunehmen, und solche, wenn es nöthig, von Bundeswegen an fremde Mächte abzuordnen, Unterhandlungen für die Gesammtheit des Bundes zu führen und Verträge abzuschließen, auch auf Verlangen einzelner Bundesglieder für dieselben die Verwendung des Bundes bei fremden Regierungen und in gleicher Art auf Verlangen fremder Staaten die Dazwischenkunft des Bundes bei einzelnen Bundesgliedern eintreten zu lassen. Indeß ist gerade dieser Punkt im Verlauf der Zeit noch wenig in Betracht gekommen, indem die Hauptbeziehungen zum Auslande Oesterreich und Preußen treffen, die dann nicht als deutsche Mächte, sondern im österreichischen und preußischen Interesse als europäische Großmächte selbständig auftreten.

Die Bundesversammlung soll die auf das Militärwesen und die Vertheidigung Deutschlands bezüglichen organischen Einrichtungen beschließen, die in der Hinsicht zu leistenden Geldbeiträge festsetzen und die Erhebung, Verwendung und Verrechnung leiten.

Wiederholt wird, daß die durch die Bundesacte garantirte Unabhängigkeit der Bundesstaaten jede Einwirkung des Bundes auf die Verfassung und Verwaltung im Innern des einzelnen Staates ausschließt. Weil aber nach Artikel 13 der Bundesacte und der später erfolgten Erklärung in allen Bundesstaaten landständische Verfassungen stattfinden sollen, so hat die Bundesversammlung darüber zu wachen, daß diese Bestimmung in keinem Bundesstaate unerfüllt bleibe. Doch wird den souveränen Bundesfürsten überlassen, diese innere Landesangelegenheit mit Berücksichtigung sowohl der früher bestandenen ständischen Rechte, als der gegenwärtig obwaltenden Verhältnisse zu ordnen. Und es ist durch diese letzten Bestimmungen die ursprüngliche Forderung eigentlich so ziemlich beseitigt.

Hauptsächlich schien es dem Wiener Cabinet darum zu thun, der früher schon erwähnten Ansicht über die Verfassungen Gesetzeskraft zu verschaffen und es hieß deshalb: da der deutsche Bund mit Ausnahme der freien Städte, aus souveränen Fürsten besteht, so muß dem hierdurch gegebenen Grundbegriffe zu Folge die gesammte Staatsgewalt in

dem Oberhaupte des Staats vereinigt bleiben, und der Souverän kann durch eine landständische Verfassung nur in der Ausübung bestimmter Rechte an die Mitwirkung der Stände gebunden werden. Diese Fassung des Paragraphen setzten wenigstens die Bevollmächtigten Baierns und Würtembergs durch; während von anderen Seiten die Wirksamkeit der Stände so ziemlich auf nichts gebracht werden sollte. Steuerbewilligung und Oeffentlichkeit blieb ihnen: Doch wurde die erstere dadurch verclausulirt, daß es hieß, die im Bunde vereinten Fürsten dürfen durch keine landständische Verfassung in der Erfüllung ihrer bundesmäßigen Verpflichtungen gehindert oder beschränkt werden. Im Allgemeinen versteht sich das von selbst; im besonderen Falle werden die Beschlüsse der Landstände dadurch aber doch noch beträchtlich eingeschränkt. Mindestens wäre es erfreulicher gewesen, wenn es im Sinne früheren aufrichtigen Entgegenkommens geheißen hätte, die Fürsten sind in ihren Pflichten gegen den Bund von ihren Landständen zu unterstützen.

Wo die Oeffentlichkeit der landständischen Verhandlungen gestattet war, sollte durch die Geschäftsordnung dafür gesorgt werden, daß die gesetzlichen Grenzen der freien Aeußerung weder bei den Verhandlungen selbst, noch bei den Bekanntmachungen durch den Druck auf eine die Ruhe des einzelnen Bundesstaats oder des gesammten Deutschlands gefährdende Weise überschritten werden.

Daß die Bundesversammlung berechtigt ist, die von einem Bundesgliede gesuchte Garantie des Bundes für die in seinem Lande eingeführte landständische Verfassung zu übernehmen, hat nachher nirgends Anwendung gefunden. Der Bundestag erhält dadurch die Befugniß, auf Ansinnen der Betheiligten die Verfassung aufrecht zu erhalten und die über Auslegung und Anwendung derselben entstandenen Irrungen durch gütliche Vermittlung oder durch compromissarische Entscheidung beizulegen; allein es ist dem Bundestage nirgends die Garantie angesonnen und er ist deshalb, namentlich wenn die Stände klagend kommen, incompetent.

In Beziehung auf das Militärwesen verständigte man sich noch leichter. Deutschland organisirte als Bundesheer 300,000 Mann schlagfertiger Truppen und eine Reserve von 150,000 Mann, eine größere Macht als das deutsche Reich dem Feinde jemals entgegenzustellen hatte.

Die Herstellung eines freieren Handelsverkehrs innerhalb Deutschlands scheiterte vorläufig. Als die Nachtheile der innern Absperrung sich später zu deutlich herausstellten, entschlossen sich einzelne Staaten zu Verträgen und es entstand ein süddeutscher und mitteldeutscher Handels-

und Zollverein, während die preußische sehr strenge Zolllinie zunächst nur Hessen=Darmstadt zum Anschluß bewog. Bald schlossen Baiern und Würtemberg ebenfalls mit Preußen Verträge und es entstand allmälig der Zollverein, der gegenwärtig das nichtösterreichsche Deutschland mit Ausschluß Hannovers und der norddeutschen freien Städte fester vereint, als es der Bundestag thut. — Weser und Elbe sind von den drückendsten Beschränkungen der Schifffahrt befreit worden; allein die Holländer behielten den Ausfluß des Rheins für sich, trotz dem daß es in der Bundesacte hieß, der Rhein solle bis an das Meer frei sein.

Die einzelnen Klagen der Unterthanen gegen ihre Landesfürsten, wegen der Domainenkäufe unter dem Königreich Westphalen oder wegen der Herstellung der Verfassung, wie sie von den holsteinschen Prälaten und Rittern einlief, wurden gewöhnlich nur von Würtemberg in Schutz genommen, durch Stimmenmehrheit aber regelmäßig beseitigt.

Im Jahre 1824 wurde die Veröffentlichung der Protokolle der Bundesversammlung abgestellt; nur Auszüge sollten in's Publicum kommen, die das enthielten, was für die Veröffentlichung geeignet schiene und damit fiel auch die letzte Beziehung, die das deutsche Volk an die Wirksamkeit des Bundestags knüpfte, hinweg. Das Nationalbewußtsein wurde, so weit es durch Maßregeln dieser Art möglich war, aus dem praktischen Leben wieder verdrängt. Die Bundesversammlung mit ihrem Geheimniß verlor die Sympathien. Die Deutschen durften sich hinfort nur als Würtemberger und Hessen und Hannoveraner und Preußen und Anhalter u. s. w. betheiligen und auch das nur sehr bedingt.

Hätten wir die constitutionelle Form als sichere Voraussetzung erlangt, so würde sich das öffentliche Leben bald genug im Sinne eines vernünftigen öffentlichen Rechts gestaltet haben; allein es handelt sich in dem größten Theile von Deutschland um absolut monarchische Regierung und ständische Vertretung nur der Form nach. Die Wiener Schlußacte stellt den Fürsten durch seine Verpflichtung gegen den Bund außer den constitutionellen Kreis; er ist durch die Verordnung des Bundes, der er seine Zustimmung gab, gegen das Votum seiner Kammer geschützt und das constitutionelle Leben hat daher wenig Bedeutung. Hinrichs bemerkt in dieser Hinsicht richtig: der Monarch hat als Bundesfürst gar keine Verpflichtung gegen die Stände, er kann gegen sie votiren und agiren; als constitutioneller Fürst bedarf er nach innen der Zustimmnng der Volksrepräsentanten in den Kammern, am Bundestage

dagegen nicht, da giebt er unabhängig von der Constitution sein Votum ab. Die constitutionelle Verfassung der besondern Staaten nach ihrem wesentlichen Principe kommt im deutschen Bunde zu gar keiner Stimme, sondern nur der Fürst des constitutionellen Staats und dieser nicht einmal als constitutioneller Fürst, sondern als Bundesfürst, als Einzelner ohne sein Land und dessen Eigenthümlichkeit. Nur die Verantwortlichkeit der Minister des constitutionellen Staates gewährt hier Gegengewicht und ist desto mehr festzuhalten. Der deutsche Bund ist insofern keine Einheit, die aus den besonderen Staaten des Vaterlandes durch innere Vermittlung erwächst, sondern eine Einheit, die abstract über jene hinausgreift, obwohl der Gedanke der Einheit des Vaterlandes zu Grunde liegt.

Erst das Jahr 1830 verschaffte dem constitutionellen Leben in Deutschland einigen Zuwachs, indem Sachsen, Hessen, Braunschweig und Hannover Verfassungen bekamen und die Principienfragen in den schon bestehenden Kammern wieder zur Sprache gebracht wurden. Verdorben wurde aber wieder viel durch eine zum Theil alle praktische Möglichkeit aus dem Auge verlierende, idealistisch für Deutschlands Einheit und Freiheit auftretende Presse, durch den jugendlich unbesonnenen Eifer der Studenten. Manches vortreffliche Wort wurde auf der andern Seite leider vergebens in den Kammern gesprochen. Hier und da kam zwar ein freisinniger Minister an die Spitze der Geschäfte. Im Ganzen aber brachten es die Verfassungen selbst dem Bundestage gegenüber zu keinem durchgreifenden Resultat.

Am meisten scheint das constitutionelle Leben in Süddeutschland befestigt zu sein; am wenigsten war dies in Norddeutschland der Fall, wo die hannöverschen Stände gerade während des Thronwechsels versammelt waren und die Verfassung nicht zu schützen wagten. Nach dem Staatsgrundgesetz hatte der König bei seiner Thronbesteigung erst die Verfassung zu beschwören, bevor er die Regierung wirklich antritt. Dies geschah nicht und das Staatsgrundgesetz wurde aufgehoben und dem Lande fehlte die Energie, um mit Ausdauer Deputirte zu wählen, die dem Cabinet Scheele die entwundenen Rechte wieder abgetrotzt hätten. Der Bundestag lehnte die Beschwerde der Ständeversammlung von 1838 und ein Einschreiten gegen die hannöversche Regierung ab und war auch nach der Wiener Schlußacte in der That incompetent.

Die Uebersicht aller dieser innern Angelegenheiten ergiebt, daß der deutsche Bund zwei ungleiche politische Massen bildet, Oesterreich, das

wegen seiner nichtdeutschen Besitzungen keine allgemeinen Reichsstände mit gesetzgebender Gewalt haben kann, und Preußen, das sie haben kann, aber aus theoretischer Ansicht verweigert einerseits; und das constitutionelle Deutschland, dessen einzelne Staaten den Einwohnern Verfassungsrechte gewähren, ohne sie deshalb unter den von außen kommenden Bedingungen recht zur Wahrheit werden zu lassen. — Oesterreich und Preußen werden durch anderweitige Motive sodann wieder getrennt.

Wir haben uns aber zu allen diesen Dingen historisch verhalten, weil es unnütz und gefährlich sein würde, sich darüber zu ereifern, daß sich die Verhältnisse anders hätten gestalten müssen, wenn sich das Völkerrecht nach den Erfahrungen der Revolution hätte richten wollen. Vorläufig ist, wenn nicht ganz unvorhergesehene Ereignisse eintreten, auf den jetzt gebotenen Grundlagen weiter zu bauen.

Verständige, wenn auch auf ganz verschiedenen Standpunkten befindliche Politiker haben deshalb dahinter gegriffen und es haben sich daher mehrere Theorien gebildet, theils um den Statusquo zu schützen, den Krieg zu vermeiden und so die Civilisation durch Protection zu schützen; theils um die Elemente der politischen Freiheit einander näher zu rücken, so zu kräftigen und die Menschheit durch sie Schritt vor Schritt zur einträchtigen Organisation im Großen und der Selbstregierung im Großen und Kleinen entgegenzuführen. Wir würden es hier im Großen mit der Fortentwickelung der Idee des heiligen Bundes, mit den Vorschlägen zu einem europäischen Bunde, mit der Theorie der Pentarchie, der Triarchie, und der neusten Entwickelung eines festen, dem Interesse der Völker entsprechenden politischen Systems von Europa zu thun haben und im Kleinen mit der Volkserziehung, die der Idee der Freiheit praktisch vorarbeiten muß.

Die deutschen Universitäten.

Von

F. von Florencourt.

Die Burschenschaft.

Fortsetzung.

Daß die Burschenschaft eine Schule für politische Meuchelmörder gewesen sei, wie Herr von Wangenmann in seiner Darstellung keck behauptet, möchte sich daher aus der einzeln dastehenden That Sand's gewiß nicht erweisen lassen. Ebenso unbegründet und frech ist die Behauptung, daß auf deutschen Universitäten von den Professoren der Meuchelmord gelehrt werde. Dergleichen Anschuldigungen sind so absurd, daß man sie kaum für ernsthaft gemeint haben kann; sie verdienen auch in der That keine Widerlegung, wenn die höchste politische Behörde Deutschlands, der deutsche Bundestag in Frankfurt, sie nicht förmlich sanctionirt und in seinen eigenen Protokollen publicirt hätte. Man mag nun über die heutige liberale Presse denken, wie man will, man mag ihr mit Recht vorwerfen, daß sie oberflächlich, einseitig und parteiisch sei, daß sie ohne gewissenhafte Prüfung Behauptungen aufstelle, Anschuldigungen ausspreche, Thatsachen berichte, die oft nur auf den allerleichtfertigsten Annahme beruhen; so wird man doch schwerlich auch nur ein einziges Beispiel von so offenbarer Verläumdung ihr nachweisen können, wie sich hier die sogenannte actenmäßige Darstellung der

Bundestagscommission erlaubt hat. Ueberhaupt mag hier die Bemerkung am Platze sein, daß die officielle Presse in den deutschen Bundesstaaten von Genz an bis auf den heutigen Tag herunter bis zum Professor Bergk, es an kecken, verläumderischen Beschuldigungen ihrer Gegner den radikalsten und ausschweifendsten französischen Organen des Republikanismus, dem National u. s. w. noch um einen guten Theil zuvor thut, und daß leider selbst officielle Erlasse der Regierungen sich von dieser unwürdigen Manier nicht freizuhalten verstehen. Die liberale Presse ist bei den Regierungsorganen in die Schule gegangen und hat sich allmälig ein ähnliches unmoralisches Verfahren angewöhnt. So sehr dieses zu beklagen ist, so hat Niemand weniger ein Recht zur Verdammung derselben, als unsere bureaukratische Presse, die erst selbst eine reservirtere und würdevollere Haltung, einen ernstern Wahrheitssinn und eine gewissenhaftere Prüfung von Thatsachen und Behauptungen sich zur Regel machen sollte, bevor sie den Splitter aus dem Auge ihres Gegners herausziehen will. Alle Untugenden in unserem öffentlichen und Privatleben stammen mehr oder weniger von unsern Machthabern, von Fürsten, Höfen, kirchlichen und geistlichen Behörden und deren Satelliten her, und es wäre eine unendlich leichte Aufgabe, historisch nachzuweisen, wie jeder begründete Charakterfehler im Volke und jede jetzige Unsitte weiter nichts sei, als eine auslaufende Ranke, als ein Wurzelschößling vom Stamme jenes unmoralischen und perversen Systemes, nach welchem die Regierungen in Deutschland mehrere hundert Jahre hindurch mit einer wahrhaft bewunderungswürdigen Unbefangenheit öffentlich und ohne die mindeste Géne gehandelt haben. Es gehört dieses jedoch weiter nicht hierher und nur in Beziehung auf das heutige Universitätsleben und namentlich auf die Burschenschaften mag noch angeführt werden, daß vom Jahre 1817 an sämmtliche Regierungsorgane ein solches Uebermaß von leichtfertigen Verläumdungen sich haben zu Schulden kommen lassen, wie man es gar nicht glauben könnte, wenn der Beweis nicht offen vorläge. Wenn man die Gerüchte von Brunnenvergiftungen, die zur Zeit der Cholera umliefen, einem rohen Pöbel zu Gute hält, so kann man doch zu einem ähnlichen Verfahren, wenn es aus den Kreisen entstand, die auf der Sonnenhöhe des Lebens stehen und Lebenskunde und vielseitige Intelligenz vorzugsweise für sich in Anspruch nehmen, nur mit Staunen und Kopfschütteln empört die Hände zusammenschlagen. Wenn irgend Jemand berechtigt ist, ein ungünstiges Vorurtheil gegen unsere Regierungsmänner zu hegen, so ist es

die studirende Jugend; denn sie hat die Bekanntschaft derselben von der allerungünstigsten Seite gemacht.

Ein zweiter Vorwurf, der den Burschenschaften von vielen Seiten her gemacht wird, ist der, daß sie heimlichen Verschwörungen und hochverrätherischen Verbindungen blos zum Mittel gedient hätten, daß sie von ihnen fortwährend geleitet und am Gängelbande geführt wären. Da noch immer übertriebene und irrige Ansichten in dieser Beziehung weit verbreitet sind, so verlohnt es sich wohl der Mühe, diese Verhältnisse, wie sie in Wirklichkeit stattgefunden haben, hier in der Kürze auseinanderzulegen. Einestheils glaube ich eine sehr genaue Kenntniß dieses Gegenstandes zu besitzen, weil mein ganzer Lebensverkehr größtentheils in diese fällt und eine ausgebreitetere Bekanntschaft mit den betreffenden Personen und Verhältnissen nicht leicht ein anderer Mittelländer sich zu eigen gemacht haben möchte; anderntheils aber giebt es Niemand, der das phantastisch Unwahre, das moralisch Verderbliche solch heimlichen Bündnerwesens mehr anerkennt und verabscheut, als ich. Die unklaren und falschen Motive, sowie die zerstörenden Folgen eines solchen verkehrten Treibens habe ich nicht blos an Anderen, sondern auch an mir selbst zu beobachten Gelegenheit gehabt. Es ist daher wahrlich nicht meine Absicht hier im Mindesten zu beschönigen und das, was an der Sache wahr ist, zu bemänteln und zu verstecken. Es ist aber ein ganz falscher Weg, wenn officielle Organe durch Uebertreibungen der Wichtigkeit und Wirksamkeit, sowie der Ausbreitung der geheimen Gesellschaften, davon zurückzuschrecken suchen. Man erreicht dadurch nur das Umgekehrte. Je gefährlicher man dieses in der That gänzlich ohnmächtige Streben für den Staat und die bestehende Ordnung der Dinge schildert und ausmalt, einen desto größeren Reiz zur Hingabe an dasselbe impft man der phantasiereichen, oppositionslustigen Jugend ein. Dieses ganze geheime Treiben war überhaupt (denn in diesem Augenblicke ist es glücklicher Weise ganz von selbst völlig eingeschlafen, nur für die studirende Jugend selbst nachtheilig und gefährlich und zwar in sittlich-wissenschaftlicher Beziehung; die bestehenden Staatsverhältnisse, so morsch sie auch nach manchen Seiten hin sein mögen, waren von dergleichen Comödiespielen und kindischer Wichtigthuerei einzelner junger Leute auch nicht im Entferntesten bedroht. Wenn man aber solchen Spielereien und träumerisch-phantastischen Versuchen eine wirklich reelle, tief eingreifende Macht beilegt, so verführt und verleitet man, während man abmahnen und abschrecken will, und die moralischen Declamationen

und Phrasen über die ethische Verwerflichkeit solcher Zwecke, womit man die Berichte von drohenden Gefahren und von einem bevorstehenden Umsturz der gesellschaftlichen Verhältnisse zu begleiten pflegt, sind nicht im Stande den verführerischen Reiz wieder aufzuheben. Wie verkehrt ist es, wenn man der studirenden Jugend erzählt, daß ganz Deutschland von geheimen Bünden unterminirt sei, daß eine im Finstern schleichende Partei den Umsturz des jetzigen Regierungssystemes nicht nur bezwecke, sondern auch ernstlich bedrohe, und daß nur die allerstrengsten Maßnahmen, die sorgfältigste Ueberwachung und consequentesten Verfolgungen von Seiten sämmtlicher Regierungen gegen diese geheimen Verschwörer, die sich vorzugsweise aus der studirenden Jugend ergänzten, sowie aus ihr hervorgegangen seien, den nahen Umsturz und den Sieg der Revolution verhindern könnten. Wer auf solche Weise auf die studirende Jugend einwirken will, der kennt ihre Herzen schlecht und ist ein jämmerlicher Pädagoge und Menschenkenner. Jene theilweisen Verirrungen unserer Studenten gingen aus hohler Phantasterei, unreifem Ehrgeize und eitler Wichtigthuerei hervor. Durch phantastische Ausmalung ihrer Wichtigkeit und gefährlichen Ungeheuerlichkeit bestärkt man das Uebel, statt es zu heilen. Man zeige ihr dagegen die reale Nichtigkeit, die Kleinlichkeit und Leerheit, die gänzliche Erfolglosigkeit solcher Renommistereien und man macht sich in Wahrheit um sie verdient. Aber freilich giebt es eine große Classe von Leuten, die sich nur dadurch wichtig machen, Carrière machen können, wenn sie Furcht erregen, Gespenster heraufbeschwören und die Regierungen zu einem polizeilichen Spionir- und Verfolgungssysteme anreizen, zu dessen Ausführung sie dann eben wieder die allein befähigten rechten Leute sind; während ihnen zu nützlicher, staatsmännischer Thätigkeit auch die geringsten Talente fehlen. Freilich ist es thöricht, wenn man solchen Personen überhaupt wohlwollende und patriotische Zwecke unterlegt und sie zu belehren sucht, daß sie dieselben durch ihre Verfahrungsweise gänzlich verfehlt haben. Die Zwecke, die sie für ihre Person erreichen wollten, haben sie erreicht.

Die Burschenschaften waren ein Product jener öffentlichen Begeisterung, welche während und nach dem Freiheitskriege aus allen Gebieten des sittlichen und politischen Lebens blühend hervorbrach, und überall die Rinde althergebrachter Vorurtheile, eingewohnter Laster und solcher Mißverhältnisse, die mit gereiftern Begriffen und mit den humanern Anforderungen des neunzehnten Jahrhunderts nicht mehr im Einklang waren, plötzlich zersprengte. Was eine rastlose Arbeit auf dem Felde

der Literatur des In- und Auslandes, was eine reiche Geschichte der civilisirtesten Staaten, bei der Deutschland ein theilnehmender Zuschauer gewesen war, innerlich im Geiste und in der Gesinnung vorbereitet und gereist hatte, das trieb endlich, verstärkt durch den Druck namenloser Schmach und jahrelangen Unglücks, zur willenskräftigen That. Diese That richtete sich zunächst gegen die Fremdherrschaft. Aber man würde sich sehr irren, wenn man annähme, daß kein anderes Motiv dem begeisterten Kampfe und den heldenmüthigen Anstrengungen zu Grunde gelegen hätte, als ein blos einseitiger, geistlos instinctartiger Nationalhaß, wie wir ihn in allen Zeiten und bei allen Völkern, auch bei den rohsten, auf der tiefsten Stufe der Cultur stehenden, finden, sobald es von einem andern Volke in Sitten und Eigenthum beschränkt und beraubt wird. Was jenen Krieg vor allen andern, welche die Geschichte aufzuweisen hat, auszeichnet, das ist eben jene tiefere Quelle allseitiger Humanität, aus der er entsprang. Indem man zuerst gegen die Franzosen kämpfte, stritt man mit Bewußtsein für die Erreichung aller Ideen des Guten, Schönen und Wahren, die sich nach und nach im Laufe der Jahre still in den Gemüthern angesiedelt hatten. — Kunst und Wissenschaft, Freiheit und Vaterland, und die tiefsinnigste, lauterste Auffassung des Christenthums entzündeten die Geister zu gleicher Zeit und gaben den Männern das Schwert in die Hand. Die Schlachtgesänge eines Körner und Schenkendorf unterscheiden sich von allen frühern dadurch, daß sie immer auf jene allgemeinen Ideen hinweisen, daß sie nicht blos einseitig Blut und Haß und äußern Sieg athmen. Es ist gewiß jenen Freiheitskriegen eigenthümlich, daß ihre Kämpfer von einem Streben nach innerer, moralischer Befreiung der Menschheit überhaupt getrieben wurden, und daß tiefsinnige Philosophen und hochgebildete, vielseitige Geister, wie Fichte, Schleiermacher, Steffens, die ersten, nachhaltigsten Anregungen dazu gaben. Die Freiheitskriege gingen aus einer so vielseitigen, tiefsittlichen Begeisterung hervor, wie die ganze Geschichte sie noch nie erlebt und wie noch nie ein Volk eine ähnliche aufzuweisen hatte. Nicht die Heldenthaten, die damals geschehen, zeichnen sich vor andern aus; auf jedem Blatte der Geschichte erblicken wir ähnliche und größere, die in leidenschaftlicher Kampfbegier vollbracht sind. Aber was zu diesen Anstrengungen und Aufopferungen trieb, das ist jedenfalls einzig in seiner Art. Als daher die erste Bedingung zur Inslebenführung aller jener hohen, sittlichen Ideen erfüllt war, als die Fremden von Deutschlands heimischem Boden vertrieben waren, da war nichts natürlicher,

als daß nun auch der innere Kampf für die innere moralische Befreiung begann, und daß auf allen Gebieten des Lebens Hand angelegt wurde, um das große Werk sittlicher Wiedergeburt der Deutschen zu beginnen. Wie aber jener Geist der Wissenschaft und des Christenthums, der die edelste Blüthe der Nation in den Franzosenkampf getrieben hatte, vorzugsweise aus den Stätten hervorgegangen war, wo er mit heiligem Ernste gepflegt und gefördert wurde, aus den Universitäten, so war es gewiß auch nicht zu verwundern, es war vielmehr eine Pflicht, eine moralische Nothwendigkeit, daß die Universitäten bei der projectirten Wiedergeburt des Geistes und der Verhältnisse zuerst, ohne zu säumen, bei sich selbst anfingen und ihren eignen Geist und ihre eigenen Verhältnisse im Sinne ihrer gereiftern sittlichen Anschauung zu reformiren suchten. Andere Classen der Gesellschaft hatten mehr ein einseitiges Interesse in jenem Kampfe verfolgt. Der Bürger hatte seine Söhne von der Conscription und sich selbst von der Einquartierung befreien; der Offizier hatte Schlachten gewinnen und alte Scharten auswetzen; Staatsmänner hatten ihren Einfluß, Fürsten ihre frühere Macht und ihr früheres Eigenthum wieder gewinnen wollen; die Ahnung einer höhern, allgemeinern sittlichen Aufgabe war ihnen zwar Allen nicht fremd gewesen, aber bis auf einige glänzende Ausnahmen gegen sie doch zumeist von einem mehr oder weniger beschränkten Standpunkte aus, kämpften sie vorzugsweise für eine mehr negative Befreiung von fremden Lasten und Bedrückungen. So bewußt einer höhern allgemeinern Aufgabe, wie die Universitäten, war sich kein anderer Stand; denn man muß sich nur in die damaligen Zeiten zurück versetzen und jene höchste Blüthenzeit der deutschen Universitäten, wie sie im Anfange dieses Jahrhunderts stattfand, in's Auge fassen. Der deutsche Geist hatte damals seine reichste Frühlingspracht über die Universitäten ausgegossen. Eine bewunderungswürdige Fülle von Productivität und von sittlichem Ernste hing knospend uud fruchtbringend an dem Baum deutscher Wissenschaft. Eine große Schaar von Männern, auf welche die Deutschen ewig stolz zu sein Ursache haben werden, hatte sich nicht nur mit jugendfrischer Wahrheitsliebe und Wahrheitskraft den tiefsten Forschungen auf allen ethischen Gebieten des Lebens ergeben, sondern sie wußten auch die gewonnenen Resultate und vor Allem den Geist der Wahrheit und ursprünglichen sittlichen Strebens, der sie selbst beseelte, in die Seelen der Jünglinge hinüber zu leiten, die sich zu ihren Hörsälen drängten. Sie fühlten ihren Beruf als Wiedererwecker des deutschen Geistes und nie ist ein Selbstbewußtsein begrün-

deter, nie eine Thätigkeit fruchtbringender und wirkungsreicher gewesen. Man nenne es keine Blasphemie, wenn ich sage, daß ein neuer heiliger Geist damals über unsere studirende Jugend ausgegossen wurde. Wodurch sich dieser Geist vor Allem auszeichnete, wodurch er sich von einer frühern Periode sowohl, als auch leider von der jetzigen unterschied, das war die innige Durchdringung der wissenschaftlichen Forschung mit dem heiligen Eifer das als wahr Erkannte in's Leben einzuführen und zur sittlichen That werden zu lassen. Nicht mehr eine todte Schulweisheit wurde vorgetragen, die erworben, gelehrt und erlernt werden kann; man umfaßte das ganze Leben; aus dem Leben schöpfte man und nach dem Leben drängte man wieder zurück. Wohl könnte man diese ganze tiefe ursprüngliche Bewegung eine philosophische Begeisterung nennen, wenn man nicht befürchten müßte, daß die Gegenwart diesem Ausdrucke den traurigen Schulbegriff unterlegen würde, den altkluge Afterweisheit und todte Blasirtheit heutzutage unter Philosophie versteht. Ja es war eine philosophische Begeisterung, ein philosophisches Regen und Streben, welches den ganzen intelligenten und sittlichen Menschen zu gleicher Zeit erfaßt hatte, wie wir es in der schönsten Zeit griechischer Philosophie erblicken; aber noch genährt und vertieft durch christliches Gemüth und christliche Liebe. Und als nun zuletzt über diese allgemeine sittliche Begeisterung noch die Feuertaufe der höchsten Aufopferung ausgegossen war, als die Jugend mit ihrem Blute ihr Streben nach sittlicher Reinheit und Wahrheit besiegelt hatte und sich nun wieder auf den verlassenen Hochschulen versammelte — da bedurfte es wahrlich keines heimlichen Bundes, keiner einzelnen versteckten Obern, um den Entschluß zu erzeugen, die Verhältnisse der Hochschule und des Zusammenlebens der Jünglinge unter einander von Grund aus zu reformiren und im Geiste der neuen sittlichen Lebensanschauung zu gestalten. Der Contrast zwischen den alten rohen Gebräuchen, schlechten Sitten und engherzig-despotischen Gesetzen, die bis dahin unter den Studirenden geherrscht hatten, und zwischen den neuern, bessern Ueberzeugungen, war zu groß, als daß er nicht im ersten Augenblicke als unerträglich sich hätte herausstellen lassen. Ohne alle Verabredung traten auf mehrern Universitäten die aus dem Felde zurückgekehrten Jünglinge zusammen, um sich über ein im Geiste höherer sittlicher Anschauung geordnetes Zusammenleben auf der Universität zu verständigen. Ueberall sprach sich derselbe Sinn aus. Den gemeinen Ausschweifungen in Trunk und in geschlechtlicher Beziehung, in die man früher sogar eine Ehre gesetzt hatte, und die fast

als ein nothwendiges Erforderniß des Studentenlebens betrachtet wurden, zu entsagen, die kindischen Raufereien abzustellen, dies grundlose und lächerliche Zerfallen in landsmannschaftliche Verbindungen mit ihren Anfeindungen und ihrem leeren Parteitreiben abzustellen, die rohe Herrschaft des Schlägers, die Unterdrückung und Mißhandlung der Mitstudirenden abzustellen und statt dessen in einem gerecht geordneten Zusammenleben sich gegenseitig zu fördern, um zum Dienste der Wissenschaft und des gemeinsamen Vaterlandes heranzureifen, das waren die Zwecke und Gesinnungen, mit welchen die Jünglinge zu jenen ersten Vereinen, die später unter dem Namen der Burschenschaft bekannt geworden sind, damals zusammentraten. Wenn je eine Erscheinung ein Product moralisch-historischer Nothwendigkeit gewesen ist, so war es diese. Man kann daher auch nicht angeben, in wessen Kopfe zuerst die Idee davon entsprungen, und wer eigentlich Stifter oder Erfinder dieser Vereine, die ohne alle Kenntniß von einander zu gleicher Zeit fast auf jeder Hochschule sich bildeten, gewesen sei. Sie waren das Product einer allgemeinen Ueberzeugung. Ja, sie waren da, ehe es die Mitglieder selbst wußten. Ich habe auf alle mögliche Weise geforscht, um die erste Entstehungsgeschichte dieser Burschenschaften auf den einzelnen Universitäten mir klar zu machen; aber nirgends bin ich auf einzelne Namen und Personen gestoßen, von denen diese reformatorischen Bewegungen vorzugsweise ausgegangen wären, und die eine Art von bewußter Führer- oder Lehrerrolle dabei gespielt hätten. Auch Tag und Datum der Entstehung dieser Vereine läßt sich nicht auffinden. Sie waren völlig unbewußt und absichtslos aus dem damaligen neuen Geiste hervorgewachsen, ohne ausdrückliche Gesetze, ohne gewählte Vorsteher und erst später, als mannichfaltige Conflicte mit den Ueberresten der alten, burschikos-geistlosen Gemeinheit sich herausstellten, entwickelten sie sich zu einer besondern Partei mit festen Formen und positiv ausgesprochenen Gesetzen. Es war eine naturwüchsige Entstehung im besten Sinne des Wortes, bei der die Seele sich den Körper schuf; eine Entstehung, wie wir sie überall erblicken, wie die Menschheit Blüthen treibt und Bedeutendes, Großes und Schönes erzeugt; eine Entstehung, wie man sie so gern allen heutigen politischen und socialen Verhältnissen und Einrichtungen wünschen möchte, aber leider vergeblich. Daß die Gesinnung für das Vaterland, daß eine patriotische Begeisterung neben lebhaftem Rechtsgefühle und neben tief-religiösen, christlichen Anklängen dabei besonders lebhaft hervortrat, darüber wird man sich, wenn man die

Stimmungen und Erlebnisse der Zeit in's Auge faßt, nicht wundern können. Aber von einem festen politischen Dogma oder gar von einem absichtlichen Hinarbeiten auf ein äußeres politisches Ziel waren diese ersten Vereine gänzlich entfernt. Wollte man sie wegen der vaterländischen Gesinnung ihrer Genossen politische Verbindungen nennen, so könnte man sie ebenso gut als kirchliche Verbrüderungen wegen ihres religiösen Sinnes bezeichnen.

Es wäre ein unberechenbares Glück, sowohl für die Entwickelung des Universitätslebens im Besondern, als auch der innern Verhältnisse Deutschlands im Allgemeinen gewesen, wenn die Burschenschaften bei dieser begeisterten Gesinnung für Vaterland und Freiheit immer stehen geblieben und ihre directen Pläne auf Umgestaltung der politischen Verhältnisse im Geiste dieser Gesinnung nie über die Grenzen der eignen Zustände auf den Hochschulen ausgedehnt hätten; wenn sie mit sittlicher Reife und tiefer Intelligenz sich streng in den Schranken dieser ihrer über allen Zweifel erhabenen historischen Berechtigung gehalten hätten. Aber es ist nicht zu leugnen, daß die Phantasie mancher jungen Leute über ihren augenblicklichen Beruf sehr bald hinausschweifte, und sich träumerischen Plänen hingab, um dieselben neuen Formen und Gesetze, die für den kleinen Kreis wissenschaftlich strebender und sittlich begeisterter Jünglinge auf der Hochschule angemessen sein mochten, auch ohne Weiteres auf das gesammte Volk und auf ganz Deutschland zu übertragen. Dieser Geist der Selbstüberhebung und phantastischen Willkür machte sich nur zu schnell geltend und verwandelte die herrlichste moralische Quelle in verderbliches Gift; und aus diesem Geiste der Selbstüberhebung und hochmüthigen Willkür entsprangen jene einzelnen geheimen Verbindungen in den Burschenschaften, die bei der gänzlichen Ohnmacht ihrer Mittel troß ihrer abenteuerlich ungeheuerlichen Zwecke freilich auf die politische Entwickelung Deutschlands im Großen und Ganzen glücklicher Weise auch nicht im Mindesten Einfluß äußern konnten, die in dieser Beziehung weiter nichts waren, als eine kindische Spielerei im Reiche der Träume, denen jede reale Grundlage abging; die aber, wo sie Einfluß gewannen, sowohl dem Entwickelungsgange einzelner Individuen eine verkehrte, entnervende, unwahre Richtung gaben, als auch auf den allgemeinen Geist der Hochschule, der so rein und untadelhaft aufgeflammmt war, auf's Hemmendste und Verkehrteste einwirkten. Das ist der Fluch, den wir überall in der Geschichte entdecken, daß ursprünglich gute Absichten, ohne daß man sich dessen ver-

sieht und dessen bewußt ist, so schnell in den Gegensatz umschlagen, und daß man, während man noch mit vollen Segeln auf ein tadelloses Ziel mit Begeisterung zuzusteuern glaubt, schon zwischen Klippen und Untiefen gerathen ist, aus denen man sich nicht wieder herausfindet und woran die sittliche Aufgabe einzelner Individuen sowohl, als ganzer Völker und Perioden, zerschellt. — Freilich wäre es eine leichte Sache um die Fortbildung des Menschengeschlechts überhaupt und um Erreichung eines sittlichen Zieles im Einzelnen, wenn nicht jeden Augenblick tausendfältige Abwege von der eingeschlagenen Bahn abführten, und wenn der Kampf des Guten mit dem Bösen sich nicht in jedem Augenblicke erneuerte. Wir wollen daher auch keinen Stein auf jene Jünglinge werfen, wenn sie in ihrem idealistischen Streben sich dem phantastischen Hochmuthe hingaben; wenn sie, während sie eben auf dem Gipfelpunkte menschlicher Größe zu stehen glaubten, den dunkeln Mächten gar häufig verfallen waren. Aber es ist nicht uninteressant und mag auch der jetzigen Jugend frommen, bei der, wenigstens in anderer Gestalt und Form, gar leicht jene hochmüthige Selbstüberschätzung, die zur Unwahrheit und zum äußern und innern Verderben führt, wieder aufleben kann, wenn wir auf einige damals vorzugsweise sich geltend machende Ursachen, durch welche jene an sich so schöne Gesinnung über ihr harmonisches Ziel hinaus zur unmoralischen Absurdität getrieben wurde, hier in's Gedächtniß zurückrufen.

Es ist überhaupt nicht zu verkennen, daß heutigen Tages bei unsern verfallenen sittlichen und politischen Zuständen die Jugend zu *einer* gewissen Selbstüberschätzung geneigt ist. Sie fühlt den Beruf eines Reformators in sich. Und das ist gut und kann als ein Bürge für den moralischen Aufschwung der Gegenwart und einer bessern Zukunft angesehen werden. Befinden sich die moralischen Zustände eines Volkes in absteigender Bewegung, haben sie bereits ihren Höhepunkt erreicht, und geht es mit ihnen bergab, so werden wir stets eine umgekehrte Erscheinung an der Jugend entdecken; es wird sich alsdann mit einer großen Pietät gegen das Alter das Streben bei ihr kund geben, den großen Vorbildern, die ihr eine jüngst verflossene Zeit zeigt, nach besten Kräften nachzuleben. Sie wird mehr die Bescheidenheit der Receptivität, als den Uebermuth der Productivität, überall an den Tag legen. Es ist daher irrig, wenn man diese bescheidene Unterordnung der erwachsenen Jugend unter das Alter, wie wir sie bei vielen Völkern und namentlich bei den Griechen und Römern in ihrer schönsten Epoche erblicken, stets als eine absolute

Tugend preisen, und wenn wir die Verachtung des Bestehenden und die Pietätlosigkeit gegen Alter und früheres Verdienst, wie sie sich unverkennbar sowohl in Deutschland, als auch bei vielen Nachbarvölkern zeigt, als ein absolutes Laster verwerfen. Wo der Volksgeist schon seine höchste Entwickelung erreicht hat und nun nach dem Laufe der Geschichte naturgesetzlich seiner allmäligen Auflösung entgegengeht, wo er nichts Höheres und Vollkommeneres produciren kann, weder in Beziehung auf allgemeine Zustände, noch auf allgemeine Leistungen und Charaktere, als bereits dagewesen und geschehen ist, da hat die Jugend keinen andern Beruf, als diesen Auflösungsproceß so lange wie möglich zu verzögern, sich mit ängstlicher Begeisterung an das Vorhandene, an das bereits Geleistete anzuklammern und sich großen Männern der Vorzeit als ihren Führern und Mustern anzuschließen. Sie hat die Anlagen und den Beruf zur Demuth schon mit der Muttermilch eingesogen, und diese Demuth ist allerdings für sie Pflicht und Tugend, aber freilich eine Tugend relativer Art, die durch Zeit und Umstände, durch den historischen Entwickelungsgang von ihr gefordert wird. Aber sehr unrecht würde man thun, wenn man denselben Maßstab nun an ganz entgegengesetzte Zustände legen wollte und das zum absoluten moralischen Gesetze für die Jugend erhöbe, was doch nur, wie jedes Andere, nur ein i sto risch Bedingtes und Relatives sein kann. Ein gewisses Selbstgefühl, welches über die vorhandenen Muster und über die bestehenden Zustände sich in unbestimmter Ahnung erhebt, welches von sich und andern noch Mehreres verlangt, als das bereits Vorhandene, ein unbestimmter leidenschaftlicher Drang über die Grenze des Gewordenen hinaus, das ist der Frühlingstrieb, den der Schöpfer selbst in die Herzen der werdenden Generation hineingesenkt hat, und wozu die Jugend bei einem sich neu entwickelnden, Neues gebären wollenden Volksgeiste, gewiß die innerlichste, naturnothwendige, historische Berechtigung hat. Und fern sei es von mir, als grämlicher Philister, der gleich einem abgestorbenen Baume, in dem der neue Frühling keine Blätter und Blüthen mehr treiben kann, ihr diese Berechtigung absprechen und verkümmern zu wollen. Nur gestehe ich aufrichtig, wie ich nicht ganz klar darüber mit mir bin, ob dieser Geist der Verneinung in Beziehung auf alles Frühere, der sich unverkennbar in unserer Jugend zeigt, (vor 30 Jahren mehr als überschwängliche Begeisterung, und heutzutage mehr als kritische Zersetzungslust), ob dieser der Vorbote einer wahrhaft kräftigen Wiedergeburt und Neugestaltung sei, oder ob er mehr als ein letztes Aufbäumen gegen den

Untergang, mehr als der Ansatz zu einer Krisis zu betrachten sei, welche glücklich und vollkommen durchzuführen die deutsche und vielleicht auch die europäische Organisation nicht mehr hinreichende Lebenskräfte besitzt. Aber auch die Vergeblichkeit dieser Heilbestrebungen vorausgesetzt, und zugegeben, daß sie mehr andern Völkern und spätern Zeiten zu Gute kommen würden, als uns selber — denn nutzlos und vergeblich geschieht einmal nichts, weder in der Natur, noch in der Geschichte — so würde ich auch in diesem Falle die fiebernde Unzufriedenheit unserer Jugend mit dem Ueberlieferten und Bestehenden immer sehr milde beurtheilen, und eine gewisse moralisch-historische Nothwendigkeit dazu nicht blos anerkennen, sondern auch erkennen und verstehen müssen. Es ist gewiß in dieser Beziehung aller Beachtung werth, daß man eben bei dem Volke der Gegenwart, welches einzig und allein sich einer harmonischen Organisation und tüchtigen Charakterentwickelung rühmen kann, bei den Engländern nämlich, diese Selbstüberhebung und diesen dunkeln, revolutionären Drang der Jugend keineswegs antrifft, sondern daß sie dort vielmehr sich mit Liebe uud Treue an ihre geschichtlichen Zustände, an ihre historischen Charaktere, an die bestehende Sitte und den hergebrachten Ideenkreis anschließt, und dieses Alles zu verstehen, zu lernen und in sich aufzunehmen sucht, während dagegen, wenn man will, die revolutionäre Frechheit derselben in Frankreich und Italien, wo offenbar noch eine größere historische Auflösung aller sittlichen und politischen Verhältnisse herrscht, wie bei uns, im allerhöchsten Grade stattfindet. Während die englische Jugend zu schwärmerischer Hingabe an neue Ideen oder zu umstürzenden Theorien gar wenig geneigt ist, stürzt sich in Frankreich die Jugend mit einer wahren Hast in jeden neuen Gedanken, in jedes abenteuerliche System hinein, ohne alle Kritik und verständige Sonderung, blos deshalb, weil es neu ist und weil sie von dem Neuen eine Erlösung alter, unerträglicher Zustände erwartet. Man reicht bei diesen Erscheinungen nicht damit aus, wenn man sich in richterlichen Phrasen und rigorösen Aburtheilungen von schlechter Erziehung, Mangel an häuslichem Familienleben, Abweichen von der alten Sitte strenger väterlicher Zucht u. s. w. ergeht; damit erklärt man nichts und heilt man nichts. Die Ursachen liegen tiefer, es sind die Wehen eines Regenerationsprocesses, dessen Symptome sich eben in der Jugend als der werdenden Generation und dem Träger und Vermittler der kommenden Geschichte und Zukunft am deutlichsten zeigen.

Außer diesem allgemeinen instinctartigen Drange nach neuen Zu-

ständen und Ideen, der mehr oder weniger auch noch jetzt unter der Jugend in Deutschland herrscht, kamen damals noch viele besondere Ursachen zusammen, um sie zu jener dünkelhaften Selbstüberhebung, zu jener phantastischen Großmannssucht anzureizen, aus welchen jenes kindische, geheime Bündnerwesen und jene Verschwörungsspielereien sich erzeugten. Zuerst vergesse man nicht, daß es nicht die Jugend allein war, der jegliches Bewußtsein eines historischen Bodens, aus dem politische und sociale Verhältnisse mit innerer Nothwendigkeit herworwachsen müssen, gänzlich abhanden gekommen war. Sie theilte dieses Schicksal mit der ganzen übrigen Nation und vorzugsweise mit den Staatsmännern selbst; namentlich auch mit ihren Lehrern, den Professoren der Geschichte, des Rechts, der Philosophie und der Staatswissenschaften auf der Universität. Eine fünfundzwanzigjährige Geschichte hatte in Deutschland sowohl, als in den Nachbarstaaten alle alten Verhältnisse umgestürzt und eine Menge neue an deren Stelle gebracht. Die frühern Territorien waren verschwunden und hatten andern Platz gemacht, die fast abermals in jedem Jahre eine Abänderung erlitten. Das alte deutsche Reich war zusammengestürzt, alte Fürstenhäuser waren vertrieben, neue an deren Stelle gegründet; eine Masse neuer Verfassungen und Gesetze waren fabricirt worden, während wieder andere erloschen und zu Grunde gegangen waren. Unzählige alte Berechtigungen waren mit einem Federstriche vernichtet und neue Rechte decretirt worden. Und das Alles im buntesten Wechsel, in ewiger Veränderung. Was heute geschaffen war, wurde morgen wieder zerstört. Nie gab es ein willkürlicheres Experimentiren mit den politischen Staaten und Verhältnissen. Alles, was seit fünfundzwanzig Jahren geschehen, war einerseits durch äußere Gewalt und andrerseits durch allgemeine speculative Ideen bewirkt worden. Die Menschheit schien ein weicher Thon geworden zu sein, aus der jeder Machthaber oder jeder Philosoph beliebige Formen und Gestalten kneten konnte. Die Impietät gegen die eingelebte Sitte, gegen individuelle, locale, provinzielle und nationale Gewohnheiten, Befähigungen, Gebräuche, die Unkenntniß der Bildungsstufe der moralischen Zustände, der Anlagen, mit einem Wort das historisch Gegebene, die Einsicht in den organischen Proceß der Geschichte war überhaupt in dieser revolutionären Sturm- und Drangperiode auch bei den Aeltern verloren gegangen und hatte sich nur noch in einzelnen tiefen Charakteren erhalten. Ein Zusammenhang mit der Vergangenheit schien überhaupt nicht mehr vorhanden und Europa wurde nach dem Sturze Napoleons,

sowohl was die äußern Verhältnisse anbetraf als rücksichtlich der innern Stimmung und Bedürfniß, völlig wie eine tabula rasa betrachtet. Selbst diejenigen Staatsmänner, welche sich bemühten, manche frühere Verhältnisse wieder herzustellen, thaten weit weniger mit innerer Ueberzeugung der historischen Nothwendigkeit, als aus individueller Vorliebe. Wenn es aber den Alten an Demuth, an Einsicht bestehender Verhältnisse, an Pietät gegen die Geschichte fehlt, wenn sie sich selbst einem kindischen Experimentiren hingeben, wie ist es der Jugend alsdann zu verdenken, daß sie ein Gleiches thut? Die Bescheidenheit der Jugend in der Politik wird vorzüglich durch das Bewußtsein bedingt, daß es ihr an Lebenskenntniß, an Kenntniß der Menschen, der Zustände u. s. w. fehle. Allgemeine Principien kann sie zuletzt ebenso gut begreifen und ausklügeln, wie jeder ältere Mann. Wenn sie nun bemerkt, daß bei Entscheidung der politischen Fragen des Augenblicks von den Machthabern das Gewicht der historischen Verhältnisse nicht mit in die Wagschale gelegt wird, sondern daß diese selbst nur nach allgemeinen abstracten Grundsätzen die nächste Zukunft bestimmen, umgestalten wollen, so wird die Angelegenheit auf ihr eigenes Feld zurückgeführt und sie fühlt sich gar nicht mit Unrecht vollständig befähigt über diese abstracten Sätze mitzustimmen und ein entscheidendes Wort zu sprechen. Dazu kam nun noch, daß eben ihre beredtesten Lehrer eine völlig neue Gestaltung des Nationallebens proclamirten, die frühern sittlichen und politischen Zustände für gänzlich verdorben erklärten und es als die erste Bedingung des Besserwerdens hinstellten, daß Deutschland gewissermaßen sein historisches Bewußtsein abtödte und auf ganz neuen Grundlagen ein neues Leben beginne. Vor Allem war es die Fichte'sche Philosophie und die mächtige Persönlichkeit ihres Erfinders, welche dahin wirkte, daß man sich dem Glauben hingab, es gäbe überhaupt keine historische Nothwendigkeit, keinen angeerbten Inhalt; der Mensch könne durch seine Willenskraft aus sich machen, was er wolle und wie der einzelne Mensch, so ließe sich der Staat auch nach den sittlichen Idealen construiren, die man als letzte politische Wahrheit gefunden zu haben glaubte. Größtentheils war es also der Dünkel der Zeit selbst, welcher den Dünkel unter der Jugend erzeugte, daß sie als majorenn und stimmfähig bei Gestaltung der politischen Verhältnisse der Gegenwart auftreten dürfe. Aber es kam noch ein zweiter Moment hinzu, eine Ueberschätzung ihrer Kräfte in anderer Art, die ihr ebenfalls von außen aufgedrungen war. Bei den Ausrufen zum Kampfe gegen die Fremdherrschaft hatte man sich

vorzugsweise an die jungen Leute gewendet und das Schicksal des Vaterlandes von ihrer begeisterten Theilnahme größtentheils abhängig gemacht. Sie waren diesem Aufrufe gefolgt und waren schaarenweise zu den Corps der freiwilligen Jäger geströmt, die sich damals bildeten. Die Nation war entzückt über diese Hingabe ihrer gebildeten Jugend. Man sah mit bewundernder Rührung, wie selbst halberwachsene Knaben sich den schweren Mühseligkeiten des Krieges mit männlicher Ausdauer unterzogen und wie sie eine Tapferkeit und einen Heldenmuth in der Schlacht bewiesen, gleich dem ältesten Krieger. Man strömte über von lobender Anerkennung und preisender Bewunderung. Die jungen Freiwilligen wurden immer zuerst genannt, wenn von dem Verdienste um die Befreiung des Vaterlandes die Rede war. Sie waren es eigentlich, die das Vaterland errettet hatten, und auf diese Weise bildete sich zuletzt ein ebenso übertriebenes Selbstbewußtsein auf die Kraft ihres Armes, auf die ihr innewohnende äußere Macht bei der studirenden Jugend in demselben Grade aus, als sie ihre politische Intelligenz zu überschätzen anfing. Fast bis zum Wahnsinn steigerte sich dieser Hochmuth in den sogenannten Turngemeinden, in denen schon kleinen Knaben die Lehre gepredigt wurde, sie seien es, welche durch Reck und Barren, durch langes Haar und altdeutschen Rock, durch Ausmerzung aller französischen Worte &c. ein neues Deutschland begründen würden. Schwerlich kann man sich jetzt noch einen Begriff von dem rohen und geistlosen Aburtheilen dieser jungen Bursche machen. Mit ihrer Turnrolle nahmen sie den Maßstab für jede Ansicht und jede Persönlichkeit der Gegenwart. Der geistloseste Schlingel, der sich die affectirte Turnsprache angeeignet hatte, sah mit unendlichem Hochmuthe auf Alles herab, was nicht turnerisch sprach, schrieb oder dachte. Das Wort „Philister" wurde auf Alle angewendet, die nicht in diesen engherzigsten Dogmatismus, den die Geschichte gezeigt, mit einstimmen wollten. All unser pedantischer Gelehrtenhochmuth und aller pfäffische Dogmatismus war in der That noch demüthig, milde und geistreich gegen diesen inhaltslosen Dogmatismus der turnerischen Katechismuslehrer. Eine rohere und geistlosere Gesinnungsabrichterei, die alle Entwickelung von innen heraus, alles Forschen und Streben nach Wahrheit, alle individuelle Freiheit und jedes Anerkennen und Eingehen auf das, was die Geschichte der Menschheit bis jetzt nach allen Seiten hin geleistet und aus sich herausgearbeitet hatte, total negirte, hat es wohl nie gegeben, und Jahn hieß jener brutale und liebelose Renommist, der diese empörende Tendenz in die Jugend

hineintrug und die politische Selbstüberschätzung derselben bis auf den äußersten Gipfel erhob. Auf den unzuberechnenden schädlichen Einfluß, den dieser Mann auch sonst noch auf die Entwickelung der studirenden Jugend geäußert hat, werden wir später noch Gelegenheit nehmen, zurück zu kommen. Hier genüge nur die Andeutung in dieser Beziehung, daß die Jahn'sche Turnerei, der damals leider nur von Wenigen mit Entschiedenheit entgegen getreten wurde, während die große Masse, und selbst gebildete Leute, sich durch das dreiste und barocke Auftreten ihres Urhebers imponiren ließen, gar Vieles zu der Selbstüberschätzung und den eitlen Träumereien der Jugend von ihrer Wichtigkeit und Gewaltigkeit beigetragen hat.

Ganz besonders aber war es der Tugendbund, der damals in aller Munde war und dem man, ohne ein klares Bild von seiner geheimen Wirksamkeit zu haben, dennoch einen übertriebenen Einfluß auf die Befreiung Deutschlands zuschrieb, dessen Andenken die jungen Leute direct zu Gründung ähnlicher geheimer Verbindungen anreizte. Dieser Tugendbund ist eine ziemlich mystische Erscheinung in unserer Geschichte. Daß dergleichen existirt hat, ist wohl nicht abzuleugnen; aber sowohl rücksichtlich seiner Ausdehnung, als seiner Thätigkeit hat man ihn weit überschätzt. Es gab allerdings während der Franzosenherrschaft in Preußen eine große Verbindung, der alle wackern und edeln Männer ohne Ausnahme angehörten; eine Verbindung, deren Genossen im gemeinschaftlichen Hasse gegen die Fremdherrschaft und in glühender Liebe gegen das unterdrückte Vaterland eng verbrüdert waren, die nach besten Kräften in Wort und That ihre Gesinnung zu verbreiten suchten; aber diese Verbindung beruhte auf weiter nichts, als auf innerer Verwandtschaft und Freundschaft. Sie war ohne alle Form, und wer zu ihr gehörte, gehörte eo ipso zu ihr; er hatte sich weder gemeldet, noch war über ihn abgestimmt. Diese geistige Verbrüderung, die zu allen Zeiten existirt hat, und Gottlob auch noch heute, wenn auch ziemlich zerfahren, sich vorfindet, hat man irriger Weise mit einem wirklich formellen geheimen Bunde, der seine gesetzmäßigen Obern habe, denen die Mitglieder gehorchen müßten, verwechselt. Die öffentliche Meinung hielt damals jeden Patrioten, jedes Mitglied jener großen freien Genossenschaft für einen Theilnehmer an jenem organisirten Bunde, dessen Existenz unter dem Namen des Tugendbundes man sich in die Ohren raunte, aber sehr mit Unrecht. Eben die ausgezeichnetsten Männer, die für die Befreiung Deutschlands am allerthätigsten waren, und die man daher allgemein

für die Lenker und Leiter des Tugendbundes hielt und später noch lange Zeit gehalten hat, haben nie zu demselben gehört. Gneisenau, Arndt, Niebuhr, Schleiermacher, Fichte, Steffens u. s. w. waren nie Mitglieder desselben. Die Thätigkeit des organisirten Tugendbundes auf der einen Seite und die jener großen freien Genossenschaft auf der andern Seite fiel freilich häufig in Eins zusammen, und überall wo es sich um das Vaterland handelte und eine specielle Dienstleistung erforderlich war, konnte der Tugendbund auf Unterstützung jedes Gesinnungsgenossen rechnen, wenn derselbe auch nicht ausdrücklich und formell in ihn aufgenommen war; und daher diese Verwechselung von Seiten des Publikums und diese Ueberschätzung der geistigen Wirkungen einer Anstalt, die ihrem Wesen nach doch immer nur äußerliche Resultate bezwecken und erreichen kann. Man glaubte damals in der That, und zumal kurz nach dem Freiheitskriege, daß es eben der Tugendbund gewesen sei, welcher den Patriotismus während des französischen Druckes genährt und unterhalten, welcher die Gesinnung angefacht, die Hoffnung belebt, die Charaktere gekräftigt habe; daß der Tugendbund es eben sei, dem man den ganzen großartigen Aufschwung des Volkes im Jahre **1813** zu verdanken gehabt hätte. Das aber sind Wirkungen, die sich nicht machen, nicht durch Verabredung erzielen lassen; sie beruhen einzig und allein auf freier, geistiger Thätigkeit und auf historischer, innerer Nothwendigkeit. Die Wirksamkeit des Tugendbundes beschränkte sich jedenfalls nur auf einzelne, rein äußerliche Verwaltungszwecke, die damals wegen der eigenthümlichen Lage des preußischen Staates nicht öffentlich hervortreten, sondern sich vor den Augen der Alles überwachenden französischen Polizei und Diplomatie verstecken mußten. Wenn Napoleon z. B. die Arrestation eines ihm Verdächtigen verlangte, so durfte die preußische Polizei nicht Nein dazu sagen. Sie mußte vielmehr zum Scheine Anstalten treffen, um seiner habhaft zu werden, und da sich eine Menge Franzosenfreunde in ihrem eigenen Personale befanden — denn es gab eine Unzahl von Verräthern an der deutschen Sache — so mußte sie ihren Gehorsam auf ernsthafte Weise bezeigen und alle die Mittel wirklich ergreifen, welche man sonst für nöthig hält. Auf der andern Seite aber mußte sie ihre eigenen Maßregeln wieder durch heimliche Agenten paralysiren und wirkungslos machen, und dazu bedurfte sie redlicher, verschwiegener, vaterlandsgetreuer Männer. Das waren die Mitglieder des Tugendbundes. Die preußische Verwaltung, welche doppelte Zwecke verfolgte, einen äußern ostensibeln im Sinne Napoleons

und einen heimlichen, der gegen Napoleon gerichtet war, bedurfte dazu auch doppelter Organe und unter ihren Beamten nahm sie diejenigen heraus, die neben der allgemeinen ostensiblen Verwaltung vermöge ihrer Gesinnung auch noch die geheime, entgegengesetzte zu fördern verstanden und organisirte sie als Tugendbund. Der Tugendbund bestand daher fast einzig und allein aus activen Beamten und andere Mitglieder konnten ihm von keinem Nutzen sein. Vorzugsweise entwickelte sich wohl seine Thätigkeit auf militärischem Felde. Es handelte sich darum nach dem Plane Scharnhorst's, die ganze waffenfähige junge Mannschaft in den Waffen zu üben, ohne daß Napoleon es merkte, denn Preußen durfte nur ein wenig zahlreiches stehendes Heer unterhalten. Man berief daher immer von Neuem ein, während man die rasch eingeübte Mannschaft wieder nach Hause schickte, so daß die Norm des stehenden Heeres nie überschritten wurde, während heimlich das ganze waffenfähige Volk sich zum Kriegsheere organisirte. Um diese Täuschung durchzuführen, die auch so glücklich gelang, bedurfte man aber getreuer Landräthe u. s. w., die auf die Thätigkeit der Einberufung u. s. w. geräuschlos und freudig eingingen.

Man sieht also, daß der Tugendbund, er mag nun eine größere oder geringere Ausbreitung, eine vollkommenere oder unvollkommenere Organisation gehabt haben, jedenfalls wie jeder andere politische Bund nur bestimmte äußere specielle Zwecke verfolgt hat und daß diejenigen sich sehr irren, welche da meinen, daß die öffentliche Meinung und die Gesinnung des Volkes von ihnen geleitet und beherrscht worden sei. Die öffentliche Meinung, der Zeitgeist, die Ueberzeugung eines Volkes kann nicht im Geheimen abgerichtet und fabricirt werden. Es ist Unsinn so etwas zu glauben; eine solche Annahme beruht auf einem gänzlichen Verkennen der Natur der moralischen Kräfte im Menschen. Wo ein solcher Irrglaube sich verbreitet, da steht es schlecht um die tiefere Begründung der Ueberzeugung im Volke und es ist gewiß ein Zeichen davon, wie viel Phantasterei und hohler Pathos damals im Volke verbreitet war, daß eine solche Annahme so allgemein Platz greifen konnte. Leider war es aber der Fall und die Mehrzahl der Menschen in Deutschland bildete sich alles Ernstes ein, daß eigentlich die geheimen Bünde überhaupt die neuere Geschichte gemacht und daß namentlich der Tugendbund die ethischen Grundlagen geschaffen, auf denen die Befreiungskriege hervor gewachsen seien.

Uebrigens erlosch die Thätigkeit des Tugendbundes im Laufe der

Befreiungskriege von selbst. Wenn er auch nie ausdrücklich und formell aufgelöst ist, so hörte doch sein Zweck, die geheime Verwaltung im Gegensatze zu der öffentlichen, durch die Franzosen überwachten, mit der Vertreibung der Franzosen auf; die ganze Bedingung, auf der er ruhte, fiel weg. Nur einzelne Phantasten, denen es an reellem Gehalte fehlte, um sich in öffentlicher Wirksamkeit, die von nun an die einzig mögliche und naturgemäße war, geltend zu machen, träumten noch von ihm und suchten sich durch mysteriöse Andeutungen von dem Dasein eines solchen Geheimbundes einen Schein von unverdienter Wichtigkeit beizulegen. Einzelne versuchten auch wirklich die zerrissenen Fäden wieder anzuknüpfen oder neue, ähnliche Verbindungen zu gründen; aber bei dem gänzlichen Mangel jeglichen Bedürfnisses dazu konnten diese ohnmächtigen eiteln Bestrebungen natürlich keine Wurzeln schlagen. Leider muß hier bemerkt werden, daß damals an der Spitze der preußischen Regierung ein Mann stand, der das Ungeeignete und Unmoralische solcher Illuminatenspielerei nicht vollkommen einsah, sondern vielmehr vermöge seines Hanges zur Intrigue und zu kleinlichen Mitteln dergleichen früher sogar gewissermaßen billigte, vorausgesetzt, daß er selbst die Hand dabei im Spiele haben konnte. Es ist dieses unter andern durch Dorow's Denkwürdigkeiten erwiesen, die freilich in vieler Beziehung keinen Glauben verdienen, in diesen Angaben aber aus innern Gründen historische Giltigkeit besitzen. Es war dieses der Staatskanzler von Hardenberg, ein Mann von leichtem Talent und großer Gewandtheit, dem es aber an tieferer Einsicht in die ethischen Motive der Geschichte gänzlich fehlte. Es ist charakteristisch für die Jämmerlichkeit des öffentlichen Urtheils, daß dieser Mann, der mit allen modernen Ideen dilettirte, so unendlich überschätzt, als großer Staatsmann ausposaunt, ja sogar mit seinem großen Vorgänger, dem Freiherrn von Stein, in Parallele hat gestellt werden können. Hardenberg war gegen moralische Lumpen und gegen moralische Heroen gleich freundlich und liebenswürdig, während Stein den Ersteren stets die schroffste Verachtung fühlen ließ. Da es nun ungleich mehr Lumpen wie wackere Männer giebt, so erklärt sich auch leicht, weshalb Hardenberg mehr Lobredner gefunden hat, wie Stein. Doch dies gehört nicht hierher. Es mag nur beiläufig bemerkt werden, wie Hardenberg vermöge des doppelten Spieles, welches er so gern spielte, sich später genöthigt sah, nachdem der Geheime-Rath Schmalz einen so unnöthigen Lärm über diese kindischen Reste des geheimen Bündnerwesens geschlagen hatte, eine

gerichtliche Untersuchung eben gegen Diejenigen zu verhängen, deren Mitschuldiger er war. Während er öffentlich gegen sie verfuhr, bat er sie heimlich um Verzeihung.

Was nun die Universitäten anbetrifft, so haben wir gesehen, daß neben dem preiswürdigsten, idealen Streben, neben der höchsten ethischen Begeisterung in der Jugend sich eine große Selbstüberschätzung ihrer Urtheilsfähigkeit in Beziehung auf concrete historische Zustände, so wie eine Selbstüberschätzung ihrer äußern Mittel, verbunden mit Thatendrang und Lust zu politischer Wirksamkeit, durch viele zusammentreffende Ursachen erzeugt hatten. Dazu kam nun dieser Irrwahn von der Macht der Geheimbünde, der ihrem Hange zur Phantasterei schmeichelte und ihnen von Männern geheimnißvoll gepredigt wurde, die damals ihr zu imponiren verstanden hatten. Auch hier war es wieder der Afterprophet Jahn, der sich in geheimnißvollen Andeutungen gefiel und die jugendliche Phantasie in eine verderbliche Richtung hinein leitete. Wer durch wirklichen moralischen und wissenschaftlichen Gehalt sich keinen Platz erobern kann, der wird immer, falls er eitel ist, auf solchen Charlatanerien, Geheimmittelchen, Formenwesen und dergleichen Nichtswürdigkeiten verfallen. Das zeigt die Geschichte auf jedem Blatte. Ich will keineswegs behaupten, daß Jahn je Mitglied eines geheimen Bundes gewesen sei, ich weiß es nicht, ich bezweifle es sogar entschieden, indem er immer weiter nichts gesucht hat, als den auffallenden Schein. Aber wie er stets die Lehre von einer künstlich moralischen Abrichtung der öffentlichen Meinung auf's gröblichste und roheste gepredigt hat, so hat er es auch speciell in Beziehung auf die Existenz und die große Wirksamkeit der geheimen Bünde an Andeutungen nie fehlen lassen. Ich habe nie einen Anhänger Jahn's gekannt, der mit ihm in persönliche Berührung gekommen und der nicht im Allgemeinen von der höchsten Pietätlosigkeit sämmtlicher geistiger Culturzustände durchdrungen gewesen, als auch im Besonderen die Idee gehegt hätte, daß geheimes Bündnerwesen ein Haupthebel für die Fortbewegung der nächsten Geschichte sein müsse und wirklich sei. Einer dieser jungen Männer, der noch jetzt lebt, trug sich Jahre lang mit dem Plane herum, eben aus diesem Gesichtspunkte die ganze Geschichte der Neuzeit erklären und beschreiben zu wollen. Es gab nicht leicht einen einigermaßen hochgestellten Mann, von dem er nicht überzeugt gewesen wäre, daß er Mitglied eines geheimen Bundes sei. Er machte Reisen durch ganz Deutschland, besuchte Professoren, Staatsmänner, Generäle u. s. w.

und überall spielte er auf diese eingebildete Genossenschaft an und glaubte überall dunkle Andeutungen und Zeichen von Einverständnissen bejahend vernommen zu haben. Ich sprach ihn unter andern, als er eben Gneisenau auf Sommerschenburg und dem General Aster in Coblenz seine aufdringliche Visite gemacht hatte, wie er sich zerarbeitete, aus ein paar ganz gleichgiltigen Worten derselben Andeutungen des Einverständnisses in dieser Beziehung heraus zu klügeln. Er ließ sich auch in seiner fixen Idee, die ihm, nach seiner eigenen Aussage, Jahn eingeimpft hatte, trotz alles Widerspruches, nicht irre machen, er wollte durchaus nicht einsehen, daß er ein Narr sei und von einem eitlen Renommisten in April geschickt werde. Später ist er ein Kunstenthusiast geworden und hat Bücher über die Kunst geschrieben. Ob ihn aber auch hier seine fixe Idee begleitet hat, und ob er die Entwickelung der Künste aus geheimen Kunstverbindungen herleitet, weiß ich nicht. Jedenfalls wäre diese Auffassung nicht unsinniger als seine frühern. Die moralischen und politischen Zustände eines Volkes lassen sich ebenso wenig im Geheimen durch Einzelne zusammenschustern, wie die künstlerischen.

So erklären sich die Abirrungen einzelner Burschenschaften in die dunkeln Regionen der Geheimbündnerei. Da sie einmal Beruf in sich fühlten, direct in die Politik einzugreifen, und da ihnen jeder reelle Boden politischer Wirksamkeit und jede Stellung dazu fehlte, so suchten sie sich instinctartig einen künstlichen Boden durch Schaffung eines geheimen Bundes, in welchem sie eine Stellung einnehmen konnten, zu machen. Daß ein solcher Bund ohne allen reellen Inhalt sein mußte, sahen sie nicht ein, vielmehr glaubten sie, daß ein solcher Inhalt sich schon finden werde, wenn nur erst die Form da sei. Ich erinnere mich noch recht gut meiner Tertianerzeit, wo ich mit einigen Schulkameraden ebenfalls einen geheimen Bund stiftete. Ich glaube, wir nannten es einen geheimen Freundschaftsbund. Wir entwarfen ein weitläuftiges Formular über das Ceremoniell bei unsern geheimen Sitzungen, verabredeten große Vorsichtsmaßregeln, geheime Erkennungszeichen, wählten Obere, bestimmten den Modus der Aufnahme u. s. w. und trieben das Alles mit großer, ernster Wichtigkeit. Und als wir damit fertig waren, sahen wir uns an und wußten nicht, was weiter zu thun sei. Ein Inhalt wollte sich nicht finden. Trotz des Freundschaftsbundes wurden wir nicht mehr Freunde, als wir ohnehin schon früher gewesen waren; umgekehrt vielmehr erkaltete die Freundschaft durch dieses leere phantastische Treiben unter uns. Wir wären gewiß bessere Freunde geblieben und hätten

mehr Freunde gewonnen, wenn wir, wie früher, als gute Jungen mit einander gespielt, mit einander disputirt, gearbeitet und nebenbei uns zuweilen geprügelt hätten, statt jetzt wie die Tuckmäuser mit geheimnißvoller Stirne unter unsern Commilitonen herumzuwandeln und uns hochmüthig im Bewußtsein unseres mysteriösen Geheimnisses gegen sie abzuschließen.

Nicht anders war es mit dem geheimen Bunde, der sich einige Jahre nach der Entstehung der Burschenschaften in denselben bildete und der unter dem Namen des Jünglingsbundes bekannt geworden ist. Er hatte durchaus keine bestimmte positive Zwecke, sondern stellte ein paar ganz allgemeine philosophische politische Ideen an seine Spitze, nämlich die Einheit und Freiheit Deutschlands; für diese vagen Begriffe wollte er wirken und Mitglieder werben. Allerdings ist nicht zu leugnen, daß derselbe auch einen Umsturz der bestehenden Regierungen auf gewaltsame Weise nicht von der Hand wies, vielmehr ausdrücklich diese Tendenz aussprach. Diese gewaltsame Revolution konnte aber natürlich nicht eher ausgeführt werden, bis ein großer Theil des Volkes entschieden für diese allgemeinen Ideen der Einheit und Freiheit Deutschlands gewonnen war und bis der Bund sich in zahlreichen Mitgliedern über ganz Deutschland verbreitet hatte. Vorläufig mußte man sich darauf beschränken, auf die Gesinnung und die Ueberzeugung theils Einzelner, theils des ganzen Volkes einzuwirken und directe Pläne, wie ein gewaltsamer Umsturz herbeigeführt werden könnte, lagen vorläufig gänzlich außer dem Bereiche der Möglichkeit. Es handelte sich also darum den Charakter und die Ansichten der öffentlichen Meinung umzubilden. Das kann aber auf keine andere Weise geschehen, als durch offenen Ideenaustausch, als durch öffentliches Predigen der Lehren, die man für gut und wahr hält. Dazu bedarf es aber keines geheimen Bundes, umgekehrt vielmehr lähmt man seine öffentliche Wirksamkeit dadurch, daß man seine Ueberzeugungen, die ja Gemeingut der ganzen Menschheit sein sollen, in den engen Kreis einer heimlichen Genossenschaft hineinbannt. Die Bearbeitung der öffentlichen Meinung im Geheimen ist ein Widerspruch, der nur jungen Leuten entgehen konnte, die noch in gänzlicher Unklarheit über den geistigen Organismus der Menschheit befangen waren. Angenommen also, daß ihre politischen Ueberzeugungen wirklich die richtigen und wahren gewesen wären, was man bei der großen Allgemeinheit des Begriffes schon zugeben kann, so schadeten sie der Verbreitung derselben offenbar mehr, als sie ihr nützten, indem sie dieselben zu einer geheimen

Wissenschaft für blos einzelne Eingeweihte umwandelten. Sie durchschnitten den kräftigsten Nerv jeder Wahrheit, der eben im offenen Austausche mit der Gesammtheit der Geister besteht, durch diese Geheimbündnerei; sie beschränkten ihre eigene Freiheit thörichter und frevelhafter Weise auf eine für sie selbst verderblichere Art, als die Regierungen es nur irgend durch Censur und andere Repressiv-Maßregeln thun konnten. Dem bestehenden Staate war diese Verirrung sicher nicht gefährlich; aber unendlichen Schaden brachte sie dem Leben in den Burschenschaften überhaupt, und insbesondere den einzelnen Theilnehmern des Bundes selbst. Das freie offene Verhältniß dieser Einzelnen zu der Gesammtheit wurde dadurch zerstört; es kam etwas Unheimliches in das Zusammenleben der Jünglinge. Der Geist der Wahrheit, der die Burschenschaften bis dahin durchdrang und sich im offensten Aufeinanderplatzen der Geister geäußert hatte, machte hier und da einer jesuitischen Zurückhaltung und Berechnung Platz. Der Jünglingsbund betrachtete sich als Hauptzweck und die übrige Masse der Studirenden nur als Mittel, die nach einem ihr selbst unbewußten Ziele künstlich hingeleitet werden müsse. Die Mitglieder sprachen fortan nicht mehr nach freiem Antriebe, wie es ihnen der Geist eingab, sondern nach einem verabredeten Systeme. So wie sie sich selbst durch ihren geheimen Bund einmal ein festes Dogma als Bekenntniß aufgelegt hatten, worüber hinaus jede weitere Entwickelung und Ausbildung, jede freie Forschung für sie nun abgeschnitten war, so suchten sie nun auch ihre Mitgenossen auf der Universität in dasselbe Dogma hinein zu zwängen und strebten nach der Ausübung eines vollständigen Meinungsterrorismus. Die Mitglieder des Jünglingsbundes gehörten in der Regel zu den älteren und befähigteren unter den Studirenden; es konnte daher nicht fehlen, daß es ihnen hier und da gelang, ihre eigene abgeschlossene dogmatische Richtung der Gesammtheit aufzubringen und in die vielseitige, fröhliche, unbegrenzte Entwickelung der geistigen Individualitäten, die ja eben der Hauptvorzug der deutschen Universitäten sowohl, als des deutschen Charakters überhaupt ist, vielfältig störend und zu beschränkend einzugreifen. Sie suchten jede Discussion abzuschneiden, die nicht direct auf ihr politisches Dogma hinsteuerte, jede jugendliche Fröhlichkeit aus dem Zusammenleben zu verbannen, weil sie der Hingabe an ein fanatisches Dogma im Wege zu stehen schien; Poesie und Kunst, Geschichte und Philosophie wurden nur insofern von ihnen geduldet und gemißbraucht, als sie als geeignete Mittel zur Hinleitung auf ihr Dogma führen konnten. Und sowie sie

auf diese Weise ihr eigenes Wahrheitsstreben beschränkt und zerstört hatten, so suchten sie es auch bei ihren jugendlichen Commilitonen zu zerstören. Das Abrichten, das Machenwollen einer bestimmten Ueberzeugung nahm überhand; zugleich die intoleranteste Verfolgungssucht gegen diejenigen, die nicht in dasselbe Horn bliesen und nicht willig nachbeteten. Der Gegensatz wurde durch diese Einseitigkeit eben gewaltsam hervorgerufen und ebenfalls zur Einseitigkeit hinein gesteigert und Nichts hat daher das Zerfallen der Burschenschaften, das Wiederaufleben der alten rohen und liederlichen Landsmannschaften mehr gefördert, als diese Geheimbündnerei mit ihrem Gefolge von Unwahrheit, Intrigue, Fanatismus, Einseitigkeit und Verfolgungssucht.

Die jungen Männer, die vorzugsweise zu Gründung des Jünglingsbundes mitgewirkt und eine Rolle darin gespielt haben, sind größtentheils sehr interessante psychologische Erscheinungen. An der Spitze steht Karl Follen, welcher später nach Amerika ging, und bei der Explosion eines Dampfschiffes dort verunglückte. Mag derselbe auch nie Mitglied des Jünglingsbundes gewesen sein, so war er doch der geistige Vater desselben. Er besaß die beiden Eigenschaften, welche in ihrer überwiegenden Einseitigkeit stets zu solchen widernatürlichen Versuchen, der öffentlichen Meinung Gewalt anzuthun und den organischen Strom der menschheitlichen Entwickelung in einen künstlichen selbst gegrabenen Canal zu zwängen, hingeführt haben im höchsten Grade, eiserne feurige Willenskraft und logische Consequenzmacherei. Er war durch und durch Fichtianer, nicht nur im System, sondern auch im Charakter, er theilte die ausgezeichneten Eigenschaften, sowie die Mängel mit seinem Meister. Der Hauptfehler dieses in mancher Beziehung so großen Mannes bestand bekanntlich darin, daß er die menschliche Vernunft überschätzte und das Ich als selbständigen producirenden Gott hinstellte. Von der Abhängigkeit des Menschengeschlechts von aller höhern Macht, von einer naturwüchsigen Entstehung und Entwickelung der Gesinnungen und Ueberzeugungen, von einem organischen unergründlichen Prozesse der Geschichte, von der Allgewalt des Lebens und von tiefern Gesetzen in der Welt- und Menschennatur, als die blos logischen des menschlichen Verstandes hatte dieser kräftige Denker bekanntlich nur sehr unbekannte Ahnungen und erst im letzten Jahre seines Lebens drängte sich ihm das Unzureichende und Ohnmächtige seines Systemes und die Unerfaßbarkeit Gottes und der Welt mit dem bloßen Verstande mehr und mehr auf. Erst in den letzten Jahren lernte er Pietät und Hingebung an den Gott

in der Geschichte. Sein Schüler Follen hat diese aber nie gelernt. So wie er sich die Welt auf seine Weise dialektisch construirte, so glaubte er sie auch in Beziehung auf die mitlebenden dialektisch umgestalten zu können, sobald nur sein kräftiger Wille streng und unerbittlich die ausgeklügelten Resultate praktisch verfolgte. Nach seinem politischen und sittlichen Systeme, welches er für absolut hielt, und von dem er nicht ahnte, daß es nur ein winziges Rad in dem unendlichen Räderwerke der Geschichte sei, wollte er Menschen umgestalten, Gegenwart und Zukunft fabriciren. Von jener Eigenschaft, die alle wahre Lebensauffassung bedingt, von dem historischen Sinne, oder wie man sie sonst nennen will, hatte er keine Ahnung. Die reale Wahrheit, die bestehenden Zustände, die Bedingungen, die in den individuellen Anlagen der Völker und Zeiten gegeben sind, und die intuitiv erkannt werden müssen, wenn man überhaupt eine historische Wirksamkeit, so weit sie dem Menschen in seiner Ohnmacht möglich ist, beansprucht, waren ihm völlig unbekannte, unerfaßbare Ideen. Er würde, wenn er zufällig unter die Lappländer versetzt worden wäre, ganz auf dieselbe Weise operirt und ganz nach demselben systematischen Ziele hingesteuert haben, wie er es jetzt unter den deutschen Studenten that. Diese systematische Einseitigkeit, diese gewaltsame Einschachtelung des Unendlichen in ein kleines endliches Gefäß, wie wir sie an Fichte und seinem Schüler Follen mit wahrhaft erschreckender Energie erblicken, ist aber keineswegs eine vereinzelte Erscheinung. Sie ist eine allgemeine Krankheit, die sich historisch bei uns Deutschen durch unzählige Ursachen, namentlich in unserm Gelehrtenstande, entwickelt hat und deren Symptome wir auch noch in diesem Augenblicke auf allen Feldern erblicken. Sie stammt aus der Loslösung der Wissenschaft vom Leben, wie der moderne und nicht unpassende Ausdruck dafür lautet. Eigenthümlich und besonders hervorstechend trat sie nur in Fichte, und noch mehr in seinem Schüler Follen dadurch hervor, daß sie die Resultate dieser vom Leben losgelösten einseitigen und unwahren Wissenschaft nun consequent, wahrheitsgetreu und allseitig auf's Leben anwenden wollte, während unsere meisten Gelehrten sich damit begnügen, ihre todte Theorie als Todtes mit der Wirklichkeit nicht Zusammenhängendes auf dem Katheder und in Büchern zu begraben. Fichte und Follen forderten, daß man nach der Theorie auch praktisch leben und handeln solle, und darin liegt die traurigste Großartigkeit ihrer Erscheinung. Sie wollten die Kluft zwischen Theorie und Praxis ausfüllen, sie wollten, daß die Theorie in der Wirklichkeit eine Wahrheit werde,

sich selbst, bei den Einzelnen und bei dem Ganzen, aber dazu gehört, daß die Theorie selbst wahr, praktisch, allseitig und allumfassend sei, wie die Wahrheit und das Leben selbst. Eine unwahre unendlich einseitige Theorie wahrheitsgetreu und charakterfest auf das Leben anzuwenden, das ist ein Widerspruch, der sich immer auf traurige Weise an seinen Inhabern rächt; man weiß nicht, ob man diese Verstandesschwärmer mehr bewundern oder verabscheuen soll, die im eifrigsten Verfolgen der eingebildeten Wahrheit nothwendiger Weise immer unwahrer und unwahrer werden müssen, bis sie zuletzt zu vollendeten Jesuiten und hohlen phantastischen Heuchlern werden. Ein besonderes widriges markirtes Beispiel hat uns noch jüngst die französische Revolution in Robespierre gezeigt, der in der Verfolgung seiner willkürlich gemachten Begriffe von Freiheit und Tugend gar bald ein vollendeter Despot und Bösewicht wurde. Fern sei es, unsern Fichte mit diesem Scheusal zu vergleichen! Wie schon gesagt, war Fichte tiefer und wahrer als sein willkürliches System, welches er selbst nach und nach aufgab und immermehr mit einer demüthigen, frommen Weltauffassung vertauschte; er besaß zu viel innere ursprüngliche Wahrheit, um sich nicht aus den selbst geschlagenen Fesseln siegreich befreien zu können, und wie er im Anfang seiner Laufbahn ein großartig einseitiger Mensch gewesen war, so würden wir ihn als einen großartig harmonischen Menschen am Ende seiner Laufbahn haben bewundern können, wenn sie nicht vor der Zeit geschlossen worden wäre. Follen aber war ein deutscher Robespierre, der sich mehr und mehr festrannte in seine starre Verstandesdogmatik und wird es auch innerlich wohl geblieben sein bis zu seinem frühen Ende, wenn es ihm auch nach seiner Auswanderung in Amerika an dem geeigneten Boden fehlte, um es äußerlich zu bethätigen. Allerdings war er ein schärferer Denker wie Robespierre und er besaß manche der unreinen kleinlichen Leidenschaften nicht, die diesen neben seiner Tugendschwärmerei noch entstellten und widerlich machten; er war weder neidisch, noch mißtrauisch, weder feig, noch grausam, eine solche kleinliche Caricatur wäre er nie geworden, selbst nicht in den heftigsten revolutionären Wirren, aber die wesentliche charakteristische Eigenschaft, die Verstandesschwärmerei, das Zustutzen und Abrichtenwollen der Menschen nach seinem eigenen Ideale, den furchtbaren Egoismus, der in der ganzen Menschheit nur ein Mittel sieht, um sich selbst zu realisiren, um mit ihr nach seinen müßigen Einfällen und ausgeklügelten Systeme zu experimentiren, die besaß er in noch stärkerm Grade, eben weil er von Hause aus

stärker und kräftiger war. Die Tendenz, die Menschen nach seinem Systeme künstlich zu modeln und ganz Deutschland wie eine Drahtpuppe abzurichten, machte sich vom Anfang seiner Universitätslaufbahn an bei seinen Commilitonen geltend; er arbeitete seine revolutionäre Theorie mit einem bewunderungswürdigen Aufwande von Consequenz und Kraft in sie hinein und lehrte und munterte sie auf, ihr Volk in Zukunft auf ähnliche Weise zu verarbeiten. Es war auch ganz consequent, daß eine der Hauptlehren seines Systems der politischen Wirksamkeit gleichsam der Schwerpunkt, worauf dasselbe ruhte, in dem Satze bestand, daß der höhere Zweck jedes Mittel heilige und daß dieser politische Verstandes-Fanatiker ganz auf dieselben Mittel verfallen mußte, worauf die religiösen Verstandes-Fanatiker, die Jesuiten, verfallen sind; beide wollten die Menschen künstlich und im Geheimen abrichten, beide glaubten durch Unwahrheit die Wahrheit fördern zu können, eben weil sie beide keine richtige Anschauung weder von der Natur und dem Zwecke der Menschheit, noch von der Natur der Wahrheit hatten. Wie schon gesagt, bezweifle ich es, daß Follen selbst den Jünglingsbund gestiftet hat, aber daß ein solcher geheimer politischer Bund sich nothwendiger Weise seinen Schülern als erstes Mittel aufdringen mußte, daß er so recht eigentlich aus seinem Systeme hervor ging, liegt auf der Hand und läßt sich auch historisch bei seinen Anhängern, welche die Stifter des Bundes waren, nachweisen.

Von den eigentlichen directen Stiftern des Jünglingsbundes ist Robert Wesselhöft ebenfalls eine interessante psychologische Erscheinung. Wenn Karl Follen ein theoretischer Jesuit genannt werden kann, der die Irrlehren der Geheimbündnerei, der Unterordnung der Mittel unter den Zweck, wohin z. B. ausdrücklich Meineid und Meuchelmord gerechnet wurden, mit großem Scharfsinne theoretisch begründete und entwickelte, so kann man Robert Wesselhöft dagegen einen praktischen Jesuiten nennen. Es ist merkwürdig, durch welche fortgesetzte Täuschung derselbe nicht nur die jungen Leute, die er in den Bund aufnahm, sondern selbst die hohen Cabinette in Deutschland, sowie die Central-Commission in Mainz an der Nase herumgeführt hat. Diese Mystification beruhte auf einem vorgeblichen Männerbunde, der nach Wesselhöft's Versicherungen sich über ganz Deutschland verbreiten, und zu welchem der Jünglingsbund nur eine Art Noviciat, eine Vorschule, bilden sollte. Dieser Männerbund hat nie in der Wirklichkeit existirt, er war als Project in den Köpfen einiger jungen Männer Snell, Sprewitz u. s. w. als Pro-

ject stecken geblieben. Bevor er sich vollständig organisirte nach Art der Carbonaris in Italien, war er schon wieder entschlafen. Allerdings beabsichtigte dieser in der Geburt stecken gebliebene Männerbund die Gründung eines Jünglingsbundes auf der Universität als Vorschule zu dereinstiger Aufnahme in den Männerbund und Wesselhöft mochte wohl dazu ausersehen sein, als Mitglied des Männerbundes die Verbindungen mit dem Zwillingsbunde zu unterhalten. Diesen projectirten großen Männerbund stellte nun Wesselhöft den Jünglingen auf der Universität, die ihm für seine Zwecke zu passen schienen, als bereits vorhanden und über ganz Deutschland verbreitet dar; er machte von dessen Gewalt und Größe die übertriebensten Schilderungen, erregte dadurch die Phantasie der jungen Leute und für die meisten wurde eben dieser Männerbund, der Alles umfassen sollte, was Deutschland an edelherzigen und geistig hervorragenden Männern besaß, der Köder, der sie zum Beitritt in den Jünglingsbund verlockte. Unter zehnen würde sich wohl nicht einer gefunden haben, der den Bund einiger Studenten zu Umgestaltung Deutschlands nicht für eine extravagante Abenteuerlichkeit gehalten hätte und der nicht schon vor dieser phantastischen Ungeheuerlichkeit im Gefühle seiner Unbedeutendheit zurückgeschreckt wäre; deshalb stellte Wesselhöft ihnen den Männerbund als eine vollendete allgewaltige Thatsache hin, als eine Institution, in deren Hand das nächste Schicksal Deutschlands läge und durch welche man zur engern Gemeinsamkeit mit dem eigentlichen Kerne unseres Volkes gelangte. Jetzt würde jeder Fuchs über derartige Insinuationen lachen, und sie für das halten, was sie wirklich waren, für eitle Windbeutelei; ich erinnere aber an das früher Gesagte über die damalige Ueberschätzung der Wirksamkeit und der Ausdehnung des Tugendbundes und wie ein großer Theil des Publikums die Einbildung hegte, daß der Tugendbund es eigentlich sei, der die Franzosen aus Deutschland verjagt hätte. Bei solcher Stimmung klang den unerfahrenen Studenten die Mähr von einem weitverzweigten allmächtigen politischen Männerbunde, der die Fortsetzung des allmächtigen Tugendbundes sei, weder so unglaublich, noch konnten sie ihren Beitrit zu einer Gesellschaft, welche die ausgezeichnetesten Männer Deutschlands in ihrer Mitte hegte, für moralisch verwerflich halten. Sie fühlten sich im Gegentheile im hohen Grade dadurch geehrt, daß es ihnen vergönnt sei, an einer so erhabenen Gesellschaft Theil zu nehmen, und daß man auch sie für würdig halte, zu einem hohen politischen Zwecke mitzuwirken. Es ist dieses übrigens ein Manöver, dessen sich von jeher alle Verschwörer und Intriguanten bedien-

haben. Um Mitglieder für einen Bund zu werben, den sie erst stiften wollten, stellten sie ihn bereits als in voller Blüthe bestehend dar, und hoben dadurch den Muth, das Selbstgefühl und die Einbildungskraft derer, die sie fangen wollten. Nachdem der Jünglingsbund nun gestiftet war, galt Wesselhöft fortwährend als der geheime Mittler zwischen ihm und dem Männerbunde, und er hütete sich wohl, diese Illusion, die sein Haupt mit einem geheimnißvollen Nimbus umgab, zu zerstören. Bei allen vollendeten Intriguanten, wie Wesselhöft gewesen zu sein scheint, ist die angewendete Täuschung nach dieser Seite hin leicht zu erklären, indem er dadurch Einfluß auf die Gemüther gewann; merkwürdiger dagegen und psychologisch interessanter ist die fortgesetzte Mystification, der er sich selbst gegen die Untersuchungs-Commission bediente, als er bereits zur gefänglichen Haft gebracht war und gegen ihn auf den Männerbund inquirirt wurde. Man sollte denken, daß es hier sein eigener Vortheil erheischt hätte, dieses leere Phantom, welches alle damaligen Regierungen in Schrecken versetzt hatte, zu zerstören und das, was wirklich wahr daran gewesen, in seiner gänzlichen Unbedeutendheit und Vergeblichkeit darzustellen, er that aber gerade das Gegentheil; längere Zeit hindurch hielt er die Gerichte in Athem, indem er die Existenz des Männerbundes nicht nur nicht in Abrede stellte, sondern auch dessen Gefährlichkeit noch ausmalte, und erst nach einer Reihe von Jahren, als ihm seine Gefangenschaft doch zu lästig wurde, und er wohl einsehen mußte, daß die Untersuchung gegen ihn nicht eher geschlossen werden könnte, bis er noch nähere Angaben gemacht und die Namen der Theilnehmer genannt hätte, entschloß er sich zum Bekenntnisse des wahren Sachverhältnisses. Die lange Dauer der Mainzer Central-Commission, über die sich Deutschland mit Recht so sehr wunderte, ist einzig und allein in Wesselhöfts Beharren der Mystification begründet, er sollte noch immer Entdeckungen machen, die er nicht machen konnte. Was ihn zu dieser Rolle während der Untersuchung bewogen hat, die er offenbar zu seinem eigenen Schaden spielte, ist zweifelhaft. War es Eitelkeit, die sich einmal in dem falschen Nimbus, an den sie sich gewöhnt, so gefällt, daß sie selbst da sich nicht entschließen kann, sich von ihm zu trennen, wo er die allerreellsten Nachtheile in seinem Gefolge hat? Schmeichelte es dieser Eitelkeit, lieber im Lichte eines gefährlichen Verbrechers dazustehen, und fühlte sie sich beschämt, wenn sie im minder strafbaren Lichte, dagegen aber auch als politisch unbedeutender erschien? Oder war es ein unbesieglicher Hang zur Intrigue, die einmal dergestalt

man sieht, wie Diebe und Mörder begnadigt werden, und wie dagegen ein gewissenhafter Ehrenmann, ein Koryphäe der Wissenschaft lebenslänglich im Kerker schmachten muß, blos deshalb, weil er die schwer zu bestimmenden Grenzen der Preßfreiheit um eine Linie weiter herausrücken zu können glaubte, als es den Ansichten eines sonder Zweifel sehr gelehrten Gerichtshofes genehm war. Ich kenne keinen Fall, wo der Act der königlichen Gnade dringender von allen menschlichen und göttlichen Gesetzen geboten gewesen wäre, als den Eisenmannschen. Denn das wird Jedermann zugeben, daß die königliche Gnade auch nach festen Principien, nach sittlichen Regeln, mit Unparteilichkeit ausgeübt werden soll, nicht nach Laune und Willkür, nach Sympathien und Antipathien. Wie gesagt, es drängte mich hier endlich meinem empörten Gefühle freien, öffentlichen Lauf zu lassen. Ich habe gewartet und gewartet, von einem Jahre zum andern und mit mir hat der ganze bessere Theil von Deutschland gewartet. Auch der wahrhaft christlich gesinnte Theil von Deutschland, er sei hochkatholisch, oder radikal-protestantisch, hat darauf gewartet, daß die Stimme des Christenthums endlich durchdringen und die Gemüther versöhnen werde. Man hat aber vergeblich gewartet, und es scheint, als ob man warten müsse, bis zu dem Tage, wo es von Menschen wenigstens nichts mehr zu erwarten giebt, bis zu dem Tage, wo wir in den Zeitungen die Kunde lesen werden, daß der Dr. Eisenmann sein Leben in dem Kerker beschlossen habe. Damit die Sünde des Schweigens an diesem Tage nicht mit Centnerschwere auf mein Herz falle, habe ich mir hier diese kleine Abschweifung erlaubt.

Man würde sich übrigens sehr irren, wenn man annähme, daß der Jünglingsbund während seines drei- oder vierjährigen Bestehens eine große Ausbreitung auf den Universitäten gewonnen hätte. Nur in den wenigsten Burschenschaften befanden sich einige Mitglieder desselben versteckt. Am zahlreichsten waren sie in Halle und Jena. Sämmtliche Mitglieder jedoch werden vom Anfange des Bundes bis zu seinem Erlöschen, Alles in Allem gerechnet die Zahl von fünfzig nicht überstiegen haben; nach den officiellen Angaben der verschiedenen richterlichen Urtheile habe ich noch nicht vierzig zusammen rechnen können und ich bezweifle sehr, daß auch nur der Name eines Einzigen bei der Untersuchung nicht an den Tag gekommen sei. Bei dieser geringen Zahl stellte sich außerdem noch eine interessante, aber freilich sehr natürliche Eigenthümlichkeit heraus. Sobald nämlich ein Mitglied längere Zeit bei dem Bunde gewesen war, so verlor es nach und nach sein Interesse an demselben, so daß die

meisten nach kurzer Zeit nur noch den Namen nach dem Bunde angehörten, denen es nicht einfiel, für die Verbreitung desselben weiter thätig zu sein. Besonders trat dieser Fall regelmäßig bei denen ein, welche die Universität verließen und nach Hause in's bürgerliche Leben zurückkehrten. Die realen Pflichten und Sorgen des Lebens gewannen bei diesen das Uebergewicht über die phantastischen Träumereien von einer selbstgemachten politischen Wichtigkeit; die absolute Inhaltlosigkeit eines blos in der Einbildung bestehenden Wirkungskreises mußte dem Inhalte der Wirklichkeit, der historisch-individuellen Verhältnisse weichen. Sehr bald überzeugte man sich, daß der Bund ein völlig ziel- und zweckloser sei, der nicht den mindesten Anknüpfungspunkt im wirklichen Leben gewähre. Auf diese Weise würde er sich factisch sehr bald von selbst aufgelöst haben, auch ohne gerichtliche Verfolguug, wenn die Neuaufgenommenen, so lange der phantastische Reiz der Neuheit und die Erwartung von politischen Geheimnissen, die man erfahren werde, noch fortwirkte, nicht immer von Neuem eine gewisse Thätigkeit für Verbreitung des Bundes, für Verabredungen von Zusammenkünften u. s. w. entwickelt hätten. Aber länger wie ein halbes Jahr dauerte dieser Eifer bei keinem Einzigen, wie dieses auch das Breslauer Erkenntniß ausdrücklich zugiebt. In dieser kurzen Frist hatte jeder vollkommene Gelegenheit sich zu überzeugen, daß der Bund als solcher für seinen wahren Zweck, nämlich für die Einheit und Freiheit Deutschlands, auch nicht das Mindeste zu leisten im Stande sei, was die Einzelnen auf ihre eigene Hand nicht eben so gut und besser thun könnten. Der Glaube an das Bestehen eines großen Männerbundes, der in kürzester Frist einen politischen Schlag vorbereite, fing sehr schnell an zu wanken, weil sich auch nicht die mindesten Spuren davon zeigten, so daß es für mich wenigstens keinem Zweifel unterworfen ist, wie das ganze Treiben nach wenigen Jahren sicher von selbst eingeschlafen wäre. Ich glaube daher auch nicht, daß eine solche bloße Illusion, solch bloße entfernte Gedankensünde eine so harte gerichtliche Strafe verdient hatte, wie namentlich in Preußen über die Theilnehmer des Bundes verhängt worden ist, nämlich Festungsstrafe bis zu funfzehn Jahren. Ich glaube, man hat diese Theilnahme an dem Bunde als einen entfernten Versuch zum Hochverrath definirt. Diese Entfernung war allerdings sehr groß, so groß, daß man kaum einsieht, wie sich eine Verbindungsbrücke zwischen ihr und dem wirklichen Hochverrathe herstellen läßt. Ehe nicht der Versuch zu einer verbrecherischen That vorliegt, kann selbst in Beziehung auf den Hochverrath

von keinem verbrecherischen Versuche die Rede sein, sonst gelangen wir zu den finstern Regionen politischer Tendenzprozesse, die um kein Haar breit besser sind, als geistliche Inquisitionsgerichte. Die Mitglieder des Jünglingsbundes waren dem preußischen Criminalgesetze verfallen, weil sie Mitglieder einer verbotenen Verbindung gewesen waren; weiter aber hätte man die Subsumtion unter das Gesetz nicht ausdehnen sollen, wenn man seine Grenzen nicht überkünstlich und gewaltsam erweitern wollte. Die Mitglieder des Jünglingsbundes sind, meiner Ansicht nach, eben nicht mehr und nicht weniger Hochverräther gewesen, als jeder andere Deutsche, der sich über die Einheit und Freiheit Deutschlands mit einem Dritten unterhalten und dabei die Neigung ausgesprochen hat, dereinst nach Beschaffenheit der Umstände, zur Realisirung dieser allgemeinen Idee mitwirken zu wollen. Ja auch dieses letztere ist nicht einmal nöthig, wenn man einmal die Tendenzen mit Consequenzmacherei verfolgen will; das bloße Aussprechen der Einheit und Freiheit Deutschlands ist alsdann schon entfernter Versuch zum Hochverrathe, indem diese Idee möglicherweise durch den nexus rerum in spätern Zeiten zu einer Revolution und zu ungesetzlichem Eingreifen führen kann. In Beziehung auf die politischen Prozesse vom J. 1822 und 1833 hat die deutsche, und namentlich die preußische Justiz überhaupt eine Scharte auszuwetzen, sowohl was das Verfahren, als was die Urtheilsfindung dabei anbetrifft. Es sind eigene Dinge geschehen, die keinesweges mit der sonstigen strengen Buchstabengewissenhaftigkeit der Gerichte im Einklang stehen. Ich werde darüber später noch positive Thatsachen veröffentlichen; denn wenn ich auch überzeugt bin, daß dergleichen jetzt nicht mehr geschehen kann, so muß doch der historischen Nemesis ihr Recht widerfahren. Die Zeiten sind gottlob vorbei, wo der preußische Richter sich selber schon für einen Hochverräther hielt, wenn er die Möglichkeit der Unschuld eines des Hochverraths Angeklagten voraussetzte; die Zeiten sind vorbei, wo gegen einen des Hochverraths Angeklagten der Rechtsschutz blos nur auf dem Papiere stand, während in der Wirklichkeit er juristisch für vogelfrei galt; wo die niederträchtigsten Polizeiseelen Orden und Titel sich verdienten, weil sie jede gesetzliche Schutzmaßregel bei dem politisch Angeklagten mit Füßen traten, und wo kein höheres Gericht den Muth hatte, die gewöhnliche Controle auszuüben und statt dessen lieber beide Augen zudrückte, als den verbrecherischen Inquirenten zu suspendiren und zu bestrafen. Wenn in diesem Augenblicke die preußischen Gerichte nochmals über den Jünglingsbund zu

urtheilen hätten, so würde das Urtheil wohl anders ausfallen und die Dambache, Krause u. s. w. würden schwerlich Gelegenheit haben, neue Lorbeeren zu ernten.

Bevor ich diesen Gegenstand verlasse, will ich noch berichten, auf welche Weise ich selbst in den Jünglingsbund verflochten gewesen bin. Als ich die Universität bezog — es war Ostern 1824 — waren die Mitglieder des Jünglingsbundes bereits sämmtlich gefänglich eingezogen und er hatte aufgehört zu existiren. Auf der Universität, wo ich studirte, wurde jedoch ein schwacher Versuch gemacht, etwas Aehnliches wieder in's Leben zu rufen, bei welchem Unternehmen ich mich selber lebhaft betheiligte. Ein Mitglied des Jünglingsbundes nämlich war von Jena nach Marburg gekommen und hatte auch alsbald einige junge, talentvolle Leute durch geheimnißvolle Andeutungen, sowie durch seine überlegene Dialektik für die Stiftung eines politischen Bundes zu enthusiasmiren gewußt. Ob er sie in den Jünglingsbund selbst aufnehmen wollte, oder ob er einen Filialbund beabsichtigte, wovon er das Haupt und zugleich der Vermittler mit dem andern Bunde zu sein beabsichtigte, das kann ich nicht mit Bestimmtheit angeben, indem seine gefängliche Einziehung seine Thätigkeit unterbrach, noch bevor seine Schüler sich in einer festen Form constituirt hatten. Die Präliminarien waren jedoch schon weit gediehen. Man war bereits über die gewöhnlichen Punkte, die der Jünglingsbund vorausschickte, ehe er Jemand aufnahm, übereingekommen; man hatte seine Zustimmung bereits dazu erklärt, daß Deutschland ein einiges Reich nnter einer freien Verfassung sein müsse: (ob Kaiserreich, ob Republik, darüber war nichts bestimmt, weil der Jünglingsbund selbst nichts darüber wußte, sondern die Entscheidung dieser Frage seinen eingebildeten Obern, dem Männerbunde überließ). Man war ferner darüber übereingekommen, daß dieses der höchste Zweck der Gegenwart sei, der jedes Mittel heilige. Als besonders geeignetes Mittel hatte man auch schon einen geheimen politischen Bund anerkannt, der von geheimen Obern regiert werden müsse und dessen Mitglieder bei ausbrechender Untersuchung auch den Meineid nicht scheuen dürften, um jede Entdeckung unmöglich zu machen. Dieser letzte eben so unmoralische als auch in Beziehung auf unser jetziges gerichtliches Verfahren völlig unpraktische Punkt war einmal ein Lieblingssatz unserer jungen politischen Intriguanten, den sie als die conditio sine qua non betrachteten, wenn Jemand in ihr inhaltleeres Geheimniß eingeweiht werden sollte. Die Arrestation und Wegführung des Verführers unterbrach jedoch diese

Vorbereitungen und die jungen Männer wurden dadurch von weitern Thorheiten gerettet. Aber in der Seele eines derselben hatten die Lehren des Jenenser Apostels tiefe Wurzel geschlagen; sie arbeiteten rastlos in seinem Geist fort und er beschloß auf eigene Hand zu handeln. Aus den Andeutungen seines Lehrers hatte er die Ueberzeugung geschöpft, daß ein großer, weit verzweigter geheimer Bund bereits in Deutschland existire; die Brücke, um zu demselben zu gelangen, war für ihn freilich durch die gefängliche Einziehuug jenes Individuums vorläufig abgebrochen; aber da seine Phantasie einmal durch diesen Gedanken entzündet war, so zweifelte er nicht, daß er über kurz oder lang diesem geheimen Bunde wieder begegnen werde. Bis dahin wollte er aber nicht unthätig sein, sondern wollte auf dieselben Principien einen eigenen Bund gründen, der dann schon mit der großen Mutterverbindung nächstens zusammenstoßen und sich begegnen werde. Vor Allem sah er sich nun nach einem Gehülfen um, den er in seine Pläne einweihen und mit dem er das Weitere überlegen könne. Und zu dieser Ehre wurde ich ausersehen. Auch war ich in der That zur gänzlichen Hingabe an abenteuerliche, phantastisch-riesige Zwecke ein sehr geeignetes Individuum. In einer vortrefflichen, streng sittlichen Familie erzogen, waren von meinen Eltern und Verwandten von früh auf die allerstrengsten positiven Moralanforderungen an mich gemacht worden. Bei ihnen waren sie freilich eine Wahrheit, nichts Todtes, äußerlich Angelerntes, sondern lebendiger, wirklicher Ausfluß ihres Charakters. Anders war es bei mir. Das nitimur in vetitum hatte sich bei meiner großen natürlichen Leidenschaftlichkeit und Sinnlichkeit in diesem stillen und reinen Familienkreise schon sehr früh ausgebildet und da es in demselben auch nicht den mindesten Anknüpfungspunkt und nicht die geringste Verwandtschaft fand, so hatte es sich desto lebhafter innerlich in der Phantasie und später auch außerhalb des väterlichen Hauses unter Spielkameraden und Schulgenossen entwickelt. Auf diese Weise war schon in frühester Jugend ein schroffer, auseinanderklaffender Dualismus bei mir hervorgetreten, der mich zu Hause zum unwahren, verschlossenen Gesellen machte, während er mich außer dem Hause zu den wildesten und verderbtesten Jungen hintrieb. Niemand hat daher auch wohl schon in so früher Jugend an den Qualen eines bösen Gewissens gelitten, wie ich, welchem Umstande ich es auch zuschreibe, daß mir jene Sehnsucht nach der unschuldigen Kinderzeit, die so viel Menschen zeitlebens im Herzen tragen, völlig fremd ist. Es mag parador klingen, aber es ist doch in

gewisser Beziehung wahr, wenn ich behaupte, daß man in der Jugend eben so gut an zu reinen, hochgeläuterten, moralischen Familienverhältnissen zu Grunde gehen könne, wie an zu gemeinen und unmoralischen. Der letztere Fall ist freilich der gewöhnliche und die Hinwegräumung desselben bietet eben heut zu Tage das allerschwierigste Problem dem Pädagogen, dem Geistlichen, dem Bürger und dem Staatsmanne dar. Aber auch der erstere Fall ist, wiewohl seltener, so doch nicht ganz ungewöhnlich und ich selbst bin ein lebendiges Beispiel davon. Wenn nämlich eine Familie einen ungewöhnlich hohen Grad sittlicher Reinheit in sich ausgebildet hat, wodurch sie über das Treiben der Masse weit hervorragt, so ist es sehr natürlich, daß sie sich immer mehr in sich selbst zurückzieht und den Contact mit der Außenwelt möglichst vermeidet, um ihr sittliches Gefühl nicht täglichen Verletzungen auszusetzen. Sie wird dieses um so mehr thun, als Beruf und Stellung sie nicht zum Verkehre mit der übrigen Welt gebieterisch zwingt. Alsdann bildet sie eine kleine Welt für sich, in der eine reinere, sublimirtere sittliche Atmosphäre herrscht, wie anderswo; eine stille Oase mit frischem Brunnen und kühlen Schatten, deren Bewohner die Stürme der Wüste, ihre Hitze und ihren Durst, ihre Strapatzen und ihre Kämpfe nicht kennen. Es ist gewiß ein hohes Glück für die Kinder, welche in solcher Familie erzogen werden, wenn es gelingt, ihnen dieselbe sittliche Reinheit anzuerziehen. Aber das ist schwerer als man glauben sollte. Die Tugenden, die im Volkscharakter liegen und sich dort lebendig entwickelt haben, erben sich leicht fort und gehen ganz von selbst naturwüchsig-organisch in die jüngere Generation über, denn alle Eindrücke, welche die Jugend empfängt, wirken darauf hin und stehen im Einklange damit. Anders ist es aber mit der sittlichen Errungenschaft einer einzigen Familie, wenn sie im Gegensatze zu den moralischen Zuständen des Volkes im Allgemeinen sich befindet. Dieser Gegensatz, den die ältern Mitglieder der Familie freilich überwunden haben, er macht sich bei ihren Kindern oft auf sehr unglückliche und zerstörende Weise geltend. Denn man kann die Kinder nicht absperren gegen die Außenwelt; durch Dienstboten, durch den Schulbesuch, durch Lectüre und durch tausend andere Mittel und Wege, bringt die gröbere sittliche Atmosphäre der moralischen Volkszustände in die Seele des Kindes ein und je stärker der Contrast zwischen dem ist, was es im Hause sieht und hört und was es auf der andern Seite in der Außenwelt erlebt, desto größer muß auch der Zwiespalt werden, der in seinem Wesen entsteht. Das Kind wird nach zwei entgegen-

gesetzten Seiten hin und her gezerrt, zumal der Knabe, der von Natur eine größere Hinneigung für die größern Kreise der Welt hat, als das Mädchen, welches mit seiner schüchternen Phantasie leicht und gern in den Grenzen des häuslichen Kreises bleibt. Die moralischen Lehren, die der Knabe auf diese Weise in der Familie empfängt, können daher nicht lebendige Wurzeln in seinem Gemüthe und nicht zur andern Natur bei ihm werden. Sie bleiben todte Theorie, äußere officielle Gesetzlichkeit, die er abstreift und bei Seite wirft, sobald er die Thür des elterlichen Hauses im Rücken hat und deren Maske er erst dann wieder anlegt, sobald er die Schwelle wieder betritt. Auf diese Weise erklärt sich die Erscheinung, die gar nicht zu den seltenen gehört, daß eben die Söhne solcher Familien, die in Zurückgezogenheit von der großen Masse eine, ich möchte sagen, unhistorische, der Zeit vorauseilende Zartheit und Reinheit in sich ausgebildet und über ihre sämmtlichen Lebensäußerungen ausgegossen haben, oft die unglücklichsten und schlechtesten Menschen werden, während man annehmen kann, daß sie in solchen Familienkreisen, deren sittliches Wesen mehr im Zusammenhange mit den allgemeinen moralischen Zuständen gestanden hätte und die daher weniger unerreichbare, historisch vermittelte Anforderungen an das kindliche Gemüth gemacht hätten, nicht gänzlich in den Gegensatz umgeschlagen wären. Diese Erkenntniß ist es auch, welche so manche ausgezeichnete Eltern im höchsten Grade beunruhigt und unglücklich macht; die sorgsamste Privaterziehung bleibt Stückwerk und verdirbt sogar häufig mehr, als ein gleichgiltiges Gehenlassen, sobald die öffentlichen Zustände und der allgemeine sittliche Normaletat derselben nicht entspricht. Familienerziehung ohne Nationalerziehung schafft selten ein naturgemäßes gesundes Product. Was mich selbst anbetrifft, so befand ich mich bis zu meiner Universitätszeit eben durch diesen Zwiespalt in der allerunglücklichsten Gemüthsstimmung, die man sich denken kann. Bei der liebevollsten Pflege von Seiten meiner Eltern und Verwandten, bei der äußerlich glücklichsten Lage war ich doch im hohen Grade bedauernswerth. Von Natur zur offensten Hingabe geneigt und gewiß mit mehr Liebe zur Wahrheit ausgerüstet, als die meisten Menschen, hatte ich mich von frühester Jugend in ein Gewebe von Unwahrheit und Lüge verwickelt, welches mich fortwährend beängstigte und drückte und mir eigentlich keinen einzigen frohen unbefangenen Augenblick ließ. Mit einem leidenschaftlichen Bedürfniß zu lieben ausgestattet, wagte ich mich im Gefühl meiner Schuld der Liebe meiner Eltern nie

hinzugeben, so daß ich von meinem Vater für einen völlig gefühllosen Burschen gehalten wurde und nur das leiser vernehmende Ohr der Mutter wußte die einzeln hervorbrechenden Laute der Sehnsucht nach leidenschaftlicher Hingabe zu ahnen. Und wie ich im Gefühle meines Unwerthes mich in der Familie nicht berechtigt hielt zu lieben, wie ich es selbst nicht wagte gegen diejenigen meiner Schulgenossen, die ich für besser hielt, als mich selber, so hatte ich dagegen auf der andern Seite den Schmerz, meine Liebe an rohe und gemeine Gesellen völlig unverstanden und unerwidert wegwerfen zu müssen. Ich werde in einem andern Buche mich weitläuftiger und ausmalender über die Verirrungen, Strebungen und Unklarheiten meiner Jugendjahre auslassen, weil ich glaube, daß diese Erfahrungen zum Nutzen und Frommen manches Jünglings dienen können. Hier nur so viel, daß ich bis zu meinem Eintritte in das Studentenleben eigentlich keine glückliche Minute gehabt habe, daß ich von dem Bewußtsein der Sünde völlig erdrückt war und die Hoffnung längst aufgegeben hatte, je die Anforderungen der strengen positiven Moral zu erfüllen, die man mir zu Hause gelehrt hatte. Ich hielt mich für ganz werthlos, für den schlechtesten Menschen, der auf der Erde existirte. Dieses völlig unterdrückte Selbstgefühl flammte nun auf einmal mächtig auf, als in den burschenschaftlichen Kreisen, in die ich eintrat, überall auf die politische Rolle hingewiesen wurde, zu der wir Jünglinge berufen seien. Diese dreiste Kritik alles Bestehenden, dieses Aburtheilen über jegliche philosophische und sittliche Idee, dieses Sichlossagen von jeder Autorität überraschte mich in den ersten Augenblicken; aber sehr bald ging ich mit einer grenzenlosen Freude auf diesen Ton ein, der für mich ein wahrer Posaunenruf war, durch welchen mein eigentliches Ich erst erweckt wurde. Ich kann dieses taumelnde Entzücken der erwachten Psyche, als sie die ersten freien Flügelschläge that, nimmermehr in seiner ganzen Fülle schildern; mein ganzes Wesen war wie elektrisirt, als mich zum ersten Male die selige Ueberzeugung durchdrang, daß mein eigener Verstand und mein eigenes Gewissen zur freien Prüfung aller ethischen Verhältnisse berechtigt sei und daß ich selbst den Beruf und die Freiheit hätte, mir meine Moral und meine Ueberzeugung zu bilden und mir mein eigenes Ziel zu stecken, wonach ich aus freier Liebe und selbsteigener Begeisterung zusteuern dürfe. Wie Schuppen fiel es mir mehr und mehr von den Augen; jeder Tag ein neuer Gedanke, eine neue freie Reflexion über mich, über Zeit und Welt und über mein Verhältniß zu ihnen. Meine Pulse hüpften und sprangen

vor innerm Jubel über das mich mehr und mehr durchdringende Bewußtsein, daß ich auch etwas sei. — Was mir bis dahin besonders gefehlt hatte, war ein positives Ziel nach freier Wahl und eigener Begeisterung. Bis dahin hatte ich mich immer in einer blos negativen Moral abgearbeitet, in todten, für mich inhaltlosen, ethischen Begriffen, deren Gebote ich deshalb auch völlig vergeblich zu erfüllen gestrebt hatte. Ich weiß nicht, ob ich mich verständlich ausdrücke und ich greife daher zu einzelnen Beispielen, um das, was ich meine, deutlicher zu machen. So war mir immer im Allgemeinen gepredigt worden, daß ich fleißig sein solle, aber da die Gegenstände des geforderten Fleißes mir von außen aufgedrungen wurden und ich sie nicht aus freier Lust ergriff, so verwandelte sich dieses positive Gebot mir gegenüber in ein blos negatives Verbot, welches weiter nichts enthielt, als: Du sollst die Schule nicht versäumen, Du sollst keine aufgegebene Arbeit unerledigt lassen, Du sollst nicht herumlaufen, sondern zu Hause sitzen u. s. w. Und dasselbe Verhältniß trat bei allen übrigen ethischen Geboten ein, die mir von Eltern und Lehrern wurden. Ich habe mich stets überzeugt, daß sie fast alle wahr und vortrefflich gewesen sind; aber für mich waren sie damals unwahr und nutzlos, indem sie sich nicht innerlich aus mir entwickelten. In diesem Augenblicke, wenn ich als älterer Mann mir die Lehren meiner Jugend recapitulire, sehe ich zu meiner Verwunderung, daß ich sie mir alle allmälig in schweren Lebenskämpfen und mit theuerm Lehrgelde angeeignet habe, während sich damals mein ganzes Wesen dagegen aufbäumte. Hätte man es weniger gut mit mir gemeint und mir mehr freie Selbstthätigkeit gestattet, so wäre ich gewiß früher dahin gelangt und hätte nicht so weite Umwege durch die äußersten Extreme zu machen brauchen. Wie gesagt so fehlte es mir bis dahin namentlich an jedem höhern Ziele, was ich aus eigener Lust ergriffen hätte, in dessen Verfolgung das Uebergewicht des blos sinnlichen Menschen gleichsam von selbst unterdrückt worden wäre. Dieses Ziel wurde mir nun in der Burschenschaft, wenn auch nur in vagen, nebelhaften Umrissen vor Augen gehalten und wurde in den Worten „Freiheit", „Vaterland" ausgesprochen. Jetzt hatte ich, was mir fehlte, und ich stürzte mich mit unendlicher Begeisterung in diesen Ideenkreis. Nicht nur las und debattirte ich vom Morgen bis Abend darüber, sondern meine Phantasie arbeitete sich auch in heißer Sehnsucht, wiewohl vergeblich, mit der Ausmalung eines Wirkungskreises ab, in welchem ich für diese Ideen handeln, leben und sterben könnte. — Nach diesen Andeutungen über

meinen damaligen Seelenzustand wird man es erklärlich finden, daß jener Freund mich für einen geeigneten Genossen seines Planes hielt und sich mir in dieser Beziehung näherte. Er warf seine Schlinge ganz in der systematischen Weise aus, wie der Jünglingsbund zu operiren pflegte, wenn er ein neues Mitglied gewinnen wollte. Es war dies eine feststehende Form, die ihm jener Jenenser schon mitgetheilt hatte. Zuerst sprach er von der Einheit und Freiheit Deutschlands, und wie dieses Ziel mit allen Kräften erstrebt werden müsse. Als ich damit einverstanden war, ging er einen Schritt weiter und stellte den Satz auf, daß eben diesem höchsten Zwecke alle andern Rücksichten zum Opfer gebracht werden müßten und daher jedes Mittel heilige. Als ich auch dieses in meiner frischen, einseitig-phantastischen Begeisterung zugab, warf er die Frage auf: welche Mittel wohl in gegenwärtigen Zuständen die geeignetsten sein möchten, um zu Erreichung dieses Ziels zu wirken? Er führte aus, wie ein öffentliches Wirken durch die Presse wegen der Censur unmöglich sei und brachte mich durch seine künstliche Dialektik dahin, daß ich selbst zuerst einen geheimen Bund als besonders zweckmäßig erklären mußte. Als er mich so weit hatte, ließ er in seiner sokratischen Manier mich selbst zur Beantwortung der Frage kommen, wie ein solcher Bund wohl eingerichtet und organisirt sein müsse? Denn es komme vorzüglich dabei darauf an, daß er von den Regierungen nicht entdeckt werde. Diese Gefahr sei aber jeden Augenblick zu befürchten, wenn sämmtliche Mitglieder einander kennten. Die Unvorsichtigkeit oder absichtliche Verrätherei eines einzigen Mitgliedes könne dann den ganzen Bund in's Verderben stürzen und damit die Hoffnung auf die Einheit Deutschlands auf viele Jahre hinaus zerstören. Wir kamen demnach zu dem Resultate, daß die Mitglieder sich selber nicht kennen dürften, zu welchem Zwecke wir eine äußerst complicirte Maschinerie des Bundes ausklügelten. Jedes neue aufgenommene Mitglied müsse nur den kennen, der ihn aufgenommen habe; der letztere müsse alsdann die Anzeige von der Reception des neuen Mitgliedes wieder zu dem gelangen lassen, der ihn selbst eingeweihet habe, und auf diese Weise die ganze Stufenleiter herauf bis zu den unbekannten Obern, die dann im alleinigen Besitz der Kenntniß von sämmtlichen Mitgliedern wären. Wir klügelten noch eine Menge anderer abenteuerliche Vorsichtsmaßregeln aus. Dahin gehörte unter andern die Bestimmung, daß gar keine schriftlichen Actenstücke aufbewahrt werden sollten, die gerichtlich gegen uns zeugen könnten. Um dieses zu vermeiden, müßten die Bundes-

mitglieder ihr Gedächtniß dergestalt stärken, daß sie im Stande wären, alles auf den Bund Bezügliche im Kopfe zu behalten, und um zu dieser Gedächtnißstärke zu gelangen, sollten sie regelmäßig unter Andern mehrere Seiten aus dem Scheller'schen Lexikon Wort für Wort auswendig lernen u. s. w. Selbst die Möglichkeit, daß Einer im Schlafe etwas verrathen könne, bedachten wir vorher und wir waren daher der Ansicht, daß jedes Bundesmitglied, welches auf einen neuen Candidaten speculire, sich vorher vergewissern müsse, daß derselbe nicht die Gewohnheit habe, im Schlafe zu reden, zu welchem Zwecke er ihn daher einige Zeit beim Schlafe beobachten müsse, und was dergleichen phantastische Abenteuerlichkeiten mehr waren, an der wir unsern Scharfsinn übten. Eidschwören, Bundessiegel und andere Formalitäten wurden natürlich nicht vergessen, und als nun endlich das ganze Gebäude fertig war, an welchem mich mein Freund, wie an einem Probleme der Zukunft, hatte mitbauen lassen, eröffnete er mir endlich mit feierlicher Miene, was mich jedoch schon nach und nach ahnend durchschauert hatte, daß ein solcher Bund, auf dessen Nothwendigkeit meine eigene freie Ueberzeugung mich hingeleitet habe, bereits existire, wie er dieses aus sicherer Quelle wisse. Ich glaube auch, daß dieses Letztere seine wirkliche Ueberzeugung war, womit ihn jener obenerwähnte Jenenser dupirt hatte. Denn bei diesem geheimen Treiben ist es unvermeidlich, daß der Eine dem Andern etwas vorlügt. Zu gleicher Zeit aber bemerkte er mir, daß das Glied, vermittelst dessen er gehofft habe in Zusammenhang mit diesem Bunde zu treten, einstweilen zerrissen sei und daß er keine Mittel und Wege wisse, diesen Zusammenhang wieder herzustellen. Man müsse es also dem Geschicke überlassen, wann und auf welche Weise wir dereinst in diesen Bund aufgenommen werden könnten. Um aber bis dahin nicht unthätig zu sein, schlüge er mir vor, selbst vorläufig einen solchen Bund zu stiften, bei dem wir Beide alsdann die Rolle der unbekannten Obern zu übernehmen hätten. Auf diesen Vorschlag ging ich ein und zwar mit stolzer Freude. Denn bei dem dunkeln Drange für eine Idee zu wirken auf der einen Seite, durch die ich selbst sittlich gehoben würde, und bei meinem gänzlichen Mangel der Erkenntniß des moralischen Weltorganismus auf der andern Seite konnte mir damals die Einsicht noch nicht kommen, daß wir uns mit einer bloßen Form ohne allen concreten Inhalt, mit einem Projecte, das jedes Anknüpfungspunktes in der Wirklichkeit entbehre, und mit einer Wirksamkeit beschäftigten, von der wir uns selbst keinen Begriff machen konnten, eben weil sie eine völlige

Unmöglichkeit war. — Wir haben auch wirklich sechs bis sieben Mitglieder allmälig gewonnen, denen wir natürlich nicht sagten, daß dieses nur ein winziger Anfangspunkt des projectirten großen Bundes sei und daß wir bis dato durch Selbstbestimmung die beiden einzigen sehr unbedeutenden Obern desselben wären; vielmehr gerirten wir uns als die unbedeutenden letzten Glieder einer wer weiß wie großen, immensen Kette und belogen sie fortwährend auf die schnödeste Weise. Wir schrieben Briefe mit verstellter Hand im Namen der unbekannten Obern, worin wir sie zur Wirksamkeit aufforderten, ein mystisches Wort, bei dem wir so wenig, wie die Empfänger, sich irgend etwas Bestimmtes denken konnten, und das Alles geschah in majorem patriae gloriam. Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß diese ganze phantastisch-unmoralische Spielerei, eben weil ihr jede wirkliche Basis fehlte, sehr bald von selbst aufhörte und daß der Bund zerfiel, sobald wir die Universität verließen. Ich würde dieser ganzen Kinderei, deren ich mich jetzt herzlich schäme, hier gar nicht erwähnen, wenn ich es nicht für möglich hielte, daß auch in Zukunft mancher junge Mann sich daraus eine Warnung entnehmen könnte. Die Lust an Geheimbündnerei hat in diesem Augenblicke auf Universitäten freilich gänzlich aufgehört, aber es könnten Zeiten kommen, die wieder dazu anregten und wo sie wieder erwachte. Ist dieses der Fall, so werden sich ungefähr dieselben Manipulationen, wie ich sie geschildert habe, wiederholen. Man wird aber alsdann darauf vorbereitet sein und sich nicht von ihnen überraschen und imponiren lassen.

Soll ich nun noch der unberechenbaren Nachtheile gedenken, die meinem ganzen Entwickelungsgange aus diesem Treiben erwachsen sind? Es möchte kaum nöthig sein, denn sie liegen auf der Hand. Die freie Forschung nach Wahrheit, die so eben erst mächtig in mir erwacht war, die mich so sehr gehoben, wurde dadurch plötzlich geendet und in die allereinseitigste Richtung hineingezwängt. Ehe ich reif war zu Resultaten, hatte ich bereits ein bestimmtes Resultat willkürlich für mich festgesetzt; ich hatte über meinen Lebenszweck bestimmt, und zwar in einer so ausschließlichen Weise, daß nothwendigerweise jedes vielseitigere Streben nach Bildung, jede Hingabe an Wissenschaft und Kunst dadurch negirt werden mußte. Ich hatte ein Ziel, welches auf der einen Seite gar keine reelle bildende Thätigkeit zuließ und welches auf der andern Seite doch jede anderweitige Thätigkeit als ablenkend verbot. Ich mußte die Augen mit Gewalt gegen die Wirklichkeit verschließen, denn ich lief sonst Gefahr, innerlich einen Abfall vom Bunde zu begehen,

eben weil er der Wirklichkeit und allen reellen Lebensbedingungen so schnurstracks widersprach. Die künstlichen Pflichten, die ich mir auferlegt hatte, zwangen mich Alles, was ich erlebte, gewaltsam mit diesem albernen Bunde in Verbindung zu setzen. Alle Menschen zerfielen von nun an für mich nur in zwei Klassen, in solche, die für den Bund zu gewinnen waren und in solche, die nicht dafür zu gewinnen waren. Für diese letztere übergroße Mehrzahl interessirte ich mich fortan nicht mehr, ja es kam dahin, daß ich sie als Feinde betrachtete, die der Ausbreitung des Bundes hinderlich seien. Jeder Richtung, die in meinen nächsten Kreisen davon abführen konnte, arbeitete ich entgegen. Ich warf einen Groll auf alle Schriften, die nicht einen gewissen *politischen* Fanatismus athmeten. So erinnere ich mich noch deutlich des Hasses, den ich gegen Goethe hegte. Ich ließ überhaupt nur wenige Schriftsteller noch gelten, wie Körner, Follen und allenfalls Schiller, an denen sich meine müßige Phantasie erhitzte. In den Jahren, die eben besonders geeignet waren, meine Augen für die Natur zu erschließen, wandte ich mich frevelhafter Weise gewaltsam von ihr ab, um mich in meiner engherzigen dogmatischen Richtung künstlich zu befestigen. Mehrere Jahre gingen auf diese Weise nutzlos für mich verloren und da ich doch nicht absolut müßig sein konnte, so vertrieb ich mir wieder die Zeit mit einer Menge von Nichtswürdigkeiten, die durch ein frisches, auf Wahrheit begründetes Streben kaum erst in den Hintergrund zurückgedrängt waren. Ich hätte an Sitte und reellen Kenntnissen gewiß unendlich gewonnen, ich wäre früher Mann geworden, hätte eine tüchtigere Persönlichkeit erlangt, ich hätte Kräfte und Zeit, von denen jeder Mensch doch nur ein bestimmtes, leicht zu erschöpfendes Capital besitzt, nicht unnütz vergeudet, wenn ich mich dieser eiteln Bundesspielerei nicht hingegeben hätte. Das war der erste Nachtheil.

Eine andere schlimme Folge lag darin, daß ich es von nun an verschmähte, mich für einen bestimmten Beruf und eine feste bürgerliche Lebensstellung vorzubereiten. Als Oberer eines geheimen Bundes, von dem das künftige Schicksal Deutschlands abhängen sollte, hatte ich ja bereits eine weit erhabenere Stellung eingenommen, als mir auf dem gewöhnlichen Wege, der mich zu der Beschäftigung mit einer Menge für meinen Zweck nutzloser Kleinigkeiten und Trivialitäten überhäuft hätte, irgendwie zu erreichen hoffen konnte. Wie konnte ich mich darauf vorbereiten ein Glied des bestehenden Organismus zu werden, da dieser ganze Organismus ja nächstens von mir über den Haufen geworfen

werden sollte? Durch diese absurde Phantasterei wurde ich aus meiner naturgemäßen Bahn herausgeschleudert, bis es zu spät war, wieder in dieselbe einzulenken; denn wie gesagt, ein willkürliches Experimentiren verträgt die moralische und materielle Oekonomie der menschlichen Verhältnisse nicht. Und nun dieser Zwiespalt, der zwischen meiner äußern Stellung und der Stellung, die meine Phantasie im Innern mir zur Welt angewiesen hatte, sich immer klaffender herausstellen mußte! Hatte ich früher an Mangel an Selbstgefühl gelitten und war ich im Grunde besser im Vergleich mit Andern, als ich selber glaubte, so trat jetzt das umgekehrte Mißverhältniß ein; ich litt an innerm Hochmuthe und an einer Selbstüberschätzung, auf die meine Nebenmenschen natürlich nicht eingehen konnten. Ich habe eine sehr schwere Leidensschule bestehen müssen, der wohl mancher Andere völlig erlegen wäre (ein trauriges Schicksal, welches ich später bei vielen von Hause aus trefflichen jungen Leuten mit Schmerzen beobachtet habe, die sich ähnlichen willkürlich-hochmüthigen Verirrungen hingegeben hatten) und es hat lange Jahre bedurft, die schönsten Lebenskeime waren bereits völlig zerstört, die tiefsten, heiligsten Lebensverhältnisse unwiederbringlich zerrissen, bevor ich die Trümmer eines nicht unbegabten Lebensorganismus nothdürftig wieder zusammensuchen und wieder kleine Wurzeln in der Gesellschaft schlagen konnte.

Und selbst alle natürlichen Freundschaftsverhältnisse, jeder offene Austausch der Ideen und Empfindungen, wurden von dem Augenblick an zerstört, als ich mich in meiner Phantasie von der mir von Gott angewiesenen großen öffentlichen Gesellschaft des deutschen Volkes trennte und mir eine kleine geheime exclusive Gesellschaft selber machen wollte. Ich glaube das Kainszeichen war von dem Augenblicke an auf meine Stirn geschrieben. Denn wie bis dahin alle Commilitonen den offenen, ringenden, die ideale Seite des Lebens emsig suchenden, für alles Höhere mit frischer Begeisterung glühenden, tief bescheidenen Jüngling wahrhaft liebten, so wandten sie sehr bald ihre Herzen von dem geheim-thuenden, hochmüthigen, fanatisch-tyrannischen Schwärmer, der sie nicht mehr förderte, sondern ihre Lebensbedingungen zu zerstören suchte, unwillkürlich ab. Und fand ich etwa Ersatz bei meinen wenigen Bundesfreunden für das zerstörte Herzensverhältniß mit der übrigen Welt? Schlossen wir uns desto enger an einander an, gaben wir uns desto aufrichtiger einander? Gerade umgekehrt. Wir waren früher Freunde gewesen, die im frischesten seligsten Ideenaustausch mit einander standen. Aber

jede Freundschaft ist auf den ethischen Fortschritt gegründet. Geht der Mensch zurück, so geht auch die Freundschaft zurück. Was zuerst jenen Freund anbetrifft, der mich geworben hatte, so waren wir eigentlich mit einander schon fertig und unser Verhältniß war von dem Augenblicke an todt, als wir den absurden Bund gestiftet hatten. Wir hatten von nun an mit einander nichts mehr zu reden, als auf den Bund Bezügliches, kleinliche Machinationen und armseliges Lügengewebe. Wir waren fortan einander nur noch Helfershelfer. Und was die andern von uns Getäuschten anbetraf, die wir in diesen unheimlichen, inhaltlosen Kreis hinein gerissen hatten, so konnte ihnen das leere Bewußtsein einer geheimen Mitgenossenschaft unmöglich Ersatz gewähren für Alles das, was sie früher an uns geehrt und bewundert und dessen wir uns selbst so freventlich beraubt hatten. Auch ist die Ahnung der Wahrheit — Gottlob — so tief und unzerstörbar im Wesen der Menschen begründet, daß der Abfall von ihr immer dunkel gefühlt wird, wenn man ihn auch nicht nachweisen kann. Sie wurden kälter und kälter gegen uns, gegen ihren eigenen Willen. Es zog sie nicht mehr zu uns hin, sondern ein gewisses Etwas zwang sie, uns zu meiden. Wir wären Freunde geblieben ohne diesen Bund — der Bund zerstörte unsere Freundschaft. Was namentlich meinen Collegen anbetraf, so endete unser Verhältniß sogar mit einer entschiedenen Feindschaft. Er war kälter, berechnender, selbstsüchtiger wie ich, mit ungleich entschiedenerer Willenskraft ausgestattet. Als sich ihm das Bewußtsein aufdrang, daß die erhabenen Pläne des Bundes jedenfalls noch in weiter, nebelhafter Ferne lägen und daß sie ihm für die Gegenwart weder Brot noch bürgerliche Stellung gewähren konnten, da entschloß er sich kurz und gut, brach mit mir völlig wegen eines nichtsnutzigen Vorwandes, um jede Erklärung abzuschneiden und warf sich mit angestrengter Arbeit auf seine Berufswissenschaft, in welcher er auch sehr bald das Versäumte nachholte und ein glänzendes Examen machte. Wie ich gehört habe, hat er späterhin nicht nur jedes politische, sondern auch jedes ideale Streben überhaupt entschieden von sich abgewiesen und hat mit derselben eisernen Consequenz, die ihn auszeichnete, sich rein nüchternen, materiellen, egoistischen Lebenszwecken hingegeben. Zu einer Erklärung ist es zwischen uns nie gekommen, indem er sich keineswegs von der Unwahrheit und moralischen Nichtswürdigkeit unseres Bündnerwesens überzeugt hatte. Denn in diesem 'll würde er mich ebenfalls zu überzeugen und von meinem Irrwege h offenes Aussprechen zurück zu bringen gesucht haben. Vielmehr

scheint sein plötzliches Zurückziehen selbst mit einem bösen Gewissen, mit einer entschiedenen Resignation auf jedes höhere allgemeine Streben überhaupt verbunden gewesen zu sein, deren er sich gegen mich selber schämte. Er war einer jener starren logischen Naturen, bei denen die schroffen Verstandesgegensätze nie durch das Gemüth vermittelt werden, bei denen es immer heißt: „Entweder: — Oder;" die in ihrer Einbildung entweder Gott oder Teufel sein wollen. Und da nun das Erstere nicht ging, so entschloß er sich kurzweg zu dem Andern. Ich selbst aber lebte noch ohne alle bestimmte geregelte Thätigkeit blos in meiner Einbildung mehrere Jahre als Bundesoberer in meiner Phantasie fort, bis mich natürliche Lebenssorgen und Leidenschaften des Momentes allmälig in andere Ideenkreise hinüberleiteten.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Uebersicht.

Es ist immer interessant, von Zeit zu Zeit die Erscheinungen der Literatur mit einem Blicke zu übersehen. Großartige Resultate, bedeutende, in ihren Folgen wichtige Veränderungen wird man freilich selten oder nie zu bemerken Gelegenheit haben; aber schon das ist, unserer Meinung nach, von Interesse, den Gang zu beobachten, den in der geschichtlichen Literatur die Mode der Zeit, in der politischen die Ideen des Tages, in der schönen diese beiden bewegenden Ursachen zusammen genommen haben. Wir glauben nämlich in der Literatur die Ideen des Augenblicks von denen der Mode genau unterschieden zu finden. Beide freilich sind wesentlich Kinder des Wechsels; aber die Mode hat immer eine gewisse Form, von der sie nicht abweicht, die sie nur modificirt, nicht wegwirft; die Herrschaft des Augenblicks oder des Tages ist tyrannischer. Sie tritt heute mit Füßen, was sie noch gestern vergötterte und rühmt morgen das, woran sie heute noch gar nicht dachte.

Jede Zeit huldigt diesen beiden Gewalten, sie muß ihnen huldigen, denn in ihnen wurzelt das gewöhnliche Leben. Und man darf nicht vergessen, daß fast alle Erscheinungen der Literatur in unserer Zeit zu den gewöhnlichen gehören, daß keine auf einen besondern innern Werth Anspruch macht, und nur diejenige, welche sich nicht ausschließlich einer dieser beiden Gewalten hingiebt, auf eine längere Dauer Anspruch machen kann, d. h. nicht sogleich vergessen zu werden, sobald sie an's Licht tritt. Man sieht dies nirgends deutlicher als in den Erzeugnissen der schönen Literatur; hier namentlich scheint die Huldigung des Augenblicks, vor Allem den Keim der Selbstvernichtung in sich zu tragen. Wer sich zum Träger der wechselnden Ideen des Tages macht, wird selten lange

ein sogenannter Liebling des Publikums oder gern gelesener Schriftsteller sein; er müßte denn eine proteusartige Natur haben, was übrigens in unsrer Zeit keineswegs zu den seltenen Erscheinungen gehört.

Ein Ueberblick über die literarischen Erscheinungen einer abgelaufenen Zeit giebt uns von Allem diesen Kunde. Wir sehen, welche Schriftsteller noch an der Tagesordnung sind, welche Ideen sie vertreten, ob sie sich selbst gleich geblieben oder von sich abgefallen sind. Könnte man zu gleicher Zeit auch sichere Kunde bekommen über die werkthätige Theilnahme des Publikums an diesen Erscheinungen, d. h. ob sie viel oder wenig gekauft, gern oder ungern gelesen werden, so würde sich der Kreis unserer Erfahrungen bedeutend erweitern, und die Schlüsse, die man aus der Literatur auf das geistige Leben der einzelnen Völker zu machen berechtigt ist, würden weit sicherer und richtiger sein. Die Theilnahme, die ein Buch in den Leihbibliotheken findet, ist nur zum Theil als richtiger Maßstab zu benutzen, da sie wie jede öffentliche Theilnahme von zu vielen Zufälligkeiten abhängt.

Wenn wir in Folgendem einige der neuesten Producte literarischer Thätigkeit dem Leser vor Augen führen, so haben wir keinen andern Zweck vor Augen, als diese Merkzeichen der Zeit hervorzuheben und eben in der Bücherwelt dasselbe Resultat zu finden, das uns in der Geschichte des Tages so grell entgegentritt, die ewige Bewegung der Materie, denn von dem ewigen sich gleichbleibenden Geiste finden wir wenig Spuren. Wie wäre es auch möglich. In dem steten Kreislauf der wechselnden Dinge, in dem Jagen nach Neuem und Ueberraschenden ist an die Ruhe nicht zu denken, die das ernste künstlerische Schaffen zur ersten Bedingung verlangt. Mehr oder minder besteht die Literatur des Tages — und zu ihr gehören nicht blos Flugschriften und Blätter, sondern auch bändereiche Romane, Dichtungen, ja selbst ernstscheinende Geschichtsbücher, die unter ihrem Ernste die Satirmaske verbergen und nur der Partei dienen — aus Geldspeculationen und wer den Markt mit seinem Geschrei erfüllt, trägt meist noch immer den Preis davon.

Lassen wir die Erscheinungen, wie sie uns in die Hände fallen, an uns vorüberziehen. Der Ritter Tschabuschnigg bringt seinen „Modernen Eulenspiegel". Er geißelt darin zwei Modethorheiten, die Manie der Kunstvereine und die Emancipation der Frauen. Wir haben uns lange gefragt, ob denn das noch Modethorheiten sind, ob namentlich die Emancipation der Frauen jemals wirklich, in Deutschland wenigstens,

Mode gewesen ist? Wir können es nicht glauben. Wir halten im Gegentheil die Emancipationswuth eher für ein Märchen einzelner Dichter, welche aus ihr taugliche Motive für ihre Modeartikel entlehnten und George Sand's Romane mißverstanden. Wie oft soll es noch gesagt werden, daß George Sand dieser Emancipation nie das Wort geredet hat? Sie wollte den Frauen nur das Recht des Menschen vindiciren, während sie bisher nur als Sachen behandelt wurden; sie wollte in der Ehe das Recht der wahren gegenseitigen Liebe vertheidigen, während die Ehe jetzt ein Handelsartikel geworden ist; sie wollte der Moralität der Gesellschaft eine festere Grundlage geben und man hat sie zu einer Fürsprecherin der Libertinage gemacht. Auch Herr von Tschabuschnigg hat keine höhere Idee von ihr. Die Kunstvereine gehörten früher wohl aber jetzt lange nicht mehr zu den Modethorheiten.

Gegen diese beiden Verirrungen zieht der Verf. in dem „Modernen Eulenspiegel" zu Felde und zwar in Bezug auf die Kunstvereine mit recht glücklichem Takt und gesunder Einsicht in das wahre Wesen der Kunst; in Bezug auf die Frauenemancipation aber natürlich mit sehr zweideutigem Erfolg, weil er eben von einer ganz fremden Voraussetzung ausgeht. Schon durch die Bezeichnung der beiden einander ganz heterogenen Richtungen, auf denen der Roman basirt ist, ist auch seine Zersplitterung angedeutet. Und er zerfällt wirklich in mehrere miteinander nur durch ganz schwache Berührungen zusammenhängende Glieder, die recht gut in besondere Novellen hätten abgetheilt werden können und gesondert sich gewiß weit besser dargestellt haben würden als jetzt, wo die widerstrebenden, so locker und lose, nur durch das willkürliche Gebot des Verfassers zusammenhängen. Die Darstellung ist gefällig und anmuthig, die Reflexionen des Verfassers über Kunst verständig und selbst der Humor, den er zuweilen durchblicken läßt, leicht und natürlich.

Da der Roman überhaupt kein in sich abgerundetes Ganze ausmacht, so scheint es auch unnöthig zu bemerken, daß die Katastrophe, mit welcher er schließt, ganz unnatürlich und, um mich des gemeinen Ausdrucks zu bedienen, wie mit Haaren herbeigezogen erscheint. Ueberhaupt scheint uns die Person Till's und seines dienenden Dilettanten höchst überflüssig, durch deren Wegfall der Roman gewiß sehr gewinnen würde.

Clelia Conti heißt ein neuer und schon mehrfach besprochener Roman von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Die Gräfin Hahn-Hahn

will keine Tendenzschriftstellerin sein; im Gegentheil, sie spricht sich immer und immer, nicht blos in dieser ihrer neuesten Dichtung, entschieden gegen die Tendenzen der Zeit aus und scheint, namentlich in ihren frühern Romanen, eine besondere Genugthuung in der Darstellung des ächt aristokratischen Lebens der höhern Stände zu finden. Sonderbar ist es, daß sie durch ihre Darstellungen in manchen Lesern den Gedanken erweckt hat, sie trete entschieden gegen ihren Stand auf, denn Niemand schade der, noch immer hier und da bestehenden, weil gewissermaßen mit der Muttermilch eingesogenen, Verehrung gegen den Adel mehr als die Romane der Gräfin Hahn-Hahn. Gewiß ist es freilich, daß die grundlos schlechten Charaktere, die sie mit besonderer Vorliebe ihren männlichen Personen beilegt, und die man bei ihr, dem Mitgliede der exclusiven Gesellschaft, für keine Uebertreibnng oder Verfälschung aus Nichtkenntniß des Standes halten kann, die Achtung vor dem Adel nicht vermehrt haben. Ob sie diese Wirkung bezweckt, kann Ref. zwar nicht wissen, aber auch er hält sie für eine der revolutionärsten Schriftstellerinnen Deutschlands und somit für eine Tendenzschriftstellerin ersten Ranges.

Auch in dem gegenwärtig vorliegenden Roman verfolgt sie ihren Zweck, den männlichen Theil des Adels auf eine nichts weniger als schmeichelhafte Weise zu porträtiren. Sie sagt zwar freilich selbst, sie könne es nicht finden, daß sie die Frauen auf Kosten der Männer verherrliche, doch das ändert an der Hauptsache nichts und ihre Romane werden ein höchst merkwürdiges Phänomen in der Literatur Deutschlands bleiben. Auch verherrlicht sie wirklich die adligen Frauen im Allgemeinen nicht, denn diejenigen Heldinnen ihrer Romane, auf denen sie allen Zauber der Poesie häuft, stehen so isolirt da, daß der Leser in ihnen kein Abbild aus der Wirklichkeit, sondern ein reines Gebild der Phantasie erblickt, an dem er sich erfreut, wie an einem schönen, aber unmöglichen Traum. Zugleich sorgt aber auch die Verfasserin immer dafür, daß selbst bei dem schönsten reichbegabtesten Gebilde ihres Dichtergenius sich ein Makel finde, der die überirdische Schönheit zur Erde herabzieht und zu einem dem dunkeln Erdenloose unterworfenen Geschöpfe macht. So namentlich bei der Clelia Conti.

Die Heldin des Romans ist die Tochter eines italienischen Grafen, welche nach dem Tode ihrer Mutter in einem Kloster erzogen wird und nach dem Tode ihres Vaters zu ihren Verwandten in Tyrol kommt,

wo eine tyrannische, intriguante Tante das unerfahrene, liebebedürftige Kind auf jede Weise zurücksetzt, wegen ihrer Schönheit und ihres Reichthums haßt und so sehr sich selbst überläßt, daß das Mädchen, mit der Welt und ihrem Treiben unbekannt, in ein Verhältniß zu einem Verwandten des Hauses kommt und sich mit diesem heimlich verlobt, ohne irgend eine Neigung für ihn zu empfinden. Erst jetzt wird sie mit einem jungen Manne, dem Grafen Gundacar Osnat, bekannt und es entsteht für diesen in ihr eine so gewaltige Leidenschaft, daß sie ihr früheres Verhältniß aufzulösen sucht. Die Tante, die ihr den geliebten und reichen Grafen ihrer Töchter wegen mißgönnt, zwingt sie, sich mit dem Baron von Thannau zu verheirathen, mit dem die Tante selbst früher in sträflichem Umgang gestanden. Die Verbindung wird, trotz des Widerstrebens Clelia's, geschlossen, doch von ihr nicht vollzogen, im Gegentheil bietet sie dem Baron die Hälfte ihres Vermögens an, wenn er sie freilassen will, was dieser, theils aus Liebe zu dem schönen Weibe, dessen Besitz er noch zu erringen hofft, theils in der Meinung, daß das Ganze besser als die Hälfte sei, ablehnt. Sechs Jahre schleppt der Baron die Frau, die aus dem Umgang mit Graf Osnat, der sich Nachts durch das Fenster in ihr Zimmer stahl, ein Kind hat, wie ein Kerkermeister mit sich herum. Endlich führt ein Zufall die beiden Liebenden wieder zusammen und sie entfliehen Beide nach Paris. Doch auch Gundacar ist kein besonders liebenswürdiger Mann. Der Verlust seiner ersten Liebe macht ihn thatlos, er wirft sich in zerstreuende Gesellschaften, gewöhnt sich den Trunk an und läßt sich endlich, da seine Eltern seine Verbindung mit Clelia mißbilligen und ihm fernere Geldunterstützung verweigern, von ihr ernähren, indem Clelia auf die Bühne geht und als Sängerin außerordentliche Erfolge gewinnt.

Man sieht, der Roman ist aus den widerwärtigsten Elementen zusammengesetzt, Gemeinheit der Gesinnung, Verworfenheit des Charakters treten uns auf der einen Seite eben so widrig entgegen, wie uns auf der andern die erbärmlichste Schwäche zurückstößt. Baron Thannau giebt das Weib, das aus seinem sechsjährigen Kerker entflohen ist, nur gegen Abtretung der vollen Mitgift frei; die Tante verfolgt ihre Nichte mit allen möglichen rechtlichen Schikanen, der junge Osnat zeigt nur in dem eigensinnigen Festhalten an seiner Neigung für Clelia eine Stärke, die aber eher krankhaft als natürlich genannt werden muß. Nur Clelia ist mit allem Aufwand von Poesie verherrlicht, den die Darstellung eines reinen, ursprünglichen Gefühls geben kann und man mag wohl sagen,

daß die Verfasserin Alles aufgewandt hat, um sie recht hoch zu stellen. Nur hat sie leider vergessen, daß die bodenlose Verderbtheit der Umgebung, in die sie sie bringt, die Höhe und Reinheit ihrer edlen Natur selbst verdächtig macht und den Leser verleitet, gerade das Gegentheil von dem zu glauben, was sie mit Worten ausspricht. Es ist das nur die gewöhnliche Folge der Uebertreibung, deren sich die Verf. in diesem Romane fast mehr als in irgend einem andern schuldig gemacht hat. Maß zu halten im Haß und in der Liebe ist auch eine Tugend und besonders für einen Schriftsteller, der vor Allem in seinen Darstellungen nach innerer Wahrheit streben soll. Die Form des Romans krankt an sehr bedeutenden Mängeln, von denen wohl der hervorragendste die unbequeme Zerstückelung der Erzählung ist, indem die Verf. mit dem Tagebuche Clelia's beginnt und später den Faden der Erzählung selbst fortführt.

Der Roman „Heinrich Burkart", von Therese, Verfasserin der „Briefe aus dem Süden", steht dem vorerwähnten in jeder Hinsicht nach; doch in den Tendenzen, die ihnen die Verfasserin zu Grunde gelegt hat, gleicht er ihm auffallend. Zwar macht sich Frau von Bacharach keineswegs zur Vertreterin der altaristokratischen Gesellschaftsideen, im Gegentheil legt sie ihrer Dichtung zwei ganz andere Ideen des Tages zum Grunde. Ihr Held, Heinrich Burkart, ist ein Communist und verliebt sich zugleich sogar in eine hochgeborne Gräfin, sowie seine Schwester von einem verarmten Baron geliebt wird. Diese Vermischung zweier Lieblingsideen unserer Tagesschriftsteller mit der Dichtung können wir freilich nur unglücklich nennen und zwar um so mehr, da die Verfasserin es nicht wagt, keck die beiden Lebensfragen unserer Zeit in ihrer ganzen Fülle und Tiefe zu erfassen. Heinrich Burkart ist Communist und auch keiner, d. h. er vereinigt zwar seine Arbeiter (er ist ein geschickter und gesuchter Mechaniker) in eine Art Club, wo er ihnen aber nur Singestunde giebt und sie in einzelnen für ihr Geschäft nothwendigen Wissenschaften unterrichtet; eben so leer und schwankend sind die Herzensverhältnisse der vier Hauptpersonen des Romans. Heinrich verliebt sich auf eigene Hand in die stolze Gräfin, die ihm keine Aufmunterung in irgend einer Art dazu giebt; und die ihm im Gegentheil eine Gleichgiltigkeit zeigt, die ihn für immer vor diesen Gefühlen hätte bewahren sollen. Die Liebe des Barons zu Heinrichs Schwester aber nimmt einen für einen adeligen Liebhaber so häßlichen Verlauf (denn er verläßt das mit ihm verlobte Mädchen und heirathet die Gräfin nur um des Geldes willen), daß

man sich mit Widerwillen von diesem Gemälde abwendet. Aber auch hier begegnet uns die eigenthümliche Erscheinung, daß unsere Schriftstellerinnen, meist adeliger Abkunft oder Stellung, zur Untergrabung des Ansehens, welches der Adel an sich vielleicht noch hier und da genießt, weit wirksamer beitragen und zwar eben deswegen, weil sie etwas ganz Anderes bezwecken, als irgend einer unserer sogenannten revolutionären Schriftsteller, der die Anerkennung der neuern Zeitideen mit Bewußtsein verfolgt. Wir haben dies bei dem Roman der Gräfin Hahn-Hahn bereits nachgewiesen und finden diese Bemerkung auch bei dieser Schriftstellerin bestätigt.

Weit friedlicher ist eine andere schriftstellerische Dame, deren zahlreiche Romane, wie wir hören, von dem weiblichen Lesepublikum außerordentlich gern gelesen werden. Wenn unsere Zeit kunstreicher bei ihren dichterischen Productionen verführe, so würden wir den Namen Penseroso, unter welchem diese Dame schreibt, nicht hier anführen, denn ihre Romane erfüllen keineswegs die Ansprüche, welche eine nur einigermaßen gute Kritik an ihnen zu machen berechtigt ist. Wir wissen recht gut, daß nicht Jedermann mit diesm Urtheil übereinstimmt. So erinnern wir uns vor einiger Zeit einen Aufsatz in öffentlichen Blättern gelesen zu haben, der über die Ungunst der Kritik gegen die romanschreibenden Frauen klagte und namentlich dabei auch Penseroso nannte. Wir können deshalb unser Urtheil nicht abändern und halten diesen Vorwurf auch im Allgemeinen für ungerecht aus mehr als einem Grunde. Für die wahre Kritik sind gewisse Romane gar nicht vorhanden, denn sie soll sich nur mit ächten Kunstwerken oder mit solchen beschäftigen, welche mehr oder weniger nach diesem höchsten Ziel des Talentes streben. Wo diese Anforderungen sich nicht geltend machen, wo ein untergeordnetes wenn auch liebenswürdiges Talent in gewohnten Bahnen sich ergeht, da hat die Kritik nichts weiter zu thun als zu schweigen. Wenn auch die Zeit noch nicht gekommen ist, wo die seichte Sentimentalität eines Lafontaine und Heinrich Clauren von dem kräftigern Sinne der Zeit zurückgewiesen wird, so hat doch die Kritik mit solchen Bestrebungen nichts mehr zu thun. Die Romane von Penseroso gehören dieser Richtung fast ausschließlich an; was kann die Kritik anders thun, als sie ignoriren? Uebrigens hat sie bereits ihre Anerkennung gefunden, die in ihrer praktischen Bedeutung für Verfasser wie Verleger weit wichtiger ist, als die günstigste Anerkennung von Seiten der Kritik; sie hat einen ausgebreiteten Leserkreis und das ist mehr als

sich manche von der Kritik hochgepriesene Romane rühmen können. Auch gestehen wir gern, daß einzelne Romane von Penseroso bei aller Flachheit und Langweiligkeit, namentlich des Dialogs, noch lange nicht zu den schlechtesten Romanen unserer schreibseligen Zeit gehören, ja sie haben sogar einen eigenthümlichen Reiz in der schmucklosen und, besonders in der einfachen Erzählung so tiefergreifenden Darstellung, sowie die innere Wahrheit, die bei der Entwickelung der Thatsachen beobachtet wird, nicht genug gerühmt werden kann. Von Charakteristik der Personen sind freilich nur wenige Spuren zu finden; doch das Ganze ist meist für den Leserkreis, der für diese Romane sich bereits gebildet hat, ganz genügend. Am schwächsten scheint uns der neueste Roman zu sein „Die Engländer auf dem Rhein.“

Die neuesten Erscheinungen scheinen sich fast das Wort gegeben zu haben, aus dem Kreise nicht herauszutreten, den wir in unsern einleitenden Worten genauer bezeichneten. Auch „Die Regulatoren in Arkansas“ von Friedrich Gerstäcker gehören ihm an. Die Romane, welche ihren Schauplatz nach der neuen Welt verlegen, finden, wie es scheint, in der deutschen Lesewelt ein sehr großes Publikum, häufig doch aber nur dadurch, weil sie Beschreibungen von Gegenden, Ereignissen und Personen enthalten, an welche der gewöhnliche Leser keinen Maßstab anlegen kann, weil sie seiner Phantasie durch die Pracht der Scenerie eine ungewöhnliche Beschäftigung geben und dadurch die Mängel leicht verdecken können, welche bei einem bekannteren Schauplatze gar grell in die Augen springen und die Dichtung leicht unerträglich machen würden. Wir erinnern uns des gewaltigen Beifalls, welchen der Verfasser des „Kajütenbuchs“ durch seinen letzten Roman „Süd und Nord“ erntete. Die Lesewelt konnte nicht müde werden ihn zu verschlingen, in den Lesebibliotheken war auf lange Zeit kein Exemplar zu erhalten und selbst ernste, mitunter unparteiische Blätter sprachen sich mit hohem Lobe über diese Dichtung aus. Man vergaß aber über den gemachten Enthusiasmus, in den sich der Verfasser selbst versetzt hatte und mit dem er unaussprechliche Naturwunder mit „Ach“ und „O“ nicht schilderte, sondern rhapsodisch verherrlichte, die Dürre der Fabel, den Mangel an kräftiger Charakteristik, kurz Alles dessen, was einen Roman erst wirklich zum Romane machen kann.

Der obengenannte Roman ist nun freilich in Bezug auf die eben gerügten Uebertreibungen nicht ganz mit Seatsfield's Dichtungen zu vergleichen. Seine Darstellung ist ruhiger und gemessener, die Natur-

schilderungen, wenn auch in lebendiger Erinnerung des frischen, freien Waldlebens niedergeschrieben, sind bei aller Wärme und Begeisterung nur als Staffage behandelt; der Verfasser besitzt überhaupt nicht den dichterischen Schwung, der Seatsfield eigenthümlich ist. Dagegen nähert sich sein Roman in manchen andern Gebrechen der Classe der Romane, die man Auswanderungsromane nennen möchte, denn alle diese Schilderungen der Wunder Amerika's begünstigen gewiß in nicht geringem Maße die Auswanderungslust, welche seit mehreren Jahrzehnten die Deutschen ergriffen hat. Er ist arm an Begebenheiten. Arkansas ist nämlich eine Provinz der nordamerikanischen Freistaaten, welche erst vor wenig Jahren in den Congreß als unabhängiger Staat eingetreten ist. Die Ansiedler, die das Land bewohnen, sind zerstreut, die gesellschaftlichen Bande, die sie miteinander verbinden, noch schwach und gering, denn jeder ist so ziemlich auf sich selbst gewiesen. Dieses ganze lockere Staatsverhältniß zeigt sich auf das deutlichste in dem Roman. Einige verwegene Abenteurer haben sich verbunden, durch Pferdediebstahl sich zu bereichern. Diese Räuber aufzusuchen und zu bestrafen, da die Regierung die Kraft und den Willen dazu nicht hat, verbinden sich die angesehensten Grundbesitzer mit einander und diese Jagd auf die Pferdediebe und ihre Bestrafung macht neben einigen Liebesverhältnissen den ganzen Inhalt des Romans aus. Es ist durchaus nothwendig, daß bei der natürlichen Dürftigkeit des Stoffes manche Längen sich ergeben mußten, sollte er drei Bände, das nothwendige Maß eines Romans, füllen; auch ist der Verf. zu schüchtern (oder zu wenig geschickt?) gewesen — es ist, soviel wir wissen, seine erste größere Dichtung — manche glückliche Idee weiter auszubeuten. Uebrigens dürfen wir nicht verhehlen, daß bei allen diesen Mängeln der Roman viele gelungene Einzelnheiten hat und manche Charaktere, zumal die komischen, sind mit vielem Humor durchgeführt. Nur einen Uebelstand hätte Ref. gern vermieden gesehen. Die Interpunktionszeichen sind mit einer oft höchst verwirrenden Willkür ausgetheilt und mit einem Luxus, der selbst in unserer deutschen Sprache, die der Kommata so viele verbraucht, nicht gestattet ist. Auch sind ihm manche grammatische Unrichtigkeiten aufgefallen, von denen er nicht weiß, ob sie dem Verf. oder dem Setzer zur Last zu legen sind, der ebenfalls seine störende Gegenwart, mehr als dem Leser lieb sein kann, zu erkennen giebt. Uebrigens wird der Roman bei allen seinen Mängeln einen zahlreichen Leserkreis finden — und was will ein Verfasser in unsern Zeiten mehr?

Auch die „Venetianischen Nächte“ von Oettinger haben uns nicht so angesprochen, wie manche andere Dichtungen dieses gewandten, geistreichen Novellendichters. Mit Ausnahme der ersten Novelle, die „Taube von Zion“, die wirklich in abgerundeter Darstellung vollendet ist, tragen fast alle, unter jenem Titel vereinigte Novellen zu sehr den Charakter des Anekdotenartigen, um als Novellen oder auch nur Novelletten gelten zu können. Wir haben uns gefragt, was die Ursachen dieses Unfertigen und daher Ungenügenden wohl sein möge, was wir häufig in den kürzern Dichtungen dieses eben so liebenswürdigen als geistreichen Erzählers bemerken, und wir glauben sie nur in dem allzustrengen Festhalten an den geschichtlichen Ueberlieferungen gefunden zu haben. Der Verf. scheint es nicht zu wagen, den geschichtlich constatirten Ereignissen Gewalt anzuthun, sie mit künstlerischer Freiheit umzugestalten und dadurch erst ihnen den Stempel eines Kunstwerks, einer Dichtung aufzudrücken. Mehrere Novellen in den vor uns liegenden „Venetianischen Nächten“ bestärken uns in dieser Annahme. Wir nennen nur „Gozzi und Goldoni“, „Rosalba“, „Tullia Manini“ und „Casanova“, die viel zu fragmentarisch behandelt sind, als daß man ihnen den Titel Novellen zugestehen könnte. Reizend ist der Verfasser in jenen kleinen Novelletten, in denen er seiner Laune den Zügel schießen läßt. Wir haben lange nichts Angenehmeres als „Geheimniß einer Gondel“ und selbst „Byron und Shelley“ gelesen.

Seit einiger Zeit regt sich Herloßsohn's Talent mehr als früher. Ein Roman folgt dem andern auf dem Fuße und bald leiht ihm die Geschichte, bald die Gesellschaft den Stoff zu seinen Dichtungen. Die neueste Dichtung, die wir von ihm gelesen haben, ist „Arabella oder die Geheimnisse eines Hoftheaters.“ Wir müssen leider bekennen, daß dieser Roman weniger unsern Beifall gewonnen hat, als manche seiner historischen Romane. Die Idee, die ihm zum Grunde liegt, ist gewiß gut. Die genauere Kenntniß des Theaterlebens öffnet so tiefe Blicke in unsere gesellschaftlichen Verhältnisse, wo Scandalsucht und Liederlichkeit neben Eitelkeit, Geldstolz und Nepotismus die Grundfarben des unsauberen Gemäldes bilden, das nur selten durch eine großartige Leidenschaft im guten oder bösen Sinne einen interessanten Charakter erhält, daß man eigentlich behaupten könnte, das Theater sei das Princip, welches dem größern Theil der Marionetten der vornehmen Welt erst Leben und Bewegung gäbe. In dieser Hinsicht sind die Geheimnisse, namentlich der Hoftheater, schon vielfach ausgebeutet worden, und dies Interesse, das

jede neue Benutzung dieses Themas bietet, zeigt seine unerschöpfliche Reichhaltigkeit. Herloßsohn hat in seiner „Arabella“ bewiesen, daß er die Aufgabe recht gut verstanden habe, die ihm hier geworden, nur scheint er im Verfolg seiner Darstellung ermattet zu sein, wenigstens ist es uns vorgekommen, als wenn der Roman im weitern Vorrücken nicht halte, was sein Anfang versprach.

Ziemlich denselben Werth hat eine andere Dichtung, die vor Kurzem erschienen ist, unter dem Titel „Mohnkörner“ von Ernst Ritter. Es ist eine Sammlung von Erzählungen, die zum Theil sich recht anmuthig lesen lassen, aber sich durch kein entschiedenes Talent auszeichnen. Am unangenehmsten fällt bei ihnen die Wahl des Stoffes auf. Der Verf. mag wohl von dem Wunsche ausgegangen sein, die Welt des Herzens, dieses große Theater des menschlichen Lebens, diesen Urquell menschlicher Leiden und Freuden näher kennen zu lehren; doch unglücklicher Weise beschränkt sich meistentheils seine Wahl der Stoffe auf Zustände und Verhältnisse, die doch nur als Verirrungen, nicht als normal gelten können. Es ist freilich wahr, daß der Normalzustand selten Gelegenheit giebt, eine interessante Erzählung darauf zu gründen, wenn der Erzähler es nicht versteht, die Verwickelungen und das Interesse auf eine andere Weise zu erwecken; aber eben so wahr ist es, daß die Darstellungen krankhafter Regungen nur einen peinlichen Eindruck auf den Leser hervorbringen können. Wenn z. B. der Verf. in seiner Erzählung „Gerhardine“ die traurigen Folgen der seltsamen Liebe eines 20jähr. jungen Mannes zu einer 40jähr. Frau schildert, indem er nach einigen Jahren seiner alten Frau überdrüssig wird, und seine Stieftochter liebt, und zwar in einem Grade, daß nur Zwang die Liebenden auseinander reißen kann, so ist diese Darstellung einer im Grunde doch nur unnatürlichen Neigung, doch nur ein psychologisches Curiosum, aber kein Gegenstand einer wahrhaft poetischen Darstellung. Derselbe Fall tritt bei andern Erzählungen dieser Sammlung ein wie: „Die Verlobung“ und „Ulysses.“ In der erstern läßt ein junger Maler sich von der äußern Schönheit eines Mädchens so sehr blenden, daß er ihre geistige Beschränktheit nicht eher wahrnimmt, als bis er mit ihr schon verlobt ist. Glücklicherweise wird die wirkliche Verheirathung der jungen Leute um ein Jahr aufgeschoben. Unterdessen lernt der Maler ein wahrhaft liebenswerthes Weib kennen und der Vater seiner Verlobten findet einen reichern Eidam und entbindet ihn gern seines Eides. In der zweiten wird gar ein Bildhauer geschildert, der ein Mädchen nur aus Interesse zu lieben sucht.

Wirkt die Verlegenheit des Malers komisch, so ist die Gemeinheit des Bildhauers geradezu widerlich. Und so sind fast alle Erzählungen dieser Sammlung, fast alle liefern nur psychologische Curiosa, Anekdoten aus der Chronique scandaleuse der Gesellschaft; und das Schlimmste ist, daß der Verf. es nicht versteht, ihnen einen edlern Charakter aufzudrücken. Am freundlichsten hat uns noch die kleine Skizze aus einer Reiseerinnerung angesprochen, betitelt „Herbstwochen am See", worin der Verf. einen idyllischen Aufenthalt in den Gebirgen Oberösterreichs oder Baierns schildert.

Nicht ganz auf gleicher Stufe stehen Schücking's Romane, von denen namentlich die beiden letzten sich in sehr kurzen Zwischenräumen gefolgt sind. Schon in dem „Schloß am Meere" zeigte Schücking bei aller Unbequemlichkeit und Zerrissenheit der Form, die anzunehmen ihm beliebte, daß er eine höhere Richtung verfolge, als die meisten anderen Tagesschriftsteller und einzelne Theile jenes Romans waren schon so gelungen, daß man wohl erwarten durfte, er werde in spätern Dichtungen sich immer mehr den vollendetern Dichtungen unserer Zeit nähern, wenn er nur erst das krankhafte Streben werde überwunden haben, durch Seltsamkeit der Form Aufsehen zu erregen. Seit jenem Romane sind einige Jahre vergangen, ehe er mit einer größern romantischen Dichtung wieder hervortrat. Erst in diesem Jahre beschenkte er das Publikum rasch nach einander mit zwei Romanen, die unter dem gemeinsamen Titel „Zeiten und Sitten", wahrscheinlich nur der Anfang einer ganzen Reihe von Romanen werden sollen. Die „Ritterbürtigen" und „Eine dunkle That" nehmen schon dadurch gleich von vorn herein für sich ein, daß sie eine festbestimmte Gegend Deutschlands, einen besondern Theil des Volkes und der Gesellschaft schildern. Jede Dichtung gewinnt gewiß ungemein, wenn sie den Schauplatz fest bestimmt, wenn sie der Phantasie des Lesers einen sichern Grund und Boden gewährt und ihr es dadurch möglich macht, sich irgend wo zu fixiren. Das Nebelnde und Schwebende der meisten deutschen Romane kommt zumeist daher, daß sie theils wegen der Zertheiltheit Deutschlands in so viele Staaten, theils wegen des allzukleinstädtischen Geistes unsern lieben Mitbürgern keinen Ort nennen dürfen oder zu nennen wagen. Noch mehr gewinnen Schücking's neueste Romane, daß er das Land schildert, in dem er geboren ist, die Menschen, unter denen er aufgewachsen ist. Dadurch erhalten seine Schilderungen eine Wahrheit und selbst die etwas zu romantischen Charaktere eine Portraitähnlichkeit, welche diese Dich-

tungen vor vielen andern auszeichnet. In den „Ritterbürtigen" scheint er ein Bild des Adels in den rheinisch-westphälischen Landen geben zu wollen und wenn er dabei auch etwas zu viel Romantik eingemischt haben mag, wenn die Extravaganz dieser Freiherrn des weiland heiligen römischen Reichs vielleicht zu sehr übertrieben ist, auch manche Unwahrscheinlichkeiten, Unmöglichkeiten und Ueberschwenglichkeiten nach Art der Romanschreiber mitunterlaufen, so gewährt doch das Ganze ein sehr unterhaltendes Bild. Uebrigens können wir „Die Ritterbürtigen" als so bekannt voraussetzen, daß wir nicht näher in diese Dichtung einzugehen brauchen. Der jüngst erschienene Roman „Eine dunkle That" bewegt sich in dem ehemaligen Herzogthum Berg, ein Land, das ebenfalls dem Verf. genau bekannt ist, wie schon aus der trefflichen, naturwahren Schilderung der Scenerie hervorgeht. Der Leser glaubt die Gegenden selbst zu sehen, in die er von dem Verfasser eingeführt wird. Die Zeit, in welcher der Roman spielt, ist nicht die Gegenwart, sondern das vorige Jahrhundert; der Kreis, in denen sich die Erzählung bewegt, die privilegirte Gesellschaft mit Ausnahme einiger wenigen Personen der untern Stände, die mehr oder weniger in den Lauf der Ereignisse eingreifen. Die Charaktere sind im Ganzen gut durchgeführt, der Stoff der Erzählung ist spannend und interessant. Woher kommt es, daß das Ganze keinen besondern Eindruck auf den Leser hervorbringt? daß das Lesen dieser Blätter mehr peinlich als anregend wirkt, daß man weit eher Lust hätte, den Roman bei Seite zu legen, als seiner Entwickelung zu folgen? Dies ist wenigstens der Eindruck, den er auf uns hervorgebracht hat. Wir glauben die Schuld größtentheils auf die Darstellung, auf die Form werfen zu müssen. Schücking hat bis jetzt die ihm eigenthümliche Form der Darstellung noch nicht gefunden. In den drei bis jetzt erschienenen Romanen stellt er sich stets als ein anderer dar. Das „Schloß am Meer" zerreißt den Faden der Erzählung durch die selbständige Novellenform, die er den einzelnen Abtheilungen gegeben hat; in den „Ritterbürtigen" kehrt er zu der allgemein angenommenen Form des Romans zurück, und schon glaubten wir, er habe sich endlich selbst gefunden; doch das scheint nach der neuesten Dichtung nicht der Fall. Wir wollen hier den Umstand nicht tadelnd hervorheben, daß der Styl sich wesentlich verändert, je nachdem der Leser in die Schlösser und Salons der Adeligen oder in die träumerische Welt Bernhards, des Helden des Romans, eingeführt wird. Manche werden darin eine Schönheit des Romans finden, obgleich es freilich keine ist. Wir sehen darin nur eine Laune des Verf.,

der wir gern nachgeben, da sie im Grunde nicht wesentlich störend einwirkt. Ein größerer Mangel beruht in der Unbeholfenheit, mit der der Verf. die einzelnen Theile des Romans an einander gereiht hat, die den innern Organismus der Dichtung zerstört und es dem Leser sehr schwer macht, dem Faden der Erzählung gehörig zu folgen. Die Verwirrung beginnt schon in der Exposition des Romans, wo der Leser mit den Hauptpersonen mit einem Male bekannt gemacht werden soll und daher eine solche Menge von biographischen Notizen erhält, daß es ihm äußerst schwer wird, sich in dem Gehörten zu orientiren. Die Verwirrung dauert auch fort bis zum Schluß des Romans und nur diese Formlosigkeit ist Schuld, wenn die einzelnen, wirklich trefflich gearbeiteten Theile vielleicht weniger anerkannt werden, als sie es in der That verdienen. Aber ist das nicht ebenfalls die Folge der Uebereilung, die wir überhaupt unsern Schriftstellern der Gegenwart vorwerfen zu müssen glauben? Wir haben uns gedrungen gefühlt, auf diese Mängel ganz besonders aufmerksam zu machen. Schücking hat in allen seinen Dichtungen ein so vorzügliches Erzählungstalent bewiesen, daß es sehr zu bedauern wäre, wenn auch er der jetzt mehr und mehr Mode werdenden Zerfahrenheit zur Beute würde. Man kann es nicht oft genug wiederholen, daß eine gelungene Dichtung sich nicht, um einen ganz gemeinen Ausdruck zu gebrauchen, aus dem Aermel schütteln läßt. Das wahrhaft Treffliche wird nur durch Anstrengung und sorgfältige Pflege erreicht.

Wir könnten noch mehrere neuere Dichtungen anführen, wie z. B. „Die tolle Welt" von Theodor Oelckers, „Goethe's Studentenjahre" rc. rc. doch wozu die Menge von halbfertigen, theils übereilten, ohne wahren Beruf gearbeiteten Dichtungen namhaft machen. Ihr eigentliches Reich sind die Leihbibliotheken; für sie sind sie geschrieben, in ihnen mögen sie einen Kreis von Lesern finden, der den meisten auch nicht entgeht, ja schon gefunden ist, denn die meisten dieser sogenannten Dichtungen rühren von Verfassern her, welche durch immer neue Productionen sich einen gewissen Ruf unter Verlegern und in den Leihbibliotheken gewinnen, den wir ihnen gern und unbeneidet überlassen.

Wenn dieses Urtheil, das wir über die neuesten uns bekannt gewordenen Erscheinungen der schönen Literatur fällten, ein ziemlich trauriges Bild von dem Stande dieses Zweiges der Literatur entwirft, so können wir freilich nur die Zeit selbst anklagen, welche so wenig ihre Kräfte anzuwenden, und mit ihnen Haus zu halten weiß; denn wir erkennen

gern, daß mehrere von den besprochenen Dichtungen Anlagen zeigen, die mit tieferm Ernste verbunden und mit dem Streben nicht blos dem Modegeschmack zu huldigen, etwas Gediegeneres leisten würden. Es ist eine schmerzliche, aber wie es scheint tiefbegründete Wahrheit, daß unsere Zeit zu frivol ist, zu flüchtig sich den Einwirkungen des Augenblicks hingiebt, um etwas wirklich Dauerndes hervorzubringen. Das ist schon oft und von vielen Seiten ausgesprochen worden und bestätigt sich täglich von Neuem. Wollte man wirklich nur Gutes und Gelungenes in der Literatur besprechen, wie man es freilich sollte, so würde man oft Jahre lang schweigen müssen. Die Zeit ist vorüber, wo die Productionen des Geistes nur nach vollendeter Bildung in voller Reife sich erst dem Publikum zeigten, und wo dann Alles, was sie der Oeffentlichkeit übergaben, den Stempel des Tiefdurchdachten, des Gediegenen an sich trug.

Das ist uns von Neuem klar geworden, als wir die von Dorow herausgegebenen „Erinnerungen für edle Frauen" von Elisabeth von Stägemann durchlasen. Dorow, dieser Allerweltssammler, der nur zu oft der gemeinen Klatschsucht fröhnte, hat in diesem Denkmal, das er der Erinnerung an seine verewigte Freundin stiftete, sich wirklich den innigen Dank aller Freunde des Schönen und Edlen verdient. Die Blätter, welche hier dem Publikum geboten werden, enthüllen einen so tief gebildeten weiblichen Geist, eine so edle Persönlichkeit, daß man nur bedauern muß, daß sie so lange dem Publikum entzogen worden sind. Der Roman in Briefen, eine Periode aus dem Leben eines jungen weiblichen Herzens enthaltend, ist freilich durch die Form der Darstellung etwas ungenießbar gemacht, wir wenigstens müssen für unsere Person gestehen, daß uns die Breite der Briefform unangenehm berührt; zieht aber unendlich an durch die ruhige Haltung des Ganzen, die tiefe psychologische Wahrheit der Charaktere, die genaue Kenntniß des weiblichen Herzens und die edle Sprache. Die „Fragmente", die darauf folgen, halten wir für das Bedeutendste, was feit lange über die gesellschaftliche Stellung der Frauen gesagt worden ist. Eben so sind die „Phantasien" von dem höchsten Interesse; voll Poesie und Anmuth. Die Auszüge, welche Dorow aus dem Briefwechsel der Frau von Stägemann als Schluß dem Ganzen beigefügt hat, können ebenfalls das höchste Interesse erwecken.

Noch müssen wir einige Worte über die zahlreichen Briefsammlun-

gen und Erinnerungen an Goethe sagen, die in der jüngsten Zeit erschienen sind. Die Pietät gegen große, edle Verstorbene ist schön und anerkennenswerth; sie zeigt am deutlichsten den Werth, den der menschliche Geist auf alles Edle und Erhabene legen muß, will er sich selbst achten, und immer weiter schreiten auf der Bahn der Vervollkommnung; doch, dünkt uns, könne man auch in dieser Pietät zu weit gehen. Nicht Alles zu sammeln, sondern nur das Beste zu erhalten, was das Andenken edler, ausgezeichneter Geister dauernd begründen mag, ist wohl die Aufgabe der Zeit und hierin scheint uns der Sammeleifer unserer Zeit oft fehl zu gehen. Schon die früheren Briefsammlungen Goethe's und Schiller's enthielten Manches, was durchaus nicht der Kenntnißnahme des größern Publikums würdig war; dieser Fehler hat sich später oft wiederholt und manche Erinnerungen an Goethe, wie z. B. der von Riemer herausgegebene Briefwechsel, giebt Vieles, was recht gut ungedruckt geblieben wäre. Wieder liegen uns drei Briefsammlungen vor, welche an diese Heroen unserer Literatur erinnern.

Die „Briefe und Aufsätze von Goethe aus den Jahren 1766 bis 1786" herausgegeben von A. Schöll berühren die früheste Periode von Goethe's schriftstellerischem Leben und geben zum Theil sehr interessante Beiträge zu seiner Bildungsgeschichte, die noch durch die beigefügten Fragmente aus seinem damaligen schriftstellerischen Treiben und Weben an Interesse sehr gewinnen. Weniger bedeutend sind die „Briefe Schiller's und Goethe's an A. W. Schlegel, da sie meist nur die Herausgabe der Horen rc. betreffen; doch dürfen wir nicht läugnen, daß auch sie einzelne Blicke auf die persönlichen Verhältnisse Schiller's zu Schlegel, namentlich in Bezug auf die Stellung beider Männer nach dem heftigen Angriff Fr. Schlegel's gegen Schiller, gewähren, die nicht blos den Literarhistoriker interessiren dürften. Anders ist es mit den „Briefen von Goethe und dessen Mutter an Friedrich Freiherrn von Stein", herausgegeben von den DD. J. J. H. Ebers und August Kahlert. Die Briefe von Goethe sind an den noch sehr jugendlichen Freiherrn von Stein gerichtet, der in Goethe's Hause erzogen wurde und erhalten höchstens nur Interesse, wenn man die Stellung Goethe's zu dem Knaben berücksichtigt und die Freundlichkeit bewundern will, mit dem der große Dichter und hochgestellte Mann mit einem Kinde spricht. Denselben Standpunkt nehmen die Briefe von Goethe's Mutter an Fr. von Stein ein; doch gewinnen sie dadurch noch ein weiteres Interesse, daß man sieht, daß Frau Bettina von Arnim in ihren Schriften den

Charakter der Frau Rath sehr treu dargestellt und festgehalten hat. Die Beilagen: Briefe von Schiller's Gattin, Charl. von Lengefeld, von der Baronin von Stein, von Schiller rc. an den Herrn von Stein, sind nicht ohne Interesse, wenn auch in ihrer Vereinzelung ohne allgemeinen Werth. Wir müssen noch einmal unsere eben nur ausgesprochene Ansicht wiederholen, daß das Andenken an Schiller und Goethe durch diese Gabe nicht wesentlich erwärmt oder erhöht wird.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Inhalt.

